920

Nicholas.

Briefe

eines

Reisenden Franzosen

über

Deutschland

An seinen Bruder

zu Paris.

Uebersetzt

von

K. R.

Erster Band.

Zweyte, beträchtlich verbesserte Ausgabe.

MDCCLXXXIV.

LIBRARY
MAR 25 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

— — — Non pour rapporter ſeulement à la mode de noſtre nobleſſe françoiſe, combien de pas a la *ſanta Rotonda*, ou la richeſſe des Caleſſons de la *Signora Livia &c.* Mais pour en rapporter principalement les humeurs de ces nations & leurs façons; & pour frotter & limer noſtre cervelle contre celle d'autruy &c.

Eſſais de Montaigne C. XXV.

DD
33
R56
1784

Der in Nürnberg angefangene Nachdruck dieser Briefe, hat gegenwärtige Auflage veranlaset.

Die gerechtesten Klagen, über Eingriffe in das Eigenthum eines Verlegers, drangen bis izo noch nicht in die Ohren einiger Fürsten Deutschlands. Nur unter dem Titul: Commerz und Industrie zu begönstigen, werden Nachdrücke geduldet, mit Privilegien begnadigt! ! —

So nun werden die Verleger der Original-Drücke genöthigt, zu Sicherung ihres, in den meisten Fällen theuer erkauften Eigenthums, alle nur möglichen Mittel vorzukehren. Dabey aber leidet er immer Schaden, und das unschuldige Publikum mit Ihm. Eine umgearbeitete, neue und wohlfeilere Ausgabe eines Buchs, ist Abwürdigung der vorhergegangenen Edition. Also Unrecht: gegen diejenigen, welche schon einmahl gekauft haben, aber durch erlittenes, von eingeschlaffener Justiz geduldet und befördertes Unrecht. —

Es bleibt also dem Verleger dieser Briefe weiter nichts übrig: als, diese Schuld und die

Klage des leydenden Publikums von sich abzulehnen; und das Publikum zu bitten, um seines eigenen Vortheils willen, Hand von allen Nachdrücken abzuziehen. Der etwas geringere Preiß eines Nachdrucks hat sein Wesen in der schlechtern Beschaffenheit des Papieres und des Drucks, und sehr oft ist der Fall wie izo: Daß eine Neue, verbeßerte und wohlfeilere Ausgabe des Originals, alles vorhergegangene unnütz machet. —

Lieber Landsmann!

Seitdem ich ausser den Gränzen unsers weiten Reiches bin, ist alles, was auf unser Vaterland Bezug hat, doppelt interessant für mich. In der Fremde vergißt man mehr, daß man ein Rheinländer, ein Sachse, ein Bayer u. s. w. ist, und fühlt dann erst recht, daß man ein Deutscher ist. Eine andre Ursache, warum mir unsere Mutterrede überhaupt immer desto heiliger wird, je weiter ich mich von ihr entferne, ist, daß ich nirgends so viel gutes sehe, oder zu sehn glaube.

Bloß diese warme Theilnehmung an allem, was auf unser Vaterland einigen Bezug hat, verleitete mich, an einem meiner hiesigen Freunde ein kleines Schelmenstük zu begehn. Es ist ohngefähr das nämliche, welches Leßing durch die Uebersetzung des Jahrhunderts von Ludwig dem Vierzehnten an Voltäre begangen hat.

Der Verfasser dieser Briefe ist der Bruder meines Freundes. Dieser gab mir die Briefe einzeln, so wie er sie von der Post empfieng, aber bloß zum Lesen. Er wollte sie druken, aber erst von seinem Bruder, der wirklich in

England ist, nach dessen Zurükkunft überlesen und nötigenfalls ausbessern lassen. Ich benutzte diese Gelegenheit, um dir, lieber Landsmann, oder noch liebere Landsmännin, diese Briefe noch früher in die Hände zu spielen, als sie das französische Publikum zu sehen bekömmt, welches allem Anschein nach wenigstens noch ein halbes Jahr darauf warten muß.

Wenn du bedenkst, daß ich die einzelne Originalbriefe nur sehr kurze Zeit in Händen hatte, über Hals und Kopf übersetzen mußte, und ohne Zweifel mit dem Original noch wichtige Verbesserungen werden vorgenommen werden, so wirst du mir die Nachläßigkeit des Stils hie und da, leicht zu gut halten, und das, was du mit dem Original mit der Zeit nicht übereinstimmend findest, nicht geradezu für Auslassungen oder Unterschiebungen erklären. Ich glaube getan zu haben, was ich in der Zeit und in den Umständen tun konnte.

Es kann seyn, daß meine Uebersetzung Vorteile über das Original erhält; denn vielleicht findet der Franzose seine Bemerkungen hie und da zu frey, und beschneidet seine Briefe; oder die Zensur nimt vielleicht diese Operation mit denselben vor. Vielleicht werden sie um ein beträchtliches abgekürzt, weil man viele Sachen für das ganze französische Publikum nicht inte-

reſſant findet, die es doch für das Deutſche ſind. Vielleicht — doch das läßt ſich erſt beſtimmen, wenn das Original erſcheint.

Eine Menge Komplimente an die Nanette und andre Leute; Nachrichten, die ſich bloß auf den Bruder des Verfaſſers und ſeinen Zirkel beziehn, Addreſſen u. dgl. m. hab' ich weggelaſſen, weil ſie dich nicht intereßiren können. Ich wollte dir nichts, als das reine Zeugnis eines Ausländers über den Zuſtand unſers Vaterlandes in die Hände liefern.

Ohne Zweifel biſt du ſehr neugierig zu wiſſen, wer eigentlich der Verfaſſer ſey. Nennen darf ich dir ihn nicht; denn du weißt, daß einige unſerer Fürſten ein wenig kitzlicht ſind, und lange Arme haben. Du erinnerſt dich vielleicht eines franzöſiſchen Marquis, der mit ſeinem Ränzchen auf dem Rüken ganz Deutſchland durchzog, und von dem einige Briefe im deutſchen Muſeum ſtanden. Es iſt nichts natürlicher, als daß du auf den Einfall kömmſt, du habeſt nun mit einigen Veränderungen die ganze Sammlung der Briefe dieſes Marquis in Händen, die das deutſche Muſeum nicht fortſetzen dorfte, weil ſie irgendwo Bauchgrimmen erregt. Allein du betrügſt dich, denn es iſt nicht nur erweislich, daß beſagte Briefe im Muſeum unterſchoben, und nichts weniger als das Werk

eines französischen Marquis waren; sondern es findet sich auch zwischen dem Ton, den Absichten und den Datums dieses Marquis und meines Originals ein sehr merklicher Unterschied, der dir von selbst auffallen wird, wenn du dir die Mühe nimst, beyde mit einander zu vergleichen.

Der Verfasser dieser Briefe ist einer von denen, die man vor einigen Jahren hier Turgotisten nennte. Diese waren Leutchen, die sich mit Statsreformen abgaben, und einen schrecklichen Lärmen von Simplificirung der Finanzsisteme, Bevölkerung, Akerbau, Industrie, politischen Tabellen und Berechnungen, und kurz von allen Dingen erhoben, die in vielen deutschen Ländern schon seit langer Zeit im Gang sind; aber hier erst unter Turgot Theorie wurden. Diese Herrchen bildeten eine Sekte, welche die Schwärmerey so weit trieb, als irgend eine Religionsparthey. Sie fielen die ganze französische Regierungsverwaltung mit einer unbeschreiblichen Wut an, und da dieselbe, wie bekannt, so verworren als der gordische Knoten oder irgend ein andrer Knaul ist, so hieben sie, wie eben so viele Alexanders, mit den Säbeln zu, um hernach aus den Stüken ein so ordentliches Statsgewebe zu machen, als des Königs von Preussen seines ist. St. Germain, welcher zu gleicher Zeit auch aus der französischen Armee eine preus-

sische machen wollte, stand mit diesen Turgotisten im Bund, und feuerte durch seine Hitze den herschenden Reformationsgeist noch mehr an.

Ein ächter Turgotist mußte auch ein Encyclopädist seyn. Sie umfaßten nicht nur das ganze weite Feld der Statsverwaltung, sondern zogen auch alles, was nur auf die bürgerliche Industrie Bezug hat, in ihre Sphäre. Es fehlte wenig, daß sie nicht dem Schuster den Leist zu einem tüchtigen Schuh, und dem Schneider das Muster zu einem Kleid, comme il faut, zugeschnitten hätten.

Wenn dir also, lieber Landsmann, oder liebe Landsmännin, Stellen aufstossen, wo du glaubst, das französische Herrchen stecke seine Nase in Dinge, die es hätte unberührt lassen sollen, oder es hüpfe auf den Zehen über die Oberfläche mancher Dinge weg, wo es vesten Fuß hätte setzen sollen, oder es deklamire à la Françoise, wo es nach deutscher Art Tatsachen hätte anführen sollen; so thust du nicht wohl daran, wenn du dich darüber ärgerst. Lachen must du, und es recht lebhaft fühlen, daß dein Vaterland zu groß und zu erhaben ist, als daß es von einem encyclopädischen Turgotisten, oder einem Kleinmeister mit einem warmen Kopf beleidigt werden könnte.

Ich bin gar nicht in Abrede, daß der Stellen, wo du in diesen Fall kommen wirst, nicht ziemlich viel seyen; allein, ich müßte mich sehr

betrügen, wenn du mir am Ende des Buches nicht selbst gestehest, daß der guten, interessanten, und mit dem Stempel der Wahrheit geprägten Stellen nicht noch mehr seyen. Der Franzose plazt mit seinen Bemerkungen so gerade heraus, und hat, meines geringen Erachtens, so wenig Partheylichkeit, daß er oft das Sprüchwort bestätigt: Kinder und N — ꝛc. . . . Du wirst ihm auch einen naiven Beobachtungsgeist, eine ziemliche Dosis allgemeine Weltkenntniß, Gutherzigkeit, und wo nicht gründliche, doch mannichfaltige und nützliche Kenntnisse nicht ganz absprechen können. Er ist auch keiner von der grossen Zahl seiner Landsleuthe, die sich in der sogenannten grossen Welt zu Paris, auf dem sechsten Stokwerk, ihren eignen Maaßstab zur Bestimmung aller Dinge hienieden geschnizelt haben, und von welchen Montagne in dem nämlichen Kapitel seiner Essais, woraus das Motto des Titelblatts genommen ist, sagt: Nous avons la veuë racourcie à la longueur de noſtre nez.

Unser Author scheint wirklich sein Augenmaß durch mannichfaltiges Beobachten, noch ehe er deutschen Grund und Boden betrat, verbessert zu haben, und gleich in den 2 ersten Briefen sieht man, daß er lange nicht so sehr Franzos ist, als man von ihm und seines gleichen erwarten sollte. Er darf immer auf den Titel eines Weltbürgers einigen Anspruch machen. — —

So eben ſchikt mir ſein Bruder einen Brief von ihm aus London, woraus ich Dir in Eil folgende Stelle überſetze:

„ Gegen dein Vorhaben, meine Briefe über „ Deutſchland drucken zu laſſen, hab' ich eben „ nichts einzuwenden, nur mußt du mich dieſel„ be ausbeſſern laſſen; denn ich hab' hie und „ da Unrichtigkeiten entdekt, und was noch mehr „ iſt, die Wahrheit ſteht an manchen Orten zu „ nakt da, und ich muß ihr wenigſtens um die „ pudenda ein Blatt von gehöriger Breite, „ oder ſonſt etwas vorhängen. Du wirſt auch „ leicht begreiffen, daß es etwas anders iſt, für „ das Publikum, als an ſeinen Bruder zu ſchrei„ ben, und ich hätte wegen verſchiedenen Nach„ läßigkeiten mehr die Wuth der deutſchen Jour„ naliſten, die das ausgelaſſenſte und unbändig„ ſte Volk von der Welt ſind, als die Kritik un„ ſerer Landleute zu beförchten, die doch noch mo„ res haben. Ohne Zweifel werden ſie die Briefe „ bald überſetzen; denn es ſind immerfort bey ih„ nen einige hundert Hände beſchäftigt, andre „ Nationen zu plündern, ſo daß man glauben ſoll„ te, Deutſchland lebe bloß vom Raub. Sie ſind „ ſo unverſchämt, daß ſie ſogar aus ihrer Spra„ che in die unſrige überſetzen und ich kann ihnen „ gewiß nicht entgehn. So wenig man auch von „ ihrem Geſchrey bey uns hören mag, ſo geh' ich

„ doch gerne einem groben und besoffenen Mann in
„ der größten Ferne aus dem Weg, wenn ich auch
„ noch so sicher seyn sollte, daß er mir nicht den
„ Hut vom Kopf schlagen, oder mich gar im Ange-
„ sicht ehrbarer Leute bespeyen kann. Der ekelhaf-
„ te Anblik allein ist für mich Beweggrund genug,
„ auf meine Retirade bey Zeiten bedacht zu seyn.„

Wie das Männchen nicht um sich haut! Wenn jemand aus Rüksicht auf einen andern einen Fehler an sich verbessert, so ist es gewiß eher Hochachtung und Ehrforcht, als Verachtung und Abscheu, und wenn die deutschen Journalisten die Wirkung auf Schriftsteller haben, daß diese behutsamer werden, so sind sie immer sehr nüzliche Leute, und wenn auch noch so viele mit groben und schmuzigen Händen unter ihnen seyn sollten.

Uebrigens glaub' ich, daß der Verfasser seine Reise durch Deutschland nicht bloß zu seinem Vergnügen und zur Erweiterung seiner eigenen Kenntnisse, sondern auf Anrathen irgend eines Hofmannes unternommen hat. Turgot fiel schon auf den Einfall, zum Behuf seiner Projekte und Reformen Leute auf Reisen zu schicken, und noch jezt ist es für junge Herren bey dem hiesigen Ministerium eine grosse Empfelung, wenn sie über das Justiz- Finanz- Industrie- und Militarwesen andrer Länder etwas zu sagen wissen. Ich bin ꝛc.

K. R.

Paris, fouburg St. Michel. rue *d Enfers*, vis à vis du Noviciat des Feuillans, dit les *Anges*. Decemb. 18. 1782.

Stutgard den 3ten April 1780.

Hier, Lieber, hab' ich mich zum erſtenmal in Deutſchland gelagert, um nach meiner Gemächlichkeit in die verſchiedenen Theile des Schwabenlandes Ausfälle zu machen, und die nötigen Kundſchaften einzuziehn.

Ich hab es mir zur Regel gemacht, mir für jeden beſtimmten Theil Germaniens einen gewiſſen Mittelpunkt zu wälen, darinn einige Zeit zu verweilen, und die Gegend umher mit Muße zu überſchauen. Ich will Deutſchland bis auf einen gewiſſen Grad im eigentlichſten Verſtand ſtudieren.

Wer wollte aber dieſes Studium bis in das ſehr groſſe Detail der ſehr kleinen Staaten des deutſchen Reiches, der unzähligen Grafſchaften, Baronien, Republikchen u. dgl. treiben? Dieſen erweiſet man wahrhaftig ſchon zu viel Ehre, wenn man nur ſagt, daß ſie exiſtiren.

Du weißt, daß ich mich eine Zeit lang in Straßburg aufhielt, um das Deutſche, welches ich ſchon zu Paris leſen konnte, ein wenig ſprechen zu lernen, und mich vorläufig mit dem Land, das ich bereiſen wollte, in Karten und Büchern bekannt zu machen. Ich fand zu dieſem Zweck mehr Hilfsmittel, als ich erwartete. Wahrhaftig, es iſt die Schuld der deutſchen Geographen und Statiſtiker nicht, daß man ihre Lande auſſer demſelben ſo wenig kennt.

Wenn du mir alſo ein wenig Beobachtungsgeiſt

zutrauſt, ſo kanſt du in meinen Briefen etwas mehr erwarten, als du in den Reiſebeſchreibungen einiger unſerer Landsleute und einiger Engländer von Deutſchland geſehen haſt. Gemeiniglich ſind dies Leute, die nur die groſſen Höfe beſuchen. Da fahren ſie die Heerſtraſſen her, fahren in ihren wohlverſchloſſenen Waagen, als wenn ſie, wie Freund Yorik, dem Tod entfliehn wollten, brüten in dem Gewölke ihrer Ausdünſtungen Grillen aus, die ſie uns dann für ächte Produkte des Landes geben, welches ſie mit Extrapoſt durchreist haben, und haſchen allenfalls am Stadtthor, am Gaſthof, bey ihrem Wechsler, bey einem Mädchen von gutem Willen, im Opernhaus, oder bey Hofe ein Anekdötchen, woraus ſie uns den Karakter und Geiſt eines Volks gar geſchikt herauszuklauben wiſſen. Gar oft verſtehn ſie kein Wörtchen von der Sprache des Volkes, das ſie uns ſchildern, und lernen einen kleinen Theil der Einwohner einer Hauptſtadt, mit dem ſie auf Geratewohl in Bekanntſchaft kommen, durch eine fremde Sprache, und eben dadurch auch in einem fremden und falſchen Lichte kennen. Ein Reichsgraf oder Baron, wenn er nicht in Frankreich gebildet worden, muß Grimaſſen machen, wenn er mit einem Marquis franzöſiſch ſpricht. Jede Sprache paßt nur auf die Sitten und die eigenthümliche Art ihres Landes.

Man muß ſich in alle Klaſſen des Volks miſchen, das man will kennen lernen. Selten thun das die Herren, die uns ihre Reiſen beſchreiben; ſelten können ſie es thun. Gemeiniglich bleiben ſie in dem engen Zirkel von Leuten, in den ſie von ihrem Intereſſe, ihrer Laune, ihrem Vergnügen, ihrem Stand, u. ſ. w. gezogen werden, und ſehen dann alles nur einſeitig an. Kurz man muß ein

studierender Reisender von Profession seyn, um in das Eigenthümliche eines ganzen Volks einzudringen.

Deutschland genau kennen zu lernen, ist ungleich schwerer, als irgend ein anderes europäisches Land. Hier ist es nicht wie in Frankreich und den meisten andern Ländern, wo man in den Hauptstädten, so zu sagen, die Nation in einer Nuß beysammen hat. Hier ist keine Stadt, die dem ganzen Volk einen Ton giebt. Sie ist in fast unzälige, grössere und kleinere Horden zertheilt, die durch Regierungsform, Religion und andere Dinge unendlich weit von einander unterschieden sind, und kein anderes Band unter sich haben, als die gemeinschaftliche Sprache.

Uebrigens kennst du meine Art zu reisen. Kann ich nicht auf den öffentlichen, ordinären Fuhren, die mir der Gesellschaft wegen (und sollte sie auch nur aus Juden, Kapuzinern, und alten Weibern bestehn) ausserordentlich lieb sind, zu Wasser oder Lande fortkommen, so bin ich meistens zu Fuße, die Ritte auf meinem Steckenpferd abgerechnet.

Auch weißt du wol, daß ich Weltbürger genug bin, um auch ausser meinem Vaterlande Gutes und Schönes zu finden, und mich eben nicht höchlich darob zu ärgern, wenn nicht alles wie bey uns ist. Im wesentlichen ist es doch so. Der Unterschied beruht blos auf gewissen Beziehungen und Modifikationen.

Rechne also alle Woche wenigstens auf Einen Brief, worinn du irgend ein deutsches Volk, oder eine deutsche Landschaft wirst kennen lernen — Auf einen Pak Nadoterien, die du mit unter wirst verschluken müssen, wird es dir nicht ankommen. Ich denke, dein Magen ist durch unsere neuesten Bro-

chüren schon daran gewöhnt worden, und ich werde sie dir auch in kleinen Dosen eingeben. Lebe wohl.

Stutgard den 8. April 1780.

Ich hoffe, du hast meinen Brief vom 3. dieses richtig erhalten. Er sollte eine Art von Einleitung in die Korrespondenz seyn, womit ich dich einige Jahre durch zu plagen gedenke. Ich weiß wie sauer dir das Briefschreiben wird; aber wenigstens muß ich auf 6 Briefe eine Antwort haben. Kannst du dich platterdings nicht zum Schreiben entschliessen, so bitte die Nanette, es nur in wenig Zeilen zu tun. Ich weiß, sie thuts gerne, und ich will dann den Brief tausendmal küssen. — Nun zu meinem Tagebuch.

Wie ich am Gasthof in Straßburg auf den Postwaagen sitzen wollte, kam H B. ** in starkem Trott mit vieren daher gefahren. Ohne Zweifel hast du ihn bey Madame H ** zu Paris gesehen. Auf seine Frage: wohin? sagte ich ihm: die Kreuz und Quere durch Deutschland. O erwiederte er, ich habe eben das Hundeland durchreißt. Beym Henker, es lohnt sich der Mühe nicht. Er wollte mich bereden, mit ihm nach N ** zurückzureisen. Anfang dacht' ich, er habe wirklich, wenigstens durch einen ansehnlichen Theil Deutschlands, eine Reise gemacht, fand aber bey genauer Untersuchung, daß er auf seiner Schweitzerreise nur einen flüchtigen Ausfall auf das ebne Land von Schwaben und Bayern bis nach München gethan habe, und von da über Augspurg, Ulm und Freyburg nach Frankreich zurückgekehrt sey. Da eben eine

deutsche

deutsche Postkarte an der Thüre des Gastzimmers hieng, so nahm ich meinen Degen unter dem Arm hervor, und fuchtelte mit der Spitze der Scheide auf derselben herum, um ihm begreiflich zu machen, daß er, weit entfernt, Deutschland durchreißt zu haben, so gut als nichts von Deutschland gesehen. Er achtete nicht darauf. Gehn Sie, sagte er; ich hätte den Henker vom ganzen Lande.

Meine Reisegesellschaft bestand aus einem Weinhändler von Ulm, mit einer melankolischen Fratze, der immer die Lippen verzog, als wenn er so eben sauern Wein gekostet, und einer alten runzlichten, holaugigten Kreatur, vermuthlich einer ausgedienten Venuspriesterin von Straßburg, die, wie sie sagte, als Gouvernante in ein grosses Haus nach Wien berufen worden. Beyde waren mir platterdings ungeniesbar. Auf der langen Rheinbrücke machte ich also meine Betrachtungen über den Begrif, den man in der grossen Welt bey uns mit dem Wort: le Nord verbindet. Die Gaskonade des H. B** und die deutsche Postkarte hatten mich darauf gebracht. Ich durchlief in Gedanken all das weite Land, das sich von unsern Gränzen an, über die ich eben fuhr, bis an das Eismeer hinauf erstreckt. Ich zählte mir die vielen, mächtigen Völker vor, die in diesem Nord mit unsterblichem Ruhm aufgetretten sind. Da sind in alten Zeiten die Zimbrer, die Gothen, die Franken, die Sachsen, die Schwaben, die Allemannen, u. a. und in der neuern Geschichte die Schweden, Preussen und Russen; und dies ganze ungeheure Land, und alle die schrecklichen Völker zwängen wir in einen Begrif ein, der um nichts gröser ist, als den wir mit les Pays bas, verbinden. les Pays-bas und le Nord sind in dem Kopf eines Franzosen so kleine Anhänge an dem grossen,

allmächtigen Frankreich — „Da läßt sich nichts bessers darüber sagen, spricht Herr Tristram Schandy bey einem ähnlichen Anlaß, als: die Franzosen haben eine lustige Art, alles, was groß ist, zu behandeln. Ich mußte innerlich lachen, wie mir diese Bemerkung zu Sinne kam, und der Anblick der ganz verfallenen Vestung Kehl gab diesem innerlichen Gelächter einen neuen Schwung. Ich dachte mir unsern grossen Ludwig, wie er in seinem grossen Vorhaben, die kleinen Anhänge von Pays-bas und Nord samt dem bisgen Italien, Spanien u. s. w. unter den französischen Zepter zu bringen, diese Vestung zum Schlüssel seiner Eroberungen jenseits des Rheins anlegen ließ. Bey meiner Treu, das war doch lustig, sagt ich zu mir, wie ich die Kasernen und Spuren der ehemaligen Vestungswerke betrachtete. — Noch lustiger ist, daß Beaumarchais seinen Voltaire in diesen Kasernen will drucken lassen. Zum Henker, sagt' ich, (und mein innerliches Gelächter brach zugleich äusserlich aus); Ist denn das grosse Frankreich seit Ludwig XIV. für ein Dutzend Druckerpressen zu klein geworden?

Den kleinen Schleichhandel mit der Stadt Straßburg abgerechnet, hat Frankreich von der sogenannten Vestung Kehl nichts zu beförchten. Der Ort ist in jedem Betracht unerheblich, und gehört nebst einigen nahgelegenen Dörfern dem Markgrafen von Baden. Ueber die verschwundenen Vestungswerke aber behauptet das gesamte Korps des heiligen römischen Reiches seine Gerechtsame.

Auf dem Weg nach Karlsruhe hatte ich mancherley Empfindungen. Bey dem Anblick des Schlosses zu Rastadt, worinn 1714. der Friede zwischen uns und den Oesterreichern geschlossen ward, fühlt' ich mit aller Wärme, daß ich ein

Franzos bin. Alle die Helden und die groſſen Staatsmänner, die durch das vorige Jahrhundert bis zu dieſer Epoche unſern Namen verherrlichten, und uns weit über alle übrigen Nationen erhoben, ſtellten ſich meiner Einbildungskraft dar. Ich ſtand einige Zeit unbeweglich da, entzükt durch die Erinnerung all der herrlichen Thaten. Aber wie gedemütigt, wie niedergeſchlagen ward ich auf einmahl durch den Gedanken, daß das zugleich die Endepoche unſerer Gröſſe war; daß mein Vaterland ſeit dieſer Zeit keinen der groſſen Männer wieder hervorbringen konnte; daß ſeit dem der Ruhm jener Völker, die wir damals ſo tief unter uns hatten, in eben dem Maaß ſtieg, wie der unſrige ſank. Ich wollte nun vergeſſen, daß ich ein Franzos bin; ſuchte als Weltbürger Troſt in der Betrachtung, wie viel ganz Europa ſeitdem gewonnen, ſogar durch unſern Verfall gewonnen. Aber es war umſonſt. Die Spuren der entſetzlichen Verwüſtungen, welche eben jene groſſe Helden in dieſen Gegenden zurückgelaſſen, machten mich vollends ſchamroth, daß ich einen Augenblick zuvor ſo ſtolz auf ſie war.

Zu Karlsruhe hielt ich einige Ruhetäge. Ich war ſo glücklich, gleich in den erſten Stunden meines Aufenthalts daſelbſt mit einem vortreflichen Mann bekannt zu werden, der mit dem beſten Herzen die Feinheit eines ausgebildeten Weltmannes, und mit einer unermüdeten Thätigkeit für den Dienſt ſeines Fürſten viel Geſchmak und Kenntniß ſowohl unſerer, als auch der italianiſchen, engliſchen und deutſchen Litteratur verbindet. Der Hof von Karlsruhe hat mehrere Männer von der Art. Schon zu Straßburg lernte ich einige derſelben kennen.

Ich mußte mit ihm eine kurze Spazierreiſe nach

Speyer machen, um einen seiner Bekannten zu besuchen. Unser Weg gieng über Bruchsal, der Residenz des Bischofs von Speyer durch ein waldigtes, mit kleinen angebauten Flecken unterbrochenes Land. Das Holz macht einen ansehnlichen Theil der Einkünfte sowohl des Karlsruher als auch des Bruchsaler Hofes aus. Es wird auf dem Rhein nach Holland geflösset, und allda sehr theuer verkauft. Die Waldung, wodurch wir kamen, ist ein auffallender Beweis von der Vorzüglichkeit einer Erbregierung gegen die Staatsverwaltung eines Wahlfürsten. Die Badensche Holzung wird mit der sorgfältigsten Oekonomie benuzt und gepflegt, weil dem Fürsten daran gelegen ist, daß diese Quelle von Einkommen für seine Nachkommenschaft in ihrem Stand erhalten werde; da hingegen zu Bruchsal, wo des Fürsten Nachkommenschaft keine Ansprüche auf das Holz zu machen hat, der augenblickliche Genuß desselben mehr für die Benutzung, als für die Erhaltung dieses Schatzes spricht. Mit den Menschen verhält es sich, wie mit dem Holz, es ist auffallend.

Bruchsal ist ein artiges Städtchen, und die Residenz des Fürsten ein merkwürdiges Gebäude. Der jezige Fürst-Bischof soll, einige Anwandlungen von böser Laune abgerechnet, kein schlimmer Regent seyn. Sein Humor äussert sich besonders gegen das Frauenzimmer auf eine seltsame Art. Man versicherte mich, wenn er es könnte, er würde alle Mädchen zu Nonnen machen, und die Männer kastriren. Er soll kein Frauenzimmer ansehen können ohne in Versuchung zu kommen auszuspeyen. In seiner Jugend soll er über diesen Punkt anders gedacht haben. Ueberhaupt hat er seine ganz eigne Sittenlehre. Er ließ einen Geistlichen seiner Diozes

zu einem Ketzer erklären, weil er lehrte, Selbstliebe wäre einer der ersten Grundtriebe der menschlichen Handlungen; arbeiten sey besser als Nichtsthun; nehmen besser als geben u. dgl. m. Seine jährlichen Einkünfte belaufen sich, wie man sagte, beynahe auf 300000 Gulden, oder etwas über 600000 Livres, und er ist bey weitem keiner der reichsten Bischöfe Deutschlands.

Speyer ist eine kleine freye Reichsstadt, die ehedem ungleich ansehnlicher war, als sie jezt ist. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ward sie von der französischen Armee gänzlich zerstört, lag eine Zeit lang wüste, und ist nun kaum zur Hälfte wieder erbaut. Sie war eine der ersten römischen Kolonien an den Ufern des Rheines. Man findet in der Gegend sehr viele römische Münzen.

Hier, Bruder, stand ich mitten auf dem Schauplatz des Schreckens, den unsere Truppen im vorigen Jahrhundert längst dem Rhein hinab bis an die Mosel verbreiteten, wo Melac mit seinem Heer nicht als ein Feldherr, sondern als das Haupt einer Mordbrenner-Bande handelte, über 60 blühende Städte und unzälige Dörfer in Asche legte, und eins der schönsten Länder des Erdbodens zu einer Wüste machte; wo Turenne, der gröste Feldherr des gröstten Königs zu der Zeit, dem wehrlosen Kurfürsten von der Pfalz, der bey dem Anblick der Verheerung seines Landes in eine edle Wuth gerieth, sein Leben für sein Volk setzen wollte, und den Turenne auf einen Zweykampf herausfoderte, mit dem Bon Mot antwortete: Seitdem er die Ehre habe, dem König von Frankreich zu dienen, schlage er sich nur an der Spitze von 20000 Mann. Wie klein steht in meinen Augen der grosse Turenne da, wie er dem gefühlvollen Fürsten mit kaltem

Witz ins Gesicht trotzt: Sieh, diese 20000 Franzosen berechtigen mich, dein Land zu verwüsten!

Mein Freund führte mich an die Kathedralkirche, die noch halb im Schutt liegt. Hier sah ich die entweihte Ruhestädte der alten Kayser, deren Särge unsere Soldaten plünderten, und deren Gebeine sie zerstreuten. „Das geschah in Ihrem goldnen Zeitalter, sagte mir mein Freund, unter Ludwig XIV. wo Sie die grösten Dichter, Redner, Tänzer, Philosophen, u. dgl. m. hatten; wo Ihre Verfeinerung auf den höchsten Grad stieg; und wir Deutsche in Ihren Augen nicht viel mehr als Iroken waren. — Fast, Bruder, hatte ich mich geschämt ein Franzos zu seyn. — —

Sowohl zu Speyer, als zu Bruchsal fand ich in den wenigen Häusern, worin wir unsre flüchtigen Besuche abstatteten, mehr Geselligkeit und guten Ton, als ich erwartete. Ich bemerkte, daß man in diesen Gegenden sehr für die Fremden eingenommen ist.

Die wenigen Tage, die ich zu Karlsruhe zubrachte, gehören unter die vergnügtesten meines Lebens. Ich sah einen Fürsten, der wirklich bloß für seine Unterthanen lebt, und nur in ihrem Glück das seinige sucht; dessen aufgeklärter, thätiger Geist den ganzen Staat belebt, und durch seinen Einfluß alle, die an der Staatsverwaltung Theil haben, zu warmen Patrioten gebildet hat. Der ohne Anspruch auf äussere Scheingrösse blos für sein Volk und nur durch stille Wirksamkeit für das Wohl desselben groß seyn will. Erziehungsanstalten, Polizeyverordnungen, Ermunterungen zum Landbau und zur Industrie, kurz alles athmet den Geist der Philosophie und warmen Menschenliebe. O daß

er nicht viele Millionen Menschen so glücklich machen kann, als er seine 200000 macht!

Nach den Kurfürsten und den Häusern Würtemberg und Hessenkassel ist der Markgraf von Baden einer der mächtigsten Fürsten des deutschen Reiches. Nur die Fürsten von Bayreuth und Darmstadt können sich mit ihm messen. Seine Einkünfte belaufen sich beynahe auf 1200000 Gulden, oder 2600000 Livres.

Die Markgräflichen Lande liegen von Basel längst dem rechten Ufer des Rheins herab bis nahe an Philipsburg, und von da durch einen Theil des Elsasses bis zur Mosel hin zerstreut. Wenn sie rund beysamen lägen, so würden sie noch mehr eintragen. Sie haben einen Ueberfluß an Getreide, Vieh, Holz und Wein, welcher besonders in dem nahe bey Basel gelegenen Theil vortreflich wächßt. Man bricht auch Marmor im Lande, und thut ihm die Ehre an, ihn mit dem florentinischen und kararischen zu vergleichen; aber gewiß ist man zu höflich gegen seinen Landmann — Die sanfte Regierung gewährt den Einwohnern einen ruhigen Genuß der Güter, womit die Natur ihren Fleiß so reichlich lohnt. Da die Eingeschränktheit der Einkünfte und die kluge Oekonomie des Hofes ihnen keine Aussichten zu übermäßigem Reichthum öffnet, sie aber zugleich gegen drückende Armuth geschützt sind, so leben sie fast alle in dem glücklichsten Mittelstand. Die Sicherheit ihres Eigenthums und Erwerbes, und der durch die Schiffahrt auf dem Rhein erleichterte Absatz macht ihren Kunstfleiß rege. Die Manufakturen mehren sich von Jahr zu Jahr, und einige derselben, z. B. das Fayence von Durlach nehmen sich vorzüglich aus. Auch mit dem Seidenbau hat man schon glückliche Versuche gemacht.

Der Markgraf ist als Privatmann eben so liebenswürdig und glücklich, als er es als Fürst ist. Er und seine Frau Gemalin, ein Prinzeßin von Darmstadt, lieben die Musen und Grazien, und der Hof ist die beste Gesellschaft zu Karlsruhe. Man braucht wenig Titel, um Eintritt zu finden.

Der Hof ist wegen seiner Oekonomie in den benachbarten Gegenden sehr verschrieen. Sie mag wirklich in einigen Stücken übertrieben werden; aber der Fürst selbst hat keinen Theil daran. Seine Frau Mutter fand etwas Kärglichkeit nöthig, um ihr Haus von der alten schweren Schuldenlast zu befreyen. Als der Fürst im Jahr 1771 die Regierung der Lande des ausgestorbenen Hauses Baaden-Baaden antrat, fand man zu Rastadt fast so viele Schulden, als die ganze Erbschaft werth war. Mätressen, Pfaffen, Jäger und Köche hatten seit langer Zeit gewetteifert, diesen Hof zu Grunde zu richten, und unter der letzten Regierung war man in der Wirtschaft zum Theil aus Vorsatz nachläßig, weil man sah, daß ein anders und zwar ein protestantisches Haus nachfolgen würde. Auch das alte Erbe des Markgrafen war durch Kriege und starke Apanagen mit Schulden beschwert. Nun hat man sich eben nicht sehr zu wundern, wenn die Fürstin Mutter nicht gerne sieht, daß die Blumen in dem Hofgarten, womit, so wie mit Obst ein kleiner Handel getrieben wird, von den Prinzen zu Sträussen gebrochen werden. Ohne die äusserste Sparsamkeit wäre der Hof verloren gewesen. Die Schulden hätten sich von selbst immer mehr gehäuft; nun sind sie aber größtentheils schon getilgt. Auch fand ich bey genauer Untersuchung, daß das Geschrey hauptsächlich durch einige Schöngeister entstanden war, die sich durch Verbreitung solcher Anekdötchen rä-

chen wollten, daß ihnen der Hof zu Karlsruhe nicht den Hunger gestillt.

Karlsruhe ist ein artiges, nach einem sehr eigensinnigen Plan von Holz neuerbautes Städtchen, das mitten in einem grossen Wald, einem Rest des ungeheuern Gehölzes liegt, welches zu Tacitus Zeiten ganz Deutschland deckte. Damals zogen hier Auerochsen und Elendthiere, die sich nun in die dikstem Wälder von Rußland verkrochen haben, heerdenweise hier umher. Der Abstich eines so verfeinerten Hofes und Volkes mit der ehemaligen Wildnis hatte viel Vergnügen für mich — Durch dieses Holz hat man nach den 32 Winden 32 Alleen gehauen, und auf 9 derselben die Stadt in Gestalt eines Fächers erbaut. Aber das siehst du mit einem Blick auf dem Grundriß der Stadt und Gegend, den du ohne Zweifel in deiner Sammlung von Landkarten hast, besser als ich es dir beschreiben kann. Aber eine Anekdote von dem Erbauer des Orts kann ich nicht übergehn. — Ein durchreisender Kavalier äusserte vor ohngefähr 40 Jahren seine Befrömdung darüber, daß das Schloß von Holz und wenigstens nicht von Bakſteinen erbaut wäre. „Ich wollte nichts als ein Obdach haben, antwortete der Fürst, und meinen Unterthanen durch einen kostbaren Bau nicht lästig fallen. Ohne einen harten Druck derselben könnte ich nicht prächtiger wohnen. — Bruder; hätte man bey der Erbauung vom Louver, von Versailles, von Marly, so groß auch der Abstand zwischen einem König von Frankreich und einem Markgrafen von Baaden seyn mag, nicht ähnliche Betrachtungen machen sollen? Lebe wohl.

Stuttgard den 14. April. 1780.

Von Karlsruhe wanderte ich zu Fusse hieher, durch ein romantisches und zum Theil sehr schön angebautes Land.

So wie man aus Champagne in Lothringen tritt, sieht man schon einen merklichen Unterschied zwischen dem Zustand des altfranzösischen Bauers und jenes in den neueroberten Landen; wiewohl die letztern Gouverneurs diese Provinz schon ziemlich auf altfranzösischen Fuß zu setzen gewußt haben. Aber im Elsaß ist dieser Unterschied auffallend. Im Vergleich mit einem Altfranzosen ist der elsaßische Bauer ein Freyherr. Zwar hab' ich in der Gegend von Straßburg auch schon über ungewohnte Bedrückungen klagen gehört; aber wenn die Elsasser den Zustand ihrer Landsleuthe in den innern Provinzen des Reiches kennten; sie würden selbst ihre Klage für ungerecht erklären.

In dem Strich von Deutschland, den ich bisher gesehen, befindt sich der Bauer noch viel besser als im Elsaß. In verschiedenen Ländern, wie z. B. im Würtembergischen, ist er durch die Regierungsverfassung gegen allzugrosse Despotie gesichert, und in kleinern Staaten schaft wohl auch das kaiserliche Ansehn Rath, wovon ich dir in der Folge einige Beyspiele zeigen werde. Auf dem Wege von Karlsruhe hieher konnte ich den Wohlstand der Landleute nicht genug bewundern.

Ehe ich dir meine Ausfälle in die benachbarten Gegenden von Schwabenland beschreibe, muß ich dich erst mit dem hiesigen Hof bekannt machen. Ohne Zweifel erwartest du Beschreibungen von präch-

tigen Festen, Bällen, Beleuchtungen, Opern, Balletten, Jagden, Konzerten, u. dgl. Mit allem dem kann ich dir nicht aufwarten. Man gräbt nun keine Seen mehr auf Bergen, und läßt sie frohndenweise durch die Bauern mit Wasser füllen, um einen Hirsch darinn zu jagen. Man beleuchtet keine Wälder mehr, und läßt mitten in denselben aus künstlichen Grotten ganze Heere von Faunen und Satyren springen, um zur Mitternachtsstunde ein wohllüstiges Ballet zu tanzen. Man baut keine blühende Gärten mehr mitten im Winter unter ungeheuern Dächern, worunter die Oefen den Trieb der Natur ersetzen müssen, und man durch den Duft der Blumen wie im Frühling spazieren kann, dabey aber von der heissen Luft fast erstickt wird. Das berühmte Opernhaus, worinn Noverre sich in seiner Grösse zeigt, steht nun öde da. Du staunst über die Veränderung — Ich kann sie dir nicht besser, als durch die eigne Worte des Herzogs erklären.

Im Jahr 1778 ließ der liebenswürdige Herzog bey Gelegenheit seines Geburthstages ein Manifest ergehen, wovon folgendes Auszüge sind — „Da „ Wir ein Mensch sind, und unter diesem Wort „ von dem so vorzüglichen Grad der Vollkommenheit beständig weit entfernt geblieben, und auch „ inskünftige bleiben werden; so hat es nicht anders seyn können, als daß theils aus angebohrner menschlicher Schwachheit, theils aus unzulänglicher Kenntniß und andern Umständen sich „ viele Ereignisse ergeben, die, wenn sie nicht geschehen, sowohl für jtzt als für das künftige eine „ andere Wendung genommen hätten. Wir bekennen es freymüthig; denn dieß ist die Schuldigkeit eines Rechtschaffenen, und entladen uns da-

„ mit einer Pflicht, die jedem Nachdenkenden, be„ sonders aber den Gesalbten der Erde, immer hei„ lig seyn und bleiben muß. Wir sehn den heuti„ gen Tag (Es war sein 50ster Geburthstag) als „ eine zweyte Periode unsers Lebens an — Wir ge„ ben unseren lieben Unterthanen die Versicherung, „ daß alle die Jahre, die Gott uns noch zu leben „ fristen wird, zu ihrem wahren Wohl angewen„ det werden sollen — — Würtembergs Glücklich„ keit soll also von nun an und auf immer auf der „ Beobachtung der ächtesten Pflichten des getreuen „ Landesvaters gegen seine Unterthanen und auf „ dem zärtlichen Zutrauen und Gehorsam der Die„ ner und Unterthanen gegen ihren Gesalbten be„ ruhen — Ein getreuer rechtschaffener Unterthan „ bedenke, daß das Wohl eines ganzen Staats oft „ dem Wohl eines Einzeln vorausgehen müsse, „ und murre nicht über Umstände, die nicht alle„ mal nach seinem Sinne seyn können — Wir hof„ fen, jeder Unterthan wird nun getrost leben, daß „ er in seinem Landesherrn einen sorgenden, getreu„ en Vater verehren kann. Ja, Würtemberg muß „ es wohl gehn! Dies sey in Zukunft und auf „ immer die Losung zwischen Herrn, Diener und „ Unterthan. “

Der Herzog ist nun ganz Philosoph; stiftet Schulen, und besucht sie fleißig; treibt Landwirtschaft, und ist sogar oft beym Melken der Kühe; schützt Künste, Wissenschaften und Handlung, errichtet Fabricken, und lebt wirklich bloß, um das wieder gut zu machen, was er allenfalls verdorben hat.

Sein feuriges Genie riß ihn zu dem Aufwand für Pracht und Sinnlichkeit hin, wodurch er sich in ganz Europa berühmt gemacht. Der Ton der damaligen Zeiten, die Beyspiele andrer Höfe, als des

ſächſiſchen und pfälziſchen, der italiäniſche Geſchmack, den er auf ſeinen Reiſen annahm, die Verführung ſeiner Bedienten, worunter ſich unſere Landleute beſonders hervorthaten, und verſchiedene andere Umſtände gaben dieſem Genie vollends eine falſche Richtung. Die Schulden häuften ſich. Man ſuchte Hilfe in neuen Auflagen. Die Landſtände ſträubten ſich dagegen, und ertrozten endlich eine Kommißion vom kaiſerlichen Hof. Man ſoll gegen 12 Millionen Gulden Schulden vorgefunden haben. Die böſen Rathgeber werden vom Herzog entfernt. Unterdeſſen wird an den meiſten deutſchen Höfen ein gewiſſer philoſophiſcher und wirtſchaftlicher Ton herſchend. Sogleich entſcheidet ſich das Genie des Herzogs mit eben der Wärme, womit es zuvor an dem wohllüſtigen Pracht hieng, für die gute Sache. Die Gräfin von Hohenheim, ehemals Frau von * *, iſt unter der Menge Frauenzimmer, die der Herzog kennen lernte, das einzige, das mit ihm ſympatiſieren und ihn fixieren kann; und ſo geſchah die Veränderung, worüber die Patrioten im Würtembergiſchen entzückt ſind, und die noch die ſpäteſten Enkel ſegnen werden — Wehe dem Mann, der darüber witzeln und ſpotten kann!

Nun könnte ich dich lange mit den Schulanſtalten des Herzogs, beſonders mit ſeiner berühmten Militär-Akademie unterhalten, wenn ich nicht glaubte, daß ſie dir ſchon zum Theil bekannt wären, und ich nicht wegen dem gezwungenen Weſen an unſern Schulen überhaupt, und beſonders an den hieſigen einen unüberwindlichen Eckel hätte. Ich gebe zu, es iſt gut, vortreflich, ſogar bey den heutigen Staatsverfaſſungen nothwendig, daß man die jungen Leuthe voll Gelehrtheit propft, noch ehe ihre Körper und Sinnen ausgebildet ſind; aber ich

kann mir nicht helfen; ich möchte allzeit ausspeyen wenn ich einen Jüngling von 16 — 18 Jahren sehe, der wie ein Magister spricht und sich wie derselbe gebehrdet. Meine Buben, wenn Gott mir einige schenken sollte, müßten bis in diese Jahre wie die jungen Kosacken aufwachsen — Doch meine Gedanken über die Erziehung will ich dir auf ein andermal versparen. Nun etwas vom Lande Würtemberg.

Der gröste Theil des Herzogthums ist ein grosses Thal, das gegen Osten von einer Bergkette, die Alp genannt, gegen Westen vom Schwarzwald, gegen Norden von einem Theil der Berge des Odenwaldes und einem Arm des Schwarzwaldes, und gegen Süden von den zusammenlaufenden Armen der Alp und des Schwarzwaldes eingeschlossen ist. Im ganzen ist es gegen Norden abhängig, und wird in der Mitte vom Necker durchströmt. Eine Menge kleinere Arme laufen von den verschiedenen Bergketten umher gegen die Mitte zu, kreutzen sich auf die mannigfaltigste Art, und bilden kleinere Thäler, die von unzäligen Bächen gewässert werden. Diesen kleinen Bergästen, welche die Thäler gegen die rauhen Winde decken, und zwischen denen sich die Sonnenhitze einfängt, hat das Land seine grosse Fruchtbarkeit zu danken. Auf der sonnigten Seite sind die meisten Berge und Hügel bis auf eine gewisse Höhe mit Weinreben bepflanzt; oben sind vortrefliche Waiden und Waldungen, und in den Tiefen liegt eine leichte, lockere, graue Erde, die alle Getraidearten, besonders aber den Dinkel, in erstaunlicher Menge zurückgiebt. Im Ganzen hat das Land viele Aehnlichkeit mit dem mittlern Theil von Lothringen, ist aber lange nicht so steinigt und hat viel bessere Erde. Es hat an allen Lebensbedürfnissen einen grossen Ueberfluß, das Salz ausgenommen, wovon

es den gröſten Theil zu ſeiner Konſumtion aus Bayern bezieht. Der Ueberfluß von Getraide wird meiſtentheils in die Schweitz, und der Wein jetzt bis in England verführt.

Die Gröſſe des Landes beträgt nicht mehr als ohngefehr 200 deutſche oder 266 franzöſiſche Quadratmeilen, und in dieſem Umfange wohnen 560000. Menſchen, alſo im Durchſchnitt 2800 Seelen auf einer deutſchen Quadratmeile. Auſſer den Gegenden um die Hauptſtädte, und einigen Bezirken in Italien und den Niederlanden ſind gewiß wenige Länder in Europa nach dem Verhältniß der Gröſſe ſo ſtark bevölkert, und doch trägt das Land ſo viel Getraide, daß es noch einmal ſo viel Menſchen nähern könnte.

Die Einkünfte des Herzogs ſollen beynahe 3 Millionen Gulden betragen. Ich finde das ſehr wahrſcheinlich, obſchon verſchiedene gedruckte Nachrichten eine viel kleinere Summe angeben. Es ſind wenige Länder in Deutſchland, wo von den jährlichen Einkünften nicht 5 Gulden im Durchſchnitt auf den Kopf kommen ſollten. Nach der Vergleichung, die ich aus öffentlichen Nachrichten hierüber angeſtellt habe, fallen in der Vertheilung der Revenüen in vielen Ländern noch mehr als 5 Gulden auf einen Kopf. Warum ſollte es in Würtemberg, einem der ergiebigſten Länder von Deutſchland, wo der Unterthan eben auch um nichts mehr geſchont wird, nicht auch ſo ſeyn?

Der Herzog iſt nach den Kurfürſten ohne Vergleich der mächtigſte Fürſt Deutſchlands. Der Landgraf von Heſſenkaſſel hat nicht viel über 2 Drittheile von den Unterthanen und den Einkünften deſſelben, ob er ſchon wegen ſeiner Verbindung mit England mehr Aufſehens macht.

Die Verwaltung des Herzogthums iſt lange nicht

so einfach, als jene der baadenschen Lande. Hier wimmelt es von Räthen, Schreibern, Prokuratoren und Advokaten, wovon wenigstens die Hälfte überflüßig, aber durch die Landesverfassung zum müssigen Genuß ihres Gehaltes berechtigt ist. Ein Theil davon gehört zu dem Parlament, welches die herzogliche Gewalt einschränken soll — Aber auch der Hofstaat des Herzogs ist, der ansehnlichen Reduktionen ohngeachtet, noch übermäßig zahlreich.

Die herzogliche Armee bestand ehedem aus 14000 Mann. Wenn die übrigen Ausgaben eingeschränkt würden, und die Schulden bezahlt wären, so könnte man diese Anzahl Truppen immerfort auf den Beinen halten. Sie wäre der Bevölkerung und dem Ertrag des Landes ziemlich angemessen. Bey der grossen, oben berührten Veränderung wurde sie aber bis auf ohngefähr 5000 Mann reduziert, und diese scheinen keine von den besten deutschen Truppen zu seyn.

Stuttgard zählt ohngefähr 20000 Einwohner. Seitdem der Herzog wieder hier residirt, nimmt die Bevölkerung von Jahr zu Jahr zu. Während des Streites mit seinen Landständen, wobey Stuttgard den Mund besonders weit aufthat, verlegte er seine Residenz nach Ludwigsburg. Stuttgard fühlte bald, was es dadurch verloren. Die Stadt gab sich alle erdenkliche Mühe, um den Herzog wieder zu gewinnen. Es war alles umsonst. Nach der allgemeinen Aussöhnung zwischen dem Landesherrn und Landesständen ward endlich der Wunsch der Stuttgarder erfüllt.

Die Stadt ist wohl gebaut, und wird von einem schönen und starken Schlag Leute bewohnt. Das Frauenzimmer ist groß, schlank und rund. Seine Farbe ist Milch und Blut. Der Reichthum des Erdreichs und die Leichtigkeit, bey Hofe oder vom Lande

Unter-

Unterhaltung zu finden, sind Ursache, daß man hier sehr wohl lebt. Was man bey uns für 12 Personen aufsetzt, reicht hier kaum für 6 hin. Dem Stutgarder ist es daher zu Hause so wohl, daß er in einer Entfernung von 6—8 Meilen das Heimweh bekömmt.

Obschon das Land durchaus protestantisch und nur der Herzog katholisch ist, so herrscht doch noch viel Aberglauben und Bigoterie. Die Geistlichkeit gehört zu den Landständen, hat eine Art von eigner Jurisdiktion, und ist sehr begütert. Sie weiß, was sie bey einer Veränderung zu verlieren hat, und hält daher strenge auf Orthodoxie. Die Sitten sind dadurch nicht gebessert.

Sehr merkwürdig ist die Liebe der Würtemberger zu ihrem Landesvater. Auch zu der Zeit, wo das größte Talent bey Hofe war, neue Auflagen zu erfinden, hatt' es nichts von dieser Liebe verloren. Der Fluch des Volks fiel auf die, die ihn verdienten, auf den Schwarm der Projekteurs, die den guten Herzog irre führten. Seitdem diese von ihm entfernt sind, ist er der Abgott seiner Unterthanen, und er verdient es zu seyn. Leb wohl.

Stuttgard den 20 May 1780.

Auf den verschiedenen Einfällen, die ich in die benachbarte Staaten des schwäbischen Kreises gethan, machte ich bey weitem nicht die reiche Beute, die ich mir versprochen hatte. Ich sah ein Dutzend Reichsstädte, worinn, der republikanischen Verfassung ungeachtet, kein Fünkchen Gefühl von Freyheit und Vaterlandsliebe auszuspüren ist; die im Gedränge ihrer mächtigeren Nachbarn alle Empfindung von dem Wert der Unabhängigkeit verloren haben; de-

ren Bürger sich ausser ihren Ringmauern schämen ihr Vaterland zu nennen, zu Haus aber die Staatsverfassung des alten Roms in der elendesten Farce vorstellen, und im Ton diese ehemaligen Weltherrscher auf ihre öffentlichen Gebäude, oder auch wohl gar in ihren Rathsverordnungen schreiben: Senatus Populusque Hallensis, Bopfingensis, Nördlingensis &c. So oft ich das Populus erblikte, fiel mir ein, was einer unserer Landsleute sagte, als von einer Nation die Rede war die zu Paris die Schuhe puzt: Ce n'est pas une Nation; c'est une f. . . e race.

Noch im fünfzehnten Jahrhundert spielten die schwäbischen Reichsstädte eine andre Rolle. Sie hatten unter sich, wie auch mit vielen rheinischen und fränkischen Städten einen Bund, der oft die benachbarten Fürsten zittern machte, und den Kaiser selbst in Verlegenheit sezte, aber eben deßwegen von Karl V. getrennt ward. Seit dem Ursprung des hanseatischen Sistems war alles Geld aus dem Lande umher in die Städte geflossen. Sie waren der ausschließliche Sitz der Industrie, und diese machte sie zu grossen Unternehmungen aufgelegt. Ihr Geld machte die benachbarten Fürsten und Herren, von denen damals ein guter Theil vom Strassenraub lebte, auf eine gewisse Art von ihnen abhängig. Hätte ihnen der kaufmännische Geist, der sie beherrschte, erlaubt, mehr Wert auf Besitzungen grosser Ländereyen zu sezen, so könnten sie jezt noch etwas von ihrem ehemaligen Glanz behaupten. Mit ihrer damaligen Macht hätten sie viel erobern und mit ihrem Reichthum viel erkaufen können.

Nun ist alle Hofnung verschwunden, daß sie sich jemals wieder bedeutend machen könnten. Seitdem die Fürsten den Wert der Industrie kennen, und ihr in ihren Ländern freyen Schwung gestatten, hat

sie sich nach und nach aus den schwarzen Mauern der Städte, worinn ihr das Zunftsistem, die kleinlechte Politik und die Eifersucht ihrer Mitbürger ohnehin viele Fesseln anlegten, unter den Schuz derselben geflüchtet. Es ist so weit mit ihnen gekommen, daß viele derselben noch ihr kleines Gebiete werden verkaufen müssen, um ihre Schulden bezalen zu können. In diesem Fall befindet sich unter andern die Stadt Ulm, die mächtigste nach Augsspurg im Schwabenlande — Ich hab dir also von den Reichsstädten, die mir zu Gesicht gekommen, nichts merkwürdiges zu sagen, als daß Heilbronn eine sehr reizende Lage, und Halle Salzsiedereyen hat, die jährlich ohngefähr 300000 Gulden reinen Gewinn abwerfen.

Nebst diesen Städten durchlief ich in sehr kurzer Zeit auch ein Dutzend Fürstenthümer, Grafschaften, Prälaturen u. dgl. m. *, mit deren Namen ich dich nicht schikaniren will. Fast alles Land besteht aus waldigten Bergen und Hügeln und fruchtbaren Thälern, die sehr gut angebaut sind. Diese starke Bevölkerung bey so wenig günstigen Umständen, bey den Erpressungen kleiner Herrn, die ihre Mätressen, ihre Jagdhunde, französischen Köche und wohl auch ein englisches Pferd haben müssen, bey dem Gezerre mit den Nachbarn, welches durch die verwirrte Verfassung des Reiches ins Unendliche gezogen wird, bey den geringen Vorteilen, die ein kleiner Staat seinen Einwohnern gewähren kann,

* In der Gegend von Schwaben, die der Herr Verfasser bis hieher gesehen, wüßt' ich eben die Fürstenthümer und Prälaturen nicht dutzendweise aufzutreiben. Doch man muß ihm den Franzosen zu gut halten, ob er es schon weniger als viele andre seiner Landleute ist, welche Bemerkung für viele andre Stellen, wo man d.e * * ersparen will, gelten soll. D. U.

bey dem immer anhaltenden Geldverlust, indem der kleine Herr seinen Luxus grösstentheils mit fremden Waaren befriedigen muß; in Betracht alles dessen ward mir diese Bevölkerung eine Art von Wunder.

Alles, was Religion, Sitten, Anhänglichkeit an das Väterliche, Temperament und Narungsmittel dazu beytragen mögen, kann den obigen Gegengründen nicht das Gleichgewicht halten. Folgende Betrachtungen schienen mir endlich das Räthsel aufzulösen.

Das Eigenthumsrecht, welches die meisten Bauern in diesen Gegenden zu geniessen haben, würde diese Staaten, die fast bloß vom Ackerbau bestehn, von ihrem Untergang in die Länge nicht retten können; denn die erstaunliche Fruchtbarkeit der hiesigen Weiber müßte mit der Zeit so viele Theilungen der Güter veranlassen, daß den Erben endlich kaum Raum genug übrig bliebe, ihre Betten zu stellen. Ich glaube also, daß eine mäßige Auswanderung eine grosse Wohlthat für diese Staaten ist. Unter allen deutschen Völkern wandern die Schwaben am häufigsten aus ihrem Vaterlande, und doch bleibt es immer Eines der bevölkertesten Länder. Die Auswanderer sind grösstentheils der Auswurf dieser kleinen Horden; liederliches Gesindel, das sein übriges Eigenthum an einen bessern Wirt um das Reisegeld ins Schlaraffenland überläßt, worinn sie hoffen, ihrer Liederlichkeit besser nachhängen zu können. Der andere Theil derselben besteht aus jungen Bauernsöhnen, die als Handwerker ihr Brod in der Fremde suchen, und wenn sie es gefunden haben, ihre Theilchen am väterlichen Erbe um ein geringes dem ältern Bruder verkaufen, oder durch ihren Tod ihn in den Besitz des Ganzen setzen. Dadurch behalten die Güter immer eine gewisse Verhaltnismäßige

Grösse, die zur Erhaltung eines kleinen Bauernstaates unumgänglich nothwendig ist, dem es eben so nachtheilig ist, wenn die Besitzungen zu groß sind, welches aber in dem Theil von Schwaben, den ich bisher gesehen, der Fall nicht ist.

Mit diesen kleinen Völkerschaften verhält es sich ganz anderst, als mit grossen Staaten. Die Eingeschränktheit des innern Luxus gestattet hier nicht die unzähligen Arten von Beschäftigungen und Erwerbungsmittel, die in einem grossen Staat die Menschen ins Unendliche vervielfachen lassen. Die Kanäle, wodurch das Geld hier umläuft, sind zu einfach, und die Natur und die Umstände müssen sehr günstig seyn, wenn in einigen dieser Ländchen Manufakturen gedeihen sollen. Die innere Konsumtion ist zu gering; der Absatz in die meisten benachbarten grössern Staaten durch Auflagen auf fremde Waaren erschwert, und die Industrie findet in diesen durch den Schutz mächtigerer Fürsten, durch die stärkere Konsumtion und in der Mannichfaltigkeit der ersten Materien, welche ihr diese grössere Länder liefern, ungleich mehr Vortheile. — Das eigentliche Leben dieser kleinen Staaten ist also bloß der Ackerbau, dessen Zustand ich in Schwaben bewundern muß. Ich behaupte hiemit keineswegs, daß dieß Land, so volkreich es auch ist, in seinem bestmöglichen Zustand sey. Es fehlt in Betracht seines natürlichen Reichtums noch viel daran. Ich erkläre dir nur, wie es bey so geringer Aufmunterung das seyn kann, was es ist.

Das meiste zu diesem Anbau und zu dieser Bevölkerung des Landes trägt die Handhabung der Gerechtigkeit und eines gewissen Grades von Polizey bey, die auch in den kleinsten Ländchen und Städtchen, die ich sah, meine Erwartung weit übertraf. Ich

bleibe dabey, so sehr man auch in diesem philosophischen Jahrhundert dagegen schreyt, daß die berüchtigten Prozeßformalitäten im Ganzen mehr Gutes als Böses thun. Es ist wahr, der deutsche Prozeß hat beym ersten Anblik eine förchterliche, gothische Gestalt. Er ist mit so vielen Formeln überladen, daß man kaum eine Grundidee davon erkennen kann. Diese machen ihn äusserst schwerfällig, träge, kostbar zu unterhalten u. s. w. Sie öfnen der Schikane den Weg, und füttern eine Menge Advokaten und Prokuratoren, denen es daran gelegen seyn muß, das ganze Land im Streit zu sehn. Allein, dagegen binden sie den Richter wie die Partheyen an eine gewisse kalte Ordnung, die der täuschenden Redekunst, den willkürlichen Eingriffen, den gewalttätigen Leidenschaften und den augenbliklichen Launen wenig Zugang gestattet. Durch diesen Zwang werden Richter und Partheyen in eine gewisse Gleichheit gesezt, fühlen sich abhängig, und können deßwegen ihr eigenes Selbst nicht so leicht geltend machen, als bey unserer einfacheren und dem Anschein nach philosophischeren Gerichtsform. Realisire man uns nur die Ideale von guten Richtern, die uns die hochweise Herren vordeklamiren. Gebe man uns die Sokraten zu Dutzenden her, die Kopf und Herz, guten Willen und Thätigkeit, Uebung und Wärme, Enthaltsamkeit und eine immer gleiche Anstrengung besitzen, und wir wollen ihnen von Herzen gerne die Richterstüle einräumen und alle lästige Formalitäten wegschaffen. Aber so lange diese Halbgötter auf unserer Erde selten bleiben, so lange die Philosophie mehr eine Sache des Kopfs als des Herzens ist, und so lange die Eigenliebe der Tyranney selbst eine philosophische Schminke geben und das Gewissen durch Trugschlüsse betäuben kan, sollten wir uns keine andre Richter

wünschen, als deren Eigenmächtigkeit so viel als möglich eingeschränkt ist, und die nicht für jeden einzeln Fall Gesetzgeber, sondern nur nach einer gewissen Form Ausleger der Gesetze sind.

Uebrigens kann die deutsche Gerichtsform viel von ihrer schrecklichen Rüstung verlieren, ohne eben diesen Zwek zu verfehlen; aber ich kann unmöglich meine Stimme dazu geben, daß, wie viele wollen, alle Streitigkeiten, wie der gordische Knoten aufgelöset werden sollen. Verschiedene deutsche Fürsten haben sich als Philosophen zeigen wollen, und Hand an diese Formalitäten gelegt. Wenn es doch leichter wäre, den goldnen Mittelweg zu treffen!

In diesen kleinen Staaten hört man wenig von Unterdrückungen einzelner Personen. Man hat sogar häufige Beyspiele, daß diese kleinen Herren von ihrem eignen Rat in Privatstreitigkeiten nach aller Rechtsform verfällt werden. Die Despotie dieser Souveränchen spielt mehr auf das Ganze, und die Last wird also durch die Vertheilung leichter. Eine gewisse Redlichkeit, deren Gefühl bey einzeln offenbaren Gewalttätigkeiten erwacht, ist immer noch Sitte unter ihnen. Nur im Punkt der Jagdgerechtigkeit pflegen sie öfters auszuschweifen und der Menschlichkeit zu nahe zu tretten. Uebrigens begnügen sie sich, wenn sie und ihre Pferde und Hunde wohl gefüttert werden. Der deutsche, jovialische Humor, der sie beherrscht, sichert die Unterthanen der meisten dieser Herren gegen die stürmische, ausgelassene und gränzenlose Gewalttätigkeiten, die unter einem andern Himmel, z. B. in Spanien, Italien Frankreich u. a. bey einer ähnlichen Staatsverfassung nothwendig erfolgen müßten. Auch sucht der jetzige Kayser sein Recht mehr geltend zu machen, als seine Vorfahrer. Die Fürsten, welche nicht mächtig genug

sind, der Exekution zu trotzen, dürfen ihre Unterthanen nicht auf das äusserste treiben. Vor wenig Jahren wurde den Untertanen eines schwäbischen Fürsten, der sie aus ihren Besitzungen vertreiben und dieselbe seinen Hirschen und Schweinen einräumen wollte, von Wien aus Hülfe verschaft.

Das Kriminalgericht könnte in diesen Gegenden vor allem einige Veränderungen leiden. Man foltert noch, und köpft und hängt und rädert und spießt wohl auch noch pünktlich nach der Karolina. Es ist auch noch nicht gar lange her, daß man Hexen verbrannte. Aber darzu kömmt es eben jetzt nicht mehr. Lebe wohl.

Augspurg — —

Zur Strafe für deine fast unverzeihliche Trägheit im Briefeschreiben ließ ich dich so lange auf Einen von mir warten. Da du dich aber in dem Briefchen, das ich gestern erhielt, reumüthig zeigest, und Manette für dich im Postskript um Verzeihung bittet, so will ich es dir so hingehen lassen, und mein Taschenbuch wieder zu Handen nehmen.

Von Stuttgard aus that ich mit einem guten Freund, einem jungen Herrn von Stande, einen Einfall tief in den Schwarzwald. Die Bewohner des würtenbergischen Antheils sind lange nicht so schön, wohlgebaut und munter, als die am Necker und den angränzenden Thälern. Die Männer sind plump, und die Weiber gelb, ungestaltet und gemeiniglich schon in den dreißig Jahren runzlicht. Sie unterscheiden sich auch von ihren übrigen Landsleuten durch einen abscheulichen Geschmack sich zu

kleiden und einen auffallenden Mangel an Reinlichkeit. Kalb ist die beste Stadt in dieser Gegend, sie hat ansehnliche Manufakturen, und ihre Bürger äusserten bey den berüchtigten Streitigkeiten der Landesumstände mit dem Herzog ungemein viel Muth, Freyheitsliebe und Anhänglichkeit an ihre Verfassung.

Ich konnte die Ursache der Häßlichkeit dieser Leute nicht ausfindig machen. Härte der Arbeit und schlechte Narung mögen etwas dazu beytragen; aber sie sind nicht die einzige Ursache, denn im fürstenbergischen und besonders im östreichischen Antheil dieses ungeheuern Gebirges sahen wir die schönsten Leute, ob sie gleich die harte Arbeit und die Narungsmittel mit den Würtembergern gemein haben. Vielleicht ist die Richtung und Tiefe der Thäler und also die Luft oder vielleicht das Wasser daran Schuld.

Diese Bergreise hatte ungemein viel Vergnügen für mich. Es war mir wie in einer Feenwelt. Eine zauberische Aussicht übertraf immer die andere an Mannichfaltigkeit und Schönheit. Seltsame Gestalten und Verkettungen der Berge, Wasserfälle, Parthieen Waldung, kleine Seen in tiefen Schlünden, Abstürze, kurz alles ist in so grossem Stil, daß ich es nicht wage ihn in einem Brief zu kopiren.

Ich rastete einige Tage bey meinem Freund zu Stuttgard aus, und machte mich sodann auf den Weg nach dem Bodensee, wornach sich mein Auge sehnte. Ich kam über eine andre Bergkette, die Schwabenland von Ostnorden nach Westsüden in der Mitte durchschneidet und die Alp genennt wird. Sie streckt sich noch von der schwäbischen Gränze an zwischen Bayern und Franken bis an den Fichtelberg hin, und hängt mit dem böhmischen Gebirge zusammen. — Das merkwürdigste auf dieser Reise

war mir das Stammhaus der Könige von Preuſſen.

Wer ſollte glauben, daß Friederich der Groſſe, welcher gegen die vereinte Macht der mächtigſten europäiſchen Häuſer ſtand, und das Gleichgewicht in Norden hält, der Abkömmling eines jüngern Aſtes des hohenzolleriſchen Stammes iſt, des kleinſten fürſtlichen Hauſes in Deutſchland, deſſen zween noch lebende Aeſte, Hechingen und Siegmaringen zuſammen keine 70000 Gulden Einkünfte haben! — Der jüngere Bruder eines unſerer Marquis ließ ſich das von einem Preuſſen erklären, ſchlug einen Schneller mit den Fingern und erwiederte: Voilà un Cadet qui a fait fortune! (Dieſer jüngere Sohn hat mir ein Glück gemacht!)

Wir kamen quer durch das Fürſtenthum Hohenzollern, und die Breite wird wenig über ein paar Stunden betragen. In die Länge ſoll es gegen 10 Stunden haben, in welchem Umfang aber, den abgeriſſenen Siegmaringen Theil mitbegriffen, nicht über 12000 Menſchen wohnen. Das Land iſt ſehr bergigt und waldigt, und die Fürſten waren von jeher als groſſe Jäger bekannt. Die jetzregierenden Herrn ſind, wie man mir ſagt, ſehr liebenswürdige Männer, und ſuchen beym König von Preuſſen das Andenken ihres gemeinſchaftlichen Urſprungs zu erneuern, wie denn auch kürzlich ein Graf von Hohenzollern zum Koadjutor von Ermeland, wenn ich nicht irre, iſt ernennt worden.

Wir beſahen das Schloß Hechingen, das auf ſeinem hohen Berg eine unbegränzte Ausſicht in das Würtembergiſche und andere benachbarte Länder beherrſcht. Einer der ehemaligen Regenten dieſes kleinen Ländchens ſtand mit ſeinem Gefolge auf der Terraſſe des Schloſſes, und weidete ſeine Augen in der

weiten und schönen Gegend umher. Er nickte dann mit dem Kopf und sagte: Das Würtemberger Ländchen stünde unserm Land wahrhaftig sehr wohl an — Wenn auch die Anekdote nicht wahr seyn sollte, so ist wenigstens der Einfall nicht übel; denn das Ländchen Würtemberg ist wenigstens 30 mal so groß, als das Land Hohenzollern.

Beym Anblick des Bodensees war ich würklich entzükt. Ich will keine dichterische Beschreibung dieses herrlichen Anblicks versuchen. Das hiesse, das gröste mannichfaltige und lebhafteste Gemählde dir mit einem Gesudel von Kohlen vorzeichnen wollen. Ich will dir nur meine philosophischen und politischen Beobachtungen über die Gegend und die Bewohner derselben mittheilen; denn was meine Gefühle betrift, so weist du, daß ich in Beschreibung derselben sehr unglücklich bin.

Auffallend ist vor allen, daß an diesem grossen Gewässer, welches auf eine beträchtliche Strecke die Gränzscheidung zwischen Deutschland und der Schweiz ist, keine einzige Stadt von Bedeutung liegt. Konstanz, die beträchtlichste an den Ufern desselben, zählt kaum 6000 Einwohner *. Sie hat weder eine erhebliche Handlung, noch die geringste Manufaktur. Da Schaffhausen, St. Gallen, Zürich und einige andere nicht weit entlegene Städte, welche die vortheilhafte Lage nicht haben, sehr blühende Handelsstädte sind. Augenscheinlich ist der Schwabe überhaupt lebhafter und reger von Natur, als der Schweitzer an den angränzenden Gegenden, und was das Landvolk betrift, so bemerkt man sowohl in

* Wenigstens 5000, und also doch um ein Beträchtliches mehr, als Kore in seiner Schweitzerreise anzieht, um auf Kosten dieser Stadt einige in der Nachbarschaft derselben im Vergleich gröser zu machen. D. U.

Rücksicht auf Sittlichkeit, als auf Fleiß einen auffallenden Unterscheid zum Vortheil des erstern, da sich hingegen die helvetischen Städte eben so stark zu ihrem Vortheil vor den schwäbischen in ihrer Nachbarschaft auszeichnen.

In Konstanz wird man stark versucht, den Mangel an Kunstfleiß, die Vernachläßigung der Vortheile, welche die Natur darbietet, und die herrschende Liederlichkeit der Religion zur Last zu legen. Schon im Elsaß und in dem untern Schwaben fand ich unter den Protestanten mehr Gewerbgeist, als unter den Katholiken. Die Feyertäge, das häufige Kirchengehn, das Wallfahrten, die Möncherey u. dgl. m. tragen viel, und noch viel mehr die übertriebene Lehren von Verachtung zeitlicher Dinge, und von Erwartung einer wunderthätigen Unterhaltung von Gott, die Leichtigkeit, in Klöstern und der Kirche Versorgung zu finden, und die Eingeschränkheit der Begriffe, die man zum Behuf seines Glaubens bey einem Katholiken im Vergleich mit dem Protestanten voraussetzen muß, dazu bey. Unter dem grossen Haufen der Bauern beyder hier zusammengränzender Völker gleicht sich das durch die natürliche Schwerfälligkeit und Wildheit des reformierten Schweitzers, worüber ich dir mit der Zeit in meinen Briefen über die Schweitz Erläuterung geben werde, ziemlich zum Vortheil des Schwaben ab. Aber in den Städten machen die mehrern Kirchen und Klöster nebst obigen Ursachen auf Seite der Katholicken und die grosse Aufklärung auf Seite der reformirten Schweitzer einigen Unterscheid, welcher aber noch ausser der Religion durch eine Menge andre Ursachen unendlich vergrössert wird.

In Frankreich, in den östreichischen Niederlanden und verschiedenen italiänischen Staaten sieht man

offenbar, daß die Religion an und für sich selbst dem politischen Leben eines Volkes eben nicht sehr gefährlich ist, und daß sich Industrie und Aufklärung mit einer starken Dosis Aberglauben und Möncherey so gewiß vertragen können, als der Ritter aus der Mancha ausser dem Kreiß seiner Donquixotterie ein kluger und brauchbarer Mann seyn konnte. Die Religion ist also hier nicht so sehr die wirkende, als vielmehr die gelegenheitliche Ursache, und es hängt von den Lokalumständen ab, warum der deutsche Katholick nicht so aufgelegt zur Industrie ist als z. B. der Franzose oder Genueser.

Der Erziehungsart hat man das meiste zuzuschreiben. Du würdest staunen, wenn du den Unterschied zwischen der Erziehung der Jugend in den protestantischen Städten Deutschlands und den katholischen, oder auch zwischen diesen und den unsrigen sehen solltest. Ich brauche dir hierüber nichts zu sagen, als daß die Jesuiten, denen wir in Frankreich so viel zu danken haben, und die unsre Patrioten wieder in die Schulen zurück wünschen, in Deutschland ausgemachte Idioten waren, rüstige Verfechter der Barbarey, die sich eben so sehr beeiferten, allen Schwung des Geistes zu unterdrücken, als die unsrige das Genie zu entwickeln suchten.

Ein anderes Hinderniß für den Kunstfleiß in diesen Gegenden ist der dumme lächerliche Stolz des Adels. Während daß die Kaufleute und Fabrikanten, in den benachbarten Städten Helvetiens Regenten sind, blickt der Domherr in Konstanz mit Verachtung auf den Bürger herab, der sein Vermögen nicht seiner zweifelhaften Geburt, sondern seinem Verstand und Fleiß zu verdanken hat, und bläht sich mit dem Register seiner 16. stiftmäßigen Ahnen, welches er beym Antritt seiner Pfründe beweisen muß, ohne zu be-

denken, daß er vielleicht von einem Laquayen, Jäger oder Stalknecht in die Familie unterschoben worden. Auf den Bürger macht das einen sehr schädlichen Eindruck. Anstatt sein Kapital durch seinen Fleiß zu vergrößern, kauft er sich Titel oder Güter, sucht dem Herrn Baron ähnlich zu werden, und verhöhnt dann mit noch viel erbärmlicherem Stolz seine Mitbürger.

Nebstdem trägt die sparsame Lebensart des Schweitzer Bürgers sehr viel zur Aufnahme seiner Manufakturen bey. Das alltägliche Essen eines etwas bemittelten Einwohners von Konstanz wäre für Einen von St. Gallen ein festlicher Schmaus. Aber freylich ist das zugleich auch die Ursache, warum der Schwabe einen bessern Humor hat, als der Schweitzer.

Uebrigens scheint Konstanz wegen seiner Entlegenheit vom Hof zu Wien vernachlässigt zu werden. Es sollen sich schon einige Schweitzer anerbothen haben, Fabricken daselbst anzulegen. Ich weiß nicht, ob die Intoleranz des Hofes, oder des Stadtrates, welcher immer noch etwas von seinem ehemaligen reichsstädtischen Ansehen zu behaupten sucht, oder der obbemeldte Adelstolz der Stein des Anstosses war, woran diese Projekte scheiterten.

Der Bischof residirt zu Mörsburg, einem kleinen Städtchen an dem entgegengesetzten Ufer des Sees, und hat ohngefähr 70000 Gulden Einkünfte. Er besitzt sehr ansehnliche Güter auf helvetischem Boden. Die übrigen nennenswürdige Orte auf der deutschen Seite sind: Ueberlingen und Lindau, worinn man die Spießbürgerey im größten Glanz sieht.

Die helvetische Küste dieses kleinen Meeres ist scheinbarer, als die deutsche. Die schöne Mischung der nahgelegenen, zum Theil mit Weinstöcken bepflanz-

ten Hügel, die zerstreute Lage der Bauernhöfe mit ihren vielen Fruchtbäumen umher, und die kleinen Parthieen von all den vielen Arten des Feldbaues geben derselben ein um so lebhafteres Ansehen, da die schwäbischen Dörfer enge, wie die Städte zusammen gebaut sind, und oft ein grosses Getraidefeld oder weitläufige Wiesengründe um sich her beherrschen. Im ganzen, glaube ich sind beyde Ufer nach dem Verhältniß gleich stark bewohnt. Das helvetische ist steinigter und von schwererem Boden, als das Deutsche, und obschon das Thurgau unter die besten Gegenden der Schweitz gehört, so muß es doch einen guten Theil seines ersten Bedürfnisses, des nötigen Getraides, aus Schwaben beziehn, wogegen es etwas Wein und Obst vertauscht.

In Holland denkt man wohl wenig daran, was man dem Bodensee zu verdanken hat. Kaum kann man jezt sich daselbst des Sandes erwehren, welcher durch die Aar und verschiedene andere Flüsse aus den Alpen in den Rhein geschwemmt wird, die Mündungen dieses Stroms zu verstopfen droht, und durch die grossen Bänke, die er schon weit über seinen Ausfluß ansezt, in diesem tiefen Lande mit der Zeit gewaltsame Revolutionen erwarten läßt. Wenn nicht in diesem ungeheuern Behältniß die ungleich grössere Menge des Sandes aufgefangen würde, welche durch den reissenden Rheinstrom aus dem hohen Bündtnerlande herabgespühlt wird, so läge jezt schon Holland unter neuem Sand begraben, und die gehemmte Ausflüsse des Rheines hätten dem Lande schon lange eine ganz andere Gestalt gegeben. Es ist wahr, diese Veränderung muß ohnehin mit der Zeit notwendig erfolgen. So beträchtlich auch die Tiefe dieses Sees ist, denn an einigen Orten beträgt sie 300 Klafter, so muß er doch endlich und um so

eher ausgefüllt werden, da der Strom von seinem Ausfluß bey Konstanz an durch die höheren Gegenden Deutschlandes immer sein Bette tiefer grabt, und der See also eben so viel Wasser verliert, als er Sand gewinnt. Aber wenn man bedenkt, was ein so grosser Umfang, wie der des Sees, fassen kann, wenn man seinen Innhalt, wie de la Torre jenen des Vesuvs, berechnet, so haben sich die Holländer noch freylich durch viele Generationen zu trösten; und wenn der jüngste Tag so schnell kömmt, als er von den erleuchtesten unserer Theologen angekündigt wird, so ist diese Berechnung vollends überflüßig.

Ich konnte diese Gegenden unmöglich verlassen, ohne den berühmten Rheinfall bey Laufen zu besuchen. Es war das schönste Schauspiel, das ich in meinem Leben gesehen. Da mir zuvor kein Gemählde und kein Kupfer von diesem prächtigen Auftritt der Natur zu Gesicht gekommen, und ich ihn bloß aus einem dunklen Ruf kannte, so geschah mir, was vermutlich allen geschieht, die nicht einen etwas bestimmtern Begriff davon mitbringen. Meine Einbildung hatte mich getäuscht. Ich dachte mir die weiteste Gegend, wo der Rhein vom Himmel herab in einen unermeßlichen Schlund stürzte. In dem Abstand zwischen der Wirklichkeit und meiner Idee war die Ueberraschung um so angenehmer, da es hier wie mit allen wirklich grossen Natur- und Kunstwerken ist, deren wahre Gröſſe und Schönheit nicht beym ersten Anblick auffällt, sondern erst durch genaue Beobachtung und Vergleichung der Theile muß gefühlt werden. Ich fand den Fall lange nicht so hoch, aber viel schöner, als ich mir ihn gedacht hatte. Das Amphitheatralische der mit Bäumen besetzten Hügel drüber her, die 2 Felsen, auf deren Einem das

Schloß

Schloß Laufen, auf dem andern aber ein Dorf und vor demselben eine Mühle liegt, und die wie die Säulen einer Vorderbühne dem Fall selbst zur Seite stehn, die Breite des Falles und die schöne Vertheilung des mannichfaltig herabstürzenden Wassers, das herrliche Bassin unter dem Fall, die schöne und fast gekünstelte Mischung des Wilden mit dem Angebauten in der Gegend umher, kurz alles war anders und schöner, als ich erwartete.

Der Fall beträgt jezt höchstens 50 Schuhe, die kleinen Abhänge mit gerechnet, die der Strom kurz vor seinem Hauptsturz zur Vorbereitung macht, und die man nur von der Höhe herab sehen kann. Ehedem war er zuverläßig höher, und noch bey Mannsgedenken ist ein Stück des Felsen weggerissen worden, welcher dem Sturz mitten im Weg steht. Ich glaube an dem Fels, worauf das Schloß Laufen steht, beobachtet zu haben, wie der Strom stufenweis in die Tiefe gegraben. Es folgt also daraus, daß, wie ich dir oben sagte, der Bodensee immer nach dem Verhältniß schwinden muß, wie der Rhein sein Bette tiefer aufwühlt. Bey Lindau sah ich auch auf meiner Reise hieher offenbar neues Land. Er hat das mit allen hochgelegenen Seen gemein, und am Neufschatelersee soll diese Abnahme unter den helvetischen Gewässern am merklichsten seyn

Ich machte eine kleine Lustreise nach der nicht weit von Konstanz gelegenen Insel Meinau, die eine Kommenturey des deutschen Ordens ist. Die Wohnung des Kommenturs ist ein neues schönes Gebäude, welches die herrlichste Aussicht über den ganzen See beherrscht. Kore hat auf seiner Schweitzerreise die Anlage des Gartens dieses Schlosses nicht begriffen. Er findet es abgeschmackt, daß man in demselben die freye Aussicht auf den See durch

Busch-Alleen verdeckt hat. Allein diese führen den Spatzierenden unvermerkt auf den ausgesuchten Fleck, wo er von dieser Aussicht überrascht wird, und den ganzen See samt seinem herrlichen Gelände in voller Pracht vor sich hat. Die durchaus offne Aussicht auf das Wasser würde im Garten um so weniger interessant seyn, da man sie in den Zimmern des Pallastes ohnehin immerfort genießt.

Noch muß ich dich, ehe ich von Konstanz abgehe, eines Mannes erinnern, der vor einigen Jahren in den Zeitungen so viel Lärmen machte. In dieser Gegend fieng der berüchtigte Gasner, welcher in kurzer Zeit einige Millionen Teufel austrieb und einige hundert Gläubigen heilte, sein Spiel an. Der Bischof von Konstanz verbat sich solche Wunder in seinem Sprengel, und nun flüchtete sich der Mann unter den Schutz des Prälaten von Salmansweiler, der sich immer mit schwerem Gelde die Exemtion von der bischöflichen Gewalt vom Pabst erkauft. Aus Eifersucht auf den Herrn Bischof nahm der Prälat die Parthey des Flüchtlings mit aller Hitze, und nun war sein Glück durch seine Verfolgung gemacht. Der Oekonom der Prälatur fournirte ihm einige Fässer verdorbenes Oel und ähnliche Sachen, die Gasner zur Heilung der Menschen weihte, und wobey der erstere seine Rechnung fand. Ich theile dir diese Anekdote mit, weil ich sie von guter Hand hab, sie wenig bekannt ist, und ich dir ein neues Beyspiel geben kann, daß Mahommed und alle Propheten seiner Art ihren Ruhm der Hitze ihrer Verfolger und Patronen, die oft mit dem Prophetenthum dieser Männer in gar keiner Verbindung steht, zu verdanken haben. Leb wohl.

Augsspurg —

Nachdem ich die Gegenden des Bodensees in der Runde besichtigt, trat ich meine Reise von Lindau hieher an, und kam durch einige verfallene Reichsstädte, die das Reich um Nachlaß ihres Kontingents bitten müssen, und wirklich Dörfer geworden sind. Memmingen nimmt sich unter ihnen sehr aus. Es hat einige Manufakturen, und sieht wirklich einer Stadt etwas ähnlich. Von diesem Städtchen kam mir der Auszug einer Kronik zu handen, der so altweiberisch wie alle Kroniken kleiner Städte lautet, woraus ich dir aber einige Stellen mittheilen muß, weil sie den Karakter des Volks schildern.

Im Jahr 1448 gieng in den Schenken der Stadt der Wein aus. Der Rath schickte eine feyerliche Deputation an den Neker, um dieß dringende Bedürfniß seiner Unterthanen zu verschaffen. Als die Waagen mit Wein im Anzug waren, gieng ihnen die Bürgerschaft in einer Prozeßion mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen entgegen, und es wurde auch ein öffentliches Freudenfeuer angestellt . . . Im Jahr 1449 entstand am St. Gallentage in der Martinskirche wegen den Bethstühlen eine Uneinigkeit unter den Weibern, die in der Kirche selbst eine grosse Schlägerey unter denselben veranlaßte. Die Geistlichkeit meinte, man müsse nun die enth iligte Kirche von neuem einweihen; aber der Rath wiedersetzte sich mit allem Nachdruck: weil es nur Weiber gewesen wären . . . Beyde Schilderungen haben noch ihren Wert; denn der Schwabe hat noch die nämliche Verehrung für den Wein, und die nämliche Superiorität über sein Weib.

Nebst diesen kam ich durch unzälige Graf- und Herrschaften, worunter die Güter der Grafen Truchsesse und Fugger die beträchtlichsten sind, und wohl Fürstenthümer seyn könnten, wenn sie nicht unter so viele Nebenäste der Familie zertheilt wären.

Der ganze Strich vom Bodensee hieher ist lange nicht so schön gebaut, als der untere Theil des Schwabenlandes. Auch in der sittlichen Kultur ist er weit unter diesem. In der Bildung der Menschen ist der Unterschied auffallend. Die Einwohner dieser Gegend haben so viel eckigtes und schiefes in ihren Gebehrden, daß es einem eckelt. Die Natur hat aber selbst auch viel weniger für sie gethan, als für ihre Nachbarn. Der ganze Strich ist eine Ebene, die nur von einer Reihe waldigter Hügel zwischen Lindau und Leutkirchen unterbrochen wird, und das Land ist also bloß zum Ackerbau bequem, dahingegen im Unterschwaben das Gemische der Berge, Hügel und Thäler zu einer mannichfaltigern Kultur Anlaß giebt.

Was vollends zum Verderben dieser Gegend gereicht, ist die Zerstückung in so viele, gar zu kleine Herrschaften, und daß mehrere Besitzer derselben an grossen Höfen leben, und also das Geld aus dem Lande ziehn. Man hat nicht nöthig zu fragen, ob der Herr des Gutes an Ort und Stelle residirt. Man sieht es augenscheinlich auf den Gesichtern der Unterthanen und der Verwilderung des Landes. Während daß der Herr am Hofe mit der Beute seiner Unterthanen glänzt, sind diese den Bedrückungen raubgieriger Beamten unterworfen, die gemeiniglich in wenigen Jahren so viel zusammen zu bringen wissen, daß sie freywillig abdanken und dann selbst Herren spielen können.

Wenn nicht so ungeheure Verschwendung und so

lächerliche Titelsucht unter dem grossen deutschen Adel Mode wäre, wenn er mehr Geschmack an Wissenschaften und Künsten hätte, wenn er ein bessers Vergnügen, als das an Pferden, prächtigen Waagen, vielen Bedienten u. dgl. kennte, wenn er etwas mehr als einen steifen Rücken, gezwungene Stellung der Füsse, eine gute Art sein Geld zu verspielen, das elendeste Jargon und gewisse Krankheiten aus Frankreich zu holen wüßte, so könnte er die glücklichste Klasse von Erdensöhnen seyn. Fast ganz unabhängig, wie er ist, könnte er im weitesten Verstande der Schöpfer des Glückes seiner Unterthanen und von ihnen angebethet werden. Aber dafür scheint der grosse Haufen der Barons *) kein Gefühl zu haben. Die Natur rächt es. Durch ihre dumme Verschwendung an den Höfen werden ihre Güter verschuldet und die Quellen versiegen nach und nach.

Das berühmte Augspurg ist das lange nicht mehr, was es war. Es giebt hier nun keine Fugger und Welser mehr, die den Kayserm Millionen vorschiessen können. In dieser grossen und schönen Stadt, die unter den deutschen Handelsstädten in der ersten Reihe steht, sind nicht über 6 Häuser zu finden, die über 200000, und keine 15 die 100000 Gulden Vermögen hätten. Der grosse Schwarm der hiesigen Kaufleute, wovon ein guter Theil Karossen haben muß, schleppt sich mit einem Kapitälchen von 30 bis 40000 Gulden herum, macht den Krämer, Mäkler und Kommißär, und die nun einmahl gängige Gewerbart macht ihn zur Anlegung von Fabricken zu träge. Einige wenige Häuser thun etwas in Wechselgeschäften und der Weg durch Tyrol und Grau-

*) Man braucht wohl nicht anzumerken, daß zu Paris jeder Deutsche Kavalier, wenn er auch Graf ist, Baron heißt. D. U.

bündten veranlaßt hier einigen Gegenhandel zwischen Italien und Deutschland.

Nach diesen Krämern und Mäklern sind die Kupferstecher, Bildschnitzer und Maler der ansehnlichste Theil der beschäftigten Einwohner. Ihre Produkten aber sind der Pendant zur Nürnberger Quinquallerie. Es gab immer einige Leute von Talent unter ihnen; da sie aber bey den kleinen Versuchen für die Kunst nie ihre Rechnung fanden, so mußten sie bey den Kapuziner-Arbeiten bleiben, um nicht zu verhungern. Sie versehen fast das ganze katholische Deutschland mit Bilderchen für die Gebetbücher und zur Auszierung der Bürgerhäuser. Für die Kunst ist der hiesige Himmel sehr ungünstig. Der Baron füttert lieber Pferde und Hunde und einen Schwarm Bedienten, deren Narr er gemeiniglich ist, als Künstler, und wenn er auf Geheiß der Mode der Kunst ein Opfer bringen muß, so hat er keinen Glauben an das Talent seiner Landleute. Da er selten selbst Geschmack und Einsichten hat, so folgt er gewöhnlich in seiner Wahl dem blinden Ruf fremder Künstler, und läßt das Verdienst in seinem Vaterland darben. Es scheint in andern Gegenden Deutschlands hierinn nicht viel besser zu seyn; denn Mengs, Winkelmann, Gluck, Hasse, Händel und viele andre mußten erst von Ausländern in Ruf gebracht werden, ehe man in Deutschland ihre Verdienste anerkannte.

Es hat sich zwar unter dem Schutz des Magistrates hier eine Künstlerakademie zusammengethan, die aber, so wie ihre Patronen, keinen höhern Zweck zu haben scheint, als unter dem Namen von Künstlern gute Handwerksleute zu bilden, und die Manufakturen der Stadt im Gang zu erhalten. Der Rath geht seit einiger Zeit mit vielen ähnlichen Entwür-

sen zur Beförderung der Industrie schwanger, und wie ich an jeder patriotischen Empfindung Theil nehme, so konnte ich denselben anfangs meinen Beyfall nicht versagen. Aber wie ärgerlich war es mir zu sehen, daß diese Entwürfe zum Theil von den Regenten der Stadt selbst wieder vereitelt werden!

Der Grund dieses wiedersinnigen Betragens liegt zum Theil in der Regierungsform. Die Patrizier, welche nebst einem Ausschuß der Kaufleuthe die Stadt aristokratisch beherrschen, können es nicht verdauen, daß der Plebejer durch die Mittel, die er sich durch seinen Fleiß erwirbt, das Haupt über sich empor heben soll. Sie hassen und verfolgen den Fleiß ihrer Werkstätte aus einer elenden Eifersucht, und sprechen ihm in der Rathstube aus affektirtem Patriotisme das Wort. Ein gewisser Schülin, welcher durch eine beträchtliche Kottonfabrik sein Glück gemacht, ist ein trauriges Beyspiel davon. Mit den Millionen, die er sich durch seinen Fleiß erworben, kann er wohl prächtiger leben, als die Patrizier mit leeren Titteln, und deßwegen ist er der unsinnigsten Verfolgung ausgesetzt.

Der Hauptgrund dieser erbärmlichen Politick ligt in der Verderbtheit des Ganzen. Neun Zehntheile der Einwohner sind das infamste Kanaille, das man sich denken kann, das immer bereit ist, sich selbst auf das erste Signal aus Religionshaß zu erwürgen, das den Arbeitslohn einer Woche richtig auf den Sonntag in die Bierschenke trägt, und an die Grösse seiner Vorfahrer nicht eher denkt, als wenn das Bier in seinem Kopfe gährt — Ich hätte dir schon lange sagen sollen, daß die Regierung gemischt und zur Hälfte katholisch und lutherisch ist. Im Ganzen mögen die Katholiken zahlreicher seyn als die Protestanten — Es ist platterdings unmöglich,

alles Lächerliche, was hier der Religionshaß erzeugt, in einer Satyre zu erschöpfen. Täglich hast du einen neuen unerwarteten Auftritt zu erwarten, der dich lachen und fluchen macht. Es kann kein Spinngewebe an einem öffentlichen Gebäude weggeräumt werden, ohne daß sich die Religion ins Spiel mische. Die Katholiken, welche natürlicher weise erhizter sind, als die Protestanten, halten sich einen sogenannten Kontroversprediger, der zu gewissen Zeiten die eine Hälfte von Augspurg lachen und die andere rasen macht. Der, welcher jetzt diese Rolle spielt, ist ein Jesuit und der beste Hannswurst, den ich von seiner Art gesehen — Die tiefe Armuth und Liederlichkeit des Pöbels macht ihn gegen die Rechte unempfindlich, die er der ursprünglichen Verfassung gemäß behaupten sollte. Die Aristokraten wären so mächtig nicht, wenn das Volk mehr Sinn und Gefühl für seine eigentliche Konstitution hätte. Aber die Freyheit der meisten hiesigen Bürger ist so wohlfeil, als die Jungferschaften ihrer Töchter, welche die hiesigen Dohmherren, deren Pfründen ohngefehr 2000 Gulden eintragen, jährlich duzendweis kaufen.

Das übrige Zehntheil der Einwohner besteht aus einigen Patrizier-Familien, unter denen es sehr artige Leuthe giebt, aus einem Dutzend Kaufleuthe, einigen Künstlern und der Geistlichkeit. Unter diesen herrscht aber zu viel dumme Verschwendung, welcher auch der Klügere nicht ganz entsagen darf, weil sie allgemeine Sitte ist, und zu viel Privateifersucht, als das wahre, wirksame Vaterlandsliebe unter ihnen Wurzel fassen könnte. — In dieser Stadt, die allerdings 3 Stunden im Umfang hat, wohnen kaum 36000 Menschen, und das ganze eintragende Kapitel derselben beträgt schwerlich über 15

Millionen Gulden. — Ihre Abnahme wird von Jahr zu Jahr merklicher, und wenn ihr nicht sehr günstige Umstände zu Hülfe eilen, so enthält sie im künftigen Jahrhundert nichts als einen Haufen Bettler, deren Regenten in den geraubten und mit Flittergold verbrämten Lumpen ihrer Unterthanen paradieren.

Die Stadt ist wirklich schön, und das Rathhaus eines der schönsten Gebäude, die ich auf der ganzen Reise hieher gesehen. Der Magistrat läßt sich auch die äussere Verschönerung der Stadt, man sollte glauben, um so mehr angelegen seyn, als die innern Kräfte derselben abnehmen. Die Schminke der ausgedienten Buhlschwester täuscht wohl den vorübergehenden Fremden; aber wer sie am Nachttische besucht — — Vor kurzem ließ das Bauamt auf Befehl des Rathes eine Verordnung ergehen, daß die Dachrinnen, welche das Wasser sonst auf die Gassen spritzten, und das Pflaster verdarben, an den Häusern herab sollten geführt werden. Eine Gesellschaft von Kaufleuthen protestirte dagegen, und in ihrer Vorstellung an den Rath wurde gesagt: „Die Römer wären eben nicht auf der höchsten Stufe ihrer Grösse gewesen, als der appische Weg gemacht worden„ — Ich weiß nicht, ob der Konzipient seinen Spaß trieb. Man sagt sonst: Jede Vergleichung hinkt. Neben den Römern sind die Krücken der Augspurger gar zu sichtbar.

Die Stadt bekömmt das Trinkwasser gröstentheils aus dem Lech, welcher in einiger Entfernung vorüberfließt. Das Werk, wodurch das Wasser in der Stadt vertheilt wird, ist wirklich bewundernswürdig. Der bayrische Hof kann dieses unentbehrliche Bedürfniß derselben abschneiden, und setzt sie unter Androhung dieser Katastrophe öfters in Kontribu-

tion. Er hat nebstdem noch verschiedene Mittel in Händen, den hohen Rath in einer gewissen Abhängigkeit zu erhalten. Um sich gegen die Unterdrückung dieses Hofes sicher zu setzen, sucht die Stadt den Schutz des Wiener Hofes, und macht sich auf dieser Seite eben so abhängig, als auf der ersten, und die Staatskunst des hochweisen Rathes ist also ein Ball, womit beede Höfe unter sich spielen. — Der kayserliche Minister für den schwäbischen Kreis residirt gemeiniglich hier, und versichert seinem Hof einen immerwährenden Einfluß — Es liegen immerfort auch Oestreicher und Preussen auf Werbung hier, und die Partheylichkeit der Stadtregierung für die ersten ist sehr merklich — Im Krieg von 1756 war die Bürgerschaft für beede Höfe in zwo gleiche Partheyen getheilt. Die Katholicken betrachteten den Kayser, und die Protestanten den König von Preussen als ihren Schutzgott, und bald hätte der Religionshaß hier einen blutigen Bürgerkrieg veranlaßt.

Der Bischof, welcher sich von dieser Stadt benennt, aber zu Dillingen residirt, hat ohngefähr 200000 Gulden Einkünfte. Leb wohl.

Augspurg —

Unter allen Kreisen des deutschen Reiches ist der schwäbische am meisten zerstükt. Er zählt nicht mehr als 4 geistliche und 13 weltliche Fürstenthümer, 19 unmittelbare Prälaturen und Abteyen, 26 Graf- und Herrschaften und 31 freye Reichsstädte. Die sogenannten Kreisausschreibende Fürsten sind

der Bischof von Kostanz und der Herzog von Würtemberg, welcher letztre aber allein das Direktorium der zu verhandelnden Kriegssachen hat.

Das Gemische dieser vielen Regierungsarten und Religionssekten, der Druck der Grössern auf die Kleinern, die Dawischenkunft des kayserlichen Hofes, welcher viele zerstreute Stücke Landes unabhängig vom Kreise in Schwaben besitzt, und zufolge eines dem Erzherzogthum Oestreich eigenen Privilegiums seine Besitzungen in demselben auf verschiedene Arten erweitern kann; alles das giebt der Wirthschaft des Landes und dem Charakter der Bewohner eine sonderbare Gestalt. In vielen Gegenden sieht man auf einigen Positionen die höchste Kultur mit der äussersten Verwilderung, einen ziemlichen Grad von Aufklärung und Zucht mit der tiefsten Unwissenheit und Bigoterie, Spuren von Freyheit mit der tiefsten Unterdrückung, Nationalstolz mit Verachtung oder Gleichgültigkeit gegen das Vaterlande, und alle gesellschaftlichen Verhältnisse auf die auffallendste Art miteinander abstechen.

Offenbar sind die grössern Länder in Schwaben, wie das Würtembergische, Oestreichische und Badensche am besten gebaut. Das ganze Schwabenland mag in der Grösse beynahe 900 deutsche Quadratmeilen betragen, in welchem Umfange ohngefähr 2 Millionen Menschen wohnen, von denen über die Hälfte den 3 bemeldten Häusern zugehöret, ob sie schon bey weitem nicht die Hälfte des ganzen Landes besitzen.

Wenn sich die kleinen deutschen Herren vernünftig wüßten einzuschränken, wenn sie nicht grösser scheinen wollten, als sie sind, wenn sie mehr Liebe zu ihren Unterthanen hätten, und nicht so fühllos gegen die sanftern Empfindungen der Menschlichkeit

und gegen die Reitze der Musen wären, so könnte die Kleinheit dieser Staaten selbst ihr Glück seyn. Wenn gleich ein kleiner Bauernstaat, für manche Bedürfnisse Geld muß ausfliessen lassen, so kann doch, wenn der Herr nicht übermäßigen Luxus liebt, ein guter Theil des Landsertrages, in Betracht des kleinen Kreises, in einem viel engern, und also vortheilhaftern Umlauf erhalten werden, wenn das Höfchen seinen und den von dem seinigen unzertrennlichen Vortheil seiner Unterthanen versteht, und die Einnahme wieder in die gehörigen Kanäle zurückgießt. Da die meisten Herren dieser Gegend katholisch sind, und ihren jüngern Söhnen die reichen Stifter der Nachbarschaft offen stehn, so haben sie sich wenig um Appanagen zu kümmern. Viele derselben sind selbst geistlich, und können also durch ihre gesetzliche Leibesprodukten ihren Unterthanen niemals zur Last fallen. Aber hier, wo vom Glücke der Völker die Rede ist, kommen diese Herren doch nicht in Anschlag. Wegen Mangel der Familienbande betrachten sie sich bekanntlich nie als angehörige ihres Landes, sondern als Kommandanten, die da sind, um das Volk zu brandschatzen . . . Die Entbehrlichkeit des Soldatenstandes, die Leichtigkeit das Ganze zu übersehn, die Entfernung von dem politischen Gezerre der grössern Staaten, die Sicherheit, daß ihre Regenten keine grossen Eroberer spielen können, und noch viele andre Verhältnisse könnten diesen kleinen Völkerschaften zu statten kommen, wenn ihre Häupter gesünder wären.

Allein, die Höfe von Stuttgard und Karlsruhe ausgenommen, hab' ich zu meinem grossen Leidwesen keinen in Schwaben gefunden, der das Glück seiner Unterthanen als seinen Beruf betrachtete. Die andern scheinen im Wahn zu stehn, daß die Völker

wegen ihnen, und nicht sie wegen dem Volk geschaffen seyen. Die Kameralisten dieser Herren, deren ich einige sehr genau kennen lernte, machen einen sehr wesentlichen Unterschied zwischen dem Interesse des Hofes und jenem des Volkes, und wenn gleich der Unterthan, wie ich dir schon gesagt, gegen die gröbste Tyranney sicher ist, so ist er es doch nicht gegen die feine Beutelschneiderey der Finanziers.

Die Erziehung der meisten dieser Herren ist zu abscheulich, als daß es besser seyn könnte. Sie ist fast durchgehnds in Händen von Pfaffen, theils Mönchen, deren Kenntnisse in ihre Kapuzen eingeschränkt sind, theils jungen Abbes, die so eben von der Schule gekommen, und durch die Familie ihres Eleven ihr Glück machen wollen. Und worinn besteht nun die Moral des jungen Herrn? Der Mönch gewöhnt ihn die Verehrung des heiligen Franziskus, Benediktus oder Ignazius, die öftern Bestellungen von Messen, die Skapuliere, Rosenkränze, Allmosen für Klöster u. dgl. m. für die wesentlichsten Pflichten zu halten, und zu wähnen, man könne damit eine Menge Vergehungen andrer Art wieder gut machen. — Und der Abbe? Dieser ist gemeiniglich ein junger Mensch, der auf der Schul seine ganze Philosophie und Moral von Mönchen geholt hat, ans Kriechen gewohnt ist, sich zum Schuhepuzen gebrauchen läßt, und aus Forcht beym Regierungsantritt des jungen Herrn sein gehoftes Brod zu verlieren, in den kritischesten Jugendjahren ihm gerne durch die Finger sieht. Beyde vergessen natürlich nicht, dem heranwachsenden Regenten zu sagen, daß es Sünde sey, die Menschen wie die Fliegrn todtzuschlagen, auf offener Strasse zu rauben, die Weiber ihrer Unterthanen durch Jäger oder Husaren aus den Betten auf das Schloß holen zu lassen

u. dgl. Aber das feinere sittliche Gefühl, Achtung für jedes Geschöpfe, das ihnen ähnlich sieht, Empfindungen für höhere Tugenden, als die in den Legenden zum Muster dargestellt werden, weiß keiner dieser Herren in dem Zögling rege zu machen. Und sind die Klöster und Schulen auch der Ort, die Welt, die zarten Nüanzen der menschlichen Pflichten, und besonders die Erfoderniße zu einem guten Regenten kennen zu lernen?

Ich hatte Gelegenheit, einer Prüfung beyzuwohnen, die der Hofmeister von den Söhnen eines ansehnlichen schwäbischen Herrn mit denselben sehr feyerlich angestellt. Die Eltern, welche sich wenigstens durch den Eifer, ihre Kinder gut zu erziehen, vor vielen andern schwäbischen Häusern auszeichnen, nahmen viel Theil daran, und hatten alle Verwandten und Freunde dazu gebethen. Der Hofmeister, ein Benediktiner, both alle Prälaten und Prioren in der Gegend auf, um den Triumph seiner Erziehungskunst glänzender zu machen, die dann um so zahlreicher sich einfanden, als bey diesem Anlaß ein fetter Schmauß zu erwarten stand. Die Zöglinge waren so zwischen den 14 und 18 Jahren. Der Anfang wurde mit der lateinischen Sprache gemacht, und der ältere dieser Jünglinge las eine lateinische Rede ab, die er nach dem Vorgeben verfaßt haben sollte, die aber offenbar das Werk seines Lehrers war, welches dieser auch in seinen Blicken und Mienen während des Ablesens zu gestehen schien. Die Rede war durch alle die bekannte Figuren durchgearbeitet, und alle Fragen, Ausrufungen, Invektionen u. s. w. waren gegen die neuern Philosophen gerichtet, die der Religion und der menschlichen Gesellschaft überhaupt den Untergang androhen. Ich war sehr aufmerksam, weil ich einigemal den Vol-

tairius und Rousseauvius mit aller rhetorischen Wuth bestürmen hörte. Ich konnte nicht begreiffen, was z. B. Rousseau, dessen Moral im Ganzen, besonders für Regenten, vortreflich ist, und der, auf der guten Seite genommen, in diesen Gegenden zum Besten der Menschheit wichtige Revolutionen machen könnte, einem jungen schwäbischen Herrn oder seinem Hofmeister, die ihn zuverläßig weder in Person noch in seinen Schriften kennen, Leids gethan haben sollte. Einer unsrer Landsleuthe, der Sprachmeister der jungen Herren, durch den ich Eintritt fand, half mir aus dem Traum, und sagte mir, daß es seit mehrern Jahren unter den Geistlichen dieser Gegenden Mode sey, dem Voltaire und Rousseau allen erdenklichen Unsinn aufzubürden, und auf den Kanzeln und bey jeder öffentlichen Gelegenheit ihren Witz an denselben zu schärfen . . . Nachdem die Rede gehörig beklatscht, und die Komplimente und Gegenkomplimente verhallt waren, schritt man zu der Geschichte. Da giengs durch die 4 Universalmonarchien, und die jungen Herren nennten eine Menge babylonischer, assyrischer, kaldäischer, ägyptischer, persischer und andrer Regenten der Vorwelt, von denen sich nichts weiter sagen läßt, als daß ihre Asche mit der Erde, die wir bewohnen, vermischt ist. Und alle die Monarchien drehten sich um das alte Testament herum, und wurden auf den salomonischen Tempel aufgehaspelt. In Griechenland wußte man nichts als die 7 Weisen mit ihren Sprüchen aufzufinden, und hier wie in dem republikanischen Rom war weder von den grossen Tugenden, noch von der Kultur, noch von den Ursachen des Steigens und Fallens dieser Völker die Rede. In den Augen eines Mönchen kann ein Heide keine Tugend haben, und die Aufklärung, die Philosophie dieser

berühmten Nationen war eben der Gegenstand, gegen den die Rede mit ihrem Feuer spielte. Dafür schien der Hofmeister als Lehrer der Geschichte gar keinen Sinn zu haben. In der Kaisergeschichte war weiter nichts zu melden, als die zehn oder zwanzig Verfolgungen der Kristen. Ich weiß nicht, ob es noch mehrere waren, ob ich schon der römischen Geschichte, wie du weißt, eben nicht fremde bin. Man nennte alle nennbare Märterer, die unter diesen Kayssern litten. In der neuern Geschichte spielten natürlicher Weise die Ahnen der jungen Herren die Hauptrolle; wie sie Klöster gestiftet und begabet, die Kreuzzüge mitgemacht, u. s. w. Hierauf kam man zur Geographie, und da wußte man von Arabien, Abyssinien, Monomotapa, Nubien, Monomugi und den Ländern, die wir am wenigsten kennen, am meisten zu sprechen. Nachdem man zur Prüfung einige wohlgeübte Exempelchen der Rechenkunst auf eine Tafel gekrazt hatte, kam endlich die Reihe an die Glaubens- und Sittenlehre. Es wurde in Behandlung des erstern Gegenstandes so viel von den untrüglichen Kennzeichen der alleinseligmachenden Kirche gesprochen, daß ich bald davon gelaufen wäre. Ich hatte in einem Lande von vermischter Religion wie dieses, solche harte Ausdrücke um so weniger erwartet, da die Toleranz der herrschenden Sekten ein Reichsgrundgesetz ist. Die moralische Prüfung war folgende: Hofmeister. Welches sind die Haupttugenden? Erster Eleve. Glaub, Hofnung und Liebe — Hofm. Erwecken sie mir den Glauben, Graf Karl! Graf Karl. O mein Gott, ich glaube alles u. s. w. Hofm. Graf Max, erwecken Sie mir die Hofnung! Graf Max. O mein Gott, ich hoffe alles, u. s. w. Hofm. Graf August, erwecken Sie mir die Liebe: Graf August. O mein Gott, ich liebe

alles

alles u. s. w. Es war recht herzbrechend für die guten Eltern anzuhören, wie ihre Kinder den Glauben, die Hofnung und die Liebe so hübsch nach dem Katechismus auswendig gelernt hatten — Hofm. Welches sind die Hauptlaster? Neid, Zorn, Unkeuschheit, Füllerey u. s. w. Da fielen mir die Prälaten mit ihren rothen, dicken Köpfen auf, besonders einer, der mit einer faunischen Miene die Hand auf dem Schoos der gnädigen Frau liegen hatte — Hofm. Welches sind die schweren Sünden in den heiligen Geist? An einer erkannten Wahrheit zweifeln: in einem erkannten Irrthum verharren, u. s. w. — Hofm. Wie viel giebt es gute Werke, Graf Karl? Graf Karl. Sieben; Erstens die Hungrigen speisen; zweytens, die Durstigen tränken; drittens die Nackenden bekleiden; viertens die Gefangenen erlösen, u. s. w. Und das war nebst den 10 Geboten Gottes und den 5 Geboten der Kirche alles, was die Sittenlehre anbelangt — Also nur 7 gute Werke, Herr Graf! — Also für einen Herrn Grafen von 50000 Gulden Einkünften ist es ein gutes Werk, keine Pflicht, den Hungrigen zu speisen! — Also thut der Herr Graf ein gutes Werk, wenn er seinen Spizbuben die Gefängnisse öffnet! — Es war alles buchstäblich so, Bruder, wie ich dirs niederschreibe, es ist nichts übertrieben, nichts verkleinert. Von Pflichten der Grösseren gegen die Kleinern, von dem wohllüstigen Geschäfte andre glüklich zu machen, von sündlicher Verschwendung des mit Schweiß und Thränen benezten Geldes der Unterthanen, von Großmut, Sanftmut und ähnlichen Dingen war so wenig die Rede, als in dem wissenschaftlichen Theil der Prüfung von landwirthschaftlichen und statistischen Kenntnissen.

Der Hofmeister führte sodann seine Zöglinge triun-

phirend zu dem Schwarm der Zuhörer, die ihn und die jungen Herren mit einem verwirrten Gemurmel von Glükwünschen empfiengen. Der Zug gieng hierauf sehr feyerlich zur Tafel, wo ich im Punkt der schönen Sitten meine Bemerkungen über die Erziehungsart der jungen Herren fortsetzen konnte. Eine gewisse grimaßirende Steifheit war mir in ihren Bewegungen schon beym ersten Anblik aufgefallen; aber der Sprachmeister machte mich erst bey Tische auf das Detail ihrer schönen Manieren aufmerksam. Da wußten sie alle die Löffel, Messer und Gabeln gar methodisch zu beyden Seiten der Teller auszutheilen, die Servietten, einer wie der andre, fein durch das oberste Knopfloch zu ziehn, gerade eine Spanne weit vom Tisch mit steifem Rüken und die Hände züchtiglich neben die Teller gelegt da zu sitzen, und wenn sie die Nase putzen wollten, es gar unsichtbar mit dem Schnupftuche unter der Serviette zu thun. Die Kaffeetassen nahmen sie mit dem Daumen und dem Zeigefinger, und strekten die übrigen Finger, alle gleich, sehr artig neben aus. Keiner durfte den Mund aufthun, als wenn er angeredet wurde. Wenn sie standen, so mußten die Füße fein vest auf einem Flek, und nicht gar weit aus einander stehn, und die eine Hand in der Weste und die andre in der Roktasche stecken. — Der Sprachmeister sagte mir, die ganze Familie und der Hofmeister wären innig überzeugt, daß kein Mensch zu Paris anderst bey Tische fässe, anderst die Tasse nähme, oder anderst die Nase puzte. Er werde oft versucht, dem Benediktiner bey seinen Lektionen von der Art unter die Nase zu lachen, wenn er ihm nicht subordinirt wäre.

Wenn nun auch diese junge Herren auf die Universität oder auf Reisen gehn, so geschieht es unter

der Aufsicht ihres jetzigen Hofmeisters, der ihnen alles, was sie sehen, durch seine alte Mönchsbrille zeigt, und alle Kenntnisse, die sie allenfalls sammeln, auf den dürren Stamm seiner ehemaligen Lehren einpfropft. Welche Vorbereitung wird nicht erfodert, um mit Nutzen reisen zu können? — Und wenn nun endlich der junge Erbherr die Regierung seines Landes antritt, kann es besser werden, als es ist?

Dank dem allweisen Schikfal, oder der allgütigen Vorsicht, die in den Regierungen der Länder nur gar zu sichtbar die Hände hat! Wenn man den Anbau dieser Gegenden des Schwabenlandes betrachtet, und weiß, wie wenig von den Herren desselben für sie gethan wird, so muß man glauben, es wache immer ein mächtiger Genius über ihnen, der allezeit das, was die Regenten verderben, zum Theil wieder gut machen muß. Lebe wohl.

München —

Mit meiner Reisegesellschaft von Augsspurg hieher war ich sehr wohl zufrieden. Der Postwagen war mit einigen Theatinermönchen, die ihrem Institut gemäß von der Vorsehung Gottes leben, aber auf alle Fälle den Beutel immer wohl gespikt haben, und einigen Kaufleuten angefüllt. Alle waren wakre Zecher und lustige Pursche, und die Mönche äusserten durch ihr Betragen, daß ihnen der bayrische Himmel ganz vorzüglich günstig sey. Sobald man über der Lechbrücke ist, muß man dem Wein gute Nacht sagen, und sich an dem vortreflichen bayrischen Bier halten, wovon die Maaß nur 3 Kreu-

zer kostet. Die Theatiner wußten immer vorher, auf welcher Station das bessere Getränke anzutreffen sey. Nach einigen tüchtigen Schmäusen fuhren wir gleich einem Kor Bachanten unter Singen und lautem Gelächter in das schöne München ein.

Als ich vom Posthaus ins Wirthshaus kam, trat eine schöne Wirthin vor mich, sah mir sehr bedenklich ins Gesicht, und that verschiedene Querfragen, die ich wegen Mangel an Kenntnis der hießigen Provinzialaussprache nur halb beantworten konnte. Da mir das viele Quäſtioniren an Wirthen unausstehlich ist, so sagte ich ihr etwas rauh; sie sollte mir geradezu sagen, ob ich auf einige Tage bey ihr Bett und Tisch haben könnte? Mit einiger Schüchternheit gab sie mir endlich zu verstehn, sie habe mich so halb für einen Juden angesehen, und ich weiß nicht zu welchem Heiligen ein Gelübde gethan, keinen Juden zu beherbergen. Bald hätte ich wieder die Thüre in die Hand genommen; söhnte mich aber des andern Tages, als mein etwas zu grosser Bart abgeschoren war, mit der hübschen Judenhässerin förmlich und feyerlich aus, und befinde mich jezt recht wohl bey ihr.

Ungeachtet des starken Schmaussens unterwegs hieher hatte ich doch Zeit genug, die Bemerkung zu machen, daß der Ackerbau in diesem Theil von Bayern lange nicht so gut bestellt zu seyn scheint, als in Schwaben. Ich habe sehr viele schwäbischen Dörfer gesehn, die viel eher Städte zu nennen wären, als die elenden Dinge, die ich seit meinem kurzen Aufenthalt in Bayern unter diesem Namen zu Gesicht bekommen, und darunter waren Dörfer, wovon manches die 6 ersten um München her, sehr weit von einander zerstreuten Oerter zusammengenommen, an Mannschaft übertraf.

Ich bin mit dem Hof und dem Land noch zu wenig bekannt, um dir etwas zuverläßiges davon sagen zu können. Ich gedenke mich eine ziemliche Zeit hier aufzuhalten, und werde dir in gehöriger Ordnung meine Erkundigungen mittheilen — Unterdessen besuche ich fleissig das hiesige Deutsche Theater, und bin nun eben aufgelegt, dich mit dem Zustand des dramatischen Theils der deutschen Litteratur, in so weit ich ihn bisher habe kennen gelernt, zu unterhalten.

Schon zu Straßburg erfahrt man, wenn man die deutsche Sprache versteht, daß Deutschland seit einigen Jahren mit einer Art von Theaterwut befallen ist. Da werden die Buchläden von Zeit zu Zeit mit einem ungeheuern Schwall von neuen Schauspielen, Dramaturgien, Theateralmanachen, Theaterkroniken und Journalen überschwemmt, und in den Katalogen neuer Bücher nehmen die Theaterschriften allzeit richtig den dritten Theil ein. Ich halte selbst das Dramatisiren für die höchste Stufe der Dichtkunst, so wie das Geschichtemalen für den edelsten Theil der Malerey. Es soll uns den edelsten Theil der Schöpfung, den Menschen in seinen mannichfaltigen Verhältnissen am anschaulichsten und mit der gröstten Wahrheit darstellen. Aber die Art Menschen, welche jezt in den meisten deutschen Schauspielen herrscht, findet man unter dem Mond höchst selten, und wenn hie und da einer von dieser Art von ohngefähr erscheint, so nimmt die Polizey des Orts, wenn eine da ist, gewiß die Versorgung desselben über sich, und thut ihn ins Toll- oder Zuchthaus.

Stelle dir vor, lieber Bruder, die jezigen Lieblingskaraktere des dramaturgischen deutschen Publikums sind rasende Liebhaber, Vatermörder, Strassenräuber, Minister, Mätressen, und grosse Herren,

die immer alle Taschen der Ober- und Unterkleider voll Dolche und Giftpulver haben, melancholische und wütende Narren von allen Arten, Mordbrenner und Todtengräber. Du glaubst es vielleicht nicht, aber es ist die Wahrheit, daß ich dir über 20 Stücke nennen kann, worinn verrückte Personen Hauptrollen spielen, und der Dichter seine Stärke in der Schilderung der Narrheit gesucht hat. Und was sagst du, wenn ich dich auf meine Ehre versichere, daß das deutsche Publikum, welches ich bisher zu kennen die Ehre habe, gerade die Stellen am stärksten bewundert und beklatscht, wo am tollsten geraset wird? — Man hat Stücke, worinn die Hauptperson alle 12 bis 15 mitspielende Personen der Reihe nach umbringt, und sich dann zur Vollendung des löblichen Werkes den Dolch selbst in die Brust stößt. — Es ist ausgemacht, daß die Stücke den meisten Beyfall haben, worinn am häufigsten geraset und gemordet wird, und verschiedene Schauspieler und Schauspielerinnen konnten mir nicht genug beschreiben, was sie für Noth hätten, um auf verschiedene neue Arten sterben zu lernen. Es kommen Stellen vor, wo Leute unter abgebrochenen Reden und anhaltenden Konvulsionen eine halbe Stunde lang in den letzten Zügen liegen müssen: und das ist doch wahrlich kein geringes Stück Arbeit, einen solchen Tod gehörig zu souteniren. Du solltest nur manchmal eine deutsche Schaubühne sehn, wo 4 bis 5 Personen auf einmal auf dem Boden liegen, und der eine mit den Füssen, der andre mit den Armen, der mit dem Bauch, und jener mit dem Kopf seinen Todeskampf ringt, und das Parterre unterdessen jede Zuckung der Glieder beklatscht.

Nach den Rasenden und Mördern behaupten die Besoffenen, die Soldaten und Nachtwächter den

zweyten Rang auf der deutschen Bühne. Diese Personagen entsprechen dem Nationalkarakter zu sehr, als daß sie einem deutschen Zuschauer auf der Bühne nicht willkommen seyn sollten. Aber warum der phlegmatische Deutsche, der zu stürmischen Leidenschaften, zu rasenden Unternehmungen, zu starken tragischen Zügen so wenig Anlage hat, so verliebt in die Dolche, Giftmischereyen und hitzige Fieber auf dem Theater ist, das konnte ich mir anfangs so leicht nicht erklären.

Auf der Seite des Publikums mag wohl der Mangel an mannichfaltigern Kenntnissen des bürgerlichen Lebens und am geselligen Umgang eine Ursache davon seyn. Die verschiedenen Volksklassen kreutzen sich in den deutschen Städten nicht auf so verschiedene Art, wie in den Französischen. Alles, was Adel heißt, und wenn auch der Adel nur auf dem Namen beruhen sollte, und alles, was sich zum Hof rechnet, ist für den deutschen Bürger verschlossen. Seine Kenntnisse, seine Empfindungen von gesellschaftlichen Situationen sind also viel eingeschränkter, als jene unserer Bürger. Er hat kein Gefühl für unzälige Verhältnisse des gemeinen Lebens, die der Bewohner einer mittelmäßigen französischen Stadt gehörig zu schätzen und zu empfinden weiß. Bey dieser Gefühllosigkeit für bürgerliche Tugenden und Laster, bey dieser Stumpfheit für die Verkettungen und Intriguen des gewöhnlichen gesellschaftlichen Lebens hat nun der deutsche Bürger natürlich zu seiner Unterhaltung im Theater Karrikaturen und starke Erschütterungen nöthig, da sich der Franzose mit einem viel feinern Spiel der Maschinen eines Theaterstückes begnügt, und seine eigne Welt gerne auf der Bühne vorgestellt sieht, weil er sie kennt. Die Theaterstücke, welche man aus Sachsen bekömmt,

sind nicht so abentheuerlich und ungeheuer, als die, welche in dem westlichen und südlichen Theil von Deutschland gemacht werden, weil ohne Zweifel mehr Aufklärung, Sittlichkeit und Geselligkeit unter den Bürgerständen daselbst herrscht, und man also auch die Schattirungen der Auftritte des gemeinen Lebens besser fühlt, als hier. Ueberhaupt ist hier zu Lande der grosse Haufen mehr Pöbel als in Frankreich, und bekanntlich läuft der Pöbel gerne zum Richtplatz und zu Leichen

Auf der Seite des Dichters hat diese tragische Wut verschiedene Ursachen. Die meisten der jetztlebenden deutschen Schauspielschreiber haben das mit dem übrigen Pöbel gemein, daß sie die Fugen und das Spiel des bürgerlichen Lebens gar nicht kennen. Viele derselben sind Studenten, die noch auf der Schule sitzen, oder so eben davon zurückgekommen sind, und das Schauspielmachen zu ihrem Metier erwählt haben. Da schmauchen sie ohne alle Weltkenntniß hinter ihrem Ofen, phantasieren sich in den Tobakswolken eine Riesenwelt, worinn sie als Schöpfer handeln können, wie es ihnen beliebt, und ihren Kreaturen keine Schonung, keine Ausbildung, keine Polizey und keine Gerechtigkeit schuldig sind. Da ist es nun kein Wunder, daß aus diesen Wolken so viele Menschen ohne Köpfe, und so viele Unmenschen mit Köpfen herausspringen. Sie suchen die tragische Stimmung des Publikums zu benutzen, um mit der größten Leichtigkeit ihr Brod zu gewinnen; denn, ohne auch das willkürliche Abentheuerliche in Anschlag zu bringen, so ist es doch allzeit leichter eine Tragödie, als eine Komödie von gleicher Güte zu machen.

Ein anderer Theil dieser Kothurnaten läßt sich von dem herrschenden Geschmak verführen. Da

trat vor einigen Jahren ein gewisser Göthe, den du ohne Zweifel nun aus einigen Uebersetzungen kennst, mit einem Stück auf, das seine sehr grosse Schönheiten hat, aber im Ganzen das abentheuerlichste ist, das je in der Theaterwelt erschienen. Ich brauche dir weiter nichts zu sagen, um dir einen Begrif davon zu geben, als daß der Bauernkrieg unter Kayser Maximilian mit brennenden Dörfern, Zigeunerbanden und Mordbrennern mit den Fakeln in der Hand auf die anschaulichste Art vorgestellt wird. Es heißt Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, und hat verschiedenen Versuchen ungeachtet zum grossen Leidwesen des deutschen Publikums noch nicht auf das Theater gebracht werden können, weil die häufigen Veränderungen der Scenen, die erstaunlich vielen Maschinen und Dekorationen zu viel Aufwand erfodern, und zwischen den Auftritten gar zu lange Pausen verursachen. Göthe ist wirklich ein Genie. Ich hab' einige andre Theaterstücke von ihm gelesen und aufführen gesehen, worinn man sieht, daß er die Menschen, die wie er auf ihren zwey Beinen gehn, in dem alltäglichen Leben eben so gut zu behandeln weiß, als die, welche auf dem Kopf stehn. Mit Vergnügen sah ich sein Erwin und Elmire, eine sehr niedliche Operette, und seinen Klavigo, ein Trauerspiel, wozu unser Beaumarchais, wie du weißt, den Stof gegeben. Dieses hat zwar auch seine starken Ausschweifungen; aber einem Genie ist alles erlaubt — Nun drängte sich ein unzäliger Schwarm von Nachahmer um den Mann. Sein Götz von Berlichingen war ein magischer Stab, womit er einige hundert Genies auf einen Schlag aus dem Nichts hervorrief. Stumpf gegen die wahren Schönheiten des Originals suchten die Nachahmer ihre Grösse darinn, die Aus-

schweifungen desselben treulich zu kopieren. Im Götz von Berlichingen wird mit jedem Auftritt das Theater verändert. Ein gutes Stück mußte also nun der Reihe nach wenigstens eine ganze Stadt durchlaufen, von der Kirche an durch die Rathsstuben, Gerichtshöfe, über die Marktplätze, bis zur Wahlstadt. Da Göthe etwas verschwenderisch mit den Exekutionen umgieng, so wimmelte es nun in der deutschen Theaterwelt von Scharfrichtern. Shakspear, den Göthe vermuthlich bloß aus Laune, oder vielleicht in der guten Absicht, um seine Landsleute auf diesen grossen Dichter aufmerksamer zu machen, in seinem Götz zum Muster genommen, Shakspear war nun der Abgott der deutschen Theaterdichter; aber nicht der Shakspear, welcher dir die Menschen wie Raphael in jeder augenblicklichen Stimmung, in allen Nüanzen der Handlungen, mit jeden Bewegungen der Muskeln und Nerven, mit jeder Schattierung der Leidenschaften, mit aller möglichen Wahrheit darstellt; sondern der Shakspear, welcher aus Mangel einer Bekanntschaft mit andern Originalien und einer gehörigen Ausbildung, sich mit aller Gemächlichkeit seiner Laune überließ, mit Flügeln seines Genies über Jahrhunderte und über ganze Weltkreise wegflog, und sich im Gefühl seiner vorschwebenden Gegenstände um keine Einheiten, und um keinen Wohlstand kümmerte. Ein Geschichtmaler kann unendlich stark im Ausdruck einzelner Personen oder Partheyen seyn, und die anständige Zusammensetzung, das, was man Haltung heißt, und verschiedene andere Dinge vernachläßigen; aber wenn sein Schüler in Nachahmung dieser Nachläßigkeit seine Stärke sucht, so ist er wahrhaftig zu bedauern.

Die Regeln sind keine Sklaven-Fesseln für das Genie. Entweder trägt es sie wie Blumenketten,

ungezwungen, leicht und mit Anstand, oder, wenn es den Werth dieses Schmuckes nicht kennt, wenn es in seiner natürlichen Wildheit auftreten will, so ersezt es durch die unbändige Stärke, womit es seine Gegenstände umfaßt, die vernachläßigten Verzierungen. Aber solche stürmischen Genien sind höchst selten, und platterdings nicht zum Nachahmen in den Manieren gemacht. England hat seit so vielen Jahrhunderten nur einen Shakspear, man muß sagen, ganz Europa hat nur einen hervorgebracht. Der gröste Theil der kunsttreibenden Erdensöhne wird immer durch angestrengtes Studieren seine Grösse suchen müssen, und die Regeln sind zur Prüfung des Studiums gemacht.

Dieser lächerliche Geschmak, durch die Vernachläßigung des Wohlstandes und der Regeln, durch affektirte Ausgelassenheit, abentheuerliche Situationen, abscheuliche Grimassen, und erbärmliche Verunstaltungen glänzen zu wollen, hat seit dieser Zeit alle Theile des literarischen und kunsttreibenden Deutschlands angesteckt. Man hat junge angebliche Genies in der Menge, die in ihren verschiedenen Fächern, in der Musik, in der Malerey, in andern Theilen der Dichtkunst um so gröſſer zu seyn wähnen, je weiter sie sich von den Regeln entfernen, und je weniger sie studieren. Die alten dachten anderst hierüber, und die Werke, welche sie uns hinterlassen haben, werden von diesen vorgeblichen Uraenieen gewiß nicht verdunkelt werden. Virgil verglich seine Produkten der unförmlichen Geburth einer Bärin, die bloß durch vieles Lecken eine Gestalt bekommen muß, und man sieht dem Terenz und Plautus gewiß an, daß sie eine Scene ihrer Schauspiele nicht bey einer Pfeife Tobak vollenden konnten — Du weist, daß Shakspear auch unter

uns seit einiger Zeit seine Anhänger hat. Aber dazu wird es doch so leicht nicht kommen, daß seine Ausgelassenheit Regel wird, und wenn auch gleich Arnaud den Ungeheuern den Weg auf unsere Bühne geöfnet hat, so sind sie doch bisher zu selten erschienen, als daß wir Gefahr liefen, die gewöhnlichen Menschen und unsre ehrlichen, bekannten Mitbürger durch dieselben davon verdrängt zu sehen.

In der deutschen Sprache machte dieser verdorbene Geschmak eine merkwürdige Revolution. Wenn man die Schriften eines Geßners, Wielands, und Lessings ließt, so sieht man, daß die Sprache im Gang zu ihrer Ausbildung war, und nach und nach die Ründung und Politur bekommen haben würde, die zu einer klaßischen Sprache unumgänglich nöthig ist. Aber den neugeschaffenen Genies war es nicht genug, in ihrer erzwungenen Wuth einzle Wörter zu verstümmeln; sondern sie giengen mit ganzen Perioden eben so grausam um. Alle Verbindungswörter wurden abgeschaft und alle Gedankenfugen getrennt. In vielen neuern Schriften stehn die Sätze alle wie zusammenhängende Orakelsprüche da, und man findet keine Unterscheidungszeichen darin, als Punkten, und !!! und ??? und ———. Jeder wollte sich zu seinen anmaßlichen Urideen auch neue Wörter schaffen, und du müßtest dich krank lachen, wenn du gewisse litterarische Produkte Deutschlands, die von vielen für Meisterstücke gehalten werden, kennen solltest.

Nun ist eben hiemit nicht gesagt, daß in Deutschland gar keine Leuthe von besserm Geschmack seyen. Sie wurden nur überschrieen, weil sie die geringere Zahl ausmachen, mit Gelassenheit und überzeugenden Gründen sprechen wollten, die andern aber ein getäubendes Geplerre begannen. Erst gestern sah'

ich mit vielem Vergnügen ein neues kleines Stück, aufführen, welches den Titel hat: Geschwind eh' es jemand erfährt, und welches sich durch die Simplizität der Handlung, durch sanftes und stilles Spiel seiner einfachen Maschiene und besonders durch den reinen und runden Dialog ungemein ausnimmt. Ich sah noch verschiedene andre Lust- und Trauerspiele von ähnlichem Gehalt; aber das Parterre will geraset, gemordet, gedonnert und kanonirt haben, und die Schauspieler führen solche Stücke nur auf, um zu verschnaufen, und zu neuen Rasereyen Athem holen zu können.

Die hiesige Schauspielergesellschaft ist ohngefähr die sechste, die ich in Deutschland gesehen. Du wunderst dich über die Menge in dem kleinen Strich? Es dienet dir also zur Nachricht, daß seit verschiedenen Jahren in Deutschland unzälige kleine Haufen Komödianten, wie in Spanien und England, auf dem Lande herumziehn, oft in Scheunen und Ställen der Dörfer und Flecken ihre Bühnen aufschlagen, und vom Dorfschulzen den Schlafrok und die Pantoffeln borgen, um einen Julius Cäsar in der Toga, oder welches ihnen Eins ist, einen Sultan darin spielen zu können. In Schwaben sah ich 4 solche Gesellschaften. Sie bestehn meistens aus verlaufenen Studenten und liederlichen Handwerkspurschen, die bald auf dem Theater, bald unter den Soldaten, bald im Zuchthaus, bald im Spital sind. Die hiesige Schauspielergesellschaft ist weit über diesen Troß erhaben. Alle Glieder stehn in der Besoldung des Hofes, welcher die Einnahme der Entrees hat. Fast alle sind sehr artige, gebildete Leuthe, und in Rücksicht auf die Kunst übertreffen sie weit meine Erwartung. Ich wüßte nicht über 3 bis 4 Theater in Frankreich, die ich dem hiesigen vorzöge. Die

Schauspieler genieſſen den Umgang der gröſsten Leuthe des Hofes, und haben also Gelegenheit, sich auszubilden. Wie widersinnig, daſs dieser Umgang dem Dichter verschlossen ist, welcher eben so viel dabey zu gewinnen hat, als der Schauspieler!

Schon zu Straſsburg hörte ich viel Gutes von Herrn Marchand und seiner Gesellschaft. Er hatte daselbst verschiedenemal gespielt, als er noch kein beständiges Engagement hatte. Der Kurfürst nahm schon zu Mannheim seine Gesellschaft zu Hofschauspieler an, und machte ihn mit einem ansehnlichen Gehalt zum Direkteur des Hoftheaters. Es war mir sehr angenehm ihn persönlich kennen zu lernen. Er ist ein Mann von Welt, sehr lebhaft und witzig, der zugleich seine Wirthschaft so gut verstund, daſs er in den Gegenden des Unterrheins ein Kapital von ohngefähr 100000 Livres zusammengebracht hat. Er sagte mir, wie viele Mühe er sich beym Antritt seiner Prinzipalität gegeben, um seine Gesellschaft auf einen andern Fuſs zu setzen, als worauf die meisten deutschen Schauspielergesellschaften damals standen. Er wählte sich nur gutgezogene Leuthe, zahlte sie sehr richtig aus, und dankte sie bey einer Ausgelassenheit eben so richtig ab. Dadurch erwarb er sich und seinen Leuten die Achtung des Publikums, welches anfangs die Schauspieler noch als unehrliche Leute betrachtete. Auch auf den Geschmack des Publikums verschafte er sich Einfluſs. Er gab nichts, als sehr wohlgewählte, übersetzte französische und englische Stücke, nebst den bessern Originalien, und wechselte zur Unterhaltung des Publikums mit unsern Operetten ab, die auſser Paris gewiſs nicht besser als bey ihm aufgeführt wurden. Nun riſs aber auf einmal die tragische Wuth und das Riesenmäſsige in die deutschen Bühnen ein. Er kämpfte lange dage-

gen; mußte aber doch endlich dem Strom nachgeben. Da die Lungen seiner Leute an gewöhnliche Menschentöne gewöhnt waren, und die starken Erschütterungen nicht aushalten konnten, welche zu der neuen Riesensprache, zu den erschrecklichen Rasereyen und all dem Geheule nöthig waren, so mußte er sich bey seiner Ankunft zu München auf Verlangen des Publikums einige neue Subjekte beschreiben, die im stundenlangen Sterben und Heulen geübt sind, und im Ausreissen ihrer eingesetzten falschen Haare, im unerträglichsten Gebrülle und Händeringen mehr beklatscht werden, als die andern im feinsten Ausdruck ihres Gegenstandes. Doch vermuthlich ist der jetzige Geschmack nur eine vorübergehende Fieberhitze, die der guten Sache, dem gesunden Menschenverstand mit der Zeit Platz machen muß. Leb wohl.

München —

Du foderst in deinem Brief viel zu viel von mir. Ich begreiffe wohl, daß dir besonders daran gelegen ist, diesen Hof und dieses Land genau zu kennen, weil, ohne unsre ehemaligen Verhältnisse mit Bayern in Anschlag zu bringen, das pfälzische Haus nach dem östreichischen und brandenburgischen jetzt das mächtigste in Deutschland ist, oder doch seinen innern Kräften nach seyn sollte, und die Lage der Besitzungen desselben es in gewissen Umständen für unsern oder den kaiserlichen Hof äusserst wichtig machen könnte. Ich will thun, was ich kann; aber die Zeit, die ich hier zubringen will, ist zu kurz, um dir gänzlich genug zu thun.

Der hiesige Hof ist in einen so dicken, bunten und

stralenden Schwarm von Ministern, Räthen, Intendanten und Kommandanten eingehüllt, daß es sich nicht wohl durchkommen, auch nicht wohl durchsehen läßt. Mit unserm hiesigen Minister, der ohne Zweifel seine Welt kennt, konnte ich noch keine besondere Bekanntschaft machen. Ich schildere dir also den Hof, wie ich ihn theils aus den Beschreibungen einiger ziemlich zuverläßigen Leuthe, theils aus meinen wenigen Beobachtungen kenne, die ich aber nur in einiger Entfernung machte. In so weit der Hof in Verbindung mit dem Lande steht, da haben wir ja die öffentlichen Verordnungen und Anstalten, um ihn zu taxieren.

Der Kurfürst hat das glücklichste Temperament. Er ist von sanftem, geselligem und munterem Karakter, gar nicht mißtrauisch und argwöhnend, und zu Machtsprüchen und Gewaltthätigkeiten so wenig aufgelegt, daß er, als einst eine Reformation an seinem Hofe zu Mannheim nöthig war, und er den entschlossenen Grafen von Goldstein zum ersten Minister von Düsseldorf berief, um mit Mut Hand an das Werk zu legen, er unterdessen eine Reise nach Italien machte, damit die Reforme durch das Bitten und Klagen der Abgedankten, denen er sich nicht zu widerstehn getraute, nicht hintertrieben würde. In seinen jüngern Jahren verleitete ihn eine etwas mißvergnügte Ehe, aus der er keine Kinder erzielen konnte, zu einigen nicht übertriebenen Ausschweifungen. Die Kinder, welche er von linker Seite hat, liebte er, wie ihre Mutter, so sehr, daß er sie mit schweren Kosten in den Grafenstand erhob. In seinen ältern Tagen öfnete nun seine weiche Gemüthsart und vielleicht die Erinnerung seiner sehr verzeihlichen Fehltritte einer gewissen Frömmigkeit den Weg zu seinem Herzen, die an

sich wohlthätig für das Land wäre, wenn nicht zugleich durch sie den Pfaffen und Mönchen der Eingang offen stünde.

Was seine Kenntnisse anbelangt, so soll er in verschiedenen Wissenschaften, besonders in den mathematischen ziemlich bewandert seyn, und französisch, italiänisch und englisch sprechen. Aber die Kunst ist eigentlich seine Sache. Er hat ihr sehr grosse Opfer gebracht. Seine Orchester und seine Oper sind nebst den Musicken zu Neapel und Turin das beste von der Art in Europa. Die prächtigen Sammlungen von Kupferstichen, Anticken, und andern Sachen sind ewige Denkmäler seiner Freundschaft mit den Musen.

Ein Engländer soll ihm zu Mannheim das Kompliment gemacht haben: Er verdiene ein Privatmann zu seyn. Gewiß ist dieß das beste, was sich über den Karakter dieses Fürsten sagen läßt. Ihm fehlt platterdings die Härte und Entschlossenheit, die unumgänglich nötig ist, um ein so wüstes Land, wie Bayern, umzuschaffen. Es fehlt ihm an richtiger Menschenkenntniß, und sein gutes Herz deutet alles zum Vortheil der Leute, die ihn umgeben. Seine Pfaffen sieht er alle im Licht seiner Frömmigkeit und Religion, mit welcher sie doch im Grunde keine wesentliche Verbindung haben, und so ist es sehr begreiflich, daß der liebenswürdigste Privatmann eben nicht der beste Regent ist.

Wenn ich nun meine Augen von der Hauptperson abziehe, und mich nach dem umsehe, der nach derselben und natürlich auch auf dieselbe den meisten Einfluß hat, so tappe ich im finstern herum, und weiß nicht, wen ich greifen soll. Da ist ein Obristhofmeister, ein Finanzminister, ein Kanzler, ein paar geheime Räthe, ein Beichtvater, ein paar

Weiber, die unter sich den Einfluß getheilt, und sich den gegenseitigen Antheil garantirt zu haben scheinen.

Wer die Sache bey Licht betrachten, und dem Gang jeder Intrigue bis auf den Ursprung nachspüren könnte, der würde die eigentlichen Triebfedern der Hofmaschine ohne Zweifel in einer Kutte und in einem Cotillon finden, welche den Staat vermittelst der geheimen Räthe, des Kanzlers und der übrigen Herren mit Sternen und Bändern in die Bewegung setzen.

Was die Pfaffen und Weiber, welche leztere hier zwar keinen unmittelbaren, aber doch einen sehr starken Einfluß auf den Regenten haben, für eine Wirthschaft zu treiben pflegen, wenn sie Meister sind, davon haben wir an unserm Hofe Beyspiele genug gehabt. Aber so schlimm, wie sie es hier treiben, war es bey uns doch nie, wenn auch gleich hier nicht, wie an unserm Hofe geschehen, der Raub vieler Provinzen von der Grille einer Mätresse verschlungen wird. Es fehlte doch bey uns nie an entschlossenen Patrioten, die der bösen Wirthschaft entgegen arbeiteten, und öfters zum Theil wieder gut machten, was die andern verdorben haben. Aber einen Patrioten suchst du am hiesigen Hof vergeben, oder wenn du einen findest, so muß er seinen Patriotismus in stillen, unnützen Seufzern aushauchen.

Von den herrschenden Grundsätzen der hiesigen Hofleute überhaupt genommen weiß ich dir wenig zu sagen. Das augenblickliche Privatinteresse scheint die Richtschnur eines jeden zu seyn. Wenn sie Grundsätze haben, so sind es gewiß die geschmeidigsten und biegsamsten von der Welt — Wenn es sich von der Denkungsart einiger Untergeordneten, die ich kenne, auf die Höhern, mit denen sie in Ver-

bindung stehn, schliessen läßt, so haben verschiedene der Grossen des hiesigen Hofes den abscheulichsten Unsinn zu ihrer politischen Theorie angenommen. Z. B. die Religion sey nur für den grossen Hauffen, um ihn unter den Füssen behalten zu können. — Ein Hofmann müsse das Aeussere der Religion mitmachen, und sein Inneres für das Volk verschliessen — Die Menschen seyen von Natur böse, zum Aufruhr, zu Veränderungen, und zum beständigen Murren geneigt, und nie zu befriedigen; man müsse sie daher unter einem beständigen Druck halten, und ihnen die Kräften zu handeln nehmen — Viel Aufklärung sey dem Volk schädlich — Die Grossen hätten ihre Vorrechte über das Volk unmittelbar von Gott erhalten, sie seyen dem Volk also keine Rechenschaft schuldig, und über alle Verbindlichkeiten gegen dasselbe erhaben; u. s. w. — Doch, wie gesagt, das sind keine Grundsätze, sondern es ist elender Wahnwitz, den einige italiänische Politiker zuerst in Ausübung gebracht, weil sie Machiavels **Fürsten** misverstanden, den dieser grosse Schriftsteller in seinen **Anmerkungen** über den **Titus Livius** doch selbst so gründlich und deutlich widerlegt.

Du wirst nun von selbst erachten, daß der hiesige Hof nicht viel besser als der spanische und portugiesische bestellt sey. Mit den besten Absichten kann der Fürst nichts zum wahren Wohl seines Volks bewirken. Die Kanäle, wodurch sich der Regent seinen Unterthanen mittheilen soll, sind verstopft. Unter der vorigen Regierung verkaufte der Minister die Stellen öffentlich, und nun werden sie am Spieltische vergeben. Man hat häufige Beyspiele, daß Leute die gesuchte Beförderung nicht anderst erhalten konnten, als wenn sie und ihre Patronen an gewisse Damen eine gewisse Summe verloren.

Alles ist hier feil. Vor 2 Jahren hätten einige Minister des hiesigen Hofes das halbe Bayern an Oestreich verkauft, wenn nicht der preußische und rußische Hof, und der zweybrückische Minister Hofenfels den Kauf hintertrieben hätten. Alle Entwürfe, welche dem Fürsten vorgelegt werden, haben nur geringern Theils die gute Sache, gröſten Theils aber den Vortheil des Projektanten zur Absicht.

Wie ist es möglich, daß ein Hof die zum Glück des Volks erforderliche politische Bildung, und die Grundsätze haben kann, worauf der Werth einer Regierung beruht, wenn man blos durch eine glänzende Geburt, durch Verwandtschaften, durch Geld, durch Weiber und Pfaffen zu den höchsten Ehrenstellen kömmt? — Nebst der Gutherzigkeit ist auch die Prachtliebe des Fürsten zum Uebertriebenen geneigt. Die erstere verleitet ihn zu glauben, der Hof sey vielen Leuten und besonders dem Adel reichen Unterhalt schuldig, wenn sie auch gleich nichts zum Besten des Staats thun. Während daß sich viele andre Regierungen alle Mühe geben, die unbegründeten Vorrechte des Adels zu beschneiden und ihn zwingen, sich bloß durch wirkliche Verdienste geltend zu machen, hält es der hiesige Hof für seine Pflicht, ihn in seinem geheiligten Müßiggang, wie die Frösche der Latona, oder die Gänse des Kapitols auf Kosten des Staats zu mästen — Man geht jezt mit dem Projekt schwanger, eine neue Provinz des Maltheserordens mit vielen Millionen in Bayern zu errichten. Nicht das Verdienst, sondern blos der Adel hat auf den Genuß dieser reichen Stiftung Anspruch zu machen. Ich weiß nicht, ob der kristliche Vorsatz, den Sarazenen Abbruch zu thun, oder sonst eine besondre Vorliebe für diesen Orden den Kurfürsten auf den Einfall gebracht hat:

Aber das ist gewiß, daß die Ritter die Zeit, welche sie in ihrem Noviziat auf der See, oder vielmehr an den Spieltischen und bey den Schmäussen auf der Insel Malta zubringen, zu Hause viel nützlicher für Bayern verwenden könnten. So wenig Vortheil von dieser neuen Maltheserprovinz für den Staat abzusehen ist, so gewiß soll die Ausführung dieses Projekts beschlossen seyn. Man berathschlagt sich nur noch, woher man den Fonds dazu nehmen soll — Die Prachtliebe des Fürsten ist eben so verschwenderisch mit den Staatsgeldern. Ich könnte dir hier zur Erbauung aus dem Hofkalender einige hundert Bedienungen benamsen, deren Verrichtungen insgesammt dir ein unauflösbares Räthsel seyn würden. Es soll aber genug seyn, dir zu sagen, daß sich der hiesige Hof zu 2 bis 3 Rheinschiffen einen Großadmiral hält.

Alles, alles ist hier durchaus auf den Schein angelegt — Die Armee des Hofes besteht aus ohngefähr 30 Regimentern, die ihrer nun angefangenen Ergänzung ungeachtet doch noch keine 18000 Mann zusammen ausmachen. Wenigstens einen Viertheil derselben machen die Officiers aus, worunter auch mehrere Generalfeldmarschälle sind. — Die vielen Titel und die bordirten Westen der hiesigen Einwohner setzen einen Fremden nicht sicher von ihnen angebettelt zu werden. Vorgestern beschaute ich die schöne Jesuitenkirche, und um nicht das Ansehn eines müßigen Anschauers zu haben, kniete ich zu einigen Leuten in einen Bethstul. Sogleich rükte ein Mann, den ich nach seiner Kleidung für eine wichtige Person gehalten hätte, näher zu mir, both mir eine Prise Tobak an, und nach einigen Anmerkungen über die Schönheit der Kirche, fieng er an umständlich seine Not zu klagen und mich um ein

Almosen anzusprechen. Das nämliche war mir schon in einer andern Kirche von einem sehr wohlgekleideten Frauenzimmer begegnet. — Die Polizey, welche sich die Beleuchtung und Reinlichkeit der Stadt so sehr angelegen seyn läßt, muß sich von den Dieben und Räubern an den Thoren der Stadt trotz bieten lassen, und weiß den unzäligen hiesigen Bettlern keine Beschäftigung und kein Brod zu verschaffen.

Dieser Mangel an wahren, durchgedachten und vesten Grundsätzen, diese Scheinliebe, diese Verwirrung der Geschäfte durch die zu grosse Anzahl unbrauchbarer, unpatriotischer und müssiger Bedienten, macht die Verordnungen des Hofes oft sehr widersprechend. Einige vom Hofe haben vielleicht zwischen Wachen und Schlafen den Bekkaria gelesen, oder doch von der Verminderung der Todesstrafen und Abstellung der Folter in Preussen, Rußland und Oestreich gehört. Nun affektirte man hier auch diesen philosophischen Ton — es zeigte sich aber bald, daß es nur Affektation war. Die Diebe, Mörder und Strassenräuber mehrten sich so schnell und stark, daß eine Verordnung erschien, welche die ganze Blösse des Hofes an wahren Grundsätzen zeigte, und worin gesagt wurde; „so sehr der Landesfürst zur Milde geneigt sey, und so vest er sich vorgenommen gehabt habe, nach dem Beyspiel andrer Mächte die Gerechtigkeit menschlicher zu machen, so habe er sich doch gezwungen gesehn, wieder strenge nach der Karolina, wie zuvor, hängen, rädern, spiessen, verbrennen und foltern zu lassen „— Aber warum hat die Milderung der strafenden Gerechtigkeit in Preussen, Rußland und Oestreich die Folgen nicht gehabt, die in Bayern das neue Sistem wieder umwarfen? Aus keiner andern Ursache, als weil benannte Mächte ein ernstliches, durchgedachtes und

zusammenhängendes System in ihrer Regierung befolgen, der hiesige Hof aber dieses System bloß zum Schein geborgt hatte, und seine übrige Wirthschaft mit dieser Philosophie nicht übereinstimmte. Man wußte hier nicht, wie in jenen Staaten, durch nüzliche Beschäftigung der Müßiggänger das Land von herumstreifendem Gesindel rein zu halten. Man sorgte nicht dafür, durch gute Erziehung, mehrere Aufklärung, Verbesserung der Sitten und Ermunterung zum Arbeiten die Unterthanen vom Stehlen und Rauben abgeneigt zu machen. — Und wenn dann auch der Hof bey Errichtung von Schulen und öffentlichen Arbeitshäusern für den müßigen Pöbel etwas hätte aufopfern müssen, so hätten ja die 6 Millionen Gulden, die man für das Malteserwerk wegwerfen will, zur Ersparung und Besserung vieler tausend Menschen nüzlicher angelegt werden können. — Diese prächtigen Opern, diese kostbare Sammlungen von Seltenheiten, diese grossen Palläste und Gärten, dieser unzählbare Schwarm von schimmernden Bedienten, macht nicht alles dem Hof den Vorwurf, daß das Eigenthum seiner Unterthanen in schlimmen Händen ist? — Ohne Zweifel werde ich Anlaß finden, dich an andern Orten an den hiesigen Hof einigemal zurück zu erinnern.

Was die hiesigen Pfaffen betrift, so liegen sie jezt unter sich im Streit. Es sind die nämlichen Partheyen, die in Frankreich durch ihre Verbitterung und Hitze gegen einander so viel Aufsehens gemacht haben. Die Exjesuiten mit ihrem Anhang haben eine mächtige Stütze an dem Beichtvater des Kurfürsten, einem aus ihrem Mittel, und an der Spitze der Benediktiner stehn sehr reiche Prälaten, die sich mit ihrem Gelde durch die feilen Hofbedienten und Damen einen Weg in das Kabinet zu öfnen suchen.

Wenn ich nicht irre, so gehören einige der leztern auch zum Korps der Landsstände: Aber bey der jezigen Regierung, die so eifersüchtig auf ihren Sultanismus ist, und die Landsstände als ihre Feinde betrachtet, gibt ihnen das wenig Gewicht, wie denn der Hof auch der Huldigung seiner Stände so lang als möglich auszuweichen sucht. Dem ungeachtet glaubt man, sie würden die Jesuiten noch unter die Füsse bringen, weil das Geld hier allmächtig ist. Was der Staat dabey zu verlieren oder zu gewinnen hat, weiß ich nicht. Die Benediktiner sind zwar immer auch Mönche, aber wenigstens doch so eigensinnig und unverträglich nicht als ihre Feinde von der Gesellschaft Jesu.

Diese Intoleranz der Jesuiten, welche schon seit langer Zeit Einfluß auf den Fürsten gehabt haben, hat der Pfalz am Rhein sehr viel geschadet. Die Reformirten machen wenigstens die Hälfte der Einwohner dieses Landes aus, und haben verschiedene Friedensschlüsse und öffentliche Verträge zu ihrer Sicherheit. Sie sind in jedem Staat die besten Bürger, deren Religionslehren mit der gesunden Politik vollkommen übereinstimmen, und deren Geistlichkeit mit der weltlichen Macht gar nicht im Streit liegt. Demungeachtet werden sie noch bis auf diesen Tag auf alle Art gedrükt, und der Hof scheint sich ein Verdienst daraus zu machen, diesen bessern Theil seiner Unterthanen auszurotten, und geblendet von den Trugschlüssen seiner Pfaffen, betrachtet er ihn als Unkraut im Garten des Herrn. Die Heuchler verlarven ihren Verfolgungsgeist mit politischen Scheingründen, und suchen den Fürst zu bereden, Einheit der Religion sey jeder Staatsverfassung so wesentlich, als Einheit der Souveranität. So eben les' ich einen Kabinetsbefehl zur Unterdrückung eines

kleinen, artigen und sehr unschuldigen Gedichtes gegen die Intoleranz. Es heißt darinn, der Verfasser suche in dem erzkatholischen Bayern einen dem Staat sehr schädlichen Mischmasch von Religionen einzuführen. Sehe der Hof doch, oder hätte er doch Augen zu sehn, was dieser Mischmasch von Religionen in Holland für gute Wirkungen für den Staat hat, und wie groß im politischen Betracht der Abstand zwischen dem durchaus katholischen Bayern und dem Lande sey, das etliche und dreißig Sekten zählt!

Durch die nämlichen Scheingründe trugen die Jesuiten in Frankreich viel dazu bey, daß das Edikt von Nantes wiederrufen wurde. Sie gewöhnten Ludwig den Vierzehnten von Jugend auf, die Reformirten als heimliche Feinde der Krone und des Staats zu betrachten, und dichteten diesen stillen Bürgern den Verfolgungsgeist an, den sie selbst in ihrem eignen Busen fühlten. Unser Hof hat nun einsehn gelernt, daß die Jesuiten ärgere Feinde Frankreichs waren, als die Reformirten; aber während daß wir diesen Schritt so laut bereuen, während daß die Reformirten Hofnung haben, unter Ludwig dem Sechszehnten ihre entrissene Religionsfreyheit wieder zu erlangen, während daß Necker an seiner hohen Stelle ein öffentlicher Beweis von den unjesuitischen Gesinnungen unsers Hofes ist, fährt man hier fort, die Reformirten auch von den niedrigsten Staatsbedienungen auszuschliessen und auf alle erdenkliche Art zu unterdrücken.

Die Natur rächt allzeit ihre gekränkten Rechte. Die verfolgten Ketzer fliehn aus der Pfalz und bauen die nordamerikanischen Wildnisse an, da unterdessen ein grosser Theil von Bayern wüste bleibt, und mit allen seinen Finanzprojekten kann der hiesige Hof

das nicht ersetzen, was er sich selbst durch seine Intoleranz schadet. Leb wohl.

München —

Vor einigen Tagen hatte ich eine sehr lange und lebhafte Unterredung mit Einem von den wenigen aufgeklärten Patrioten, die hier im Dunkeln das Schicksal ihres Vaterlands beseufzen. Wir kamen auf Kaiser Karl den Siebenden und den bekannten bayrischen Krieg zu sprechen. Ich hatte schon einigemal hören müssen, unser Hof hätte damals den hiesigen auf die schändlichste Art betrogen, und der Krieg würde zum Vortheil Bayerns ganz anderst ausgefallen seyn, wenn wir redlicher gehandelt hätten. Dieser gute Freund wußte mir auch sehr viel davon zu sagen, wie unsre Armeen in ihrem Angesicht die bayrischen Truppen vom Feind hätten angreiffen lassen, ohne sich zu regen; wie die Subsidiengelder ausgeblieben wären; wie unsre Minister durch grosse Versprechungen, die sie nie hielten, den Krieg zum Verderben Bayerns verlängert; wie eigenmächtig unsre Kommandanten auf bayrischem Grund und Boden gehandelt u. s. w. Alles das räumte ich ihm zum Theil ein. Ich wußte nur zu gut, wie schlecht unser Ministerium damals bestellt war, besonders als die d'A***s ans Ruder kamen. Ich wußte, daß der damalige preußische Gesandte dem unsrigen am hiesigen Hof die nämlichen Vorwürfe gemacht, der letztere, sich damit entschuldigen wollte, daß er unsre Minister Dummköpfe hieß, der erstere aber versetzte: Das sind keine Dummköpfe; das sind Schur-

ken. (ce ne sont pas des sots; ce sont des Coquins.) Ich wußte aber auch von einigen unserer alten Officier, die den Krieg mitgemacht und den Zustand des hiesigen Hofes sehr genau kannten, daß die hiesigen Hofleute viel grössere Dummköpfe und Schurken waren, als die unsrigen; daß der Kaiser selbst sich um seinen Rosenkranz, seine Hunde, seine Pfaffen und Mätressen, von welchen er gegen 40 Kinder hinterließ, vielmehr bekümmerte, als um seine Staatsangelegenheiten; daß seine Bedienten mehr darauf bedacht waren, seinen Leidenschaften und seiner Laune zu schmeicheln, als das Beste ihres Vaterlandes zu befördern, wie ihm dann ein gewisser Graf seine eigne Nichte verkuppelte, und durch den Einfluß, den er sich dadurch erwarb, jeden guten Rath der wahren Freunde des Kaisers vereitelte. Ich wußte, daß unsre Minister hier keinen einzigen Mann finden konnten, der mit dem Archiv und den Geschäften bekannt genug gewesen wäre, um zu Unterhandlungen vortheilhaft gebraucht werden zu können; daß die anfangs von Versailles richtig eingeschickten Subsidiengelder durch Nichtswürdige verschleudert wurden, die angegebene Zahl der bayrischen Truppen nie komplet war, und die meisten Officiers mit den Zahlmeistern die Hälfte der Kriegskasse neben einsteckten. Ich wußte, daß der Kaiser, seiner grossen Verlegenheit ungeachtet, kaum dahin zu bringen war, von seinen reichen Klöstern Abgaben zu fodern, vielweniger durch Unterdrückung derselben und Besitznehmung einiger benachbarten geistlichen Fürstenthümer den Zustand seiner Finanzen zu verbessern und seiner wankenden Krone mehr Gewicht zu verschaffen.

Mein guter Freund mußte mir also gestehn, daß Bayern selbst den gröſten Theil der Schuld zu tra-

gen hatte, als die Sachen nicht nach Wunsch giengen. Von jeher stand der hiesige Hof unter dem Einfluß eines Dämons mit einer Kapuze, der seine Politik verwirrte, seine Schatzkammer beraubte, und Dummköpfe und Verräther an die Spitze der Geschäfte stellte. Während daß sich einige der Kleinsten Häuser Deutschlands zu einer förchterlichen Grösse empor zu schwingen wußten, ob sie schon mit fast unüberwindlichen Hindernissen zu kämpfen hatten, mußte dieses alte, mächtige Haus die weiten Gränzen seiner Besitzungen immer mehr zusammen schwinden sehn, wenn sich gleich oft alle günstige Umstände vereinigten, um es hoch empor zu heben, sobald es der gesunden Politik Gehör geben wollte. — Als der Kurfürst von der Pfalz zum König von Böhmen erwählt ward, wer hätte erwarten sollen, daß sein eigener Vetter, der Herzog von Bayern das meiste beytragen würde, ihn seiner Krone zu berauben, und auf Kosten seines Hauses das übermächtige Oestreich, diesen gefährlichen Nachbarn Bayerns, noch mehr zu verstärken? Nun wäre Böhmen mit Bayern und der Pfalz vereinigt und der jetzige Kurfürst ein mächtiger König — im westphälischen Frieden wußten sich die Glieder des protestantischen Bundes für die schweren Kosten des schwedischen Krieges bezahlt zu machen, indem sie sich in Besitz der ihnen nahgelegenen geistlichen Fürstenthümer setzten; aber Bayern, welches für den Pabst und das Haus Oestreich bis auf den letzten Blutstropfen gekämpft hatte, hielt sich mit der Kurwürde und der Oberpfalz, die es doch nur auf Kosten eines andern Astes seines eignen Hauses erwerben konnte, für überflüßig bezahlt, und verabsäumte die beste Gelegenheit, das wichtige Fürstenthum Salzburg, mit dem es jetzt so viel zu zanken hat, das in seinem Busen gelegene

Fürstenthum Freysingen, und viele andre angränzende Bisthümer in Besitz zu nehmen, und so kämpfte es immer, von falschen Religionsbegriffen geblendet, gegen seine eigne Grösse hinan.

Diese Kriege, die es so zu sagen gegen sich selbst geführt, der bald darauf erfolgte spanische Succeßionskrieg, und dann jener von Kayser Karl dem Siebenden, haben diesem Haus Wunden geschlagen, die es hätte heilen können, wenn es gegen seinen innerlichen Zustand durch die nämlichen Religionsschimären nicht blind und fühllos wäre gemacht worden. Nun eitern sie aber noch, und stellen dem Beobachter das eckelhafteste Gemählde eines durchaus siechen Staatskörpers dar.

Man glaubte, der vorige Kurfürst hätte während seiner langen und stillen Regierung den gröften Theil der Staatsschulden abgetragen, aber beym Antritt des jetzigen Fürsten fand man sich in seiner Erwartung sehr betrogen. Etwas von den ältesten Forderungen war zwar getilgt; aber es wurden dagegen wieder sehr viele neuen Anleihn gemacht. Der Fürst hatte platterdings keinen Begrif von seinen Finanzen, sondern gab sie seinen eigennützigen Bedienten preis, und war zufrieden, wenn seine kostbaren Jagden konnten bestritten werden, und der jezige Hof scheint auch nicht geneigt zu seyn, den ungeheuern Aufwand für seine Opern u. dgl. m. wegen seiner Schulden einzuschränken, die sich doch beynahe auf 25 Millionen Gulden belaufen sollen.

Mit Schauern sah ich auf meinen Auswandrungen von hier die Spuren der schrecklichen Kriegsverheerungen auf dem Lande. Auser der Hauptstadt ist in dem ganzen grossen Bayern kein erhebliches Städtchen aufzufinden; denn du kannst nicht glauben, was das Landsberg, das Wasserburg, das Landshut und

viele andre, die auf den Landkarten als Städte paradieren, für elende Nester sind. Nach aller Wahrscheinlichkeit hat weder Ingolstadt, noch Straubingen, noch irgend eine der grössern Städte nach München über 4000 Seelen; und solcher Landstädte zählt man in allem nur 40, da Sachsen nach den öffentlichen Nachrichten gegen 220 zählt, ob es schon um nichts grösser ist als Bayern. Ueberall fällt einem die Armuth an Menschen auf, und überall herrscht noch die Liederlichkeit unter dem Volk, womit die kriegenden Armeen eine Provinz anzustecken pflegen. Die Bierbrauer, Wirthe und Bäker ausgenommen suchst du im ganzen Lande einen reichen Bürger umsonst. Du findest keine Spur von Industrie, weder unter den Bürgern, noch den Bauern. Der Müßiggang und die Betteley scheinen durchaus für den glücklichsten Zustand des Menschen gehalten zu werden.

Abgezogen, was nicht zu dem Kreis gehört, ist Schwaben ungefähr so groß, als das Herzogthum Bayern samt der Oberpfalz, und beyde haben ohngefähr 729 Quadratmeilen; denn das, was Bayern durch den Teschner Frieden verlor, ward durch die Vereinigung der Fürstenthümer Neuburg und Sulzbach beynahe wieder ersetzt. Die schwäbischen Kreislande zählen aber wenigstens 1600000 Menschen, da man in Bayern bey einer Zählung unlängst nicht über 1180000 Seelen fand.

Der südliche Theil dieses Landes ist sehr bergigt, aber doch zum Ackerbau so unbequem nicht, als er gemeiniglich in Geographien beschrieben wird. Viele Thäler dieser grossen Bergmasse haben den vortrefflichsten Boden, und in einem Winkel derselben hat ein aufgeklärter und fleißiger Landwirth, der einzige, den ich von seiner Art finden konnte, den gesäe-

ten Waitzen 16 mal geerndtet. Der Strich von der Hauptstadt bis zur Donau und zum Inn ist durchaus das beste Ackerfeld, welches von verschiedenen Reihen waldigter Hügel hie und da unterbrochen wird. Die Oberpfalz samt dem jenseits der Donau gelegenen Theil des Herzogthums Bayern ist ein fast ganz zusammenhängender Berghaufen, der sich allmählich von der Donau an bis zum Fichtelberg und dem böhmischen Gebirge erhebt, aber doch auch eines starken Anbaues fähig ist.

Ein ansehnlicher Theil dieses von der Natur so begünstigten Landes liegt seit den ehemaligen Kriegen wüste. Ich sah verschiedene grosse Striche, welche die Einwohner Moos nennen, die aber so locker und sumpfigt nicht sind, als die Torf- und Moosgründe in Holland und andern Ländern. Man sieht auf vielen derselben noch die alten Furchen, und hat Beweise in Ueberfluß, daß sie angebaut waren, und leicht wieder gebaut werden könnten. Ein andrer Theil von Bayern wird noch von überflüßigem und finsterm Gehölze bedeckt, und ein dritter liegt immer unnöthiger weise brach. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß das ganze Land kaum zur Hälfte recht gebaut ist.

Die Bauern theilen sich in 4 Klassen; in ganze, halbe und vierthels Bauern und in die sogenannten Häusler. Die ganzen Bauern pflügen mit 8 Pferden, und heissen Einsiedler, weil ihre Höfe weit von Dörfern entlegen sind. Viele dieser Höfe beherrschen ein Bezirke von mehr als einer halben Stund in die Länge und Breite, und die Besitzer derselben haben oft wol 12 bis 15 Pferde zu ihrem Feldbau nöthig (2 Pferde auf einen Pflug gerechnet, welches an einigen Orten zwar zu viel, an einigen auch zu wenig ist). Solcher Einöden sollen in al-

lem 40000. seyn — Ein halber Bauer pflügt mit 4 und ein Viertelsbauer mit 2 Pferden. Die Häusler sind Taglöhner für die andern, und bauen allenfalls ihr bisgen Eigenthum mit fremdem Vieh.

Von der Zahl der Pflüge läßt es sich hier gar nicht auf die Gröſſe der Bauerngüter schlieſſen. Die beßten Felder bleiben oft 4 bis 6 und mehrere Jahr brach liegen, so wie es die hergebrachte Gewohnheit, die Gemächlichkeit oder der Eigensinn des Beſitzers für gut befindet. Da man keine Begriffe vom Wiesenbau und von der Stallfütterung hat, so entschuldigt man dieſe schlechte Wirthschaft mit dem Mangel an Dünger — Mein guter Freund, mit dem ich so viel über den bayrischen Krieg zu ſtreiten hatte, nahm sich auch hier mit aller Wärme seiner Landsleute an. Er behauptete, der Ackerbau könnte in seinem Vaterlande unmöglich beſſer beſtellt seyn, weil die innere Konsumtion und der Preis des Getraides zu geringe und keine Wege zu einer ſtärkern Ausfuhr zu öfnen wären, und die innere Konsumtion könnte nicht wohl durch Manufakturen vermehrt werden, weil Bayerns Flüſſe alle nach Oeſtreich flöſſen, es mit den Erblanden dieſes Hauſes in Kunſtprodukten nie konkurriren könnte, und der Abſatz auf den andern Seiten wegen Mangel an schiffbaren Flüſſen erschwert wäre * — Welche Sophiſterey um die Trägheit und Liederlichkeit seiner Landsleute zu bemänteln! Es wäre schlimm, wenn zur Aufnahme der Fabriken schiffbare Flüſſe unumgänglich nöthig wären. Der gröſte Theil der Schweizermanufakturen wird auf der Axe verführt; denn das, was Helvetien durch den Rhein abſetzt, läßt sich

* Die nämlichen seichten Gründe werden in einer bayerschen Monathschrift zur Entschuldigung des Mangels an Induſtrie in dieſem Lande gebraucht. D. U.

sich mit der Menge Waaren nicht vergleichen, die über Lande nach Frankfurt, Leipzig u. s. w. durch den ganzen Norden, und die Kreutz und Querre durch Frankreich und Italien verführt wird. Aber Bayern soll noch gar nichts an Fremde absetzen. Nach den Regeln einer ordentlichen Oekonomie muß man erst sehen, was zu ersparen sey, ehe man Bedacht darauf nimmt, wo etwas von Fremden zu gewinnen stehe. Das Ersparen ist schon Gewinn, und der sicherste Gewinn. Wie viel Geld läßt dieses Land nicht für Tücher, Wollenzeuge, Leinwand, Lein- und Rüböhl, Tobak, Leder und fast unzählige Artickel ausfliessen, zu deren Zubereitung ihm die Natur selbst alle Mittel dargebothen hat? Wie viel könnte dadurch erspart, wie viele Menschen damit beschäftigt, wie sehr die innere Konsumtion des Getraides vermehrt und der Ackerbau befördert werden!

Aber der Hof und das Volk sind gegen ihren eignen wahren Vortheil mit Blindheit geschlagen — Seit mehrern Jahren erhob sich in Deutschland ein schreckliches Geschrey von Bevölkerung, Manufakturen und Industrie. Das Geschrey drang auch zu den Ohren des hiesigen Hofes, und er fieng auch an einen Beschützer des Kunstfleisses zu affektiren. Ohne die Natur um Rath zu fragen, ohne zu untersuchen, welche Kunstprodukten die gemeinnützigsten seyen und durch welche das meiste Geld im Lande erhalten werden könnte, suchte man bloß diejenigen in Aufnahme zu bringen, die am meisten Aufsehens machten und auf der Liste des Luxus oben an stehen. Bey der unbeschreiblichen Armuth an so vielen dringenden Bedürfnissen legte man Porzellänfabriken an, die der Hof als eine Lotterie für das Volk betrachtet und nur durch mancherley Kniffe

und Pfiffe im Gang erhalten kann. Man errichtete Manufakturen von Tapeten, reichen Stoffen, und Seidenzeugen, und ersparte dem Lande wenigstens das Geld für die Meßgewänder der Pfaffen und die Gallakleider der Münchner Damen, während daß sich der größte Theil der Bürger und Bauern mit fremdem Tuch kleiden muß.

Man darf sich nur mit dem hiesigen Mauthwesen bekannt machen, wenn man sich überzeugen will, daß man hier die wahren Grundsätze der Staatswirthschaft gar nicht kennt. Als die aufgeklärte östreichische Regierung ihre Mauthen nach den Regeln einer klugen Oekonomie einrichtete, freuten sich die hiesigen Kammeralisten, durch das Beyspiel Oestreichs ein Mittel gefunden zu haben, die fürstlichen Einkünfte um ein Ansehnliches zu vermehren. Man äffte das östreichische Mauthsystem nach, wußte aber nicht, daß Auflagen auf die einzuführende fremde Waaren nichts anders als Strafen sind, und die Verminderung des Ertrags derselben einer klugen Regierung so angenehm seyn muß, als die Verminderung der Strafgefälle von den Gerichtsstuben. Das östreichische Mauthsystem hieng mit dem grossen Plan zusammen, mit allen Kräften daran zu arbeiten, daß die Einfuhr fremder Waaren samt den Mauthen selbst durch seinen innern Kunstfleiß so viel als möglich vernichtet, und die Konsumtion der entbehrlichsten Artickel des Luxus, die man vom Auslande bezieht, durch die Vertheurung verringert würde. Aber hier, anstatt die Mauthregister nach dem Beyspiel Oestreichs zur Richtschnur zu gebrauchen, wie der innere Kunstfleiß aufzumuntern und zur Bearbeitung der Artickel, die das meiste Geld aus dem Lande ziehen, zu lenken sey, hier betrachtet man die Mauthen als eine ergiebige Quelle,

deren Ausfluß eher befördert als gestopft werden müsse!

Ich hätte dich mit diesen Punkten des staatswirthschaftlichen A B C s nicht so lange ennuyirt, wenn ich dir nicht einigermassen im Detail hätte zeigen müssen, daß man nicht einmal dieses hier versteht.

Leb wohl.

München —

Ein Gemählde von bayrischen Karakteren und Sitten von Hogarths Hand müßte äusserst interessant seyn. In England sind die Extremen zwar auch nicht selten; aber Karikaturen, wie sie Bayern liefert, übertreffen alles, was man von der Art sehen kann. Du weißt, ich bin kein Mahler, und wenn ich dir das Eigenthümliche des Bayern in der Abstraktion gebe, so kann es natürlich das Leben nicht haben, welches ihm Hogarth in einer Gruppe oder Shakespear in einem dramatischen Auftritt geben könnte. Doch ich will versuchen, was ich kann.

Um methodisch zu verfahren — denn du glaubst nicht, wie sich in allen Dingen eine verwünschte Methode an mich hängt, seitdem ich deutsche Luft athme — so muß ich dir erst den Körper des Bayern voranatomisiren, ehe ich zur Zergliederung seines geistigen Wesens schreite. — Im Ganzen ist der Bayer stark von Leibe, nervigt und fleischigt. Man findet sehr viele schlanke und wohlgebaute Männer, die man in jedem Betracht schön heissen kann. Die rothen Backen sind unter dem hiesigen Mannsvolk etwas seltener als in Schwaben, welchen Unterscheid vermuthlich der Wein und das Bier verursachen.

Das Eigne eines Bayern ist ein sehr runder Kopf, nur das Kinn ein wenig zugespitzt, ein dicker Bauch, und eine bleiche Gesichtsfarbe. Es giebt mitunter die drolligsten Figuren von der Welt, mit aufgedunsenen Wänsten, kurzen Stampffüssen und schmalen Schultern, worauf ein dicker runder Kopf mit einem kurzen Hals sehr seltsam sitzt, und in diese Form pflegt gemeiniglich der Bayer zu fallen, wenn er mehr oder weniger Karrikatur seyn soll. Sie sind etwas schwerfällig und plump in ihren Gebehrden, und ihre kleinen Augen verrathen ziemlich viel Schalkheit — Die Weibsleute gehören im Durchschnitt gewiß zu den schönsten in der Welt. Sie fallen zwar auch gerne etwas dick ins Fleisch, aber dieses Fleisch übertrift alles, was je ein Mahler im Inkarnat geleistet hat. Das reinste Lilienweiß ist am gehörigen Ort, wie von den Grazien mit Purpur sanft angehaucht. Ich sah Bauernmädchen so zart von Farbe und Fleisch, als wenn die Sonne durchschiene. Sie sind sehr wohl gebaut, und in ihren Gebehrden viel lebhafter und runder als die Mannsleute.

In der Hauptstadt kleidet man sich französisch, oder glaubt wenigstens französisch gekleidet zu seyn. Die Männer lieben noch das Gold und die bunten Farben zu viel. Die Kleidung des Landvolks ist abgeschmackt. Der Hauptschmuck der Männer ist ein langer, breiter, oft sehr seltsam gestickter Hosenträger, woran die Beinkleider sehr tief und nachläßig hangen, vermuthlich um dem Bauch, welcher der Haupttheil eines Bayern ist, sein freyes Spiel zu lassen. Die Weibsleute verunstalten sich mit ihren Schnürbrüsten, welche grade die Form eines Trichters haben, hoch über die Brust und Schultern heraufsteigen, und oben ganz schnureben abgeschnitten sind, so daß man gar keine Wölbung der

Achseln und des Halses sieht. Diese steife Schnürbrust ist vorne mit grossen Silberstücken verblecht, und mit dicken Silberketten überladen. Die Hausmütter, oder die, welche dem Hauswesen vorstehn, tragen an vielen Orten ein dickes Gebund Schlüssel und ein Messer an einem Riemen, die fast bis zur Erde reichen.

Was den Karakter und die Sitten der Bayern betrift, so können die Einwohner der Hauptstadt nicht anderst als sehr verschieden von dem Landvolk seyn. Der Karakter der Münchner bliebe für mich ein Räthsel, und wenn ich auch noch viele Jahre hier wäre. Ich glaube mit allem Grund behaupten zu können, daß sie gar keinen Karakter haben — Ihre Sitten sind so verdorben als sie es in einem Gewirre von 40000 Menschen seyn müssen, die bloß vom Hofe leben, und größtentheils auf Kosten desselben müßig gehn.

Unter dem grossen Adel giebt es, wie überall, ausgebildete und sehr artige Leute; aber überhaupt genommen ist er im ganzen Umfange des Wortes Pöbel, ohne alles Gefühl von Ehre, wenn nicht ein grosser Titel und Bänder und Sterne ausschließlich Ehre heissen, ohne Erziehung und ohne Thätigkeit für den Staat, ohne alles Gefühl für sein Vaterland, ohne alle Empfindung von Großmuth. Die meisten Häuser, von denen mehrere 15 bis 20 und einige wohl auch 30 bis 40 tausend Gulden Einkünfte haben, wissen von gar keiner andern Verwendung ihres Geldes und von keinem andern Vergnügen, als welches Tisch, Keller, Spieltisch und Bette gewähren. Das Spiel hat schon viele gute Häuser hier zu Grunde gerichtet. Das jetztregierende Lieblingsspiel der Hofleute heißt Zwicken; seitdem aber der Finanzminister Hombesch die Besoldungen so erschrecklich zwickt,

nennen sie es Hombeschen — Viele Hofdamen kennen ausser dem Bette keine andre Beschäftigung, als mit ihren Papagayen, Hunden und Katzen zu spielen. Eine der vornehmsten Damen, die ich kenne, hält sich einen grossen Saal voll Katzen, und zur Bedienung derselben 2 bis 3 Zofen. Sie bespricht sich halbe Tage lang mit denselben, bedient sie oft selbst mit Kaffe und Zuckerbrod, und putzt sie nach ihrer Phantasie täglich anderst auf.

Der kleine Adel und die eigentlichen Hofbedienten schleppen sich mit einer erbärmlichen Titelsucht. Ehe der jetzige Kurfürst hieher kam, wimmelte es hier von Exzellenzen, gnädigen und gestrengen Herren. Das Lächerliche der Titulatur fiel dem jetzigen Hof auf, weil sie zu Mannheim nicht üblich war. Es erschien eine Verordnung, welche deutlich bestimmte, wer Exzellenz, Euer Gnaden, und Euer Gestrengen heissen sollte. Die, welche durch diese Verordnung entexzellenzt und entgnädigt wurden, und besonders die Weiber derselben wollten verzweifeln. Zum erstenmal hörte man nun hier über Tyranney klagen, von der man zuvor gar keinen Begriff zu haben schien, und der Hof hätte den gnädigen Herren ihr Brod, ihre bürgerliche Ehre und ihr Leben nehmen können, ohne sich diesen Vorwurf zuzuziehn.

Der übrige Theil der Einwohner lebt bloß um zu schmaussen und der zypriſchen Göttin zu opfern. Alle Abende ertönen die Strassen von dem Gesumse der Saufgelagen in den unzäligen Schenken, welches hie und da mit einem Hackbrett, einer Leyer oder einer Harfe begleitet ist — wer nur ein wenig den Herrn machen kann, muß seine Mätresse haben; die übrigen tummeln sich um einen sehr wohlfeilen Preis auf den Gemeinplätzen herum. In dies

sem Punkt ist es auch auf dem Lande nicht besser — Als im bayrischen Krieg einige Rekrutten zu einem französischen Korps kamen, welches in der Gegend von Augspurg stand, fragte ein Gaskogner einen seiner Landsleuthe, der schon eine Kampagne in Bayern mitgemacht hatte, wie es daselbst um ein gewisses Bedürfniß stünde: O! antwortete dieser, in Bayern findest du das größte B — — l von der Welt. Da zu Augspurg ist der Eingang, und zu Passau die Hinterthüre. — Ich habe die Anekdote von einem alten Officier, und wenn sie gleich von einem Gaskogner ist, so ist es doch sicher keine Gaskonnade.

Das Landvolk ist äusserst schmutzig. Wenn man sich einige Stunden weit von der Hauptstadt entfernt, sollte man die Höfe der meisten Bauern kaum für Menschenwohnungen halten. Viele haben die Mistpfützen vor den Fenstern ihrer Stuben, und müssen auf Brettern über dieselbe in die Thüre gehn. Viel lieber seh' ich die Strohdächer der Landleuthe in verschiedenen Gegenden Frankreichs, als die elenden Hütten der bayrischen Bauern, deren Dächer mit groben Steinen belegt sind, damit die Schindeln nicht vom Wind weggetragen werden. So traurig das auch aussieht, so wohlfeil auch die Nägel im Lande sind, und so oft auch von heftigen Sturmwinden halbe Dächer weggerissen werden, so läßt sich doch auch der reichere Bauer nicht bereden, seine Schindeln ordentlich nageln zu lassen. — Kurz, Liederlichkeit ist der Hauptzug des Bayern, vom Hofe an gerechnet bis in die kleinste Hütte.

Mit dieser grossen Liederlichkeit kontrastirt ein eben so hoher Grad von Bigotterie auf eine seltsame Art. — Ich komme in eine schwarze Bauern-

schenke, die in ein Gewölke von Tobakrauch eingehüllt ist, und bey deren Eintritt ich von dem Gelärme der Säufer fast betäubt werde. Meine Augen dringen nach und nach durch den dicken Dampf, und da erblike ich mitten unter 15 bis 20 berauschten Kerlen den Pfarrer oder Kaplan des Orts, dessen schwarzer Rok eben so beschmiert ist, als die Kittel seiner geistlichen Kinder. Er hält gleich den übrigen einen Pak Karten in der linken Hand, und schlägt sie mit der rechten einzeln eben so gewaltig, wie die andern, auf den kotigten Tisch, daß die ganze Stube zittert. Ich höre sie die abscheulichsten Schimpfnamen einander beylegen, und glaube sie seyen im heftigsten Streit begriffen. Endlich schliesse ich aus dem Gelächter, welches das Schimpfen und Fluchen bisweilen unterbricht, daß alle die S=schw=nze, H=schw=nze u. dgl. m. eine Art von freundschaftlichen Begrüssungen unter ihnen sind. Nun hat jeder 6 bis 8 Kannen Bier geleert, und sie fodern nach einander vom Wirth einen Schluk Brandtewein, um, wie sie sagen, den Magen zu schliessen. Der gute Humor verläßt sie, und nun seh' ich auf allen Gesichtern und in allen Gebehrden ernstlichere Vorbereitungen zu einem Streit. Dieser fängt an auszubrechen. Der Pfarrer oder Kaplan giebt sich vergebens Mühe, ihn zu unterdrücken. Er flucht und wettert endlich so stark als die andern. Nun pakt der eine einen Krug, um ihn seinem Gegner an den Kopf zu werfen, der andre lüftet die geballte Faust, und der dritte tritt die Beine aus einem Stul, um seinem Feind den Kopf zu zerschlagen. Alles schnaubt nach Blut und Tod. Auf einmal läutet die Abendglocke. „Ave Maria," ihr S=schw=nze," schreyt der Pfarrer oder Kaplan; und alle lassen die Werkzeuge des

Mordes aus den Händen fallen, ziehn die Mützen vom Kopf, falten die Hände, und bethen ihr Ave Maria. Das erinnerte mich an den Auftritt von Don Quixotte, wo er in der grossen Schlägerey wegen dem Helm Mambrins und dem Eselssattel durch die Vorstellung der Verwirrung im agramantischen Lager auf einmal Friede machte — So wie aber das Gebet zu Ende ist, werden sie alle von der vorigen Wut wieder ergriffen, die nun um so gewaltiger ist, da sie auf einen Augenblick aufgehalten worden. Die Krüge und Gläser fangen an zu fliegen; ich sehe den Pfarrer oder Kaplan zu seiner Sicherheit unter den Tisch kriechen, und ich ziehe mich in das Schlafzimmer des Wirts zurük.

Aehnliche Auftritte findest du auch in den Landstädten unter den Bürgern, Beamten, Geistlichen und Studenten. Alles begrüßt sich mit Schimpfnamen; alles wetteifert in Saufen, und überall steht neben der Kirche eine Schenke und ein B —. Ein braver Student auf der Universität zu Ingolstadt muß einen dicken Dornknippel und den Hut abgekrempt tragen, seine 8 bis 10 Maaß Bier in Einem Sitz verschlucken können, und immer bereit seyn, sich wegen nichts auf das Blut herumzubalgen. Eine Gesellschaft solcher Braven kam daselbst auf eine Erfindung, die mit einem Zug den bayrischen Karakter in ein sehr helles Licht sezt. Sie fanden es sehr beschwerlich bey ihren Saufgelagen vom Tische aufstehn zu müssen, um wieder von sich zu geben, was sie verschlukt hatten. Der Wirt mußte ihnen also einen Trog unter den langen Tisch anbringen lassen, worinn jeder sein Wasser ließ, ohne sich von der Stelle zu regen — Sehr seltsame moralische Karrikaturen liefern die bayrischen Mädchen. Da wühlt ein Pfaff mit der Hand in

einem schönen Busen, der zur Hälfte mit des Mädchens Skapulier bedekt ist. Dort sizt ein schönes Kind, und hält in der einen Hand den Rosenkranz und in der andern einen Priap. Die fragt dich, ob du von ihrer Religion seyest, denn mit einem Ketzer wolle sie nichts zu schaffen haben. Jene hörst du mitten in der Ausgelassenheit von ihren geistlichen Brüderschaften, ihren gewonnenen und noch zu gewinnenden Ablässen, und ihren Wallfahrten mit der Miene der Frömmigkeit sprechen, daß du ihr ins Gesicht lachen mußt. — Der glänzendste Auftritt von der Art geschah in der berühmten Marienkirche zu Oettingen, wo ein reicher Pfaff vor dem Altar der wundertätigen Maria in der Nacht eine Jungferschaft eroberte, auf die er schon lange Zeit Jagd gemacht, und die er nicht anderst als auf der Wallfahrt erbeuten konnte.

Mit der Liederlichkeit und Andächteley vereinigt das Landvolk eine gewisse wilde Dapferkeit, die oft sehr blutige Auftritte veranlaßt. Wenn sie eine Kirchweihe oder sonst eine öffentliche Lustfeyer loben wollen, so sagen sie: Da giengs lustig zu; es sind 4 oder 6 todt oder zu Krippel geschlagen worden, und wenn es ohne Mord und Blut abläuft, so heißt das Fest eine Lumperey. — Im vorigen Jahrhundert und noch zu Anfang des jetzigen behaupteten die Bayern den Ruhm der besten deutschen Truppen. In der berühmten Schlacht bey Höchstädt standen sie noch und hielten sich für Sieger, als Ihr Kurfürst, der an ihrer Spitze stand, die Nachricht bekam, daß die Franzosen auf dem andern Flügel geschlagen wären. Unter Tilly und Mercy haben sie Wunder gethan. Aber seit dem sich die Kriegszucht so sehr geändert hat, sind sie keine Soldaten mehr. Kein Volk kann mehr Abscheu gegen alles

haben, was Zucht und Ordnung heißt, als die Bayern. Zu Partheygängern, denen das Rauben, Plündern und alle Ausschweifungen mehr erlaubt sind, als den reglirten Truppen, mögen sie noch vortreflich seyn. Es ziehn wirklich gegen 1000 Pursche in verschiedenen Räuberbanden im Lande herum, die ohne Zweifel im Krieg ein sehr gutes Streifkorps seyn würden. Man hat Beyspiele, daß sich einige mit ihren kühnen Anführern bis auf den letzten Mann gegen das Militär vertheidigt haben. Aber auch der ärmste Bauersjunge hält es für eine grosse Strafe, wenn er unter die reglirten Truppen seines Fürsten gezogen wird.

Dagegen sind die Einwohner der Hauptstadt das weichste, furchtsamste, und kriechendste Volk von der Welt, ohne alle Schnellkraft, und die oft ins grobe fallende Freymüthigkeit, welche noch der schönste Zug im Karakter des Landvolks ist, sucht man in der Stadt umsonst. Als die Münchner unter der vorigen Regierung zu den Füssen eines despotischen Ministers krochen, und nur allenfalls im Dunkeln zu murren sich getrauten, äusserte das Landvolk sein Mißvergnügen mit einer Freyheit, die für den Despoten fast sehr schlimme Folgen gehabt hätte. Nur die unbegränzte und unbeschreibliche Liebe der Bauern zu ihrem Fürsten konnte sie dazu bewegen, daß sie auf einen Befehl des Jägermeisters die Zäune ihrer Felder niederrissen, um das Wild darauf waiden zu lassen. Mit Entzücken sprachen sie von den guten Eigenschaften ihres Herrn; vergassen aber seine Fehler nicht, sondern suchten sie zu entschuldigen, und warfen ohne alle Zurückhaltung den schwersten Fluch auf die Bedienten desselben, und so gaben sie jedem Fremden ein treues Gemählde des Hofes, während daß die Tyrannen des Landes von den Einwohnern

der Stadt in Zueignungsschriften von Büchern, in Gedichten und öffentlichen Unterredungen zum Himmel erhoben wurden — Auch die jetzige Regierung und den Hof hörst du vom Landvolk viel richtiger beurtheilen, als von den Stadtleuten. Ich könnte weder vom Fürsten noch seinem Bedienten die geringste Nachricht einziehn, wenn ich nicht mit einigen fremden Künstlern bekannt wäre, die zum Hofe gehören, und sich um den Zustand desselben mehr interessiren, als die Eingebohrnen, die bey ihren Bierkrügen eilfe grad seyn lassen. In Paris kennt jeder Schuhputzer alle Grossen des Hofes; interessirt sich um ihr Privatleben so gut, als um ihr politisches, und lobt oder tadelt sie nach seinen Einsichten. Aber hier kannst du zu sehr vielen Hofräthen und Sekretären kommen, welche von den Grossen ihres Hofes platterdings nichts als den Namen kennen. Leb wohl.

München —

Du hast recht, daß sich der hiesige Hof sehr wichtig machen könnte, wenn er von seinen Kräften Gebrauch zu machen wüßte. Er kann sich mit dem König von Dänemark messen, und Schwedens Macht ist nicht viel ansehnlicher als seine. Wenn man die Lappländer und die übrige fast ganz unbrauchbare Menschen von der Summe der Unterthanen dieser nordischen Mächte abzieht, so werden sie an Mannschaft vor dem hiesigen Hof wenig voraus haben. Bayern hat 1180000, die Pfalz am Rhein 280000, und die Herzogthümer Jülich und Berg zählen ohn-

gefähr 260000 Menschen. Die Zahl der sämtlichen Unterthanen des hiesigen Hofes beträgt also ohngefähr 1720000. In einigen öffentlichen Blättern wird sie nur auf etliche und 1400 tausend angegeben; aber ohne Zweifel sind die Unterthanen in den westphälischen Staaten des Kurfürsten in dieser Summe nicht mitbegriffen.

Ueber die Einkünfte des Hofes ist man weder hier noch in den öffentlichen Nachrichten einig. Der sehr fleißige und in den meisten Stücken sehr richtige Herr Büsching sagt in der neuesten Ausgabe seiner vortreflichen Erdbeschreibung; er habe von guter Hand, die Einkünfte aus Bayern beliefen sich auf 8 Millionen rheinische Gulden. Dieses stimmt mit der mäßigsten Angabe der hiesigen Hofleute überein. Ich habe dir aber in meinem letzten Brief gesagt, daß sehr wenige derselben mit dem Zustand des Hofes bekannt sind. Ich bemerkte auch, daß alle aus einer dummen Pralerey die Summe der Einkünfte zu vergrössern suchten. Leute, die allem Anschein nach die Sache genau wissen konnten, wollten mich bereden, der Hof habe 12 bis 16 Millionen Gulden jährlicher Einkünfte. Ich sah, daß es unmöglich war, anderst hinter die Wahrheit zu kommen, als wenn ich mich an den gehörigen Orten theilweise um den Zustand der Finanzen erkundigte; und so brachte ich nach langem Forschen mit ziemlich viel Gewißheit heraus, daß die sämtlichen Einkünfte aus den Steuern, Zöllen, Akzisen, Domänen, Forsten, Bergwerken u. s. w. kaum 5 Millionen Gulden betrügen. In dieser Summe ist einer der wichtigsten Artickeln, der Handel mit dem salzburgischen und Reichenhaller Salz nicht mitbegriffen. Dieser wird von einigen auf 2 Millionen gesetzt; aber höchst wahrscheinlich beläuft er sich nicht über 1 Million Gulden. Man kann

also die sämtlichen Einkünfte von Bayern am sichersten auf 6 Millionen Gulden setzen. — Die Einkünfte aus der Pfalz am Rhein belaufen sich ohngefähr auf 1700000, und die aus den westphälischen Landen auf 1500000 Gulden; so daß der Hof in allem jährlich ohngefähr 9200000 Gulden, oder 20 Millionen Livres aus seinen Staaten zieht — Du siehst daß die Einkünfte der Rheinlande des Kurfürsten etwas mehr als die Hälfte des Einkommens aus Bayern betragen, obschon die Zahl der Einwohner derselben nicht gar die Hälfte der Einwohner Bayerns ausmacht; aber sowohl dieser Unterschied, als auch jener, den der einträgliche bayrische Salzhandel verursacht, wird durch die bessere Benutznng besagter Lande, durch den fleißigern Anbau, durch die grössern Auflagen, durch das lebhaftere Gewerbe der Einwohner, besonders jener in den westphälischen Staaten, und durch die sehr einträglichen Wasser- und Landzölle überwiegend gehoben.

Wäre Bayern nach dem Verhältniß seiner Grösse so gut bevölkert und gebaut, als die mit ihm verknüpften Rheinlande, so müßte es 3 bis 4 Millionen Gulden mehr eintragen. Ich habe dir schon gesagt, daß es 729 Quadratmeilen enthält. Der Umfang der Rheinpfalz und der Herzogthümer Jülich und Berg zusammengenommen beträgt kaum 240 Quadratmeilen, und ob er gleich noch nicht den dritten Theil der Grösse Bayerns ausmacht, so zählt er doch beynahe halb so viel Einwohner, und wirft mehr dann halb so viel ab als Bayern.

Diesen Unterschied macht hauptsächlich das unselige Mönchswesen, welches der stärkern Bevölkerung, und bessern Aufklärung, dem Kunstfleiß und dem Anbau der Ländereyen in Bayern überall im

Weg steht. Dieses Land mästet ohngefähr 5000 Mönche in 200 Klöstern, deren verschiedne 30 bis 40 tausend Gulden Einkünfte haben. Das Kloster Niederalteich soll jährlich über 100000 Gulden verschlingen. Ohne zu übertreiben kann man alle Einkünfte der Stifter und Klöster dieses Landes auf ohngefähr 2 Millionen Gulden schätzen, welches ein Drittheil von dem Einkommen des Hofes ist.

Der Schaden, welchen die Möncherey in dem Lande anrichtet, ist auf den grössern Bauernhöfen, in den sogenannten Einöden am sichtbarsten. Um die Söhne dieser grossen Bauern bewerben sich die Klöster am meisten, weil sie mit jedem 1, 2, 3 und mehrere tausend Gulden erhaschen. Dadurch wird zum grossen Nachtheil des Staates die Vertheilung dieser weitläufigen Ländereyen gehindert, die wegen ihrer Grösse immer nur zur Hälfte recht gebaut werden. An den Söhnen der ärmern Landleuthe, welche in die Klöster gehn, verliert der Staat wohl auch etwas; aber bey der jetzigen Verfassung könnten diese armen Studenten doch weiter nichts als Soldaten, müßige Schreiber oder Kommödianten werden. — Der Hang zum Müßiggehn, zum Schmaussen und zur Betteley, welcher durch ganz Bayern herrscht, wird durch das Beyspiel der fetten Mönche erhalten und geheiligt Das Volk beneidet sie durchaus um ihren seligen Müßiggang — Die Gaukeleyen, die Bruderschaften, Kirchenfeste und Winkelandachten dieser heiligen Marktschreyer beschäftigen den grossen Haufen so sehr, daß er den dritten Theil seiner Zeit an sie verschwendet — Ihr Interesse räth ihnen, das Volk in dem Grad von Dummheit zu erhalten, der zu ihrem Gedeihen nöthig ist, und deßwegen liegen sie immer gegen alles, was gesunde Vernunft und Aufklärung heißt, mit

unbeschreiblicher Wuth zu Felde. Ihnen allein hat man die entsetzliche Verwilderung der Sitten in Bayern zu verdanken. Sie haben ihre Kapuzen zum Wesen des Kristenthums und der ganzen Moral gemacht. Sie predigen nichts, als die ihnen sehr einträgliche Messe, den Rosenkranz, das Skapulier und die lächerlichen Leibskasteyungen, wodurch sich so mancher Dummkopf den Namen eines Heiligen erworben hat. Der betrogne Landmann glaubt mit der Beicht und einer Messe um 30 Kreutzer die gröbste Sünde tilgen zu können, und hält das sinnlose Bethen des Rosenkranzes für seine wesentlichste Pflicht.

So beträchtlich die Anzahl der Mönche, so gering ist jene der Landpriester, die doch das meiste zur sittlichen Bildung des Volks beytragen könnten und sollten, und diese werden von dem grossen Haufen in seinen Begriffen weit unter die Mönche gesetzt, weil ihre Kleidung und ihr Betragen nicht so seltsam ist, als jenes der Mönche. Aber, so wie die Landpriester überhaupt in Bayern wirklich beschaffen sind, verdienen sie auch nicht mehr Achtung als die Mönche. Die meisten unterscheiden sich vom Bauern platterdings durch nichts, als die schwarze Farbe ihrer Kleider, eine kostbarere Tafel, und eine schönere und besser gekleidete Haushälterin. Im übrigen sind sie eben so liederlich, ungezogen und unwissend. — Es giebt Pfarreyen von 3 bis 4 Stunden in die Länge und Breite, und von 4 bis 6 tausend Gulden Einkünften. Wie nützlich wäre es dem Lande, wenn solche Pfarreyen in 5 bis 6 kleinere zerstückt, und mit einer bessern Zucht von geistlichen Hirten besetzt würden! Man müßte aber zugleich den Mönchen verbieten, sich in die Seelsorge einzumischen, oder, welches wohl das rathsamste wäre,

aber unter der jetzigen Regierung nicht zu erwarten ist, man müßte sie mit Stumpf und Stiel zu vertilgen suchen.

Wenn man die Güter der Klöster einzöge, wie denn die meisten ehedem Landesfürstliche Domänen waren, die in melankolischen Stunden, worinn die Fürsten Vormünder nöthig hatten, verschenkt wurden, und wenn man alle Fremde ohne Unterscheid der Religion unter annehmlichen Bedingungen zum Kauf derselben zuliesse, so könnten die Staatsschulden in sehr kurzer Zeit getilgt werden, und das Land würde gar bald eine ganz andre Gestalt gewinnen. Aber Karl Theodor ist von diesem Entschluß so weit entfernt, und kennt sein eignes Interesse und das seiner Staaten so wohl, daß er in der Rheinpfalz ein neues Nonnenkloster stiftet, und die Güter der Exjesuiten einer andern Art Mönche, den Maltheserrittern schenkt. Was sagte man von dem Privatmann, der voll Schulden wäre, und noch Vermächtnisse in die Kirche machte? — Doch hier ist das Räsonniren sehr übel angebracht.

Die schädliche Grösse vieler Bauerngüter in Bayern brachte mich auf eine Betrachtung, die wohl verdienre, von einem grössern Politiker, als ich bin, etwas genauer erwogen zu werden — Ich theile die freyen Bauern in 3 Klassen; 1) in die, deren Güter zu klein sind, um davon leben zu können, und die noch andern dienen müssen, um ihren völligen Unterhalt zu gewinn n. 2) In solche, welche von ihrem Eigenthum hinlänglich bestehen können, und 3) in die, welche mehr besitzen, als zum gemächlichen Unterhalt einer Familie nöthig ist, und die man eigentlich mehr oder weniger reiche Bauern nennt — Beym ersten Anblick scheint das Steuern der Güter nach der Schatzung einzelner Grund-

stücke und gewissen Prozenten sehr billig angelegt zu seyn. Kauft der Bauer ein neues Grundstück, so steuert er nach der Schatzung desselben sein gewisses Prozent, und so steigen seine Abgaben verhältnißmäßig mit der Zahl der Morgen Landes, die er besitzt — bey genauer Untersuchung finde ich aber, daß es ein grosser staatistischer Rechnungsfehler ist, wenn der Bauer, der zu seinem Unterhalt nicht genug besitzt, verhältnißmäßig eben so viel von seinem Gut zahlen soll, als der, welcher von seinen Besitzungen sein gemächliches Auskommen hat, und wenn dieser jenem, der übermäßig reich ist, in den Prozenten von den Grundstücken gleich gehalten wird. — Es ist ein politisches Axiom, daß 3 oder 4 wohlhabende Bürger einem Staat viel schätzbarer seyn müssen, als Ein reicher, wenn auch das Kapital des letztern das Vermögen der erstern weit überwiegen sollte. Eine ganz gleiche Vertheilung der Güter und des Geldes in einem Staat, wenn sie möglich wäre, würde Raserey seyn; aber in der Ueberzeugung, daß sie platterdings unmöglich ist, muß jeder kluge Regent doch immer so handeln, als wenn sie möglich wäre. Die unglücklichsten Staaten sind die, worinn zu grosser Reichthum mit zu tiefer Armuth der einzeln Glieder zusammen absticht. Es kann nicht lange dauern, so muß ein Theil der Einwohner derselben Despoten und der andre Sklaven seyn. Wahre freye Leute werden von einem solchen Staat wie von einer tobenden Gährung ausgeworfen oder verzehrt — Ein übermäßig reicher Bauer verschlingt nach und nach alle Armen in seinem Bezirke. Er leiht Gelder auf die Grundstücke der Aermern, benutzt die Mißjahre, um ein Gütchen vom Nachbar wohlfeil zu erschnappen, und wenn er kein ehrlicher Mann ist, so kann er sich noch durch unzählige Kniffe

in Besitz eines für ihn wohlgelegenen Stück Landes setzen. In einigen republikanischen Staaten sah ich mit Entsetzen, wie einige reiche Bauern auf die Art eine ganze Gemeinde zu Grunde richten, und die Tyrannen ihrer Mitbürger werden können. In monarchischen Staaten ist das Uebel so groß nicht; aber doch immer beträchtlich genug, um mit allen Kräften dagegen zu arbeiten.

Man erwäge die Vortheile, die ein reicher Bauer von einem und dem nämlichen Grundstücke im Vergleich mit einem mittelmäßigen oder armen ziehen kann. Der Arme muß den Ertrag desselben so bald als möglich und gemeiniglich unter dem Preis verkaufen, weil ihn seine Gläubiger drängen. Der mittelmäßige kann auch nicht lange aufspeichern, weil er Gefahr liefe, Geld leihen, und durch die Interessen das wieder verlieren zu müssen, was er durch das Aufspeichern vielleicht gewinnen könnte. Aber der Reiche macht seine Spekulationen, und selten schlägt er um den Preis los, worum die andern ihren Schweiß verkaufen müssen. Er kauft in der Gegend von den kleinern das Getraide auf, oder er hat ihnen vor der Erndte Geld vorgeschossen, und sie müssen es ihm um den Preis lassen, den er selbst sezt, und so vertheurt er selbst zu seinem Vortheil das Getraide in seinem Bezirke — Bey einer Ueberschwemmung, bey einem Hagelwetter, bleibt dem geringern Bauern oft nicht die Saat auf das künftige Jahr übrig. Das Stück Landes liegt brach, und wenn es der Reiche besitzt, wird es nun mit zwey-, dreyfachem Gewinn gebaut, und so wird dieser auf Kosten des Armen und auf Kosten des Staates immer reicher, bis endlich, nachdem er zum grossen Nachtheil der Bevölkerung ein Dutzend kleine Bauern verschlungen, sein Herr Sohn, der unter-

dessen studieren mußte, kein Bauer mehr seyn will, sich in die Stadt setzt, sein Gut verpachtet, und dem Staat einen Müßiggänger mehr liefert.

Sollte der Reiche nicht für alle diese Vortheile, die er von dem nämlichen Grundstücke zieht, das sein ärmerer Nachbar so gut als er besitzen kann, dem Staat etwas mehr entrichten? Kann der Staat gleichgültig dabey seyn, wenn die zahlreichste und nüzlichste Klasse des Volks sich zum Theil unter sich selbst aufreibt, und ein reicher Bauer bey einer Vergrösserung seiner Ländereyen einen Eigenthumsherrn zu einem Taglöhner macht?

Ich finde es höchst billig, daß in der Anlage der Steuer auf die Verschiedenheit der Bauern Rükficht genommen werde. Der arme soll nach dem Verhältniß von einem Grundstück nicht so viel zahlen, als der wohlhabende, und dieser nicht so viel als der reiche. Der Staat muß es dem erstern zu erleichtern suchen, wohlhabend zu werden, und dem leztern wehren, sich zum Nachtheil der Bevölkerung noch mehr zu vergrössern. Ich würde also in meiner Republik, die noch ungebildet als Chaos im unendlichen leeren Raum schwimmt, ungefähr ein Mittel bestimmen, und in der Steuranlage die Prozente im Verhältniß so steigen lassen, je weiter das Vermögen an Grundstücken eines einzeln Bauers über dieses Mittel hinaufgeht, oder unter dasselbe fällt — z. B. In meiner Republick wäre ein wohlhabender Bauer der, welcher 30 bis 50 Morgen Landes, oder kürzer für 4 bis 6 tausend Gulden Güter besitzt. Nun sollte jeder der unter 4000 Gulden Vermögen hat, ein Prozent, der welcher zwischen den 3 und 5 bis 6 tausenden schwebt, zwey, jener welcher mehr besitzt, drey, und wer doppelt so viel besitzt, vier Prozent von dem bezahlen, was über das Mittel hin-

aufsteigt. Beym Ankauf eines Grundstückes hätte dann der arme gegen den wohlhabenden und dieser gegen den reichen einen sehr billigen Vortheil. Es ist wahr, es gäbe meinen Beamten etwas mehr zu rechnen, und es müßte mit den Urbarien etwas seltsam umgesprungen werden; aber dafür laß mich nur sorgen, wenn ich erst einmal meinen Staat auf sicherm Grund und Boden habe.

Um also wieder auf unser Bayern * zu kommen, so wirst du dir ziemlich deutlich vorstellen können, wie wenig es das noch ist, was es seyn könnte. Wären die Schulden getilgt, so könnte der Kurfürst nach der Zahl seiner Unterthanen und seinen Einkünften leicht 40 bis 45 tausend Mann auf den Beinen halten, und wäre dieser Theil seiner Besitzungen so angebaut, wie seine Rheinlande, so könnte er wohl eine Armee von 60000 Mann unterhalten, und sich von den mächtigsten Häusern sehr viel Hochachtung verschaffen. Wenn sein Nachfolger zur Regierung kömmt, so wird das Ganze durch das Herzogthum Zweybrücken um ein Beträchtliches vermehrt, und vielleicht wird dann auch die Wirthschaft besser. Leb wohl.

* Die vielen Projekte, die der Herr Verfasser über Bayern gemacht hat, geben ihm wohl das Recht, das von ihm umgeschaffene Bayern sein zu heissen. Aber so wie es wirklich ist — In den vierziger Jahren brauchte ein östreichischer General auch öfters den Ausdruck: nôtre Baviere. Ein französischer Offizier, der wegen Auswechslung der Gefangenen mit ihm unterhandlen sollte, hörte lange zu; und sagte endlich: Monsieur, nous avons une Chanson dont le refrein est: *Quand j'ai, bien bu, toute la terre est a moi* — Der östreichische General liebte den Trunk sehr. Vielleicht war der Verfasser hier auch etwas mehr erleuchtet, als er seyn sollte. D. U.

Salzburg. —

Der Weg von München hieher ist sehr traurig. Er geht durch eine ungeheure Ebne, die nur hie und da von kleinen Anhöhen unterbrochen wird. Das viele Schwarzholz, die elenden, dünn zerstreuten Bauernhütten, der Mangel an Städten, die Unsicherheit vor Räubern, alles macht einen so viel als möglich aus Bayern hinaus eilen. Auf dem langen Wege von 17 deutschen Meilen sieht man keinen nennenswürdigen Ort, als das schwarze Wasserburg in seinem tiefen Loch zwischen öden Sandhügeln, wodurch sich der Inn krümmt, und zwischen denen er eine Erdzunge bildet, worauf der Ort sehr seltsam sitzt.

An der salzburgischen Gränze wird es besser. Die Aussichten sind mannichfaltiger, die Wohnungen der Bauern reinlicher und lebhafter von Aussehn, und das Land ist viel besser gebaut — Ohngefehr eine Stunde vor dieser Stadt stellte sich einer der schönsten Prospekte dar, die ich je gesehen. Er bildet ein ungeheures Amphitheater. Im Hintergrund erheben nackte Felsen ihre trotzigen Häupter zum Himmel empor. Einige derselben, die etwas zur Seite stehn, haben die Gestalt von Pyramiden. Diese abentheuerliche Bergmasse verliert sich stufenweis in waldigte Berge, und dann zu beyden Seiten her in schöne, zum Theil wohl angebaute Hügel. Mitten auf dem Grund dieser Bühne liegt die Stadt, über welche das Schloß auf einem hohen Felsen emporragt. Der Salzafluß giebt der ohnehin so mannichfaltigen Landschaft noch mehr Leben. Hie und da breitet er sich ziemlich aus, und seine Ufer sind an

manchen Orten mit schönen Parthieen Gehölze beschattet.

Mit der einförmigen und öden Gegend um München sticht die Lage dieser Stadt ungemein ab. Sie ist äusserst sonderbar, und ein bewunderuswürdiges Spiel der Natur und Kunst. Der Strom theilt sie in zwey ungleiche Theile. Auf der Westseite desselben, worauf der grössere Theil der Stadt liegt, erhebt sich aus einer weiten Ebene ein hoher, runder, steiler und harter Fels, der das Schloß wie eine Krone trägt. Vom Fuß dieses Felsen zieht sich längst dem Strom herab, in einer geringen Entfernung von demselben, um diesen Theil der Stadt her ein langer Berg von vestem Sandstein, der sowohl von innen als aussen senkrecht wie eine Mauer abgehauen und mehrere hundert Fuß hoch ist. Auf diesem natürlichen Wall, der weit über die hohen Häuser der Stadt emporragt, steht ein starkes Gehölze und es liegen verschiedene Landgüter darauf. Man hat an einem Ort, wo er gegen 60 Schritte breit ist, ein schönes Thor durchgehauen. Auf der andern Seite des Flusses steht der abentheuerlichste Fels, den man sehen mag. Er kehrt gegen eine schöne Ebene abwärts des Stromes eine von der Natur abgehauene, nackte Wand, die eine halbe Stunde lang, und in der Mitte wohl 500 Fuß hoch ist. Aufwärts des Stromes verliert sich sein behölzter Abhang sanft in eine andere schöne Ebene. Ich kann dir seine sonderbare Lage nicht besser geben, als wenn du die Stadt zum Mittelpunkt eines zwey Stundenlangen Diameters, den der Fluß bildet, annimmst, einen halben Zirkel von schönen Bergen gegen Osten herumziehst, und diesen Felsen dann als einen Radius in die Mitte setzest, so daß er zwischen der Sadt und dem Bogen der Berge wie eine

Querscheidewand steht, und die Fläche des Halbzirkels in 2 gleiche Theile schneidet. Da wo er dem gröſſern Theil der Stadt gegen über an den Fluß stößt, liegt der kleinere Theil derselben, und von seiner gegen Norden zu senkrecht abgehauenen, langen Wand ziehn sich die Vestungswerke in einem Viertelzirkel bis an den Fluß herab. Eine einzige, sehr enge Strasse, geht zwischen dem Fluß und seinem Abhang gegen Süden hin.

Die Natur hat in einer wunderlichen Laune dem Strom seinen Weg durch die abgerissenen Felsen angewiesen. Zwischen dem sonderbaren Wall des gröſſeren Theils der Stadt und den nächsten Bergen gegen Westen ist eine ganz gleiche, 2 Stunden weite und tiefe Ebene, die sich weit über der Stadt hinauf längst dem Fluß hinzieht. Wenn man die Gegend beschaut, so sollte man meinen, er müßte seinen Weg durch diese Ebene nehmen, um sich in seinem wilden Lauf mehr ausbreiten zu können. Aber anstatt dessen drängt er sich ungestümm durch die Felsen durch, welche die Stadt umgeben, und sich seinem Lauf entgegen zu setzen scheinen. Nur aus der erstaunlichen Wut und Gewalt, womit er hastig sein Bette gräbt, läßt sich dieser eigensinnige Lauf erklären — Das Land umher sieht überhaupt sehr romantisch aus, und ich sehe wohl, ich werde mich länger hier aufhalten, als ich anfangs dachte.

Die Stadt ist auch innerlich sehr schön. Die Häuser sind hoch, und durchaus von Stein gebaut. Die Mauern gehn nach italiänischer Art über die flachen Dächer hinauf, so daß man auf denselben durch ganze lange Strassen gehn kann. Die Dohmkirche ist die schönste, die ich auf der ganzen Reise von Paris hieher gesehen, und nach dem

verkleinerten und simplifizirten Riß der Peterskirche zu Rom von grossen Quaderstücken gebaut. Das Portal ist von Marmor, und das Ganze mit Kupfer gedekt. Vor dem Portal ist ein grosser vierekter Platz, mit Schwibbögen und Gallericen eingefangen und an denselben stossen die fürstliche Residenz und die Abtey St. Peter. Mitten auf diesem Platz steht eine schöne Statue der Maria in Bley in übermenschlicher Grösse. Zu beyden Seiten der Kirche sind grosse, mit schönen Gebäuden umgebne Plätze. Mitten auf dem zur Linken steht eine der prächtigsten Fontänen von Marmor, die ich je gesehen, mit einigen kostbaren Figuren in Riesengrösse. Auf jenen zur Rechten ist seitwärts ein Brunnen angebracht, der sich mit dem ersten gar nicht vergleichen läßt, und dessen Neptun eine sehr erbärmliche Figur macht — Die Stadt hat noch mehrere vortrefliche Gebäude und Statuen, die einen erinnern, daß man nicht weit von den italiänischen Gränzen entfernt ist.

So weit ich die Einwohner bisher kenne, scheinen sie sehr gesellig, offen und munter und für die Fremden ungemein eingenommen zu seyn. Indessen bis ich dich genauer mit ihnen bekannt machen kann, muß ich dir von einigen Ausfällen Nachricht geben, die ich von München aus in verschiedene Gegenden Bayerns gethan habe.

Die bischöfliche Residenz Freysingen ist eben kein schlecht gebautes, aber im Grunde doch ein sehr armseliges Städtchen, das bloß von Pfaffen, wohlfeilen Nymphen, einigen elenden Studenten und armen Handwerkern besteht. Das fürstliche Schloß hat eine angenehme Lage auf einem abgerissenen Berg, worauf es eine herrliche Aussicht über einen grossen Theil von Bayern und auf das tyrolische

und salzburgische Gebirge beherrscht. Die Besitzungen des Bischofs liegen durch Bayern und Oestreich zerstreut, und so gering sie auch alle sind, so hat er doch einen grossen Kreuzgang damit ganz bemalen lassen. Seine Einkünfte belaufen sich auf ohngefähr 130000 Gulden, und er hat seinen Obristhofmeister, seinen Oberjägermeister, seine Räthe, seine Leibwache, seine Musik und seine Küchen- und Kellermeister, welche letztre ohne Zweifel das meiste zu thun haben.

Von Freysingen reiste ich weiter nach Regensburg, einer finstern, melancholischen und sehr grossen Reichsstadt, die, wie du weist, der Sitz des Reichstages ist, und ohngefähr 22000 Menschen enthält. Ich weiß dir wahrhaftig nichts gutes und schönes von ihr zu sagen, als daß die Brücke über die Donau sehr massiv ist, und der Teufel sie gebaut hat, und daß ich im Gasthaus zum weissen Lamm vortreflich einquartirt war. Der Wirth ist der artigste und billigste, den ich noch in Deutschland gefunden — Man sollte glauben, die vielen Gesandten müßten die Stadt sehr lebhaft machen. Aber du glaubst nicht, wie da alles todt ist. Wäre der Fürst von Thurn und Taxis, kaiserlicher Prinzipalkommissarius und Reichsobristpostmeister nicht da, so wüßte man gar nicht daß der Reichstag in der Stadt säße. Aber dieser Herr, dessen Einkünfte sich auf ohngefähr 400000 Gulden belaufen, giebt Opern, Komödien, Hetzen, Bälle und Feuerwerke. Er ist ein herzguter Mann, der durch sein edles Betragen und seine Großmut seinem Stand, seinem Souverän und seinem Vaterland Ehre macht. Er macht im eigentlichsten Verstand die Honneurs des Reichstages; denn die übrigen Gesandten der Reichsstände müssen wegen ihres geringen Gehalts sehr eingezogen

leben. Viele fahren in Mietkutschen, und die Handelsleute unter der Bürgerschaft beklagen sich sehr, daß sie ihnen das Brod nehmen. Da alles, was an die Gesandten kömmt, zollfrey ist, so machen viele, oder doch ihre Bedienten, Kommissionärs und Kaufleute, und es mag wirklich wahr seyn, was mir ein angesehener Bürger sagte, daß Regenspurg mehr Schaden als Vortheil von dem Reichstag habe. Auch die Gesandten der grössern Häuser, deren einige ansehnliches Vermögen haben, leben sehr stille. Die fremden Minister regliren sich nach diesen, und so kann man viele Wochen in dieser Stadt seyn, ohne von der Versammlung des Reichstages etwas zu spüren. Unter den fremden nimmt sich unser Gesandter durch seine Kenntnisse sehr aus. Nicht nur Er, sondern besonders auch unser Legationssekretär, Herr Geriffant, eines Pariser-Buchhändlers Sohn, sind sowohl mit der Verfassung Deutschlands, als auch mit der Litteratur desselben sehr genau bekannt.

Die Geschäfte des Reichstages gehn sehr langsam. Die Partheyen, die sich bey wichtigern Vorfällen bilden und die Eifersucht der grössern Häuser auf ihren gegenseitigen Einfluß, sind hauptsächlich daran Schuld: Denn die Form des Reichstages selbst ist ziemlich einfach. Er besteht aus drey Kollegien, dem kurfürstlichen, fürstlichen und städtischen. Die beyden erstern werden die höhern genannt, ob sie schon vor dem letztern in den gemeinschaftlichen Reichstagssachen nichts wesentliches voraus haben. Alle drey Kollegien versammeln sich in einem Saal, um den kaiserlichen Vortrag zu vernehmen. Hierauf vertheilen sie sich in die 3 Kammern, in deren jeder die Stimmen nach einer vestgesetzten Ordnung gesammelt werden. Die Mehrheit entscheidet sowohl in den 3

besondern Kollegien, als auch in den Resultaten derselben. Sind alle 3 Kammern einig, so wird ein Reichsschluß abgefaßt, und dieser als ein Reichsgutachten dem Kaiser oder dessen Prinzipalkommissar vorgelegt. Wenn ein Kollegium den 2 andern widerspricht, so wird sein Schluß dem Gutachten der 2 andern in der Relation an den Kayser beygeführt. Die Reichsschlüsse werden sogleich vollzogen, und beym Ende eines Reichstages in den Reichsabschied gebracht.

Das Kurfürstenkollegium hat in Betracht der geringen Anzahl von Stimmen, woraus es besteht, und die jedem der zwey andern viel zahlreichern Kollegien das Gleichgewicht halten, besonders aber dadurch ein grosses Uebergewicht, daß die 5 weltlichen Glieder desselben auch in dem Fürstenkollegium gegen 20 Stimmen haben. Seit dem Tod des letztern Kurfürsten von Bayern besteht es nur aus 8 Stimmen, worunter der Kurfürst und Erzbischof von Mainz als der erste aller Reichsstände das Direktorium führt. Es ist nicht entschieden, wer im Fall der Gleichheit der Stimmen den Ausschlag geben solle, und da dieser Fall bey einer so kleinen Anzahl doch oft zu erwarten ist, so hoft man die neunte Kurwürde in dem Haus Würtemberg oder Hessenkassel wieder aufleben zu sehn. Nur die Eifersucht einiger Kurhäuser, daß Oestreich nicht einen Kandidaten in Vorschlag bringen möchte, der sein unzertrennlicher Anhänger seyn müßte, steht diesem Entwurf im Weg.

Das Fürstenkollegium zählt in allem 100 Stimmen, worunter 33 geistliche, 61 weltliche und 6 Kollektivstimmen sind. Diese bestehn aus den 2 Bänken der Reichsprälaten und Aebtißinnen, nämlich der schwäbischen und rheinischen, und aus den 4 Kol-

legien der Reichsgrafen, nämlich dem wetterauischen, schwäbischen, westphälischen und fränkischen. Jedes Grafenkollegium und jede Prälatenbank gilt für eine Fürstenstimme. An der schwäbischen Prälatenstimme haben 20, und an der rheinischen 19 Glieder Antheil. Das wetterauische Grafenkollegium zählt wirklich 10, das schwäbische 20, das fränkische 16, und das westphälische 34 Glieder. Es haben sich viele Grafen und Herren, die in dieser Zahl nicht mitbegriffen sind, von ihren Kollegien abgesondert, weil sie in den Fürstenstand erhoben worden, aber noch keinen Sitz auf dem Reichstag erhalten haben. Andre sind ausgeschlossen worden, und noch andre Grafenstimmen ruhen, weil die Herrschaften, denen sie ankleben, an grössere Häuser gefallen sind, die es nicht des Werths achten, eine Grafenstimme zu führen, welche im Grunde auch äusserst unerheblich ist. — Das Fürstenkollegium hat das Eigne, daß Ein Haus mehrere Stimmen haben kann, so hat der jetzige Kurfürst von Pfalzbayern 7, und sein Nachfolger, der Herzog von Zweybrücken, wird 8 Stimmen haben; der König von Preussen hat 5, und nach Absterben des regierenden Fürsten von Anspach und Bayreuth 7, und der Kurfürst von Braunschweig hat auch 5 Stimmen; weil der Reichs-Fürstenstand nicht auf der Person, sondern auf dem Lande beruht, und Eine Person mehrere Länder besitzen kann, deren jedem der Fürstenstand besonders anklebt. Im Vorsitz des Fürstenkollegiums wechseln Oestreich und Salzburg täglich mit einander ab. Der Erzbischof von Besancon und der König von Sardinien, als Herzog von Savoyen beschicken den Reichstag schon seit langer Zeit nicht mehr, und das Fürstenkollegium besteht also wirklich nur aus 98 Stimmen; das Kollegium der Reichsstädte besteht aus 51 Stimmen, und ist

in 2 Bänke, nämlich die rheinische und schwäbische getheilt; jene hat 14 und diese 37 Sitze. Die Stadt, worinn der Reichstag gehalten wird, führt das Direktorium.

Der kaiserliche Hof hat auf alle 3 Kollegien einen sehr grossen Einfluß In der Kammer der Kurfürsten hat er die 3 Geistlichen fast immer auf seiner Seite, weil sie in neuern Zeiten gemeiniglich seine Kreaturen sind Er spart weder Geld, noch Drohungen noch Versprechungen, um die Dohmherren zu Maynz, Trier und Köln bey der Wahl eines neuen Erzbischofs anstatt des heiligen Geistes, den sie feyerlich anrufen, zu inspiriren. Ehedem wußte sich unser Hof durch die nämlichen Mittel einen grossen Einfluß auf das deutsche Reich zu verschaffen; aber nun sind ihm durch die Wachsamkeit und Thätigkeit des Wiener-Hofes diese Kanäle auf immer verstopft. Im Fürstenkollegium hat er den nämlichen Vortheil. Fast alle geistliche Fürsten sind seine wahren Söhne. Das Dohmkapitel zu Lüttich ist das einzige, das sich in neuern Zeiten bey einer Fürstenwahl gegen den kaiserlichen Einfluß wirksam gesträubt hat. Nebstdem hat dieser Hof seit langer Zeit die Maxime, seine Vasallen in seinen Erblanden, wenn sie irgend nur ein kleines unmittelbares Reichsgut besitzen, zu Fürsten zu machen, und ihnen Sitz und Stimme auf dem Reichstag zu verschaffen. So kamen die von Lobkowitz, Dietrichstein, Schwarzenberg, Lichtenstein, Auersperg und die von Thurn und Taxis, aller Protestationen der alten Fürsten ungeachtet, in den Reichsfürstenrath, bloß um den Einfluß des Hauses Oestreich zu verstärken. Die Herzoge von Aremberg werden zwar unter die alten Fürsten gezählt; aber bey weitem der größte Theil ihrer Güter liegt auch in den östreichischen Erblanden, und sie hängen fast gänzlich vom Hof zu Wien ab. Mehre-

re andre der alten Häuser müssen sich wegen der Lage ihrer Länder immer zu Oestreich halten, und so kann man in jedem Fall beynahe die Hälfte aller Fürsten voraus zählen, die immer bereit sind, dem kaiserlichen Vortrag ihr Ja zuzuwerfen — Im Kollegium der Städte herrscht der Kaiser fast uneingeschränkt. Sie sind fast alle im Gedränge ihrer benachbarten mächtigern Mitstände, wo sie des besondern Schutzes des Wiener-Hofes bedörfen, um nicht gänzlich unterdrückt zu werden

So übermächtig nun auch in diesen Umständen der Einfluß des kaiserlichen Hofes seyn sollte, so wußten die Reichsstände doch noch einen Damm anzubringen, der den Strom desselben sehr oft bricht. Mably hat in seinen Bemerkungen über die Geschichte Frankreichs richtig bemerkt, daß, wenn man die Stände des deutschen Reichs als unabhängige Mächte betrachtet, die sich zu ihrer Vertheidigung mit einander verbunden haben, man keine weisern Maaßregeln erdenken könne, als die sie immer ergriffen haben, um ihre Freyheit gegen die innere Vorgewaltigungen sicher zu stellen. Die Definition der Verfassung des Reiches: „Sie ist eine durch Gottes Allmacht erhaltene Verwirrung„ * gilt in so weit, als man, irriger weise, das Reich als einen einzigen selbstständigen Staat ansieht; aber betrachtet man es in dem rechten Gesichtspunkt als eine Sammlung vieler freyer Staaten, die sich in ein gewisses System zusammengethan haben, so erblickt man anstatt der Verwirrung sehr viel Ordnung, und anstatt dem blinden Verhängniß viel Klugheit und Vorsicht — Der Damm, wovon ich dir sagte, und den die Reichsstände gegen die grosse Parthey des kaiserlichen Hofes angelegt haben, ist das Gesetz, „ daß

* Est Confusio divinitus conservata.

die Mehrheit der Stimmen in den Reichskollegien nicht entscheiden solle, wenn es die Religion oder solche Sachen betrift, worin die Stände nicht als Ein Körper betrachtet werden können, oder wo die Katholiken einer, und die Protestanten einer andern Meinung sind„ — In diesen Fällen gehn die Kollegien in Theile, und wenn auch ein Theil noch so gering an Zahl ist, so wird sein Schluß doch jenem des zahlreichen Theils gleich gehalten. Bloß die Religion hat zwar diesem Gesetz den Ursprung gegeben, aber in neuern Zeiten wußte auch die Politik guten Gebrauch davon zu machen; und auch den Katholiken, die dem kaiserlichen Hof anhängen mußten, kam es zu gut, daß sich die geringere Zahl der Protestanten dem Kaiser nachdrücklich widersetzen konnte. Seitdem die Macht des Königs von Preussen so erstaunlich gestiegen ist, steht er an der Spitze der protestantischen Parthey, obschon Sachsen eigentlich das Direktorium derselben führt, und er protestirt oft sehr nachdrücklich gegen Dinge, die mit der Religion eben nicht in der engsten Verbindung stehen.

Von München wanderte ich auch nach Inspruck, und noch etwas weiter ins Tyrol, ich will dir aber meine Nachrichten davon bis dahin aufsparen, wo ich sie im Zusammenhang mit den östreichischen Landen besser werde anbringen können, und dieser Brief hat ohnehin schon, wie ich sehe, die gehörige Länge: Also leb wohl.

Mit

Salzburg.

Mit Entzücken durchwandre ich nun dieses herrliche Land, das mit dem gebirgigten Theil der Schweitz sehr viel Aehnlichkeit hat. Bald bin ich auf unermeßlichen Gipfeln, wo ich wie der Herr der Welt um mich her die Wolkenheere, unabsehbare Ebenen, unzälige Seen, Flüsse und Bäche, schauerlich tiefe Thäler und die kahlen Häupter von ungeheuern Granitfelsen mit dem Gefühl, das den himmlischen Regionen eigen ist, zu meinen Füssen betrachte. Bald lagere ich mich auf dem hohen Abhang eines Berges in die Hütte einer Sendtin (Hirtin), die mit ihrer Heerde den ganzen Sommer durch in dieser überirdischen Gegend wohnt, von niemand, als bisweilen von ihrem Liebhaber, der oft 4 bis 6 Stunden zu klettern hat, einem Gämsjäger, oder allenfalls von einem irrenden Ritter meiner Art besucht wird, und da leb' ich einen Tag wie ein Patriarch der Vorwelt, bey Milch und Käs, zähle die Heerde, die sich Abends auf einen Pfiff des Mädchens um die Hütte her versammelt, und die in diesem Augenblick so gut als mein ist, schlafe auf einem Büschel Heu sanfter, als du auf deinen hypochondrischen Federn, und geniesse dann des Schauspiels der aufgehenden Sonne mit einer Wohllust, die du in der Oper, Komödie, auf dem Ball und auf allen den Gemeinplätzen des Vergnügens vergeblich suchst. Bald besuch ich einen See im Busen hoher Berge, und doppelt lieb ist mirs, wenn ich ihn bey Anbruch des Tages mit einem Nebel bedeckt finde. Mit wahrem Entzücken seh ich dann zu, wie ihn die aufgehende Sonne in dem Thal einpreßt und niederdrückt,

daß die glänzenden Häupter der Berge weit drüber hinausragen; wie der Wind nach und nach den Spiegel aufdekt, und der Nebel sich wie ein Nachtgespenst durch die Einschnitte der Berge in die angränzenden Klüfte verkriecht. Dann mache ich eine Spazierfahrt in einem ausgehöhlten Baum, der hier zu Lande meistens die Dienste eines Schiffes thun muß, und frühstücke dabey mit köstlicher Butter und Honig aus einer benachbarten Bauernhütte, und lache dich laut aus, wenn es mir einfällt, daß du so eben in deinem gelehrten Schlafrock und mit deiner kritischen Schlafmütze am Theetische sitzest, mit dem Thee eine eben so wässerigte und fade Brochüre du jour hinabschlukst, und von all dem Geschlampe Blähungen bekömmst, die du dann mit Rhabarber und all dem medizinischen Vorrath in deinem Glaskästchen umsonst wieder abzutreiben suchst.

Einer meiner Lieblingsplätze ist der nur 2 Stunden von hier entlegene Untersberg. Gegen die Stadt zu stellt er eine ungeheure Pyramide dar; aber rückwärts zieht sich sein holperichter und kahler Felsenrücken wohl auf 2 Stunden in die Länge und man braucht gegen 6 bis 7 Stunden um ihn an seinem Fuß zu umgehen. Auf dem gewöhnlichen Weg kann man ihn von seinem Fuß an in 5 Stunden ersteigen; aber ein geübter Gemsjäger, der wie eine Katze klettern kann, braucht nicht gar 3 Stunden dazu. Auf demselben hat man eine gränzenlose Aussicht auf das flache Land von Bayern. Auf den Thürmen von München, welches 17 Meilen entlegen ist, sieht man seinen Gipfel sehr deutlich. Man zählt gegen 9 Seen in dem Gesichtskreis umher. Die schönste Parthie der Aussicht ist das Fürstenthum Berchtoldsgaden, welches dem Berg gegen Süden liegt und in einem waldigten Thal besteht,

das von den abentheuerlichsten Granitgipfeln rings= um eingeschlossen ist. Unter diesen nimmt sich der Wazmann durch seine vollkommene Kegelform vor= züglich aus. Mitten durch die finstere Waldung dies= ses Thales leuchten einige Seen hervor, die eine unbeschreiblich schöne Wirkung machen. Die Aus= sicht in einige benachbarte salzburgische Thäler ist nicht weniger schön.

Auch dieser Berg scheint Buffons Bergsistem zu bestätigen. Er ist eine in den Urstoff der Erde ein= gewurzelte Granitmasse, auf deren tiefern Abhän= gen und Einbiegungen hie und da Sand und Kalch= steine wie vom Wasser angeschwemmt liegen — Die unterste Gegend desselben ist mit Wald bewachsen, und hat einige schöne Brüche von röthlichtem und weissem Marmor. Auf dem Schutt eines dieser Brü= che hat man eine herrliche Aussicht nach der Stadt zu. In einiger Entfernung von demselben ist in ei= ner wilden Kluft des Berges ein merkwürdiger Wasserfall. Ein starker Bach, der aber im Früh= ling, wenn der Schnee zu schmelzen beginnt, viel beträchtlicher seyn soll, als er itzt ist, bricht aus einem Felsenritze hervor, in dessen Mündung man vermittelst einer durch Kunst gehauenen Treppe kom= men kann. In dem Ritz, worinn man für Kälte schauert, hört man im innern des Berges ein dum= pfes Getöse, wie einen weit entfernten Donner. Wahrscheinlich enthält der Berg in seinem Einge= weide einen See, in den das Schnee= und Regen= wasser von aussen eindringt, und dessen Fall das Getöse verursacht. Ohne Zweifel wird dieses innere Gewässer mit der Zeit dem Berge verderblich seyn. Das Volk in der Gegend erzählt sich, Kayser Karl der Grosse sey mit seiner ganzen Armee in diesen Berg bis an den jüngsten Tag eingeschlossen, und

mache bis dahin zu seinem Zeitvertreib das schauerlichste Gepolter. An einem gewissen Tag des Jahres sieht man ihn Nachts um 12 Uhr mit dem Gefolge von seinen Ministern und Generälen in einer Prozeßion in die Dohmkirche zu Salzburg ziehn. Von Zauberern, deren weisse Bärte in der Länge der Zeit 10 und 20 mal um die Tische herumgewachsen sind, an denen sie im Berge schlafend liegen, von tausendjährigen Eremiten, die verirrte Gemsjäger in das Innere des Berges geführt, und ihnen darinn Feenpaläste von Gold und Edelgesteinen gezeigt haben, wollte ich dir eine Menge erzählen, wenn du nicht schon die Wunderdinge kenntest, die in der Sierra Morena beym Ursprung des Quadiana zu finden sind. Ich könnte dir ein Manuskript mittheilen, worinn diese Geschichten aktenmäßig bescheinigt und vom Gerichte bestätigt sind. Aus der Spalte, worin man den grossen Karl spucken hört, stürzt der Bach mit einem starken Geräusche und in den mannichfaltigsten Kaskaden durch einen tiefen und engen Schlund hinab, den er in den harten Marmor selbst gegraben zu haben scheint. Hie und da hat er sich in seinem Fall Marmorbecken ausgehöhlt, die keine Kunst schöner glätten und runden könnte. Ein Liebhaber von Alterthümern in der Nachbarschaft ist sogar versucht worden, einige derselben für altrömische Bäder anzusehn. Ganz unten am Fuß des Berges hinter einer Mühle bietet der Wasserfall einen sehr angenehmen Anblick dar. Der Sturz ist hier zwar nicht hoch, aber doch sehr merkwürdig weil sich das Wasser in unzälige Fäden zertheilt, die durch hingewälzte Felsenstücke sich so mannichfaltig und seltsam kreutzen, daß keine Phantasie die Kaskade eigensinniger anlegen könnte. Auf den abgerissenen Steinen stehn hie und da kleine Fichten,

die das Launigte dieses Naturauftrittes unendlich vermehren. Das Wasser dieses Baches ist so kalt, daß du deine Hand keine 10 Sekunden darinn halten kannst, und doch kannst du ohne die geringste Gefahr im grösten Schweiß, so viel davon trinken als du willst. Du verdauest und verdünstest es so leicht wie Luft. In der grösten Ermüdung wüßte ich kein besseres Erquickungsmittel, als dies Wasser — Ihr armen Leute zu Paris, mit euern Diarrheen und Verstopfungen, die euch das leimigte Seinewasser wechselweise verursacht! Könnte euch doch eure allmächtige Polizey dieses Wasser verschaffen, das sich hier ungenutzt in den Salzafluß verliert!

Der Theil des Fürstenthums Salzburg, welcher der Hauptstadt gegen Norden liegt, enthält zwar auch viele Berge, trägt aber doch zum Unterhalt seiner Bewohner Getreide genug. Allein 6 Stunden von der Stadt gegen Süden fängt ein langes und enges Thal an, welches sich erst auf einige Meilen gegen Süden fort, und hierauf gegen Westen herum zieht, von ungeheuerm Gebirge eingeschlossen ist, von der Salza durchströmt wird, den grösten Theil des Fürstenthums ausmacht und kaum den dritten Theil des nöthigen Getreides trägt. Der Eingang in dieses Thal ist der sogenannte Paß Lueg oder Luhr, welches im Plattdeutschen und Englischen so viel als Sehen heißt, und die nämliche Bedeutung als eine sogenannte Warte in verschiedenen Gebieten von Reichsstädten hat. Dieser Paß ist ein tiefer, enger Schlund zwischen nakten Granitfelsen, die über die Wolken emporragen, senkrecht abgehauen sind, und durch welche sich die Salza wüthend drängt. Ueber dem Fluß hat man einen Weg in den Felsen gehauen, der durch ein Thor geht, welches kaum Raum genug für einen Wagen

hat, und von einer Batterie bedekt wird, so daß hier wenige Leute eine grosse Armee aufhalten können. Die andern Zugänge dieses Thales sind eben so wohl verwahrt, und die Natur hat es so gut bevestigt, als das Walliserland.

Ausser diesem grossen Thal gehören noch einige anstossende kleinere zu diesem Fürstenthum. Sie sind von der nämlichen Beschaffenheit, wie jenes, und die Nahrung der Einwohner besteht hauptsächlich in der Viehzucht. Man findt an vielen Orten sehr reiche Bauern, die 60 bis 80 Stücke grosses Vieh besitzen. Es wird etwas Käs und Butter ausgeführt, aber lange nicht so viel, als es seyn könnte, wenn die Einwohner so fleißig, sparsam und zur Handlung so aufgelegt wären, als die Schweitzer-Bauern. Nebst dem Hornvieh ist auch die Pferdezucht sehr beträchtlich. Diese sind vom stärksten Schlag, und werden als schwere Last- und Zugpferde weit ausgeführt. Von Gestalt sind sie nicht schön. Sie haben zu dicke Köpfe und ihr Hintergestelle ist zu hoch; aber ich erinnere mich, in einigen Städten am Rhein Salzburger Pferde gesehn zu haben, deren eines auf einem schweren Karren mit 2 Rädern gegen 40 Zentner vom Schiffe weg durch die Stadt ziehn mußte. Die Bauern brauchen sie schon im dritten Jahr zu ihrer schweren Arbeit, und dieß ist Ursache, daß sie gar bald steif werden, und nicht wohl zu Kutschenpferden zu brauchen sind. Der Kaiser kauft für seine Artillerie Eines um 120 Gulden — Die Besitzungen des Fürsten in Kärnthen sind in Rücksicht auf ihren natürlichen Zustand dem übrigen Lande ziemlich gleich, und das, was er in Oestreich besitzt, ist zu unbeträchtlich, als daß es hier in Anschlag kommen sollte. Im Ganzen muß dieses Land beynahe die Hälfte seines nötigen Getreides aus Bayern beziehn.

Der hiesige Bauer kann sich nicht, wie der Bergschweitzer, mit Käs oder Erdäpfeln behelfen. Durchaus muß er zu seinem Fleisch, welches er bey der Mahlzeit, so fett es auch seyn mag, immer noch Bissenweis in zerlassenes Schmalz zu tunken pflegt, gutes Brod und Bier und Brandtewein in Ueberfluß haben. Diese für seine natürliche Lage zu kostbare Lebensart müßte das Land zu dem ärmsten in Europa machen, wenn er diesen Aufwand nicht durch eine kluge und bewundernswürdige Sparsamkeit in den andern Theilen seiner Wirthschaft ersezte. Er kleidet sich selbst von Kopf bis zu Fuß. Jede Familie webt aus ihrer eignen und von ihr selbst zubereiteten Wolle eine Art von grobem, dunkelgrauem Tuch, woraus sie sich selbst die Hauptstücke der nötigen Kleidung verfertigt. Leinenzeug, Schuhe und Strümpfe, alles macht sich der Bauer selbst. Seine Kleidung ist dabey reinlich, einfach, bequem und schön — Das Gleichgewicht zwischen der Einnahme und Ausgabe des Landes wird aber hauptsächlich durch die Ausbeute der Bergwerke hergestellt.

Unter diesen ist das Salzwerk zu Hallein ohne Verglich das beträchtlichste. Das Innere dieses ohngefähr 4 Stunden von hier entlegenen Berges besteht aus einer Masse von Salzkristall, welches aber mit häufiger Erde vermischt ist. Um es zu reinigen, werden ungeheure Kammern hineingehauen und mit Wasser angefüllt, welches das Salz ablekt und die Erdtheile zu Boden sinken läßt. Das geschwängerte Wasser wird sodann auf die Pfannen geleitet und ausgesotten. Mit der Länge der Zeit füllen sich die Kammern von selbst wieder mit Salz an, und der Schaz ist unerschöpflich — Eine solche Kammer, wenn sie beleuchtet wird, ist der schönste Anblik von der Welt. Denke dir einen Saal von ohnge-

fähr 100 Schritt ins Gevierte, dessen Wände und Böden, aus Kristallstücken von allen erdenklichen Farben bestehn, die im Glanz der durchscheinenden Lichter so wunderbar durchspielen, daß du wirklich glauben mußt, du seyest in einen Feenpallast versezt. Zu diesem grossen Werk wird das Holz auf der Salza und den sich in dieselbe ergiessenden Flüssen und Bächen, so weit jener Haupt-Fluß das grosse Thal beherrscht, herbey geschwemmt. Seit einiger Zeit werden die Holzungen merklich dünner und mit der Zeit könnte die gar zu grosse Verminderung derselben das Werk stocken machen.

Die unglückliche Lage des Landes ist Schuld, daß es diesen Schaz nicht für sich ganz nutzen kann, sondern ihn grösstentheils Fremden überlassen muß. Ringsum ist es von den östreichischen und bayrischen Landen eingeschlossen. Die erstern haben für sich Salz genug, und alle Einfuhr des fremden Salzes ist streng verboten. Auf der andern Seite ist das bayrische Salzwerk zu Reichenhall so ergiebig, daß es nicht nur diese Lande damit hinlänglich versorgen, sondern auch noch eine beträchtliche Menge an die Fremden abgeben kann. Die Erzbischöfe von Salzburg sahen sich also genötigt, mit den Herzogen von Bayern einen Vertrag zu errichten, vermöge dessen diese jährlich eine gewisse Menge Salzes um einen unmäßig geringen Preis von den erstern übernehmen, und einen Theil der Schweitz und des Schwabenlandes damit versehen. So ist Bayern eigentlich im Besitz des Handels mit dem hier erbeuteten Salze, und gewinnt wohl 3 mal so viel dabey, als die Fürsten von Salzburg. Der Werth des Salzes, welches Bayern jährlich übernehmen muß, beläuft sich auf ohngefähr 200000 Gulden, und was im hiesigen Lande selbst und

durch einen unbeträchtlichen Schleichhandel in die benachbarten östreichischen Lande abgesezt wird, beträgt so viel, daß der ganze Werth der Ausbeute auf ohngefähr 350000 Gulden geschäzt werden kann, wovon beynahe 200000 Gulden reiner Gewinn seyn mögen.

Die Gold und Siberbergwerke des Fürstenthums machen in den Geographien Deutschlands einen grossen Lärmen, sind aber neben dem Salzwerk kaum nennenswerth. Ich hab den Auszug aus den Registern des Ertrags aller Gold, Silber, Eisen, Kupfer u. a. Gruben gesehen, und im Durchschnitt der leztern 10 Jahre war der jährliche reine Gewinn des Fürsten von allen seinen Bergwerken 65000 Gulden. Er baut sie fast alle selbst, und verliert schon seit vielen Jahren an dem Bau eines Goldwerks in der Gegend von Gastein jährich über 20000 Gulden in der betrüglichen Hofnung, mit der Zeit reichere Ausbeute zu bekommen, und um das Thal, worinn es ist, und dessen Einwohner bloß von diesem Werke leben, nicht zu einer Wüste werden zu lassen. Das hiesige Eisen wird immer spröder und von den Fremden weniger gesucht. Der Fürst hat auch für seine Rechnung eine Meßingfabricke; aber der dazu erforderliche Gallmey wird im Lande immer seltener.

Herr Büsching sagt in seiner Beschreibung Deutschlandes, er habe von guter Hand, die jährlichen Einkünfte des Erzbischofs beliefen sich auf 4 Millionen Gulden. Wenn mich der Fürst zu seinem Generalpachter machen wollte, ich getraute mir kaum 1200000 Gulden für seine ganze Einnahme zu biethen. Ich weiß ziemlich zuverläßig, daß die Steuern, Domänen, Landzölle u. dgl. nicht viel über 600000 Gulden abwerfen; rechne ich nun den

Gewinn an den Bergwerken dazu, so müßten die Akzise, Zölle, und der übrige Ertrag der Hauptstadt samt einigen fürstlichen Bierbrauereyen noch 435000 einbringen, ehe ich bey meiner Pachtung gewinnen könnte.

Die Grösse des Landes wird auf 240 deutsche Quadratmeilen geschäzt. Es hat nur 7 oder 8 Städte, wovon einige mit einem grossen schwäbischen Dorf nicht zu vergleichen sind. Die Zahl der sämtlichen Einwohner wird auf 250000 angegeben, wovon ohngefähr 14000 auf die Hauptstadt kommen. Die geringern Fabriken von baumwollenen Strümpfen und Nachtmützen zu Hallein ausgenommen, ist das Land ganz von Manufakturen entblößt. Seitdem die Strasse nach Triest so vortreflich ist angelegt worden, treibt die Stadt Salzburg einen beträchtlichen Handel mit Spezereyen und Materialien, womit sie einen grossen Theil von Bayern versieht. Die Wege durch dieses bergigte Land sind überhaupt sehr gut, ob sie schon hier und da über schauerlichen Abgründen auf Holzgerüsten schweben, oder gar in Ketten an den hohen Felsen hängen. Die schwersten Fuhren haben nichts zu beförchten, als etwa von einem gewaltigen Stoßwinde umgeworfen, oder im Frühjahr von einer Schneelauwine bedekt zu werden. Auf meiner Reise in das Bad zu Gastein einer der wildesten Gegenden des Landes, sah ich alles, was zu thun möglich ist, um die schröklichsten Abgründe und die steilsten Felsen wegsam zu machen. Auf dieser Reise sah ich auch einen der merkwürdigsten Wasserfälle, die ich je gesehn. Ein starker Bach stürzt wie aus den Wolken auf einen unterliegenden Felsen, der über 100 Schuh über dem Weg emporragt, und wird von da in einem Bogen so stark zurückgeprellt, daß

man auf der Strasse, die unter diesem Bogen durchgeht, gar nicht benezt wird. Von vorne kann man diesen schönen Fall nicht sehen, weil das Tobel zu enge, und der entgegenstehende Fels zu steil ist, aber in einiger Entfernung bietet er, von der Seite betrachtet, den seltsamsten Anblick dar. Leb wohl.

Salzburg —

Ich lobe mir die Bergländer. Ich bin zwar keiner von denen, deren Gefühl bloß durch das Abentheuerliche reizbar ist; die starke Erschütterungen lieben, weil sie gegen sanftere Regungen gemeiniglich stumpf sind, und die ihr Vergnügen auf unwirtbaren Felsenrücken und scheußlichen Eis- und Schneefeldern suchen, weil sie durch unmäßigen Genuß an den Freuden, welche mildere Gegenden darbieten, einen Eckel bekommen haben. Mir ist die einförmigste Ebene mannichfaltig genug, um mein Herz in dem Grad von Wärme, und meine Sinnen in der Spannung zu erhalten, die zu einem ununterbrochenen Genuß der Natur nötig sind. Ich umarme den Baum, der mir auf meiner Wanderung durch ein kahles und ebenes Gefilde auf einen Augenblik Schatten giebt; das Moos auf einer Heide hat Reiz für mich, und der Bach, der durch einen unabsehbaren Wiesengrund schleicht, ist mir auch ohne das Geräusche eines Wasserfalles lieb. Aber ich bin auch billig genug, um dem Gebirge Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und ihm in Rükſicht auf Schönheit den Vorzug vor der Ebene einzuräumen. Der Puls der Natur schlägt hier stärker, alles verräth

mehr Leben und Treibkraft; alles verkündigt die immer wirksame Allmacht lauter und stärker. Der Bach, welcher ohne zu wissen, welchen Weg er nehmen soll, langsam die Ebene durchirrt, eilt im Gebirge brausend und ungestümm seinem Zweck zu. Der Zug der Wolken, die Empörungen der Luft, das Hallen des Donners, alles ist hier lebhafter und stärker. Die Thäler sind in der schönen Jahreszeit von einem viel geistigern Geruch der Blumen und Kräuter durchduftet, als die Ebenen, deren Boden zur Zubereitung der feinern Pflanzensäfte nicht so bequem ist, und worauf sich die Ausduftung derselben in der weiten Luft verliert. Die Natur ist hier mannichfaltiger und unendlich mahlerischer. Sie schattirt sich auf eine Art, wovon sich der Bewohner einer Ebene keinen Begriff machen kann, und in der Schattirung werden alle, auch die kleinsten Züge derselben auffallender und reizender. Hier bietet die Natur die Eigenschaften aller Jahrszeiten und der verschiedensten Erdkreise auf einmal dar. Während daß man im Sommer in der Tiefe des Thales die Hitze von Afrika empfindet, genießt man auf der mittlern Höhe der Berge die gemäßigte Luft des Frühlings, und auf den Gipfeln derselben starrt man im Frost Sibiriens. Und wie mannichfaltig sind nicht die Gestalten, Verkettungen und Aufhäufungen all der Berge und Hügel!

Der Mensch ist wie sein Erdreich, wenn die Erziehung und die gesellschaftlichen Verbindungen keine Veränderung mit ihm vornehmen. Der Bauer im Innern dieses Landes trägt ganz das Gepräge der Natur um ihn her. Sein Gang ist schnell, wie der seines Waldstroms; er ist in seinen Leidenschaften stürmisch, wie die Luft, die er athmet; stark wie die Eiche, die ihn beschattet, und bieder, treu und vest

wie der Fels, der seine Hütte trägt. Die Lebhaftigkeit und Mannichfaltigkeit der Auftritte, welche ihm die Natur darstellt, machen seinen Kopf reicher an Begriffen, und sein Herz wärmer, als es seyn würde, wenn er auf einer einförmigen Ebene wohnte und wie hier bloß der Natur überlassen wäre. Die Entfernung von grossen Oertern und die zerstreute Lage der Hütten, wodurch ihm viele Gelegenheit zu schädlichen Ausschweifungen genommen wird, erhalten seine Sitten reiner und machen ihn zum Nachdenken aufgelegter und auf seine Wirthschaft aufmerksamer. In seinem Bau, seiner Gesichtsbildung, seinen Gebehrden und seinem Gespräche zeichnet er sich vor dem bayrischen Bauern sehr zu seinem Vortheil aus. Ich bedaure unendlich, daß ich wegen Mangel an Kenntniß der hiesigen Provinzialsprache die Bergleute nicht so geniessen kann, wie ich es wünsche. Die unbeschreibliche Offenherzigkeit, welche sie äussern, und die Züge des Wohlwollens, des guten Humors und des launigten Witzes, die man auf ihrem Gesichte liest, machen sie beym ersten Anblick dem Menschenfreund vorzüglich lieb. Viele von ihnen tragen noch lange Bärte, und die in den abgelegenen Gegenden duzen jedermann, auch ihren Fürsten. Die Kröpfe sind zwar nicht selten unter ihnen, aber doch lange nicht so häufig, als einige Reisebeschreiber zu melden belieben. Ueberhaupt genommen sind sie ein sehr schöner Schlag Leute.

Die Lücken, welche durch die bekannte Auswanderung der Protestanten vor 50 Jahren in der Bevölkerung und dem Anbau dieses Landes gemacht worden, sind noch lange nicht wieder ausgefüllt. Sie war das Meisterstück einer schlimmen Regierung, wo die Schwäche eines Fürsten und die eigennützige Bosheit eines Ministers im gröstten Glanz erschien.

Ich habe die Akten dieses merkwürdigen Vorfalles zu meiner grossen Erbauung ganz durchgelesen. Man irrt sich, wenn man die Veranlassung dieses seltenen Auftrittes überhaupt den Religionsgrundsätzen zuschreibt, die sich zur Zeit der Reformation in dieses Gebirge eingeschlichen haben. Aus den Akten ergiebt sich, daß gar wenige einen deutlichen Begriff von dem Augspurgischen oder Helvetischen Glaubensbekenntniß hatten. Diese Grundsätze mögen wohl etwas beygetragen haben; aber die meisten dieser neuen Protestanten sind es durch eigenes Nachdenken und durch Unterredungen unter ihnen geworden, wozu sie selbst den Stoff aus den katholischen Predigten und Religionsbüchern nahmen. Hätte man ihnen eine unbedingte Religionsfreyheit im Lande gestattet, so hätten sie gewiß eine ganz neue Sekte gebildet, die mit der kalvinischen und lutherischen wenig Aehnlichkeit würde gehabt haben. Die meisten derselben, die gerichtlich verhört worden, antworteten auf die beyden Fragen, „ob sie sich zur lutherischen oder kalvinischen Kirche bekennen wollten?„ gradezu Nein; zu keiner von beyden. Wir glauben nur nicht, was unsere Mitbürger glauben, sondern halten uns bloß an der Schrift.“ Es war eine durch verschiedene Umstände veranlaßte Empörung des Menschenverstandes, woran die Reformatoren des 16ten Jahrhunderts wenig Theil hatten. Bauern und Handwerker machten Prediger in ihren Häusern, oder unter einem Baum an einem entlegenen Ort. Kurz, man muß diesen Leuten die Ehre lassen, daß sie fast ganz allein ihre eigne Lehrer waren. Erst als sie sich wegen der Bedrückungen ihres Landesherrn um fremden Schutz umsehen mußten, und mit dem König von Preussen in Unterhandlungen standen, erklärten sie sich zu einer im deutschen Reiche durch

den westphälischen Frieden privilegirten Sekte, weil sie sich auf keine andere Art gegen ihre gänzliche Unterdrückung sicher stellen konnten.

Der damalige Erzbischof war ein guter Mann, der seine Unterthanen wirklich liebte, und alles mögliche that, um sie nach seiner Meinung auf den rechten Weg zur Seligkeit zurückzuführen. Er schickte Kapuziner als Missionärs ins Gebirge, deren Kapuzen und Bärte aber gegen die Explosionen des erwachten Menschenverstandes nicht aushalten konnten. Er bethete selbst unabläßig für die Bekehrung seiner verirrten Schaafe, und sparte weder Geld noch gute Worte, um sie dem Himmel wieder zu gewinnen. Der Verlust so vieler Seelen war ihm unendlich schmerzlicher als der Abgang so vieler Arme zum Bau seines Landes und die dadurch verursachte Schmälerung seiner Einkünfte. Sein Kanzler aber betrachtete die Sache in einem ganz andern Licht. Dieser hatte berechnet, was er für seine Person bey der Auswanderung so vieler tausend Einwohner und bey dem Verkauf so vieler Güter gewinnen könnte. Er benutzte die Schwäche seines Herrn, um sich bey dieser schönen Gelegenheit den Beutel zu spicken. Er stellte ihm vor, wie gefährlich es für das Seelenheil seiner noch rechtgläubigen Unterthanen sey, die Ketzer unter ihnen wohnen zu lassen. Wenn die altgläubigen Nachbarn eines Anhängers der neuen Lehre ihn durch Schimpfen und Drohen auf das äusserste gereizt hatten, und er endlich in der Wuth sagte: „Wartet nur bis die 60000 Mann des Königs von Preussen anrücken; da schlagen wir euch allen die Köpfe ein. Das ist ein andrer Monarch als der Erzbischof, und er ist schon auf dem Marsch zu uns, u. dgl. m. „ So wußte der patriotische Kanzler Hochverrath und Landesverrätherey in diesen Reden

zu finden, die nichts als der Ausbruch einer augenblicklichen, unbedachten und gereitzten Laune waren. Mit einem Wort, Er war die eigentliche Triebfeder des Abzuges von ohngefähr 25000 Menschen, wobey er gegen 50000 Gulden gewonnen, und sein Herr gegen 100000 Gulden an jährlichen Einkünften verloren hat. Der König von Preussen schickte 2 Kommissärs hieher, die das Eigenthum derjenigen, die sich in seine Lande begaben, besorgten mußten, und den größten Theil des Geldes, welches aus dem Verkauf der Häuser, Güter und des Geräthes der Abgezogenen gelöst worden, aus dem Lande trugen.

Durch das ganze Gebirge giebt es noch viele Anhänger dieser neuen Lehre. Ich lernte einen von ihnen kennen, der in jedem Betracht zu merkwürdig ist, als daß ich dich nicht mit ihm bekannt machen sollte. — Vor einigen Tagen besuchte ich mit einem Herrn von hier den Landvogt, oder wie er hier heißt, den Pfleger von Werfen, einen sehr artigen und helldenkenden Mann, wie es denn auch in den entlegensten Theilen dieses Gebirges viele weit über meine Erwartung aufgeklärte Leute giebt. Diese Wanderung hatte viel Vergnügen für mich. Vom Paß Lueg an, wo das grosse Thal beginnt, geht der Weg 4 Stunden lang, bis nach Werfen durch einen engen Schlund zwischen nakten Felsen, die oft auf grosse Strecken hin wie himmelhohe Mauern zu beyden Seiten dastehn. Die am Fuß dieser Bergketten hie und da zerstreuten Parthieen Holz, der mannichfaltige Lauf der Salza, die sonderbaren Einschnitte, Gestalten und Farben der Felsen, ihr Schutt, die Spuren des ehmaligen Laufes des Flusses viele Klafter hoch über seinem jetzigen Bette, die seltsame Lage der wenigen Gebäude, und die auffallende Schattierung des Ganzen geben dies-

ser

ser sonst öden Landschaft Reitz genug, um den Wanderer zu unterhalten. Das Schloß Werfen steht bey dem Flecken dieses Namens, wo sich das Thal merklich zu erweitern beginnt, auf einem abgerissenen kegelförmigten Felsen, der sich mitten aus dem engen Schlund erhebt. Auf einer Seite hat kaum am Fusse desselben die Strasse, und auf der andern kaum die Salza Raum genug. Auf dem Schloß beherrscht man eine herrliche Aussicht vorwärts in das sich erweiternde Thal zwischen behölzten, und zum Theil schön angebauten Bergen und Hügeln, und rückwärts in den tiefen Schlund, wodurch man gekommen, dessen Felsenspitzen immer in der Sonne glänzen, während daß sich in die Tiefe desselben ein ewiges Dunkel gelagert hat. Auf dem Schloß werden viele Gefangene bewacht, die zum Theil in Ketten arbeiten müssen. Unter denselben fiel mir die Gestalt und das Gesicht eines Mannes auf, von dem man mir schon viel gesagt hatte. Er ist das Bild eines schönen Mannes. Ein Alter von etlichen und sechszig Jahren hat das blühendste Roth von seinen Wangen noch nicht weggewischt. Sein starker langer Bart und sein schwarzes schönes Haar sind nur hie und da mit etwas Grau untermischt. Er trägt sich so leicht und steht so gerade wie ein Jüngling in seiner vollen Kraft. Seine Stirne und die ganze Bildung seines Gesichtes ist regelmäßig schön, und sein grosses, blaues und sprechendes Auge muß auch den geringsten Menschenkenner auf ihn aufmerksam machen. Aus seinem Antlitz leuchtet eine unbeschreibliche Seelenruhe und ein gewisser Stolz, der von einem starken Karakter unzertrennlich ist. Ich wollte seine Geschichte von ihm selbst hören, und erzähle sie dir aus seinem Munde wieder so gut ich kann.

„Ich bin nun, sagte er, ohngefähr 24 Jahre hier als ein Gefangener. Ich erinnere mich noch der Auswanderung so vieler tausend meiner Mitbürger, und habe, so jung ich auch noch war, viel Theil daran genommen. Wie ich heran wuchs, machte die Erinnerung dieses Auftrittes immer mehr Eindruck auf mich. Die Freude, womit so viele meiner Nachbarn ihr Vaterland verliessen, um dem Gewissenszwang zu entgehn und in ihrem Glauben frey und ungekränkt zu seyn, hatte etwas Grosses und Reitzendes in meinen Augen. Dieß verschafte den Vorstellungen einiger meiner Freunde und Bekannten, die im Punkt der Religion mit den Kapuzinern nicht Eins waren, leichten Eingang in mein Gemüth. Ich las die Schrift, verglich ihre Lehren mit den päbstlichen, und machte mir meine eigne Religion, deren Grundsätze ich eben nicht sehr geheim hielt, weil ich Recht zu haben glaubte. Damals hatten die Kapuziner, die im ganzen Lande als Mißionärs herumzogen, überall ihre Spionen, und es konnte nicht fehlen, daß ihnen nicht einige Aeusserungen, die mir in der Hitze verschiedener Religionsdisputen entfuhren, sollten zu Ohren gekommen seyn. Von dem Augenblick an verfolgten sie mich, wo ich nur immer war. Sie kamen sogar in mein Haus, und foderten ein Glaubensbekenntniß von mir. Ich wollte überzeugt seyn und legte ihnen meine Gründe vor; sie waren aber bald am Ende, und ihre Gespräche liefen immer dahin aus: Es käme mir nicht zu, über Glaubensachen Untersuchungen anzustellen; der Glaube müsse blind seyn, und ich müßte ein Glaubensbekenntniß ablegen. Ich sagte ihnen, es wäre mir platterdings unmöglich, etwas gegen meine Ueberzeugung zu glauben; aber alles half nichts.

Als ich sah, daß sie mich nicht überzeugen konnten,

und ihnen an meiner innern Ueberzeugung auch nichts gelegen war, sagte ich ihnen, sie sollten mich nur in Ruhe lassen; ich stünde ihnen mit Ehre und Leben dafür, daß ich meine Gedanken über die Religion für mich geheim halten und niemand zu meinem Glauben bekehren würde. Umsonst. Täglich brachen sie ungestümm in mein Haus ein, und drangen auf das Bekenntniß eines Glaubens, dem mein Gewissen widersprach. Lieber Herr, ich that alles, was möglich war, um Ruhe zu haben, aber es war unmöglich. Eines Tages kam' ich müde vom Feld nach Haus, und als ich mich bey meinem Brod erquicken wollte, stürmten wieder die Kapuziner herein. Ich hatte mir seit einiger Zeit vorgenommen, ihnen kein Wort mehr, als: Guten Tag oder guten Abend zu sagen. Als sie ihr altes Geschrey wieder begannen, hörte ich lange ruhig und stille zu, und ließ mir mein Brod desto besser schmecken, je mehr sie mich verfluchten. Wie es aber kein Ende nehmen wollte, kroch ich in den Winkel hinter den Ofen, und dachte, schreyt so lange ihr wollt. Aber auch da war ich nicht sicher. Ich warf mich endlich ungedultig aufs Bette, und wie der eine auch hier zu mir schritt, und mir in die Ohren schrie, kehrte ich ihm den Hintern zu; aber flugs war der andre wieder auf der andern Seite, und schrie noch ärger als sein Geselle. Endlich ward' ich toll, sagte ihnen, ich wäre Herr in meinem Haus, und wie sie es immer gröber machten, sprang ich auf, nahm das erste Beste, was mir in die Hände kam (ich glaube es war ein Besen) und jagte sie zur Thüre hinaus. Nun ward ich nicht nur als ein verstockter Ketzer, sondern auch als ein Verfluchter behandelt, der an die geheiligten Priester des Herrn gewaltthätige Hände gelegt. Man nahm mich gefangen, und

brachte mich in Ketten hieher. Anfangs litt ich entsetzlich. Hundertmal sagt' ich, man sollte mich nur überzeugen, und ich wollte es dann mit Mund und Blut bekennen; aber alles war vergeblich. Man wollte mich zwingen in die Kirche zu gehn, zu beichten, meine Gedanken über die Religion zu eröffnen, u. s. w. Ich sagte, ich könnte von meiner Religion weiter nichts offenbaren, als daß ich nicht glaubte, was sie glauben. Ueberzeugen wollte oder könnte man mich nicht, und also würd' ich geduldig zur Kirche gehn, wenn man michs hiesse, aber ohne deswegen meinen Glauben zu ändern; und zu beichten hätte ich nichts. Das unausstehlichste war mir das unabläßige Dringen der Kapuziner auf ein Glaubensbekenntniß. Alles Bitten, mich zu verschonen, und alle Vorstellung, daß das Bekenntniß des Mundes ohne Bekenntniß des Herzens nach ihrer eignen Lehre nichts hälfe, war umsonst. Endlich nahm ich mir vor, mich als einen Stummen zu gebehrden, und kein Wort mehr zu reden; welches ich auch 18 ganze Jahre hindurch dem Buchstaben nach hielt. Vor einigen Jahren fieng man an mich gelinder zu behandeln, und seit dieser Zeit hab' ich meine Sprache wieder.„

Der Herr Pfleger bestätigte es, daß dieser sonderbare Mann 18 ganze Jahre hindurch keine Silbe gesprochen. Und doch sah man während dieser langen Zeit kein Wölkchen des Unmuths oder der bösen Laune auf seinem Gesicht. Sich immer gleich that er gelassen und munter alles, was man ihm, ausser der Sphäre der Religion, geboth. Nur einen leichten Zug von Verachtung der Menschen um ihn her will man an ihm bemerkt haben. Wenn man bedenkt, daß sein ziemlich heller Kopf, sein offenes Wesen und sein guter Humor ihm ein natürlicher

und sehr starker Trieb zu Geselligkeit und zur Mittheilung seiner selbst seyn müssen, so muß man über seine freywillige Stummheit staunen. Durch sein Wohlverhalten in seiner Gefangenschaft brachte er es dahin, daß ihm der jetzige Fürst, ein sehr toleranter Herr, die Ketten abnehmen ließ, und auf Ansuchen des Herrn Pflegers eine ansehnliche Zulage zu seinem täglichen Unterhalt bewilligte. Er hat sich so viel Zutrauen erworben, daß man ihn zu einer Art von Aufseher über seine Mitgefangenen gemacht hat. Ungeschlossen und ganz frey ward er mit denselben schon mehrmalen zur Arbeit an Orte hingeschickt, wo es ihm sehr leicht war zu entwischen; aber sein Karakter ist mehr Bürge für seine Person, als die stärkste Kette. Er hat sich — ohne es selbst zu wissen — bey seinen Mitgefangenen so viel Ansehn verschaft, daß er sie mit einem Wort besser in der Zucht halten kann, als der Kerkermeister mit dem Stocke. Die Natur hat ihm eine Ueberlegenheit über den grossen Haufen der Menschen zugesichert, ob sie ihn schon in einer Bauernhütte gebahr. Itzt beschäftigt er sich in seinen Nebenstunden freywillig damit, daß er einen jungen Mordbrenner von ungefehr 16 Jahren, der einigemal aus Muthwillen seines Vaters Haus angezündet und seit einigen Jahren an Ketten liegt, lesen und schreiben lehrt, ohne ihm etwas von seinen Religionsbegriffen mitzutheilen. Diese hält er jezt so geheim, daß ich mit aller vertraulichen Zudringlichkeit, mit allem Bitten und Versprechen nichts aus ihm heraus bringen konnte. Er antwortete mir nichts, als: „Ich glaube nicht, was die Kapuziner glauben, und wünsche mir zu einem vergnügten Leben nichts mehr als eine Bibel.„ Vor einigen Jahren ließ man einigemal seine Frau zu ihm, die er aber ohne die geringste Aeusserung

einer Neigung ihrer genieſſen zu wollen, mit einigen guten und warmen Ermahnungen zu ihrem Beſten wieder entließ. Eine Bibel, wornach ſeine Seele ſo heftig dürſtet, wird man ihm ſchwerlich geſtatten, weil man ſeiner Schwärmerey nicht noch mehr Nahrung geben will. Alle Salzburger Herren und Damen, in deren Geſellſchaft ich dieſen Mann zu ſehen die Ehre hatte, äuſſerten eine gewiſſe Hochachtung gegen ihn; aber ſie waren auch alle einig, daß es eben nicht ſehr politiſch gehandelt ſey, wegen ſo einer Kleinigkeit, als man von dem Mann gefordert, ein Märterer zu werden.

Das hieſige Landvolk iſt auſſerordentlich lebhaft und frölich. Die Mädchen in dieſen verborgenen Winkeln unſers veſten Landes, alle friſch wie die Roſen und munter wie die Rehe, verſtehn ſich auf die Künſte der Koqueterie ſo gut als unſere Pariſerinnen, nur ſind die Reitze, womit ſie auf Eroberungen ausgehen, natürlicher als bey dieſen. Ihr gewölbter Buſen, deſſen Umriſſe ſie ſehr ſorgfältig oben und auf den Seiten des Bruſtlatzes zu entfalten ſuchen, iſt kein Betrug eines lügneriſchen Halstuches, oder einer holen Schnürbruſt. Sie wiſſen das Schöne ihrer Kleidung ganz zu ihrem Vortheil zu benutzen. Wenn ſie einen Liebhaber glücklich machen wollen, ſo macht ihnen weder die Schande einer unehlichen Geburth, noch die Beſorgniß ein Kind ernähren zu müſſen einige Bedenklichkeit. Die Sitten ſetzen ſie über das erſte, und die Leichtigkeit des Unterhaltes eines Kindes über das andre hinaus. Die Strafe, die ſie für einen Fehltritt von der Art erlegen müſſen, iſt kaum nennenswerth. Die Kindermorde ſind daher hier zu Lande äuſſerſt ſelten. Ohne allen Zwang, ohne alle Zurückhaltung überläßt man ſich hier dem Triebe der Natur. Die

Mädchen nehmen Sonntags in der offenen Kirche den lauten Gruß und Handschlag von ihrem Geliebten an. Beym nächtlichen Besuch hat aber der Liebhaber einen harten Stand. Die Witterung mag noch so unfreundlich seyn, so wird ihm die Thüre oder das Fenster doch nicht eher geöfnet, bis eine gewisse Losung gegeben ist, die gemeiniglich in langen Reimen besteht, worinn er sein Leiden und Sehnen in einer mysteriösen Sprache zu erkennen geben muß, und die das Mädchen Reim- oder Strophenweis beantwortet. Diese Sitte ist uralt, und in den entlegnern Theilen dieses Gebirges unverbrüchlich. Die Bekanntschaft und der Genuß beyder Liebenden mag noch so lange gewährt haben, so dörfen sie sich doch nicht darüber hinaussetzen. Sehr selten läßt ein Bauernjunge sein Mädchen sitzen, wenn er es auch erst nach 2 bis 3 Kindbetten heyrathen kann.

Die Bewohner dieser Berge sind mit ihrem Zustand so vergnügt, daß sie ihr Land für eine Art von Paradies halten. Die Einwohner des sogenannten Dintner-Thales, einer scheußlichen Kluft zwischen nackten Felsen, die vom Dintenbach durchströmt wird, haben das Sprüchwort: Wenn einer aus dem Himmel fiele, so müsse er ins Dintner-Thal fallen; welches so viel sagt, als, dieses Thal sey der zweyte Himmel. Ich konnte lange nicht ausfindig machen, warum die guten Leute einen so hohen Begriff von einem Schlund haben, der oft viele Wochen lang so verschneyet ist, daß kein Mensch weder heraus noch hineinkommen kann, und der mit einigen benachbarten, viel reitzendern Gegenden so stark absticht. Ich nahm es Anfangs für Ironie; aber ich erfuhr endlich, daß es voller Ernst sey; und daß die uneingeschränkte Freyheit, welche die

Bewohner dieses seltsamen Paradieses zu geniessen haben, ihnen die grosse Hochachtung für dasselbe eingeflößt hat. Sie bestehn bloß aus einigen Hirten, Bergwerkleuten und Eisenschmelzern, die fast ganz von Abgaben frey sind, und auf welche die Obrigkeit in Betracht des geringen Ertrags und der Entlegenheit dieser Gegend wenig Acht hat — Die Abgaben der hiesigen Landleute sind überhaupt sehr mäßig, und die Befreyung von den Erpressungen, worunter die übrigen Völkerschaften Deutschlands seufzen, mag das meiste zu dem guten Humor beytragen, welcher in diesem ganzen Gebirge herrscht. Die Fürsten liessen es bisher bey dem Anschlag der Güter bewenden, der seine Jahrhunderte alt ist, und also mit dem jetzigen Werth der Dinge in einem geringen Verhältniß steht. Der jetzige Fürst hat durch seinen Entwurf, neue Urbarien machen zu lassen und die Schatzungen zu erhöhen, ein kleines Murren im Lande erregt. Wirklich ist er nach dem Verhältniß der Grösse und des Reichthums seines Landes im Punkt der Einkünfte weit hinter den übrigen Fürsten Deutschlands zurück, und in Betracht dessen wäre ihm dieser Entwurf wohl zu verzeihen. Aber die schlimmen Folgen seiner grossen Liebe zur Jagd, wovon er vermuthlich nichts weiß, und die ohne Zweifel bloß das Werk seiner Bedienten sind, haben einen stärkern Zug von Despoterey, als die Erhöhung der Schatzungen, die dann doch unter der Garantie der Landstände auf eine lange Zeit festgesetzt bleiben, und nicht, wie jene Wirkungen einer persönlichen Leidenschaft, willkürlichen, augenblicklichen und gewaltthätigen Erweiterungen ausgesetzt sind. In verschiedenen Gegenden ist den Bauern verboten worden, ihre Schaafe auf gewisse Waiden zu treiben, die an grosse Holzungen anstossen, das

mit dem gehegten Wild das Futter nicht entzogen werde. Ich habe dir gesagt, daß sich der hiesige Bauer meistens von seiner eignen Schur sein Tuch und Wollenzeug selbst macht. Verbote von dieser Art müssen also auf viele Wirthschaften einen sehr schädlichen Einfluß haben. Der hiesige Bauer ist gegen alle Neuerungen sehr empfindlich. Es gab schon Auftritte, wo diese Bergwohner laut sagten, sie wollten sich auf den Fuß der Schweitzer setzen. Läßt es aber ein Fürst beym Alten bewenden, so sind sie ihm unbeschreiblich zugethan — O! wüßten doch die Fürsten die Liebe ihrer Unterthanen, ihrer Nebenmenschen zu schätzen.

Viele der hiesigen Bauern tragen noch lange Bärte und den Hals und die Brust zu jeder Jahreszeit offen. Diese ist dann von der Sonne und der Luft gebräunt und meistens stark behaart. In einiger Entfernung sehn sie schrecklich aus; aber in der Nähe macht sie ihr freundlicher Blick und das unverhehlbare Gepräge der Redlichkeit willkommen. Sie sind muthig und stark, und würden bey einem Angriff in Vertheidigung ihres Landes förchterlich seyn; aber ausser ihrem Lande sind sie nach dem Geständniß der erfahrensten hiesigen Officiers keine guten Soldaten. Sie bekommen wie alle Bergbewohner gerne das Heimweh, und das Eigenthümliche ihrer von Jugend auf gewohnten Lebensart, welches sie in der Fremde entbehren müssen, macht sie oft in einem Feldzug unbrauchbar. Zum Glück hat ihr Landesherr mit der Erhaltung des Gleichgewichts unter den europäischen Mächten wenig zu schaffen — Uebrigens sind sie viel gefälliger und nicht so gewinnsüchtig, wie die Landleute in den meisten Gegenden der Schweitz, die, so sehr sie allen Abgaben feind sind, die Fremden bey jeder Gelegenheit ger-

ne in schwere Kontribution setzen. Ich habe häufige Proben, daß hiesige Bauern auf grosse Strecken mit mir gegangen sind, um mir den Weg zu zeigen, und mir noch mehrere kleine Dienste gethan haben, ohne eine Belohnung annehmen zu wollen. Leb wohl.

Salzburg. —

In Pilatis Reisen durch verschiedene Länder von Europa erinnere ich mich eine Anekdote gelesen zu haben, welche die Intoleranz der Salzburger schildern soll. Es ist wahr, man schreyt allen Leuten ohne Unterschied auf der Strasse zu, sich vor dem heil. Sakrament, wenn es in der Prozeßion oder zu einem Kranken getragen wird, nieder zu knien, und die persönliche Grobheit des jetzigen Küsters macht es etwas zu auffallend. Auch hörte ich einige gutherzige Mädchen von einigen Protestanten, die sich auf eine kurze Zeit hier aufhalten, und meine Freunde sind, mit dem Ton des innigsten Mitleids sagen: Schade, daß sie Lutheraner sind! Allein, das Niederknieen vor dem Sakrament ausgenommen, welches jeder leicht vermeiden kann, weil man den Küster schon in grosser Ferne schällen hört, wüßte ich nicht was hier ein Protestant zu befürchten hätte. Unter dem Adel, der Geistlichkeit und der Kaufmannschaft giebt es vortrefliche Gesellschaften, worin man ohne Unterschied der Religion sehr wohl aufgenommen wird. In mehrern Gasthäusern kann man um Geld und gute Worte auf die Festtäge Fleisch haben, und der Pöbel, der besonders in kleinen Re-

sidenzen sehr leicht den Ton des Hofes annimmt, hat unter der jetzigen Regierung viel von der heiligen Grobheit verloren, woran ihn die Bigotterie des vorigen Fürsten gewöhnt hatte.

Unter dem Adel, besonders den Dohmherren giebt es nicht nur sehr gute Gesellschaften, sondern auch Leute, die sich durch ihre ausgebreiteten Kenntnisse sehr ausnehmen. Der jetzige Dohmprobst, ein Bruder des berühmten Grafen von Firmian, Vicegouverneurs von Mayland ist mit den besten italianischen, französischen, deutschen und englischen Schriftstellern sehr genau bekannt. Die Sammlung der letztern ist in seiner ausgesuchten Bibliothek fast ganz vollständig. Er ist ein sehr liebenswürdiger Herr, der von den 20000 Gulden, die ihm seine Pfründe einträgt, den besten Gebrauch zu machen weiß. Der Obersthofmeister des Fürsten, ein andrer Bruder des berühmten Vicegouverneurs ist ein grosser Liebhaber und Kenner von Gemählden. Seine reiche Sammlung von Porträten von Künstlern, meistens von ihnen selbst gemahlt, ist nach jener zu Florenz einzig, und giebt derselben wenig nach. Der Gram über einen der schrecklichsten Unglücksfälle, die einen Vater treffen können, hat seine Seelenkräfte sehr geschwächt, und die unbeschreibliche und fast kindische Güte, die aus seinen Gesichtszügen leuchtet, mit einem kleinen Gewölke überzogen. Sein erster Sohn, der Hoffnungsvollste Herr, war Dohmherr zu Passau, und die Familie konnte erwarten, in ihm mit der Zeit einen Bischof, oder gar einen Erzbischof von Salzburg zu sehn. Der zärtliche Vater besuchte ihn und machte mit ihm eine Jagdparthie. Als sie auf einem Schlitten nach dem Gehölze fuhren, gieng dem Vater die Flinte los, und die unglückliche Kugel fuhr seinem Sohn durch die Brust. Wie ein Rasender

sprang er ins nahe Gebüsche, raufte sich die Haare und wälzte sich im Schnee. Mit Gewalt mußten ihn die Jäger von der Stätte bringen — Ein Graf Wolfegg, Dohmherr, hat eine Reise durch Frankreich gemacht, um unsre Manufakturen und Handwerker zu studieren. Er ist mit allen unsern berühmten Künstlern bekannt und sein Lieblingsfach ist die Baukunst, worinn er wirklich vortreflich ist. Der Oberstallmeister, Graf von Küenburg ist ein weitumfassender Kopf, äusserst gefällig, witzig und einnehmend im Umgang. Seine niedliche Bibliothek enthält alle unsere guten Schriftsteller, und bey ihrer Anlage ist kein Index librorum prohibitorum zu Rathe gezogen worden. Der Bischof von Chiemsee, Graf von Zeil und noch viele andre vom hohen Adel, sind wegen ihrer Kenntnisse und ihrer guten Lebensart verehrungswürdige Leuthe.

Der hiesige hohe Adel besteht gröstentheils aus östreichischen Familien und zeichnet sich durch Herablassung, Weltkenntniß und Sitten von dem dummstolzen Trotz der bayrischen und schwäbischen Baronen auffallend aus. Aber der kleine hiesige Adel, der grosse Schwarm der kleinen Hofleute, macht sich durch seine erbärmliche Titelsucht und seinen elenden Stolz lächerlich. Du findest hier gegen 100 gnädige Herren, die von 3 bis 400 Gulden auf Gnade des Hofes leben, und die du nicht gröber beleidigen kannst, als wenn du zu ihnen: Mein Herr, oder zu ihren Weibern: Madame, sagst. Man muß sich hier angewöhnen immer über das dritte Wort, Euer Gnaden, zu sagen, um nicht für einen Menschen ohne Lebensart gehalten zu werden. Wegen der unbeschreiblichen Armuth unter diesem Theil der Einwohner findet man eine Menge gnädiger Fräulein, welche die Dienste der Haushälterinnen und barmher-

zigen Schwestern verrichten. Sie beklagen sich alle, daß ihnen der Hof keine hinlängliche Besoldung giebt, um ihrem Stand gemäß leben zu können. Ich hab aber nicht ausfindig machen können, was eigentlich ihr Stand sey. Fast alle haben weder Güter noch Kapitalien, und da sie es für eine grosse Erniedrigung halten, ihre Kinder zu Handwerkern, Fabrikanten, Künstlern oder Handelsleuten zu erziehen, so sieht sich der Hof genötigt, die Besoldungen so klein als möglich zu machen, um den vielen gnadigen und gestrengen Herren, von denen 2 Drittheile zu seiner Bedienung überflüßig sind, grade so viel geben zu können, daß sie nicht verhungern. Ihr Stand ist also nichts als der gute Willen des Hofes, eine grosse Menge unnützer Bedienten zu ernähren und ihr kühnes Vertrauen auf diesen guten Willen. Wenn man ihnen übrigens die gehörige Titulatur giebt, so sind sie die artigsten geselligsten und dienstfertigsten Geschöpfe von der Welt. Sehr viele von ihnen beschäftigen sich auch mit der Lektur der deutschen und französischen Dichter, besonders jener, die für das Theater gearbeitet haben. Die Theaterwut herrscht hier so stark, als zu München, und man lechzt nach der Ankunft einer fahrenden Schauspielergesellschaft wie im äussersten Sibirien nach der Wiederkehr des Frühlings. Ein französischer Ingenieur, in Diensten des Fürsten, hat ihnen ein niedliches Bühnlein gebaut, mit einigen säuberlichen Statuen und Säulen, die aber nichts zu tragen haben, als ein dünnes Brett vor dem Vorhang, mit dem Wappen des Fürsten.

Im Ganzen glaube ich hier mehr Aufklärung bemerkt zu haben, als zu München. Obschon der Landesherr ein Geistlicher ist, so giebt es hier nach dem Verhältniß der Grösse beyder Länder doch lange

nicht so viele Klöster, als in Bayern, und die hiesige Geistlichkeit zeichnet sich durch gute Zucht, Demuth, Bestrebung ihrem Beruf nachzukommen und andre Tugenden von der bayrischen sehr aus. Man versteht hier die Regierungskunst unendlich besser, als zu München. In Rücksicht auf den Kopf kann man von dem jetzigen Fürsten nicht gutes genug sagen, aber — sein Herz kenne ich nicht. Er weiß daß er den Salzburgern nicht sehr angenehm ist, und verachtet sie daher und verschließt sich. Ich glaube die Vorwürfe, die man ihm macht, sind sehr übertrieben. Man will berechnet haben, daß er jährlich gegen 300000 Gulden nach Wien an seine Familie schicke, und dem Land also einen guten Theil seines Markes entziehe. Ein Theil der Landesstände, nämlich fast das ganze Dohmkapitel hat beym Reichshofrath zu Wien einen Prozeß gegen ihn anhängig gemacht, und besonders die Beschwerde angebracht, daß er aus ihrer Kasse gegen Scheine vieles Geld genommen, und sie nun die Kisten anstatt klingender Münze voll Papier hätten, ohne Abzusehn, wie es in baares Geld verwechselt werden könnte. Ich weiß nicht, in wie weit die Klagen des hochwürdigen Dohmkapitels gegründet sind, aber so viel ist gewiß, daß er in Rechtfertigung seiner selbst ungemein viel Feinheit und Verstand geäussert hat, und daß einige Dohmherren gleich von Anfang seiner Regierung gegen ihn aufgebracht waren, weil sie sich Hoffnung zu der erzbischöflichen Würde gemacht hatten, die aber vom Hof zu Wien dem jetzigen Fürsten zugedacht war. Das, was er das Land geniessen läßt, so wenig es auch seyn mag, verwendet er wenigstens mit ungemein viel Verstand zum Besten desselben, und gemeiniglich zu guten Erziehungsanstalten. Er schont seine Geistlichkeit nicht, und hat den hie-

sigen Augustinern auf einmal gegen 100000 Gulden weggenommen, und die eine Hälfte dieser Summe für sich, die andre aber zum Genuß des Publikums bestimmt. Er ist in allem, sogar auch in seiner einzigen Paßion, der Jagd, äusserst sparsam, und mit einem Bataillon wackerer Soldaten, einem der schönsten, die ich je gesehen, dessen Officiers ihm sehr zugethan sind, und welches ganz auf östreichischen Fuß gesetzt ist, kann er sich über alles Murren hinaussetzen.

Alles athmet hier den Geist des Vergnügens und der Lust. Man schmaußt, tanzt, macht Musiken, liebt und spielt zum Rasen, und ich habe noch keinen Ort gesehen, wo man mit so wenig Geld so viel Sinnliches geniessen kann — Seit einiger Zeit soll die Venusseuche stark eingerissen haben. Doch die vielen blühenden Gesichter der mannbaren Mädchen, deren Gürtel fast durchaus gelöset sind, macht mich glauben, daß bloß die Neuheit das Uebel so groß macht — Man spricht hier von religiösen und politischen Gegenständen mit einer Freyheit, die der Regierung Ehre macht, und in den Buchläden kann man wenigstens die deutschen Schriften fast ohne Einschränkung haben — Einer der Haupttummelplätze der öffentlichen Lustbarkeit ist der eine Stunde von hier entlegene fürstliche Garten Hellbronn, wo Bier und Wein geschenkt wird. Das Merkwürdigste in demselben — einige vortrefliche Statuen von Marmor ausgenommen — ist ein grosser Park, in dessen Mitte sich ein waldigter Berg erhebt. Auf einer Seite bietet er eine schrofe Felsenstirne dar, die einer Heerde Steinböcke zum natürlichen Aufenthalt dient, und welche man wegen ihr zunehmenden Seltenheit in den Gebirgen des Landes hier nachziehn will. Auf der entgegengesetzten Seite enthält dieser

Berg in einer Kluft ein in den natürlichen Felsen gehauenes Theater, und auf der Vorderseite desselben steht im Schatten bejahrter Eichen und Buchen ein kleines Schloß, welches über einen Theil des Parks, den Garten und die Gegend umher bis zu den hohen Granitgipfeln gegenüber eine prächtige Aussicht beherrscht. Am Fuß des Berges waidet eine ungeheure Heerde Dambirsche, und in verschiedenen Nebenabtheilungen werden andre Gattungen von Gewilde aufbehalten. Auf der andern Seite stossen an den Garten eine kostbare Fasanerie, Teiche für Biber, und verschiedene Behältnisse für seltsame Thiere. Alles ist für jedermann offen.

Die hiesige Universität erhält sich durch die Kongregation der Benediktiner-Klöster, welche sie mit Lehrern besetzen. Den studierenden Unterthanen der schwäbischen Reichsprälaten, die mit im Bund sind, dient es zu einer Empfehlung, wenn sie zu Salzburg absolvirt haben, und ausser diesen und den Eingebohrnen findet man wenige Studierende hier, obschon der größte Theil der Lehrstüle mit ausnehmend wackern Männern besetzt ist. Der Fonds der Universität ist zu klein, als daß alle die Fächer, worüber sich in unsern Zeiten das Reich der Wissenschaften ausgebreitet hat, gehörig besorgt werden könnten. Die sämtlichen Einkünfte derselben belaufen sich nicht viel über 5000 Gulden.

Zu dem Nationalstolz, welcher unter diesem Völkchen herrscht, weiß ich nicht, was ich sagen soll. Mir ist alles, was zum Glück der Menschen etwas beyträgt, gewissermassen ehrwürdig, so gering und unbedeutend es auch seyn mag. Wie unglücklich wären wir, wenn man uns die Spiele und Täuschungen unserer Einbildung nehmen wollte? Die Einwohner dieser Stadt ärgern sich höchlich darob, wenn

man

man sie Bayern heißt. Ich dachte weil ihr Land im Kreis dieses Namens läge, so wären sie so gut Bayern, als die Würtemberger Schwaben sind. Aber man belehrte mich sehr umständlich, daß die Vergleichung mit Schwaben nicht statt hätte, weil kein einzler Theil desselben ausschließlich Schwaben hieße, daß der bayrische Kreis seinen Namen von dem Herzogthum hätte, weil es der gröste Theil desselben sey, daß aber dieser Kreis im Grunde eben so gut der salzburgische heissen könnte. Man will hier mit den Bayern gar nichts gemein haben, und sezt sie sehr tief unter sich. Etwas mehr Geschmak, und gute Lebensart, und etwas weniger Bigoterie muß man den Salzburgern vor den Bayern einräumen; aber daß man den Abstand so groß macht, und die Bayern gar unter die Thiere herunter sezt, das muß man der mächtigen Fee Phantasie zu gut halten. Wenigstens sollten aber die hiesigen Herren und Damen bedenken, daß, wenn es jezt hier zu Lande etwas heiterer ist, als unter dem bayrischen Himmel, sie es bloß dem jetzigen Fürsten zu danken haben, der die magischen Dünste des Aberglaubens mit seinem geheiligten Stab aus seinem Gebiete verscheucht. Eine eben so schnelle Revolution kann in kurzer Zeit die Bayern weit über ihren jetzigen Zustand hinaus sezen. Man hat hier noch Denkmale genug von der Finsternis, die vor 15 und 20 Jahren sich über den hiesigen Horizont gelagert hatte. Im hiesigen Gefängniß der Geistlichen sizt noch ein Pfarrer, der um seiner Gemeinde einen starken Haß gegen die Sünde und eine lebhafte Forcht vor der Hölle einzujagen, seinen Schulmeister als einen Teufel ankleidete, ihn unter der Kanzel verstekte, und auf seinen Ruf mitten in der Predigt neben ihm erscheinen ließ, um Zeuge der Wahrheit zu seyn.

Für einen Mineralogen und Botaniker wäre dieses Land äusserst interessant; es hat aber das Unglük, wenig bekannt zu seyn, wenn das Geräuschemachen zum Glück der Menschen unumgänglich nötig ist. Dieser Schaz ist der Zukunft aufbehalten, wenn einmal das Land ein Genie erzeugt, das seine Aufmerksamkeit auf diese Gegenstände wendet, oder der Schwarm der müßigen Reisenden, welcher wechselweise die Alpen, die Appeninen, den Aetna, die Pirenäen, u. s. w. gleich den Heuschrecken überzogen hat, endlich einmal auch seinen Flug in dieß Gebirge nimmt, und durch sein Geschrey ein ausländisches Genie zur Untersuchung reizt. Das Zillerthal ist besonders reich an verschiedenen Steinarten, und in verschiedenen Gegenden des Gebirges findet man von den seltesten europäischen Pflanzen. Ueber den Bau der Berge, über die Wirkungen und Produkten des Wassers in denselben, und über ihre zu erwartende Revolutionen liessen sich hier herrliche Hypotheses spinnen.

Ich muß dir noch von einem Fürstenthum des heiligen römischen Reiches Nachricht geben, von dessen Daseyn schwerlich ein Geograph bey uns etwas weiß. Es ist das Fürstenthum Berchtoldsgaden, welches ich dir auf der Spitze des Unterberges, der seine nördliche Gränze ist, zu einem flüchtigen Ueberblik schon gezeigt habe. Es besteht in einem kleinen, engen, mit den steilsten Felsen ringsum vermaurten Thale, welches kaum 3000 Seelen enthält. Einige Seen nehmen den Boden des Thales ein, und eine ungeheure Waldung bedekt die niedern Abhänge der Berge. Auf einer Insel des gröstten Sees hielten wir vor einigen Tagen ein herrliches Mahl mit Fischen aus demselben, einigen niedlichen Fleischgerüchten und kostbarem Tyroler Wein. In den tiefsten Schlün-

den und Klüften fehlt es hier an guten Köchen nicht, Die Natur des Landes ist weder dem Akerbau noch einer einträglichen Viehzucht sehr günstig. Die Einwohner haben daher ihre Zuflucht zum Kunstfleiß genommen, der die Menschen in keinem Winkel der Erde darben läßt, und sinnreich und mächtig genug ist, alles auch die hartesten Steine in Brod zu verwandeln. In diesem unbekannten Thale, Bruder, wird der gröste Theil der Quinqualerie verfertigt, womit Nürnberg und Augspurg einen so ausgebreiteten Handel treiben. Die Steckenpferde, Raspeln, Guguck, hölzerne Männchen, Weibchen, Ratten, Mäuse und all das Spielwerk für kleine Kinder; die Kruzifixchen, beinerne Spielzeichen in den so niedlichen Strohkästchen, die Puder und Pomadebüchsen, und all das Spielzeug für die grossen Kinder, und kurz der größte Theil der Artikel, die man bey uns unter dem Titel der deutschen Waare begreift, kömmt aus diesem verborgenen Schlund. Es ist ein angenehmes Schauspiel, 2 bis 3 Familien von den fast unmündigen Kindern an bis zu den Greisen in einer engen Hütte mit so seltsamen Produkten beschäftigt und die kleinsten Arbeiten von den plumpsten Bauernhänden verfertigen zu sehn. Wegen des erstaunlich geringen Preises ihrer Waaren können sie zwar keine Reichthümer sammeln; aber sie nähren sich alle redlich und haben genug. Die guten Leute wissen nicht, daß ihre Produkten bis zu uns, und mit grossem Gewinn von den Spaniern nach Amerika und den Engländern nach Ostindien geführt werden. Ein kleiner Theil derselben beschäftigt sich mit dem Salzsieden; aber da sie diesen Artikel bloß durch Bayern ausführen können, und dieses Land so überflüßig damit versehen ist, so müssen sie es um einen Spottpreiß weggeben. Auch empfinden sie den Druk

eines mächtigern Nachbars von der salzburgischen Seite. Salzburg soll seine Salzminen schon weit über die Berchtoldsgadner Gränze fortgesezt haben, ohne daß man auf die Klagen dieses bedrängten Fürstenthümchens achtet. Ausser diesem Thal, welches die unmittelbaren Reichs- und Kreislande der gefürsteten Probstey ausmacht, besitzt sie noch einige Güter in Oestreich und Bayern, und ihre sämmtlichen Einkünfte mögen sich auf ohngefähr 60000 Gulden belaufen. Durch die Verschwendung einiger ehemaligen Pröbste ist sie in drückende Schulden gerathen.

Passau.

Von Salzburg fuhr ich auf der Salza und dem Inn zu Schiffe hieher. Wasserreisen haben in Betracht der zahlreichen Gesellschaft, die man öfters trift, ungemein viel Reitz für mich. Bis nach Burghausen war das Schiff gestopft voll. Da stieg die Hälfte meiner Reisegefährten aus; um nach dem nahgelegenen Oettingen zu wallfahren. Sie bestand aus einem Schwarm junger Leute beyderley Geschlechts, denen man sehr deutlich ansah, daß sie auf dieser heiligen Fahrt nichts weniger vorhatten, als ihre alten Sünden zu büssen. Wenn der erste Verführer dieser Mädchen nach der Aussage unserer Moralisten alle Schuld der Sünden tragen muß, die sie nachher begehen, so machen sie ihm aus Rache gewiß die Hölle heiß genug. Im Wirtshaus zu Burghausen blieben wir noch die Nacht über beysammen, und ich hatte viel Gelegenheit zu bemerken, daß meine Wallfahrer reichen Stoff zu ihrer bevorstehenden Beicht sammeln wollten.

Es blieb mir noch zu meiner Unterhaltung Gesellschaft genug übrig, ob ich gleich einen östreichischen Werber mit seinen Rekruten und einige Studenten, die in die Ferien giengen, nicht geniessen konnte. Es schmiegte sich ein gnädiges Fräulein von Salzburg an mich, welches nach Wien wollte, um dort die Dienste einer Köchin oder eines Stubenmädchens zu verrichten, weil ihr Stand es ihr nicht erlaubte, sich auf diese Art in ihrer Vaterstadt zu ernähren. Das gute Kind nahm mich durch seine Gefälligkeit, sein gutes Herz, seinen Geschmak und seine ziemlich mannichfaltigen Kenntnisse wirklich ein. Es mußte mir versprechen mir zu Wien nachzufragen, und mir zu sagen, wozu ich ihm allenfalls gut seyn könnte. Ein junges Frauenzimmer muß in einer fremden grossen Stadt in der ersten Zeit seines Aufenthalts äusserst verlegen seyn.

Wir fuhren auf der Gränzscheidung zwischen Oestreich und Bayern. Das kleine Stück von Bayern, welches Oestreich vor kurzem in Besitz genommen, und welches wir zur Rechten hatten, beträgt nicht über 38 deutsche Quadratmeilen, und enthält kaum 60000 Menschen. Die Einkünfte daraus belaufen sich auf ohngefähr 180000 Reichsthaler und es ist kaum den achten Theil der Kosten werth, den Oestreich auf die Eroberung desselben verwendet. Der Plan dieses Hauses bey dieser Unternehmung war aber viel weit aussehender als man zu Versailles dachte, wo man den ganzen Handel wie einen Streit um eine Nußschale betrachtete. Es war nicht das erstemal, wo der preußische Hof unser hochweises Ministerium von den Folgen belehren mußte, die die Schritte gewisser Höfe nach sich ziehen würden, und die es ohne diese Belehrung nie überdacht hätte. Als der König von Preussen die östreichi-

schen Ansprüche mit der Feder eben so nachdrücklich als mit dem Degen bestritt, und der Wiener-Hof sich durch Rußlands Erklärung vollends genötigt sah, zu friedlichen Unterhandlungen zu schreiten, that er den Vorschlag, den Inn bis unter Wasserburg zur Gränze zwischen Bayern und seinen Landen zu machen, und sie von da über die Iser, die Donau und durch die Oberpfalz bis an Böhmen zu ziehn; dagegen wollte er einige seiner Besitzungen in Schwaben dem Hof zu München abtretten. Unser Minister, Herr von Breteuil, soll sehr geneigt gewesen seyn, diesem Vorschlag seinen Beyfall zu geben; aber die genaue Kenntniß, die der Hof zu Berlin von dem Zustand und der Lage dieser Bezirke hatte, setzte ihn in Stand, unsern und den russischen Ministern die Augen zu öfnen. Er belehrte sie, daß das östreichische Schwaben kein Aequivalent gegen diesen grossen Theil von Bayern seyn könnte, weil die Einkünfte, welche Oestreich zum Maaßstab der Vertauschung annehmen wollte, im erstern aufs Höchste getrieben, die bayrischen Lande aber in Betracht ihres bisherigen schlechten Anbaues in kurzer Zeit zu einem ungleich grössern Ertrag gebracht werden könnten. Er zeigte ihnen, daß Oestreich durch diesen Verglich viel mehr gewinnen würde, als es schon wirklich von Bayern in Besitz genommen, indem ihm die Salzquelle zu Reichenhall und der Handel mit dem salzburgischen Salz zufiele, und es also nicht nur die noch übrigen bayrischen Lande, sondern auch den gröβten Theil von Schwaben und der Schweitz in einem wichtigen Bedürfniß von sich abhängig machte; daß Salzburg und Passau dem Hof zu Wien so gut als unterthänig gemacht würden, und daß endlich die Besitzungen des Hauses Pfalzbayern wegen der

zerstreuten Lage des östreichischen Schwabens auf keiner Seite Konsistenz hätten, und die Macht dieses Hauses in Rücksicht auf den äussern Gebrauch derselben so gut als vernichtet seyn würde. Diese Vorstellungen wirkten so viel, daß der Kaiser die Arrondirung seiner deutschen Lande bis auf eine günstigere Zeit verschieben mußte. Ich glaube über lang oder kurz müssen sich die Bayern doch noch unter den östreichischen Zepter beugen, so sehr sie auch dagegen eingenommen sind. Ich als Weltbürger und Menschenfreund, der — wenn es um Erbschaften grosser Länder zu thun ist, mehr das Wohl meiner Mitgeschöpfe als das strenge Recht zu Rate zieht, wünsche meines Theils, daß diese Veränderung sehr bald geschehen möchte. Auch eine viel bessere Regierung, als die jetzige, kann den Bayern die Vortheile nicht gewähren, die sie bloß von der Vereinigung ihres Landes mit Oestreich zu erwarten haben. Befestigte Ruhe, ein leichterer Absatz ihrer Produkte und eine gemächlichere Versorgung mit den Bedürfnissen, die ihnen die Natur versagt, den östreichischen Landen aber gewährt hat, sind natürliche Folgen dieser Revolution. Nimmt man die persönlichen guten Eigenschaften des jetzigen kaiserlichen Hauses in Rücksicht auf Regierungskunst dazu, so muß man den Bayern glückwünschen, wenn Oestreich einmal seine Ansprüche auf ihr Land mit mehr Nachdruck geltend macht.

Passau ist eine arme, meistentheils schlecht gebaute Stadt, den um die Residenz des Fürsten und gegen die Donau zu gelegenen Theil ausgenommen, der wirklich schön ist. Sie lebt bloß von dem kleinen Hof, dessen Einkünfte sich auf ohngefähr 220000 Gulden belaufen sollen, und von den Dohmherren, deren Pfründen unter die fettesten

in Deutschland gerechnet werden. Man schätzt eine derselben auf etwas mehr als 3000 Gulden, da eine salzburgische nicht über 2600 Gulden einträgt. Aber fast alle Dohmherren besitzen 2, 3 bis 4 Pfründen zugleich, und sind noch Glieder der Kapitel zu Salzburg, Augspurg, Regenspurg, u. a. m., und daher giebt es in Deutschland wenige Dohmherren, deren Einkünfte sich nicht über 5000 Gulden belaufen. Die Einwohner der geistlichen Residenzstädte sehen sich alle gleich. Schmaussen und die goldnen Werke der Göttin von Paphos sind ihre größten Beschäftigungen, und ihre Armuth und der gute Humor, der selten einen Liebhaber dieser Beschäftigungen verläßt, macht sie sehr gefällig, dienstfertig und geschmeidig — Der hiesige Dohm ist ein sehr prächtiges Gebäude. Der Sprengel des Bischofs, welcher unmittelbar unter dem Pabst stehet, erstreckt sich fast bis nach Wien. Seine geistliche Gewalt im östreichischen ist aber sehr eingeschränkt. Mit der Zeit dörfte sein Sprengel leicht bis vor die Thore seiner Residenz eingeschränkt werden; denn auf der Gränze des venetianischen Gebietes und noch an mehrern Orten hat der kaiserliche Hof deutlich genug geäussert, daß er sein Gebiete von aller fremden geistlichen Jurisdiktion so viel als möglich unabhängig machen will — In dem hiesigen kleinen Lande giebt es vortrefliche Porzellän- und Hafnererde. Die erstere wird bis an den Rhein verführt.

Einige Leute, die über Helvetien geschrieben, wollen diesem Lande mit aller Gewalt die Ehre beymessen, daß dasselbe, und nicht das Schwabenland die eigentliche Quelle der Donau sey. Ihr Hauptbeweisgrund ist, daß hier bey dem Einfluß des Inns in die Donau der erstere Strom eine grössere Masse

Wasser habe, als der letztere. Die Sache ist im Grunde nur ein Wortstreit; denn wer will dem Publikum das Recht streitig machen, die Flüsse nach seiner Willkühr zu benennen. Der Fluß Brege im Schwarzwald, welcher an dem Ort seiner Vereinigung mit der eigentlichen Donau, ungleich stärker ist als diese, muß sich schon gefallen lassen, seinen Namen dem Eigensinn des Publikums aufzuopfern. Aber auch der Beweis, den die Freunde der Schweitz für den Inn wollen gelten machen, beruht bloß auf einem Scheingrund. Man kann einen sehr kleinen bestimmten Theil eines Flusses nicht zum Maaß der ganzen Grösse desselben annehmen. Ein lockerer Boden des Bettes, ein stärkerer Strom, u. dg. m. machen die Masse des Wassers in einem Fluß zufälligerweis sehr verschieden. Hier, wo sich der Inn mit der Donau vereinigt, strömt diese zwischen Bergen mächtig daher, und hemmt den erstern, der ihr in die Quere kommt, und sich auf einen flächern und weichern Boden bey seiner Mündung mehr ausbreiten kann. Die Donau läßt hier zuverläßig in dem nämlichen Zeitraum viel mehr Wasser vorüberströmen, als der aufgehaltene Inn, und ist weit über Regenspurg, noch ehe sie die starken Flüsse, Altmühl, Nab, Regen und Iser zu sich genommen, schon ein mächtigerer Strom, als der Inn zwischen Wasserburg und Innspruck, welcher durch die sehr unstete Salza im Durchschnitt eben nicht viel Zusatz bekömmt. Schwaben hat ohne Widerrede die Ehre, die Mutter des gewaltigen Donaustroms zu seyn, mit dem sich unter den europäischen Flüssen nur die Wolga messen kann.

Wenn man das ganze Gebiete der 2 Flüsse, die sich hier vereinigen, bis an ihren Zusammenfluß überschaut, so ist jenes des Inns in Betracht der

Krümmung zwar ein wenig länger, aber viel schmäler, als das weite Donaugebiet. Bis unter Kufstein fließt der Inn in einem sehr engen Thale, dahingegen die Donau Oberschwaben und Bayern in der ganzen Breite beherrscht. Die Iller und der Lech sind bey ihrem Einfluß in die Donau auf ihrem langen Lauf schon so stark geworden, als der Inn bey Innspruck ist. In einem sehr engen Thale bekömmt dieser Fluß keine Nahrung, als von kurzen Gletscher- und Waldbächen, indessen die Donau alle Säfte eines der wasserreichsten Länder, das etliche und 40 Meilen in die Länge und 30 in die Breite hat, verschlingt.

Auf meiner Reise durch Deutschland bis hieher kam ich nun durch 3 grosse Thäler, die von dem Rhein, dem Necker und der Donau der Länge nach durchströmt werden. Das Vogesische Gebirge und der Schwarzwald, die von Süden nach Norden parallel laufen, bilden das erstere. Der Schwarzwald deckt es gegen die kalten Ostwinde, und die verschiedenen Arme dieser parallelen Gebirge schützen es auch gegen die unfreundlichen Stösse des Nordwindes. Es genießt eine angenehme und gemäßigte Witterung, welche die Weintrauben zu einer vollkommenen Zeitigung gedeihen läßt. Das Nekerthal ist von einer ähnlichen Beschaffenheit; aber das ungeheure Donauthal steht der Wuth aller unfreundlichen Winde offen. Der größte Theil desselben ist gegen Norden und Nordosten abhängig, wie man aus dem Lauf der Flüsse, Iller, Lech, Iser u. a. ersieht. Hier schützt den zärtlichen Vater Bachus nichts gegen die Grobheit des Boreas und des Aquilo. An der Iser und Donau unter Regenspurg hat man zwar Versuche mit dem Weinbau gemacht; aber man gewinnt bisher von dem Weinstock noch

nichts als Eßig. Ich glaube, dieser ganze Strich Landes ist noch zu waldigt und wässerigt, als daß die Traube in der hiesigen Luft zeitigen kann. Was war Schwaben und das Rheinland zu Tacitus Zeiten? Wie weit war nicht dieser Römer entfernt zu glauben, der Weinstock könne auf deutschem Boden Nahrung finden. Er verzweifelt sogar, daß unter diesem Himmel Obst wachsen könne. Und doch trägt itzt Schwaben herrliche Weine, die dem Falerner und allen den gepriesenen römischen Weinen den Rang streitig machen, und das noch wildere Bayern bringt gutes Obst in Ueberfluß hervor. Mit dem Anbau eines Landes verändert sich seine Luft. Die Austrocknung des Bodens macht sie wärmer, und wer weiß, wie viel nicht die Ausdünstung einer starken Volksmenge auf die Luft wirken kann? Mit der Zeit können ohne Zweifel auch glücklichere Versuche in Bayern mit dem Weinbau gemacht werden. Die Abhänge der Berge am linken Ufer der Donau, zwischen hier und Regenspurg biethen für die Rebe eine günstige Pflanzstätte dar, indem sie gegen die schlimmern Winde gedeckt sind; und der Wein, der wirklich in der Gegend von Passau gezogen wird, verdient allerdings diesen Namen.

Uebrigens hat dieses grosse Donauthal, welches hier auf der linken Seite des Flusses von einem Arm des böhmischen, auf der rechten aber von einem Ast des steyrischen Gebirges geschlossen wird, den beßten Getraideboden. Es könnte sehr leicht noch einmal so viele Menschen nähren, als es wirklich enthält. Oft ist in Bayern der Preiß des Getraides so gering, daß dem Bauern kaum die Mühe des Baues bezahlt wird. 170 Pfund Roggen werden öfters unter 2 Gulden verkauft.

Die Schiffahrt ist in dieser Gegend der Donau

bey weitem nicht so beträchtlich, als sie es am Oberrhein ist. Man versteht es noch nicht, den Strom gemächlich aufwärts zu fahren. Die meisten Schiffe, welche hier vorübergehn, kommen von Regenspurg und Ulm, sind ohne Masten, ohne Theer, bloß von Tannenbrettern gebaut, und werden zu Wien oder anderstwo verkauft. Der Kaiser hat den Schifleuten, die ihre Fahrzeuge nach rheinischer Art bauen würden, ansehnliche Belohnungen versprochen; aber es geht hier wie überall. Es hält schwer den mechanischen Theil des Publikums aus seinem gewohnten Gleise zu bringen. Die Schifleute, mit denen ich gesprochen, wollen gar nichts von Masten und Segeln hören. Sie sagen, der Mast drücke das Schiff vorne nieder, wenn es gezogen würde. Umsonst erklärt man ihnen, daß, wenn an das Seil, welches von der Spitze des Mastes ans Ufer geht, ein Querseil angebracht wird, das an der Spitze des Vordertheils des Schiffes bevestigt ist, und in einer Rolle an jenem grossen Seil hängt, auf diese Art das Schiff nicht niedergedrückt werden kann, indem die Richtung des Zuges alsdann horizontal geht. Es ist unausstehlich, ein Schiff die Donau heraufziehn zu sehn. Das Seil ist an dem Vordertheil des Schiffes bevestigt, und wird von 15 bis 18 der stärksten Pferde auf dem Rand des Ufers fortgeschleppt. Es rasiert alles kleine Gesträuche, das ihm in den Weg kömmt, und wenn das Hinderniß etwas zu groß ist, so müssen 2 bis 3 Kerls dasselbe mit Hebeln lüften. Das Schiff wird in seinem Schneckengang alle Augenblicke aufgehalten, und oft müssen in einem Raum von einigen hundert Schritten die Pferde mehrmal ausgespannt werden. Das Reiben des Zugseiles auf der Erde vermehrt die Last wenigstens um so viel als ein Pferd ziehen mag,

und mit dem Segel könnten oft mehrere Pferde erspart werden. Die unbetheerten Schiffe werden in dem süssen Wasser und von der Sonnenhitze gar bald leck. Weil die Fahrt den Strom hinauf noch nicht sehr gewöhnlich ist, so fehlt es von Stationen zu Stationen an Mietpferden, und die Schifleute sind gezwungen, alle Pferde für die ganze Reise mitzunehmen, ob sie schon an manchen Orten einige ersparen könnten. Der Rheinschiffer genießt die Gemächlichkeit, daß er bald mit 2, bald mit 6 Pferden fahren kann, je nachdem ihm die Gegend des Stromes oder der Wind günstig ist, welches er bloß der starken Befahrung dieses Flusses zu verdanken hat, wodurch die am Ufer wohnenden Landleute in den Stand gesetzt werden, Pferde auf kleine Stationen zur Miete für die Schiffer herzugeben. Alle diese Hindernisse können jetzt so leicht noch nicht gehoben werden, und einige fallen von selbst weg, sobald die Handlung der Donaulande beträchtlicher seyn wird. Das größte Donauschiff, welches diese Gegend bis nach Wien befahrt, ladet öfters 2500 Zentner, welches ohngefähr so viel als die Ladung eines zweymastigen Seeschiffes beträgt. Leb wohl.

Linz —

Ich erwartete zu Passau das ordinäre Wochenschiff von Regenspurg, und wollte mit demselben gerade nach Wien fahren. Die Schifleute machten bey der größten Luftstille unter dem Vorwand eines bald zu erwartenden bösen Windes so oft Halt, daß mir die Geduld ausbrach. Ich merkte wohl, daß es ihnen darum zu thun war, um an den klei-

nen Orten ihre Kontrebande mit guter Art an Land zu bringen. Meine Reisegesellschaft hatte auch zu wenig Reitz für mich. Sie bestand aus einem Schwarm Handwerkspursche, die mit dem Rudern ihre Fracht bezahlen, und aus einer Menge Bauerndirnen, die zu Wien als Mägde unterkommen wollen. Einige derselben waren sichtbarlich in gesegneten Leibsumständen, und schienen ihre Heimat verlassen zu haben, um in dem Spital zu Wien mit geringerer Schande, auf Kosten des Kaisers, entbunden zu werden. Oestreich soll immerfort auf dieser Seite einen starken Zufluß von Bevölkerung dieser Art erhalten. Der ganze Troß, sammt den groben Schiffern, war mir platterdings ungenießbar, und die Stadt Linz mit der Gegend umher lachte mich zu freundlich an, als daß ich nicht aussteigen und auf einige Tage nähere Bekanntschaft mit ihr machen sollte.

Zu Engelshartszell wurden wir visitirt. Alles geschah in der besten Ordnung und mit ziemlich viel Gelindigkeit Man hatte einen ganzen Tag mit dem Plombieren der Waaren unsers Schiffes zu thun. Es war mir ein unerklärliches Räthsel wie die Schiffer ihre Kontrebande, von deren Daseyn ich überzeugt war, durchbringen konnten; denn die Mauthbedienten schienen mir eben nicht sehr geneigt zu seyn, sich bestechen zu lassen. Auf meine Bücher richteten die Herren Visitatoren ganz vorzüglich ihre Aufmerksamkeit. Youngs übersetzte Nachtgedanken, die ich von einem armen Studenten zu Salzburg aus Erbarmen gekauft hatte, nahm man mir als ein verbotenes Buch weg, und Gibbons Werke ließ man durchgehn. Der erste ist ein Krist bis zur Schwärmerey, und bloß der kleine Ausfall, den er wegen des Begräbnisses seiner Tochter — nicht gegen die

Katholiken überhaupt, sondern bloß gegen die Stadt thut, die seinem Kind das Begräbniß versagte, hat ihn neben den Machiavels, Spinozas, Bolingbrokes u. dgl. m. an den heiligen Pranger gebracht. Wie lächerlich wird der Index, wenn man offenbar sieht, daß öfters der bloße Titel sein Werk brandmarkt, und wenn man bedenkt, daß kein Zensurkollegium im Stande ist, mit der ungeheuern Menge neuer Bücher, die in den kultivirten Sprachen unserer Zeit erscheinen, augenblicklich so bekannt zu seyn, daß man ihnen sogleich auf die Gränze Steckbriefe entgegen schicken, und den Eintritt in das Land wehren könne. Gibbon ist ein erklärter Feind der Religion, und hat doch über Oestreichs Gränze eindringen können. Ich höre zwar, daß man zu Wien die Bücher, welche den Zensoren fremde sind, nicht eher verabfolgen läßt, bis man sie ganz durchgelesen hat; aber ich werde die Herren dieser Mühe zu überheben wissen — Vielleicht ist dieß die einzige schwache Seite der kaiserlichen Regierung — Es ist sehr unökonomisch gehandelt. Das Bücherverbot erhöht nur ihre Preise im Lande. In der Schweitz, zu Inspruck, zu Salzburg und an andern Orten erfuhr ich, daß jährlich eine ungeheure Menge verbotener Bücher auf dieser Seite in die östreichischen Lande gebracht wird. Officiers vom ersten Rang, Präsidenten und Räthe sind bey diesem Schleichhandel interessirt, und das Verbot hat keine andre Wirkung, als daß z. B. Bayles Diktionnäre, welches sonst 5 Louisdor kostet, zu Wien mit 100 Thaler bezahlt wird, und um diesen Preiß häufig genug zu haben ist — Ohne Zweifel wird dieser Schleichhandel auf der sächsischen und slesischen Gränze eben so stark getrieben.

Sobald man den Fuß auf östreichischen Grund und

Boden gesetzt hat, fühlt man lebhaft, daß ein ganz andrer Regierungsgeist das Land belebt. Die Wohnungen der Landleute, ihre Kleidung, ihre Gesichtszüge, der Anbau ihrer Güter, alles zeichnet sie zu ihrem Vortheil auffallend von den Bayern aus. Gestern sah ich hier einige Bauern in einspännigen Kaleschen zu Markte fahren, die völlig wie die reichern Pachter in England, oder die nordholländischen Bauern aussehen. Ihr volles Gesicht, ihre ausgefütterten Pferde und das gute Geschirre sprachen von einem Wohlstand, die ihr langer, brauner, aber doch sehr reinlicher Wollenkittel, ihre plumpen Schuhe ohne Schnallen, und ihre grossen abgekremten Hüte nicht zu verrathen schienen. Diese reichern Bauern nennt man hier Landler, und ihre beträchtliche Anzahl macht der Regierung viel Ehre. Ueberall erblikt man Spuren des Wohlstandes, und es ist mehr Sitte, als dringende Armuth, daß man besonders unter dem Titel zur Aussteurung einer Braut oder eines Bräutigams von den Landleuten angebettelt wird — Die grossen, abgekremten, grauen oder schwarzen Filzhüte lassen den hiesigen Bauernmädchen, so wie ihre ganze Kleidung ungemein schön.

Oberöstreich ist gegen die befruchtenden West- und Südwinde von grossen Bergen verschlossen, und auch dem reinigenden Nordwinde ist vom böhmischen Gebirge der Zugang erschwehrt. Nur der Ostwind hat durch einen Theil desselben freyen Zug. Das sehr wasserreiche Land kann also nicht anders als sehr feucht seyn. Der bergigte und waldigte Boden ist dem Ackerbau nicht sehr günstig, und sein Reichthum besteht hauptsächlich in der Viehzucht, in Salz und Obst, dessen Most den Mangel des Weines ersetzt.

Linz, die Hauptstadt dieses Landes, hat eine vortrefliche Lage. Auf dem Schloßberg, welcher auf

der

der Westseite der Stadt liegt, beherrscht man eine prächtige Aussicht, auf eine ungeheure Ebene zur Rechten der Donau, die gegen Süden von den himmelhohen steyrischen Bergen geschlossen wird, deren Häupter oft über die Wolken emporragen. Jenseits der Donau, der Stadt gerade gegenüber stellt sich ein ungemein schönes Amphitheater dar. Der Halbzirkel der schönen und hohen Berge, die es bilden, stößt an der Donau an. Der tiefe und weite Grund desselben ist dicht mit Dörfern und Höfen besäet, und auf den waldigten Abhängen der Berge nehmen sich einige Schlösser vortreflich aus. Die majestätische Donau giebt dieser schönen Landschaft noch mehr Pracht, Leben und Mannichfaltigkeit.

Die Stadt ist sehr schön, und fast durchaus von Steinen erbaut. Unter den 12000 Einwohnern, die sie ohngefähr enthält, herrscht so viel Industrie, Geselligkeit und Wohlstand, daß mir die Erinnerung der bayrischen Städte im Abstich mit dieser aneckelt. Es giebt hier einige sehr beträchtliche Manufakturen, und die Handlung der Stadt ist sehr ausgebreitet. Der ziemlich zahlreiche und gutgesittete Adel, die Officiers der hier einquartirten Truppen und einige Professoren bieten die besten Gesellschaften dar. Die Stadt ist ganz offen, und das Ländliche ist nach meinem Geschmack so schön mit dem Städtischen vermischt, daß ich hier meine beständige Hütte aufschlagen würde, wenn mir mein irrender Rittergeist Ruhe gestattete. Der hiesige Adel besteht zwar bloß aus solchen Familien, deren Einkünfte zu eingeschränkt sind, als daß sie mit Anstand zu Wien leben könnten; aber dadurch ist man des imposanten Tones überhoben, womit der reiche Deutsche Adel seine Gesellschaft so abschreckend macht.

Das hiesige Frauenzimmer ist mit den guten Manieren, der Lektüre und den gesellschaftlichen Situationen viel besser bekannt, als die Bayerinnen und Schwäbinnen, die aber an Fleisch reichlich ersetzen, was ihnen an Geist gebricht. Man schreibt es dem Wasser und der feuchten Luft zu, daß hier das Rothe auf den Wangen so selten ist, und die sprechenden und einnehmenden Gesichtszüge des hiesigen Frauenzimmers den Fremden auf das Welke ihrer Körper nur noch aufmerksamer machen; allein ich glaube, die Hauptquelle des Uebels liegt anderstwo. Eine starke Besatzung ist selten der Gesundheit des Frauenzimmers zuträglich — Die Kleidung der gemeinen Weibsleute ist die niedlichste, die ich je gesehen. Ihr Temperament scheint sehr reitzbar zu seyn, welches das Verwelken ihrer Körper beschleunigt.

Die Art, wie man die hierankommenden Fremden behandelt, entspricht nicht dem sanften, menschenfreundlichen Ton, den sonst die östreichische Regierung annimmt. Man eskortirte uns wie Gefangene aus dem Schiff zur Hauptwache, und ich mußte über eine halbe Stunde in der stinkenden Stube stehn, bis der Officier mit der Miene eines Inquisitors die Kundschaften der Handwerkspursche durchschaut hatte, und es ihm endlich beliebte, meinen Paß zu besichtigen. Es war ihm mehr darum zu thun, einen Rekruten zu werben, als sich und seine Obern durch gute Art den Fremden zu empfehlen. Ich hatte meine Tobaksdose in dem Schiff vergessen, und da ich wußte, daß es zu Ens, einige Stunden von hier, halten mußte, um einige Waaren auszuladen, so machte ich durch die reitzende Landschaft einen Spaziergang dahin. Ich kam eben dazu, als einige Unterofficiers mit grober Ungestümme an Bord

stiegen, um die Handwerkspursche, die sich zu Linz hinlänglich legitimirt zu haben glaubten, noch einmal zu visitiren. Sie nahmen 2 Böhmen mit Gewalt unter dem Titel weg, das es den Landeskindern verboten sey, sich ohne besondre Erlaubnis aus ihrer Provinz irgendwohin zu begeben. Unterdessen gieng das Schiff weg; die Böhmen legitimirten sich durch ihre Papiere, und mußten nun einige Meilen zu Fuß laufen, um wieder zu dem Schiff zu kommen. Die Absicht der Soldaten war, die guten Leute durch diesen Aufenthalt in Verlegenheit zu setzen, um sie zu Werbunterhandlungen geneigt zu machen. Gewaltthätigkeiten von dieser Art hat ein Reisender vom niedrigsten Stande in Frankreich nicht zu beförchten. Wenn sein Paß besichtigt und sein Koffer durchsucht ist, wird er nirgends mehr angehalten — Ich stand heute am Ufer der Donau, um die Leute aus einem Ulmer Schiffe aussteigen zu sehn, in deren Gesellschaft ich morgen meine Reise fortsetzen werde. Unter denselben befanden sich 2 unserer Landsleute; der Eine ein betagter Mann, der zu Wien als Sprachmeister sein Brod suchen will, und der andre ein Friseur. Ein Stokböhme foderte mit aufgepflanzter Bayonnette die Pässe und Kundschaften ein, und riß sie vielen mit einer gewissen groben Wildheit aus den Händen, die ich ihm nicht verargte, weil sie ihm natürlich war. Der Sprachmeister schöpfte aus dieser unfreundlichen Art den Argwohn, es könnte mit den Pässen unrichtig zugehn, und vielleicht mancher dem Eigenthümer vorenthalten werden, um Ansprüche auf seine Person zu bekommen. Es war ihm nicht um sich selbst, sondern um den jungen, wohlgewachsenen Friseur zu thun, der den Soldaten in die Augen stechen mußte. Er raffte all sein bisgen Deutsch zusam-

men, um dem Soldaten seine Bedenklichkeit begreiflich zu machen. Aber dieser verstand als ein Stokböhme kein Wort davon, und ward durch die anhaltenden Vorstellungen des Franzosen so aufgebracht, daß er ihm bald den Flintenkolben unter die Ribben gestossen hätte. Der Franzose äusserte gegen die umstehenden Zuschauer, daß man in seinem Vaterlande die Fremden anderst behandelte, und nun mischte sich ein Eingebohrner ein, der ihm unter die Nase sagte, wenn ihm diese Art nicht gefiele, so sollte er zu Hause bleiben — Ein Fremder, dem nicht die bessern Gesellschaften geradezu offen stehn, ist hier zu Lande überhaupt schlecht empfohlen.

Vorstellungen sind hier übel angebracht. Ueberall steht der allmächtige Stok zur Antwort bereit, und überall fühlt man, daß man in einen militärischen Staat gekommen ist, der strenge auf Subordination hält. Leute von Stand empfinden diesen Druk nicht, aber ich denke, man wäre allen Menschen ohne Ausnahm Billigkeit und Liebe schuldig. Bey uns nimmt auch der geringste Soldat eine Vorstellung an, und beantwortet sie, so gut er kann. Alles beeifert sich, dem Fremden zu zeigen, daß man an seinem Schikfal Theil nimmt, daß man froh ist, ihn bey sich zu sehn, und stolz, ihm durch gutes Betragen den Aufenthalt angenehm zu machen. Offenbar begegnete man uns bey der Mauth zu Engelhartszell etwas gelinder, weil wegen der zu beförchtenden Desertion keine Truppen dorthin gelegt werden können, und also die Civilbedienten eher ein Wort in Güte annehmen müssen. Aber hier, wo die ganze Luft vom Schwingen der Korporalstöcke ertönt, muß man jeden Blik eines Unterbedienten als ein Gesetz annehmen — Bruder! in Betracht der schönen Sitten und

wahren Menschenliebe können wir immer stolz auf uns seyn. Es ist kein Vorurtheil. Unter den übrigen europäischen Nationen ist die gute Lebensart fast durchaus nur auf die kleine höhere Klasse eingeschränkt; aber man muß auch unserm Pöbel die Ehre lassen, daß er es lange nicht so sehr, als in andern Ländern ist, und die sogenannte Freymüthigkeit einiger unserer Nachbarn ist gar oft nichts als eine durch schlechte Erziehung angewöhnte Grobheit und Verwilderung der Sitten.

Wien —

London ausgenommen, lieber Bruder, ist gewiß keine grosse Stadt so schlecht mit Gasthäusern versehen, als Wien. Die wenigen Stunden, die ich nun hier bin, hab ich fast bloß mit Fluchen zugebracht. Da wies man mich in eins der berühmtesten Gasthäuser, dessen Namen ich nicht nachsprechen kann, so sehr meine Zunge auch an die wiehernde deutsche Sprache gewöhnt ist. So viel weiß ich, daß man es einen Hof betitelt. Da brennte man in der sogenannten Gaststube, die einem unterirdischen Gewölbe ähnlich sah, bey hellem Mittag ein Licht. Der schmutzige Keller sagte mir, alle Zimmer seyen von einer Truppe Komödianten besetzt, und ich nahm meinen Weg zum Ochsen, dem allerberühmtesten Gasthof in der Hauptstadt Wien. Da mußte ich wie auf einen hohen Thurm hinaufklettern, in ein schwarzes Kämmerlein, wo ich keine Luft und keine Aussicht als auf Dächer hatte. Ich fragte um den Preis dieses Loches, und da forderte man 56 Kreutzer des Tages. Ich lief was ich laufen konnte

den babylonischen Thurm wieder herab, und fragte nach einem andern berühmten Gasthaus. Man führte mich in den wilden Mann, der immer noch unter die 4 bis 5 ersten Gasthöfe der Kaiserstadt Wien gehört, und da hab ich nun eine Art von Gefängniß in Besitz genommen, wo ich durch mein Fenster nichts als schwarze Mauern sehe, worinn, ausser dem schlechten Bett, einem Tisch und Stul von schwarzen Tannenbrettern, nicht das geringste befindlich ist, in welches ich nur über 4 bis 5 Stiegen kommen kann, und das ich doch täglich mit 42 Kreutzer oder beynahe 2 Livres unsern Geldes bezahlen muß.

Als die Rede vom Essen war, da war weder eine Table d'hote, noch etwas ähnliches im Haus. Der Keller stellte sich steif vor mich hin, und nannte mir 20 bis 30 Gerüchte in einem Athem so geschwinde daher, daß ich nichts unterscheiden konnte. Ich mußte es platterdings seiner Diskretion überlassen, die Speisen für mich zu wählen. Nun giengs an ein Fragen, für wie viel Kreutzer Suppe, für wie viel Gemüß, für wie viel Braten u. s. w. ich haben wollte, als wenn man im ersten Augenblick mit dem Werth der Dinge in einer Stadt bekannt seyn könnte. Ich sagte ihm nur, er soll mich nach seinem Gutbefinden füttern, und ich wollte dann alles richtig bezahlen. Zum guten Gebrauch für die Zukunft erkundigte ich mich um den Preis jeder Schüssel, wie sie mir aufgetragen wurde, und ich muß gestehn, daß alles sehr billig war. Um 20 bis 24 Kreutzer kann man hier ein ziemlich gutes Mittagessen nebst einem Schoppen Wein haben. Aber die Art zu speisen ist traurig. Jeder setzt sich besonders in einen Winkel, bewegt eine Zeitlang die beyden Kinnbacken und die Hände, bezahlt seine Zeche, und geht fort ohne ein Wort geredt zu haben. Man hört in der Gast-

stube nichts, als das Scharren mit den Löffeln und das Geräusche des Kauens. Ich bin, wie du weißt, nur halb satt, wenn ich vom Tisch aufstehn muß, ohne meinen Theil geplaudert zu haben. Man sollte glauben, es sey hier eine Taxe auf das Reden gelegt. Wie verschieden von Paris! Wie lebhaft sieht es da in den Gaststuben aus! Wie bekannt thun nicht da alle Fremden und Eingebohrnen zusammen im ersten Augenblick wo sie einander sehn! — An der Thüre des Gastzimmers ist ein Zettel angeschlagen, worauf mit grossen Buchstaben gedrukt zu lesen ist, „daß der Wirth 10 Thaler Strafe zu erlegen habe, wenn er auf die Fasttäge einem bekannten Katholiken Fleisch zu essen gäbe„ — Ich bekam Fleisch im Ueberfluß, ob es schon heute Freytag ist. Der Keller nahm sich die Mühe nicht, sich um meine Religion zu erkundigen, und da that er wohl daran.

Nach dem Essen legte ich mich ans Fenster der Gaststube, woraus ich einen grossen Theil einer der gangbarsten Strassen dieser Stadt, nämlich der Kärnthnerstrasse überschauen konnte. Das Gewimmel ist nicht viel geringer, als das in der Gegend der neuen Brücke zu Paris, und es sieht hier viel bunter aus. Türken, Raizen, Pohlen, Ungarn, Kroaten und ich glaube auch Panduren und Kosaken und Kalmüken durchkreuzen auf eine stark abstechende Art den dicken Schwarm der Eingebohrnen, der sich in ungläublicher Stille durch die Strasse drängt. Entweder weiß man hier nichts zu reden, oder man scheut sich laut zu reden. Wenn zwey Bekannte mit einander gehn, so lispeln sie auf der Seite einander zu, und wenn die Kutschen nicht etwas Lärmen machten, so verspürte man auch in dieser Hauptstrasse bey eingeschlossenen Fenstern nichts davon, daß man in ei-

ner grossen Stadt ist. Wie verschieden von Paris, London und Neapel!

Ohne Zweifel werde ich hier noch Verschiedenheiten genug finden, um dich auf eine lange Zeit unterhalten und dir einen Begriff von der Hauptstadt des ganzen Deutschlandes und aller östreichischen Staaten geben zu können. Indessen, bis ich einen bessern Standpunkt, als meine hohe Felsenhöhle in diesem Gasthaus ist, bekommen werde, meine Beobachtungen anzustellen, will ich dir von meiner Fahrt von Linz hieher Nachricht geben.

Unser Schiff war nach dem Riß der Arche Noahs gebaut, ohne Fenster, durchaus verdeckt, und Menschen, Waaren, Thiere und Ungeziefer ohne Unterschied durch einander eingepackt. Was eine Art von Kajüte vorstellen sollte, war der Vordertheil. Eine hohe Lage Zuckerkisten bildeten die hintere Wand, und auf einer Seite war eine kleine Oefnung angebracht, die man ein Fenster nannte, wodurch man aber kaum sehen konnte, daß es Tag war. Mitten in dem Schiff, der Länge nach, war zur Seite auf dem Verdeck eine andre Oefnung gemacht; aber nicht um eine Taube nach einem Oelzweig ausfliegen zu lassen — Man mußte über das ziemlich abhängige und bey einem Regen sehr schlüpfrige Verdecke mit etwas Lebensgefahr in diese Oefnung hinabsteigen, um seine Nothdurft zu verrichten. Da diese Kloake keinen Ausfluß hatte, und auch kein Schiffsjunge da war, sie zu reinigen, so kannst du dir leicht vorstellen, daß das ganze Schiff immerfort mit balsamischen Düften angefüllt war, besonders da es ungewöhnlich viel Leute hatte.

Ich lag die meiste Zeit ausgestreckt auf dem Dach der Arche, mußte aber die Vorsicht gebrauchen, mich auf der Spitze desselben wohl anzustemmen,

um nicht durch den geringsten Stoß, den das Schif von einem Ruderzug oder von dem Berühren des Ufers zu beförchten hatte, ins Wasser gewippt zu werden. Es ist nicht das geringste angebracht, was den Füssen einige Sicherheit geben könnte. Die herrlichen Aussichten, deren ich genoß, machten mir die Reise in etwas erträglich. Von Passau bis hieher sind die Ufer der Donau gebirgigt, und nur an sehr wenigen Orten stehn die Bergreihen, welche das Thal Oestreich bilden, so weit von einander, daß man den Zwischenraum eine Ebene heissen kann. An vielen Orten hängen sie wie abgehauene Mauern über den Fluß her. Dem ungeachtet sind diese Ufer stark bewohnt und vortreflich angebaut. Man erblickt zwar auf denselben, von Linz bis hieher, welches 28 deutsche Meilen beträgt, keine beträchtliche Stadt, aber eine Menge kleiner Städte und wohlgebauter Flecken und Dörfer, die alle von einem hohen Wohlstand der Einwohner sprechen.

Was den meisten Reiz für mich hatte, waren die Krümmungen des Flusses. Einigemal fuhren wir ein langes enges Thal herab, dessen Bergabhänge aber sanft genug waren, um stufenweis bis zu den Gipfeln hinauf auf die mannichfaltigste Art angebaut zu werden. Im Hintergrund des schönen Perspektivs lag am Fuß eines steilen Berges irgend ein wohlgebautes Städtchen oder ein grosser Flecken, dessen Weiß mit der finstern Waldung des herüberragenden Berges stark abstach. Nun nähert sich unser Schiffe nach und nach diesem Ort, welcher die ganze Aussicht schließt, und auf dem Wasser zu schwimmen scheint. Wir sind nur noch einige hundert Schritte davon entfernt, ohne absehn zu können, auf welcher Seite sich der Strom aus dem Thal winden wird. Wir glauben bald an die Mauern des

Städtchens zu stossen, oder in die Strassen des Fleckens einlaufen zu müssen, als sich auf einmal zu unserer Rechten ein Perspektiv von einer ganz andern Natur öfnet. In einem scharfen Winkel wendet sich der Fluß hier aus dem heitern Thale in einen engen wilden Tobel, dessen ganzen Boden er einnimmt. Es ist als wenn man auf einmal aus dem hellen Mittag in die tiefe Dämmerung der Nacht versetzt würde. Die senkrechten und sehr hohen Berg- und Felsenwände zu beyden Seiten lassen den Tag nicht eindringen. Den Hintergrund dekt eine dicke Nacht, die kaum die Umrisse der Berghäupter an dem tiefen Blau des Himmels sehen läßt. Der Vordergrund dämmert in einem Halbdunkel, welches den Farben und Gestalten der Berge und Felsen vortreflich zu statten kömmt. Kein Laut unterbricht die Stille, die in diesem öden Thale herrscht, als etwa der widerhallende Schlag eines Holzhauers im nahen Walde oder der Gesang eines Vogels. Wir sind nun bald am Ende des schauerlichen Perspektivs und erwarten, durch eine unterirdische Kluft aus demselben wieder an das Tageslicht zu kommen. Die Schaubühne wird immer dunkler und enger und unsere Auskunft immer räthselhafter. Mit gierigen Blicken suchen wir eine Oefnung in den Felsenwänden, worinn wir ringsum eingemauert sind. Wie auf den Schlag eines Feenstabes öfnet sich nun eine lachende Landschaft zu unsrer Seite, in die wir durch einen engen Schlund einfahren. Unsere betroffenen Augen waiden nun auf den schönen Hügeln, dem mannichfaltigen Gehölze, den unzähligen Flecken, Schlössern und Höfen, den Weinbergen und Gärten, die sich auf eine grosse Strecke hin in dem Fluß spiegeln — Auf diese Art wechselten die Aussichten immerfort ab, mit einem Abstich, der bey jeder Ver-

änderung immer mehr erwarten ließ, und immer mehr leistete, als er versprach.

Ich bestand auf dieser Fahrt zwey Abentheuer, die ich, als ich sie bloß aus dem Gerüchte kennte, nicht gegen jenes des Ritters aus der Mancha in der Höle Montesinos vertauscht hätte. Wie es aber zur Sache selbst kam, entwikelte sich der Auftritt, wie jener mit den Walkmühlen, und fast schäme ich mich dir Nachricht davon zu geben. Zu Ulm, Augspurg, München, Regenspurg, Passau und Linz hörte ich so viel von einem Strudel und Wirbel, die man auf der Donau mit grosser Gefahr paßleren müßte, daß ich dir und der Nannete durch die Beschreibung dieser Gefährlichkeiten, die ich bestehn wollte, nicht wenig Schreken einzujagen gedachte. Ihr könnt aber ruhig seyn, lieben Kinder, wenn ich auch noch hundertmal diese Scylla und Charybdis befahren müßte. Beyde Plätze sind nicht so gefährlich als es einige Gegenden in der Mosel, Maaß, Rhone, Loire, im Rhein und in mehrern Flüssen von Europa sind, die demungeachtet stark befahren werden.

Verschiedene Nebenumstände erhalten den Ruf des Schreckens dieser beyden Plätze. Viele Handwerksbursche pralen gerne damit, daß sie das Abentheuer bestanden, und vergrössern vorsezlich die Gefahr. Andre sind einfältig genug, dieselbe für wirklich zu halten, und das Schauerliche der Landschaft und des Brausens des Wassers trägt nebst dem Vorurtheil noch viel dazu bey, daß sie auf den verschrienen Stellen zittern und es ihnen düster vor den Augen wird. Nun sehn sie alles durch das Vergrösserungsglas ihrer eingebildeten Forcht, und übertreiben dann ihre Beschreibung davon unvorsezlich. Das Meiste aber thun hiebey die Schiffleute. Sie bringen die Gefahr mit dem Frachtlohn in Anschlag, und wenn

man an den berüchtigten Plätzen vorüber ist, so geht der Steuermann mit offenem Hut im Schiffe herum, und sammelt von den Passagiers ein Trinkgeld ein, daß er sie glüklich durch die Gefahr gebracht. Es ist ihnen also daran gelegen den Strudel und Wirbel in ihrem Kredit zu erhalten. Der Eigenthümer des Schiffes als er sah, daß ich keinen Glauben an das Gespenst hatte, gestand mir im Vertrauen, daß er sich seit den 20 Jahren, durch welche er nun die Donau befahren habe, keines Unglücks zu erinnern wisse, das auf diesen verschrieenen Orten vorgefallen wäre.

Ungleich mehr Gefahr ist bey den vielen Holzbrüken, worunter die Schiffe durchfahren müssen. Die Joche stehn größtentheils so nahe beysammen, daß kaum für ein grosses Schiff zwischen denselben Raum genug ist. Auf einem ordinären Fahrzeug, welches Güter von beträchtlichem Werth und Reisende an Bord hat, ist auch nicht viel zu beförchten, denn der Rand dieser Schiffe geht so hoch über das Wasser hinauf, daß sie beym Anstossen nicht sogleich Wasser schöpfen können, und die Schiffleute, welche für die Waaren haften müssen, sind vorsichtig genug, um sich vor Schaden zu hüten. Aber zu Stein, wo wir uns im Wirthshaus an der herrlichen Aussicht nach dem Kloster Gottwich und der Gegend umher waideten, sahen wir drey Holzschiffe nach einander an der Brücke untergehn. Die wenigen Schiffleute, welche sie führten, sprangen in einen Kahn, und suchten vor der ungeheuern Menge Holz, womit die ganze Donau bedeckt war, so viel wieder aufzufangen als sie konnten. Das Bord dieser Schiffe geht kaum einige Zoll hoch über die Oberfläche des Flusses hinauf, und bey dem geringsten Anstoß schöpfen sie auf einmal so viel Wasser, daß sie sinken müssen.

Diese Holzschiffer sind arme Leute, an denen sich die Handelsleute nicht erholen können. Ihr elendes Schiff hat keinen Werth, und sie können sich im Fall des Scheiterns immer leicht auf einen Kahn retten, den sie hauptsächlich zu diesem Zweck mitnehmen. Ihrer Liederlichkeit hat man die meisten Unglücksfälle zuzuschreiben.

Auf der ganzen Reise wurden wir in den Gasthäusern ungemein gut und wohlfeil bewirthet. Von Kellern weiß man hier zu Lande nichts; sondern die Dienste derselben verrichten schöne junge Mädchen, die ziemlich viel guten Willen äussern, die Fremden nicht bloß zu Tische zu bedienen — Durchaus herrscht eine auffallende Reinlichkeit und ein hoher Grad von Wohlstand.

Paris fällt auf keiner Seite so schön in die Augen, als die Hauptstadt Deutschlands, wenn man sich derselben auf dem Flusse nähert. In der Entfernung von einigen Stunden erblickt man zuerst den hohen St. Stephansthurm durch ein enges Thal, wodurch sich der Strom windet. Die Krümmungen des Thales entziehn ihn wieder dem Auge des Reisenden, der nun mit Sehnsucht die Augen nach der Gegend richtet, wo ihm die verschwundene Pyramide die Nähe der Kaiserstadt verkündet hat. Hohe Weinberge schliessen dieses Thal, und zur linken öfnet sich eine unabsehbare Ebene, worauf man einen Theil der Stadt allmählich erblickt. Zur Rechten ziehn sich die zum Theil beholzten, zum Theil berebten Berge immer noch am Ufer fort, und das königliche Kloster Neuburg vermehrt noch die Pracht der schönen Gegend. Endlich kömmt man an einen steilen Felsen, der sturzdrohend über den Fluß herüberragt. Sein Gipfel trägt ein Kloster, und an seinem Fuß liegt das schöne Dorf Nusdorf, welches

man bald für eine Vorstadt von Wien halten sollte. Sobald man an diesem Felsen vorüber ist, nimmt diese Hauptstadt den ganzen Gesichtskreis vor den Augen des staunenden Fremden ein. Ihre Theile entfalten sich dem Auge um so deutlicher, da sie hie und da ziemlich weit von einander getrennt sind, und viele derselben auf merklichen Erhöhungen liegen. Die unübersehbare Masse der Gebäude, das Geräusche, welches einem entgegen hallt, und endlich die Tiefe der Aussicht in einem unendlichen Häuserhaufen, wenn man sich nun wirklich zwischen den Vorstädten befindet, machten mir das Herz pochen, so sehr ich auch auf den Spruch: Nil admirari, halte.

Als wir ausstiegen, ward mein Koffer am Ufer noch einmal visitirt. Es geschah ohne lästige Umstände, und man nahm sich die Mühe nicht, meine Taschen anzuschauen, die ich mit einigen konfiskablen Büchern hoch angefüllt hatte — Die ganze Reise von Linz hieher währte 6 Tage, ob man sie schon sehr gemächlich in 2 Tagen machen kann. Die Schiffleute nahmen wieder die widrigen Winde zum Vorwand; ich wußte aber wohl daß ihre Kontrebande eigentlich Schuld daran war — Mit 2 Dukaten kann man die Reise von Regenspurg hieher machen. Mit dem einen wird die Fracht, und mit dem andern die Kost der Schiffleute bezahlt, welche in frischen Fischen, gesalzenem Fleische und etwas Zugemüß besteht. Bey der guten Jahreszeit kann man auch ohne Beschwerde im Schiffe schlafen — So wohlfeil auch diese Reise von 56 deutschen Meilen nach diesem Anschlag ist, so fand ich doch meine Rechnung nicht dabey. Der öftere und lange Aufenthalt des Schiffes reitzte mich zu oft auszusteigen, und in den Wirthshäusern Zerstreuung zu suchen — Wenn man das Glück hat, zu Ulm oder

Regensburg Gesellschaft zu finden, so thut diese wohl, wenn sie für sich ein kleines gedecktes Fahrzeug kauft, welches man um 60 bis 70 Gulden immer haben kann, und das für 12 bis 16 Personen geräumig genug ist. Das Schiff kann zu Wien gar leicht wieder verkauft werden, und man macht dann die Fahrt von Ulm hieher in 4, 5 oder höchstens 6 Tagen, wozu ein ordinäres Schiff oft 14 bis 18 Tage braucht. Drey bis 4 Schiffsjungen, die man zum Rudern mitnimmt, halten sich für gut bezahlt, wenn man ihnen zu Wien das Schiff überläßt und sie unterwegs kostfrey hält. Leb wohl.

Wien.

Das war eine Arbeit, Bruder, bis ich ein Zimmer hatte! Drey ganzer Tage lief ich mit meinem Lehnlaquayen in der Stadt herum, ehe ich unter Dach kommen konnte. Es ist hier nicht wie zu Paris, wo jedes Quartier ein Komtoir hat, welches dem Nachfrager Auskunft giebt, welche Wohnungen, Stuben und Kämmerchen, und um welchen Preis sie zu vermiethen stehn. Jeder Eigenthümer heftet hier einen Zettel an die Thüre seines Hauses, worauf gar umständlich zu lesen ist, welche Zimmer ledig sind. In sehr vielen Häusern hat jedes der 5 oder 6 Stockwerke seinen besondern Eigenthümer, oder es hat einer eine ganze Wohnung gemiethet, und kann eine Stube oder eine Kammer entbehren. Nun heftet jeder seine Anzeige besonders an die Thüre, die oft zur Hälfte mit solchen Zettelchen überpappt ist. Da hat Einer eine ganze halbe Stunde zu lesen, ehe er im Reinen ist.

Das erste Zimmer, das ich beschaute, war über 4 Stiegen und gefiel mir nicht übel; aber sobald ich hörte, daß der gute Mann, der es mir vermiethen wollte, ein gnädiger Herr sey, sagte ich zu meinem Lehnlaquayen in unserer Sprache: Fort; mit einem gnädigen Herrn, der die Halfte seiner gemiethenen Wohnung vermiethen will, mag ich nichts zu schaffen haben — Nun giengs in einem andern Haus der Anzeige nach über 6 Stiegen hinauf. Als ich auf der letzten Treppe verschnauft hatte, kam ein Männchen in einem Schlafrock und mit einer Feder hinter dem Ohr aus einer niedern Thüre gekrochen, welches die Magd, die ihm auf dem Fuß nachfolgte, gestrengster Herr betitelte. Gestrenger Herr, dacht' ich bey mir, geht noch an. Ich besah die Stube, und wollte eben in Betracht der reinen Luft, die ich in dieser hohen Region athmen würde, den Kontrakt schliessen, als es mir einfiel, ein Fenster zu öfnen, um zu sehn, was ich für eine Aussicht hätte. Ich erblickte nichts als einige gegenüberstehende Dächer und Schornsteine; denn das gebrochne Dach unter meinem Fenster deckte die ganze Strasse für mich — Weiter, sagt' ich; und nun nahmen wir denselben Tag wenigstens noch 6 Stuben in Augenschein, wovon mir aber keine behagte. Unter andern kamen wir auch zu einer Exzellenz, oder (ich will die Wahl haben) zu einer Magnifizenz, denn einen ähnlichen Klang hatte die Titulatur, welche gar auf dem Parterre eines Hintergebäudes wohnte, und mit welcher ich die faule Luft, die sie einathmete, nicht theilen wollte. Des andern Tages ward das grosse Werk der Stubenmiete mit einer gnädigen Frau eröfnet, die ihrer Fräulein Tochter so viel mit mir zu schaffen machen wollte, daß ich unmöglich meine Einwilligung dazu geben konnte.

konnte. „Sehen Sie, sagten Ihre Gnaden, meine Tochter bringt ihnen alle Morgen selbst den Kaffee. Wollen Sie Abends Thee, so wird Ihnen meine Tochter selbst damit aufwarten. Wollen Sie uns manchmal in die Komödie begleiten, so steht Ihnen, wenns Ihnen zu spät ist zum Traiteur zu gehn, unsere kalte Küche zu Befehl, „ u. s. w. Du must wissen, daß es in Deutschland nicht wie bey uns ist, wo es ein ehrbares Frauenzimmer für eine Beleidigung hielte, wenn ihm ein Mannsbild, mit dem es keine besondere Verbindung hat, das Entree in ein Schauspiel bezahlen wollte. Hier zu Lande ist es eine Schuldigkeit, das Frauenzimmer, welches man irgendwohin begleitet, frey zu halten. Ich merkte wohl, daß die Dienste des schönen Fräuleins schon im Preiß des Zimmers angeschlagen waren, und daß man noch verschiedne Nebengefälle von mir erwartete: Also weiter — Nachdem ich mich diesen Tag müde gelaufen, überzeugte ich mich, daß ich in der Stadt selbst meine Konvenienz nicht finden würde. Die gemächlichern Wohnungen, die etwas freye Luft und Aussicht genieſſen, sind hier ungleich theuer als zu Paris. Es kann wohl nicht anderst seyn; denn beynahe der dritte Theil der Einwohner Wiens, im Ganzen genommen, wohnt in der eigentlichen Stadt, welche doch kaum den sechsten Theil des ganzen Umfanges einnimmt. Die Vorstädte sind auf 600 Schritte von der Stadt selbst entfernt, und die Entlegenheit und ihre Weitläuftigkeit sind Ursache, daß sich das Volk zwischen den Wällen der alten Stadt, als dem Mittelpunkt des Gewerbes und der ganzen Bewegung der ungeheuren Maschine, so unmäßig zusammendrängt. Die meisten Vorstädte von Paris sind nicht viel weniger bewohnt, als die Stadt selbst,

aber hier sehen viele wie Dörfer aus. Eine andre Ursache des hohen Preises der bessern Wohnungen in der Stadt ist, daß das zweyte Stokwerk von jedem Haus dem Hof zugehört, welcher es seinen Bedienten einräumt. Für eines der bessern Zimmer in einer gangbaren Strasse foderte man 6 bis 8 Gulden den Monath, oder ohngefähr 16 bis 20 Livres, und für das schlechteste unter dem Dache, 3 Gulden — In der Vorstadt Mariahilf, einer der gesundesten Gegenden der Stadt, fand ich nach einigen Umfragen den dritten Tag ein sehr gemächliches und lustiges Zimmer um 3 Gulden den Monath, das seine sehr schöne Aussicht hat, und welches ich gegen keines derjenigen, die ich in der Stadt beschaut, vertauschen würde.

Ohne grosse Beschwerde kann ich nun freylich nicht in die Stadt kommen. Während daß man zu Paris ewig im Koth herumwadet, möchte man hier beständig im Staub ersticken. Wien steht den trockenen Ost- und Nordwinden offen, und ist von nahen Bergen gegen die Süd- und Westwinde gedeckt, da hingegen Paris von den letztern zuviel befeuchtet wird. Wenn es hier eine ganze Nacht geregnet hat, so ist einige Stunden nach Aufgang der Sonne alles wieder aufgetrocknet, und gegen Mittag steigen schon wieder die Staubwolken empor. Regnet es den Tag über, so ist während dieser Zeit wegen des vielen Staubes der Koth entsetzlich tief. Nun muß ich, wenn ich in die Stadt will, über die weite und öde Ebene, welche sie von ihren Vorstädten trennt; wo die Fußgänger meistens gezwungen sind, den Mund und die Nase mit einem Tuch zu verstopfen, um nicht vom Staub erstickt zu werden. Man fährt hier durchaus, auch mit den Fiakern, im starksten Trott oder im Gallopp, und da der Weg nach

Schönbrunn unter meinem Fenster vorüber geht, so gehört viel Vorsicht und noch etwas Glück dazu, um mit verstopftem Munde durch das Staubgewölke durchzukommen, ohne überfahren zu werden, oder mit dem Kopf an einen andern Fußgänger anzurennen.

Der Raum zwischen der Stadt und den Vorstädten giebt im Fall einer Belagerung der Vestung freyes Spiel; aber es ist höchst unwahrscheinlich, daß dieser Fall je wiederkommen werde. In neuern Zeiten waren die Türken die einzigen, die ihre Siege bis vor die Thore dieser Hauptstadt verfolgen konnten, und selbst der König von Preussen konnte auch nach den glücklichsten Schlachten nicht weit gegen dieselbe eindringen. Die Macht des Kaisers ist nun jener der Pforte so überlegen, daß ich glaube, der hiesige Hof unterhält die Vestungswerke hauptsächlich in der Absicht, um die Stadt selbst im Zaum zu halten. Ohne einer Menge Familien zu schaden, könnten sie auch nicht geschleift werden; denn durch die Bebauung des leeren Raumes vor den Wällen, würde der Werth der Häuser in der Stadt wenigstens um die Hälfte fallen. Nun giebt es viele Wohnhäuser von 2 bis 300000 Gulden werth, die das ganze Kapital ihrer Eigenthümer ausmachen, und jeder, der in der Stadt selbst ein schuldenfreyes Haus besitzt, ist ein reicher Mann. Das Haus des Buchhändlers von Trattnern trägt jährlich gegen 30000 Gulden oder beynahe 80000 Livres an Zinsen ein. Die Vortheile, die für die Gesundheit und Gemächlichkeit der sämtlichen Einwohner daraus entspringen, wenn die Stadt bis an die Vorstädte erweitert, und der gedrängte Haufen der Einwohner verdünnnert würde, sind so beträchtlich eben nicht, daß sie den Schaden aufwögen, den die Eigen-

thümer der Häuser durch diese Veränderung leiden müßten.

Seit einigen Tagen lief ich nach meiner Art die Kreutz und Quere durch die Stadt, um mir einen Begriff von ihren Haupttheilen und ihrer Gröſſe zu machen. Von dem äuſſerſten Ende der Vorſtadt Wieden bis an das Ende der Leopoldsſtadt, die nur von einem ſchmalen Arm der Donau von der Stadt ſelbſt getrennt wird, und gröſſer als dieſe iſt, hatte ich faſt 2 Stunden zu gehn. Von der Vorſtadt Roſſau an bis zu Ende der Vorſtadt Landſtraſſe brachte ich beynahe anderthalb Stunden zu. Der Umfang von Wien beträgt alſo weit mehr als der von Paris. Der Vorſtädte ſind etlich und dreyſig, aber viele Gegenden in denſelben ſind öde, und einige hundert Gärten, worunter kaum 3 bis 4 ſehenswürdige ſind, nehmen faſt den dritten Theil ihres Umfangs ein. Die volkreichſten Vorſtädte ſind die Roſſau, die Joſephsſtadt, St. Ulrich, Mariähilf, und ein Theil der Wieden und der Leopoldsſtadt. Die gröſte von allen nach der Leopoldsſtadt iſt die Wieden, und die Einwohner eines Theils derſelben haben viel Aehnlichkeit mit denen in St. Marcel zu Paris.

In der Stadt ſind kaum 8 Gebäude, die man ſchön oder prächtig heiſſen könnte. Unter denſelben nehmen ſich der Lichtenſteiniſche Pallaſt, die kaiſerliche Bibliothek und die Reichskanzley vorzüglich aus. Die kaiſerliche Burg iſt ein altes, ſchwarzes Gebäude ohne Schönheit und Pracht. Alles übrige iſt eine geſchmackloſe Felſenmaſſe, die bis auf die Gipfel 5, 6 bis 7 Stokwerk hoch ausgehöhlt iſt, um ſo viel Einwohner als möglich zu faſſen. Es giebt hier kaum 3 Plätze, die etwas Figur machen. Dieſe ſind der Hof, der Graben und der Neumarkt. Das

größte Gedränge ist von der kaiserlichen Burg an über den Kohlmarkt, den Graben, den Stockameisenplatz und durch die Kärnthnerstrasse. In diesen Gegenden, besonders auf dem engen und unregelmäßigen Stockameisenplatz ist der Zusammenfluß von Menschen so groß und die Bewegung so lebhaft als irgend in einer Gegend von London oder Paris. Der Strom dieses grossen Getümmels zieht sich noch bis an das Leopolds-Thor und in die Hauptstrasse der Leopoldsstadt fort — In den Vorstädten steigt die Zahl der sehenswürdigen Gebäude auch nicht über 8, und die Bauart und die Anlage der meisten Gärten verrathen überhaupt sehr wenig Geschmack.

Nach der gemeinen Sage, die auch von Leuten, denen man eine genauere Kenntniß ihrer Vaterstadt zutrauen sollte, bestätigt wird, beläuft sich die Anzahl der samtlichen Einwohner Wiens wenigstens auf eine Million. Der berühmte Herr Büsching aber will in seiner Erdbeschreibung dieser Stadt kaum 200000 Menschen zugestehen. Das hiesige Publikum und dieser grosse Geograph sind fast gleichweit von der Wahrheit entfernt. Voriges Jahr, wo die Sterblichkeit hier nicht ausserordentlich war, betrug die Anzahl der Todten etwas über 10000, oder ohngefähr die Hälfte der jährlichen Begräbnisse zu Paris. Wenn man die ungeheure Menge der ab- und zuströmenden Fremden, deren Sterblichkeit man nur sehr geringen Theils mit in den ganzen Anschlag bringen kann, dazu nimmt, so muß man die Summe der Verstorbenen mit etlichen und dreyßig multipliciren, um die wahre Zahl der hier wirklich athmenden Menschen beyläufig zu bestimmen. Ein Mann von Stande, der es genau wissen kann, sagte mir, man habe bey einer Zählung vor kurzem 385000 Menschen hier ge-

funden, die Einwohner und Fremden zusammengenommen. Diese Zahl wird sehr wahrscheinlich, wenn man bedenkt, daß hier Luft und Wasser besser sind als zu Paris, und in dieser Stadt über 700000 Menschen gezählt werden, wovon jährlich ohngefähr 21000 sterben. Wien ist also ohngefähr so stark bevölkert als Neapel, und diese 2 Städte sind nach Konstantinopel, London und Paris ohne Vergleich die volkreichsten in Europa — wenn man nur mit mehrern grossen Städten bekannt ist, so wird man beym ersten Anblick schon überzeugt, daß diese Stadt mehr als 200000 Seelen enthalten muß.

Mit dem Karakter, den Sitten, Gebräuchen, Belustigungen u. dgl. der hiesigen Einwohner bin ich noch zu wenig bekannt, als daß ich dir etwas zuverläßiges davon sagen könnte. Ich konnte bisher nichts als einige äussere Züge haschen, die von einer erstaunlichen Prachtliebe der Grossen zeugen. Man zeigte mir den Fürsten Karl von Lichtenstein, der ein stolzes Pferd ritt. Sein Gefolge bestand wenigstens aus 8 Personen, worunter auch einige niedlich gekleidete Husaren waren, die dem Anschein nach eine Art von Leibwache von ihm sind. Er soll in seinen Manieren, Gebehrden und Gesichtszügen etwas Aehnlichkeit mit dem Kaiser haben, und man glaubt, einer kopiere den andern im Aeusserlichen. Ich konnte diese Aehnlichkeit in dem flüchtigen Blick, den ich auf beyde zu werfen Gelegenheit hatte, nicht finden. Wenigstens unterscheidet sich der Kaiser von dem Fürsten darin, daß er bey seinen Spazierfahrten kein so zahlreiches Gefolge liebt. Ich sah ihn in einem Kabriolet mit einem einzigen Bedienten in den Augarten fahren. Er liebt das Einfache und Populäre fast bis zur Uebertreibung, und sticht darin mit den Grossen seines Hofes stark ab, die die-

ses so stark auffallende Beyspiel nöthig hatten. Ich glaube in dieser kurzen Zeit mehr prächtige Equipagen und Pferde hier gesehn zu haben, als zu Paris. Unsere Moden herrschen hier despotisch. Periodisch werden die Puppen aus Paris hieher geschickt, und dienen den hiesigen Damen zum Muster ihrer Kleidung und ihres Haarputzes. Auch die süssen Herren beschreiben sich von Zeit zu Zeit Zeichnungen aus Paris und legen sie ihren Schneidern und Friseurs zum Studium vor. Gestern hörte ich in der Komödie eine Dame der andern mit dem Ton und der Miene der höchsten Wichtigkeit erklären, die Königinn von Frankreich habe erst vor 4 Wochen zu Muette den Kopfputz gehabt, nach dessen Muster sie koeffirt sey. Alle Damen, die ich sah, sind wie die zu Paris stark geschminkt, und das Rothe zieht sich bis an die Ohren und in die Augenwinkel. Die Kunstverständigen sagen, die Augen bekämen durch dieses Roth ein gewisses Feuer, das die Blicke unaussprechlich beseele. Ich glaube, ich habe dir und der Nannete schon erklärt, daß ich Barbar genug wäre, alle Schminke von den Wangen der Damen mit einem Strohwisch und grobem Sand wegzureiben, wenn auch alles Spiel der Augen verloren gienge. Unterdessen scheint die dicke Schminke den hiesigen Damen wie den unsrigen ein unentbehrliches Bedürfniß geworden zu seyn, um ihr natürliches Gelb zu verdecken. Ich sah einige, die alle Ursache hatten zu beten: La verole mon Dieu m'a rongé jusqu'aux os.

Wien —

Unsere neuern Philosophen sind durchaus gegen die grossen Gesellschaften. Ich meines Theils nehme die Sachen gerne wie sie sind, und bin mit jeder Einrichtung herzlich zufrieden, wenn eine Veränderung gefährlich oder unmöglich wäre. Es ist wahr, es schauert der Menschheit, wenn man die grossen Städte auf ihrer Schattenseite betrachtet. Setze sich aber einer dieser Herren, die so viel mit der besten Welt in der Luft zu schaffen haben, nur einmal hin, und löse das Problem auf, wie Paris, London oder Wien kleiner zu machen seyen, ohne den ganzen Staat zu erschüttern, und ohne einen grossen Theil der wirklichen Einwohner dieser Städte unglücklich zu machen. Diese zahlreichen Gesellschaften bestehn bloß durch ihre Mängel, durch den ungeheuern Luxus, der sie mitten im Ueberfluß arm macht, durch eckelhafte Sklaverey des einen, und durch Uebermuth und Stolz des andern Theils, durch Aufopferung der Gesundheit und des Lebens so vieler tausend Menschen, deren Schikal unser Philosoph bedauert, daß sie nicht zerstreut wohnen wollen, wie die Schotten im Hochland, und die Helvetier in den Alpen, oder gar wie die Illinois und Irokesen in den Wäldern von Nordamerika oder die Afrikaner in ihren Sandwüsten.

Wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten. Der Mensch überhaupt genommen, ist überall mehr gut als bös, und wenn das Böse des abstrakten Menschen in grossen Städten sichtbarer ist, als in den zerstreuten Hütten der Berge, Wälder und Wüstenbewohner, so ist es meistentheils deßwegen, weil

dort die natürlichen Anlagen des zweybeinigten Thieres ohne Federn mehr Gelegenheit haben sich zu entwickeln, weil man die zusammengetragne Masse des Bösen so vieler Menschen auf einmal übersehen kann, welches bey dem zerstreut wohnenden nicht statt hat, weil dieses gehäufte Böse mit dem Guten um so stärker absticht, weil die Polizey mehr Neigung hat das Böse zu ahnden, als das Gute zu belohnen und das erstere also ruchtbarer ist als das letztere, weil unsere Philosophen, die hierüber deklamiren, mehr Spleen als gute Laune haben und lieber Schwarz als Weiß sehn, und weil es den meisten mit ihren Deklamationen so wenig Ernst ist, daß der sehr ernstliche Herr Hans Jakob von Genf doch lieber zu Paris wohnte, als unter den Savoyarden und Wallisern, deren Lobredner er war.

Man sagt von London, daß man daselbst Himmel und Hölle beysammen sehe. Dieses gilt für jede grosse Stadt, nur die kleine Modifikation des Guten und Bösen ausgenommen, womit der starke Karakter des Britten seine Handlungen schattirt. Käme doch einer dieser Herren Denker auf dem sechsten Stockwerk auf den Einfall, die Gemählde von heroischen Tugenden, wovon der Halbwilde keinen Begriff haben kann, aus der täglichen Geschichte grosser Städte zu sammeln, und wenn es doch einmal des lieben Brodtes wegen geschrieben seyn muß, sie mit der gehörigen Brühe für das Publikum zu appretiren. Das Gute des Menschen entwickelt sich in gedrängten Gesellschaften eben so leicht als das Böse, und hat in den Augen eines wahren Menschenfreundes unendlich mehr Werth, als das Gute des Halbwilden, weil es nicht wie bey diesem die Wirkung eines fühllosen Instinktes, sondern mit mehr Bewußtseyn und einem lebhaftern Gefühl be-

gleitet ist. Die Schilderung des Taglöhners in St. Marcel zu Paris, den ein Mönch auf dem Todesbette damit trösten wollte, daß er froh seyn müßte, aus diesem Jammerthal in das Paradies überzugehn, aber die unerwartete Antwort bekam: „Lieber Vater! Keine Sünde nagt an meinem Gewissen. Meine Tage flossen sanft und in ununterbrochener Freude dahin, und mir war die Welt kein Jammerthal. Willig unterwerfe ich mich der Fügung des Schicksals, und ich sterbe ohne Seufzer; aber fristet mir der Schöpfer noch das Leben, so verschaffe ich mir mit meiner Holzsäge und meiner Axt noch mehr vergnügte Tage! . . . Das Gemählde des jungen Menschen, der sich ums Geld so oft zur Ader ließ, um einem angehenden Wundarzt zum Studium zu dienen, und mit seinem Blut seiner Familie auf einige Zeit Brod verschaffte . . . Das Mädchen in St Jakob zu Paris welches taub gegen alle Beredsamkeit der Wollust grosse Reichthümer ausschlug, die der Preis seiner Entehrung seyn sollten, und mit der ekelhaftesten und härtesten Arbeit, die seine Schönheit und Gesundheit aufzehrte, seiner kranken Mutter und seinen kleinen Geschwistern Unterhalt verschafte; und noch tausend Beyspiele von dieser Art, welche die Geschichte von Paris liefert, sind Beweise genug, daß der Mensch in der gehäuften Gesellschaft in eben dem hohen Grad gut als bös seyn kann, und daß der natürliche Stand des Menschen mit seinen Vorzügen an Tugend und Glük meistens nur ein schöner Traum müßiger Denker ist. Ich, Bruder, fand den Menschen auf nakten Felsenwänden, wenn er Anlaß dazu hatte, so bös und gewaltthätig, als den Bürger in der Stadt. Der Hang zur Unterdrückung seiner Nebengeschöpfe kann sich bey dem ersten nicht

so leicht entwickeln, weil er nicht so oft und so stark in Kollisionen kömmt, als bey dem letztern; aber wenn dieser gut ist, so ist er es gewiß in einem höhern Grad, als der Halbwilde.

Es ist wahr, eine gewisse Erziehungsart, gewisse Gebräuche, und eine verderbte Regierung können den Menschen in der gedrängten Gesellschaft leichter unter seine Natur erniedrigen, als da, wo er einsamer lebt. Aber alle Halbwilden, die wir kennen, sind auch diesem zufälligen Einfluß der Erziehung, der Gebräuche und der Regierung ausgesetzt, und die ganz Wilden, oder die Urmenschen lernen wir nicht eher kennen, als bis die Länder jenseits des Mondes entdekt seyn werden. Dagegen ist aber der Mensch in der zahlreichen Gesellschaft biegsamer und, wenn er verdorben ist, leichter wieder zu bessern, als der Halbwilde, der sein Leben für seine Gebräuche und Sitten setzt. Auch die schwärmerischesten Verehrer der Schweiz konnten doch nur in einigen Thälerchen von Wallis das Urbild der Unschuld finden, dessen Züge vielleicht in der nächsten Generation unerkenntlich seyn werden, und sie müssen gestehn, daß das Verderben, welches unter den einsamen Bewohnern der Graubündtner Berge und durch einige demokratische Kantons herrscht, alle Vorstellung übersteigt, die man sich auffer diesen Gebirgen davon machen kann, und daß das Uebel hier platterdings unheilbar ist, dahingegen der Pariser, Londner, Wiener u. a. m. in einigen Generationen gebessert werden kann.

Ich fand diese Vorerinnerung nöthig, um dir einigermassen begreiflich zu machen, daß mir die Wiener, wenn ich auch gleich nicht so viel Gutes von ihnen sagen kann als ich wünsche, doch sehr liebe Leute sind, und daß ich ihnen deßwegen nicht ra-

then möchte, aus einander zu laufen, und wie die Zigeuner hinter den Hecken zu leben, um ihren Zustand zu bessern und dem Stand der Natur näher zu kommen. Ich finde den Menschen an dem sich mein Herz wärmen kann, überall, und habe nicht nöthig, mit unsern neuern Rittern in die Thäler von Piemont, Savoyen und der Schweitz zu laufen, um Menschen zu suchen. Ich weiß nicht, ob diese Herren die Menschen, die sie suchen, dort finden; aber das ist bekannt, daß sie alle sehr bald wieder zurückkommen.

Das hiesige Publikum sticht mit dem von Paris durch eine gewisse Grobheit, einen unbeschreiblichen Stolz, eine gewisse Schwerfälligkeit und Dummheit, und durch einen ausschweifenden Hang zur Schwelgerey erstaunlich ab. Die Gastfreyheit, wodurch es sich bey vielen Reisebeschreibern einen so grossen Ruhm erworben, ist meistens nur ein Vehikulum seines Stolzes. Seit den 4 Wochen, als ich hier bin, konnte ich kaum 3 oder 4 mal nach meiner Gemächlichkeit bey einem Traiteur speisen. Es ist Sitte, wenn man in ein Haus eingeführt wird, einen Tag zu bestimmen, an welchem man wochentlich Gast im Hause seyn muß. In dem Haus, worin ich zum erstenmal eingeführt ward, fand ich sehr artige Leute, deren Gastfreyheit ich für wahre Gefälligkeit nehmen konnte. Aber da waren so viele Bekannte und Verwandte zu Tische, die mich gleichfalls einluden, und bey diesen bekam ich wieder so viele Einladungen, daß ich, wenn ich auch keine neuen mehr annehme, in den ersten 4 Wochen noch nicht damit zu Ende bin. Den meisten stand über den Augen die Frage an mich auf der Stirne geschrieben: „Nicht wahr; wir sind andre Leute als die Pariser? „ Einige konnten sich auch

nicht enthalten, in ziemlich platte und grobe Spöttereyen über uns auszubrechen. Es ist wahr, man ißt und trinkt hier ungleich besser und mehr als zu Paris. Die tägliche Tafel der Leute vom Mittelstand, der geringern Hofbedienten, der Kaufleute, Künstler und bessern Handwerker besteht aus 6, 8 bis 10 Gerichten, wobey 2, 3 bis 4 Gattungen Wein aufgesezt werden. Gewöhnlich sizt man 2 Stunden am Tisch, und man nahm es für eine Unhöflichkeit auf, daß ich mir manche Gerichte verbat, um mir die Indigestionen zu ersparen, womit ich anfangs einigemal geplagt war. Aber so sehr nun auch für die Nahrung deines Leibes hier gesorgt ist, so sehr hungert es deiner Seele nach den freundschaftlichen Dines und Soupes zu Paris, die mehr zur Mittheilung der gegenseitigen Empfindungen und Beobachtungen, als zu Indigestionen und Blähungen angelegt sind.

Platter Scherz und Spott sind fast das einzige, womit sich die Gäste bey der Tafel zu unterhalten suchen. Die, welche den ersten Rang unter dem Mittelstand behaupten, haben gemeiniglich einen Mönchen und öfters auch einen Komödianten an der Tafel, deren sehr verschiedener Wiz die ganze Gesellschaft belustiget. Den Ehrwürdigen sezt man zwischen das Frauenzimmer, welches er unablässig necken muß, und der andre Komödiant nimmt diese Neckereyen zum Stoff der seinigen. Nun dreht sich der ganze Spaß um Zweydeutigkeiten herum, die alle Bäuche und Lungen erschüttern. Nimmt das Gespräche eine ernsthaftere Wendung, so fällt es gewöhnlich auf das Theater, welches die ganze Sphäre der hiesigen Kritik und des hiesigen Beobachtungsgeistes ist. Die hiesigen Schauspieler scheinen nicht wie die unsrigen, die besten Gesellschafter zu seyn.

Auffallend war mirs, daß die, welche ich bisher kennen lernte, nicht einmahl ihre Mutterſprache gut ſprechen können. Man würde es zu Paris einem Akteur nicht verzeihen, wenn er in einer Geſellſchaft das Patois der Fiſcherweiber ſpräche, wie die Herren vom hieſigen Theater, die ich kenne, und ſich, wie dieſe, in ſeinen Gebehrden ſeinen Beobachtungen und ſeinem Witz nicht einmal über das tiefſte Pöbelhafte erheben würde.

Ueberhaupt herrſcht hier im alltäglichen Umgang nichts von der Munterkeit, dem geiſtigen Vergnügen, der uneingeſchränkten Gefälligkeit, der lebhaften und zum Intereſſe des Umganges unumgänglich nötigen Neugierde, wodurch auch die Geſellſchaften vom niedrigſten Rang zu Paris beſeelt werden. Kein Menſch macht hier Beobachtungen über die Leute, die den Hof ausmachen. Niemand verſteht das Publikum mit Anekdoten und Neuigkeit du jour. Du findeſt unzälige Leute vom Mittelſtand, die von ihren Miniſtern, Generälen und Gelehrten kein Wörtchen zu ſagen wiſſen, und ſie kaum dem Namen nach kennen. Alles hängt hier ganz an der Sinnlichkeit. Man frühſtücket bis zum Mittageſſen, ſpeißt dann zu Mittag bis zum Nachtmal, und kaum wird dieſer Zuſammenhang von Schmäuſſen von einem trägen Spaziergang unterbrochen, und dann gehts in das Schauſpiel. Gehſt du den Tag über in ein Kafeehaus, deren es hier gegen 70 giebt, oder in ein Bierhaus, welche unter den öffentlichen Häuſern die reinlichſten und prächtigſten ſind — ich ſah eines mit rothem Damaſt tapeziert mit vergoldeten Rahmen, Uhren, und Spiegeln à la grecque, und mit Marmortiſchen — ſo ſiehſt du halt das ewige Eſſen, Trinken und Spielen. Du biſt ſicher, daß dich kein Menſch ausforſcht, oder dir mit Fragen läſtig iſt.

Kein Mensch redet da, als nur mit seinen Bekannten, und gemeiniglich nur ins Ohr. Man sollte denken, es wäre hier wie zu Venedig, wo sich alle Leute in den öffentlichen Häusern für Spionen halten.

Ich stand einigemal gegen Mittag auf dem Graben, um welche Zeit das Gedränge am stärksten ist, um die Wiener in ihren Physionomien zu studieren. Ihre Gesichtsbildung nimmt sich dadurch aus, daß überhaupt genommen die Knochen unter den Augen ein wenig weit vorstehen, und das Kinn längst den Wangen her platt und unten spiz zuläuft. Ausser einigen Zügen von grobem Stolz konnt' ich nichts auf diesen Gesichtern lesen. Entweder ist das erste Axiom der Physionomik, nämlich daß sich die Seele in den äussern Linien des Körpers abdrucke, grundfalsch, oder die Wiener haben wenig Seele. Nos numerus sumus & fruges consumere nati; das ist alles, was sich da lesen läßt. Ich sah bisher ausserordentlich wenig bedeutende, geistige Gesichter.

Ich schränke meine Beobachtungen bloß auf den Mittelstand ein, der den grossen Haufen, oder im wahren Verstande des Wortes das Volk ausmacht. Der grosse Adel in Europa sieht sich zu unsern Zeiten — einige kleine Nuanzen ausgenommen — fast überall gleich, und die ganz untere Klasse des Pöbels gehört kaum zur Gesellschaft. Die Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der Nationen ist nur in der Sphäre des Mittelstandes zu suchen.

Wenn ein Fremder, wie es dem Engländer Moore begegnet seyn mag, das Glück hat, in gewisse grosse Häuser hier zu kommen, so findet er freylich einige Gesellschaften, die die besten zu Paris und London übertreffen. Es giebt hier unter den Damen vom ersten Rang Aspasien — ausser dem Bette, versteht sich — die ihren griechischen Urbildern Ehre

machen, deren Zirkel aus den besten Köpfen, den grösten Helden und Staatsmännern bestehn, und selbst von einem der grösten, besten und weisesten Monarchen mit einer sich ganz mittheilenden Herablassung besucht werden, die den Kreis an Augusts Hofe versetzt. Aber hier lassen sich keine Gemählde von Volkssitten und Nationalkarakteren sammeln, die uns Herr Moore auf dem Titel seines Werks zu geben verspricht.

Die Geselligkeit, der Geschmack und die schönen Sitten, welche nun den grösten Theil des hiesigen hohen Adels so liebenswürdig machen, sind eine Folge des hinreissenden und entzückenden Beyspiels des jetzigen Kayfers. Sein Herr Vater stimmte den sultanischen Ton des hiesigen Hofes schon etwas herunter, aber Joseph ist der erste seines Hauses, der für alle Menschen Mensch ist, der seine Kron und seinen Zepter für ein unbedeutendes Gepränge der Eitelkeit hält, die Kaiserwürde bloß im Wohlthun sucht, und sich bloß durch den grössern Wirkungskreis wohlzuthun von seinen Unterthanen unterscheidet. Der hiesige Adel war ehedem das Gepräge des Hofes. Einer vom hohen, alten Adel hielt es für eine Entehrung, wenn ihm ein Bürgerlicher nur gerade in die Augen sah. Der kleine Adel ward unter dem Titel des Leonischen nach spanischer Art ganz von der Gesellschaft ausgeschlossen, und man hat Beyspiele, daß sogar Feldmarschällen von niedrer Gebuhrt der Zugang versagt wurde. Das ganze Reich der Wissenschaften ward unter dem Titel der Pedanterie begriffen, und die Künste, die ohne Wissenschaften geschmaklos sind, dorften nur im bunten Gewand des Harlekins erscheinen. Kaiser Leopold war ein grosser Verehrer der Musik, und man hat noch Aufsätze von ihm, die aber nach Aussage der Kenner we-

nig

nig Geschmack haben. Denke dir diesen Cäsar, wie er mit der Krone auf dem Haupt zum Fenster seines Pallastes herausschaut, um sich an den Harlekinaden einiger damaligen Schauspieler zu ergötzen, die im Hofe des Pallastes herumtanzten, sangen und ihre Schellenkappen gegen die Kayserkrone aufschwangen, so hast du das wahre Bild des damaligen Hofes, der mit dem gleichzeitigen von Ludwig XIV. stark genug absticht. Der erstickende Dunst der affektirten Hoheit verscheuchte die Musen und Grazien weit von Hofe und aus dem ganzen Lande. Nach dem Getümmel der langwierigen Kriege, worinn er so viel Lorbeer sammelte, weihte zwar der grosse Eugen von Savoyen seine Ruhe den schönen Göttinnen. Alles, was von ihm noch übrig ist, spricht von einem Geschmak, der auf die alte, finstere Masse Wiens Licht wirft. Er war der erste, der der französischen Lektüre hier den Eingang zu öfnen suchte. Er stand mit den größten Gelehrten und Künstlern seiner Zeit in Verbindung, und wäre hier für die Wissenschaften eben das geworden, was er für die kayserliche Armee war, wenn der Aberglaube und die Dummheit so leicht zu besiegen wären, als die größten Kriegsheere. Die Mönche, besonders die Jesuiten, hemmten seinen wohlthätigen Einfluß und vereitelten seine patriotischen Bemühungen, wie sie auch das meiste dazu beytrugen, daß seine politische Gegenparthey immer bey Hofe über ihn siegte. Unter Karl dem sechsten stand kein Fach der Wissenschaften in Ansehn, als die, welche sich auf das Finanz- und Handlungswesen beziehn, die subtile Gelehrsamkeit ausgenommen, die sich mit dem ächten Schnitt einer Kapuze, mit der Berechnung, wie viel Geister auf einer Nadelspitze zu tanzen Raum hätten, mit der Untersuchung, wie

sich die einfachen Wesen vervielfachen und wieder vereinfachen können, u. dgl. m. beschäftigen. Vor einigen Tagen fiel mir hier von ohngefähr ein Buch in die Hände, welches ohne Zweifel das beste inländische Produkt ist, welches Karls des sechsten Zeiten aufweisen können. Es handelt von den Staats- und besonders von den Finanzwissenschaften, und die vortreflichen Grundsätze, die in einem sehr barbarischen Deutsch darin vorgetragen werden, hat bisher noch kein Monarch genau befolgt, als der König von Preussen, der dadurch groß geworden. Der Verfasser nennt sich Schröder und stand in kayserlichen Diensten. Aber ausser dem Fach der Finanzen war alles dicke Finsternis. Alles, sogar die Predigen, waren Hanswursterey, und erst spät unter der Regierung des verstorbenen Kayſers kommen einige Spuren von einem gereinigten Geschmak zum Vorschein. Die Kaiserin Maria Theresia konnte sich nie entschliessen, ihrem Gemahl die Zügel des Staats ganz zu überlassen, sonst wäre es hier schon viel heller. Diese in jedem andern Betracht so grosse Fürstin hat eine schwache Seite, die den Paffen, welche die Schwäche der Regenten immer am besten zu benutzen wissen, freyes Spiel gestattet. Sie sieht alles, Künste, Wissenschaften, Sitten und Gesellschaften im Licht ihrer persönlichen Religion und Frömmigkeit, und möchte gern alle ihre Unterthanen mit Gewalt zu Engeln machen. Ich werde dir hierüber ein andermal weitläufigere Nachricht geben. Sie hat auch die alte spanische Etiquette ihres Hofes noch nicht ganz vergessen können, und hält noch viel auf alten reinen Adel. Dieß ist Ursache, daß auch der bessere Theil der hiesigen Einwohner nur in so weit geändert ist, als er es durch den persönlichen Umgang

des Kaisers werden konnte; denn dieser hat als Mitregent auf die Regierung seiner Erblande noch gar wenig Einfluß. Die Frömmigkeit der Kaiserin gestattet zur Aufnahme der Wissenschaften und Künste und zu einem frohen Genuß der geselligen Freuden zu wenig Freyheit, und der Zug von Stolz und Herrschsucht, der die natürliche Güte ihres Herzens ein wenig schattirt, theilt sich noch einem Theil des Adels und der Hofleuthe mit.

Bey den unbeschreiblich vielen Anstalten, welche die Kaiserin zur moralischen Besserung ihrer Unterthanen macht oder doch zu machen glaubt, muß doch der Hof noch ganz allein hier die frommen Stiftungen unterhalten und das meiste für die Hausarmen thun. Hier ist kein Pfarrer von St. Sulpice, der zur Verpflegung der Nothdürftigen von subskribirten Wohlthätern jährlich gegen 300000 Livres einnimmt. Der hiesige Erzbischof, Migazzi, hat zwar die Bigoterie und die Anhänglichkeit an die päbstliche Hierarchie mit unserm Beaumont gemein; aber er vertheilt nicht wie dieser jährlich gegen eine Million Livres unter verschämte Arme und Nothleidende. Ich zweifle, ob hier ein Kolekte von 10000 Gulden gemacht werden könne. Und doch giebt es Häuser hier, mit denen sich die reichsten zu Paris nicht messen können. Pracht, Verschwendung und Schwelgerey macht hier fast alles gegen die sanftern Gefühle der Menschlichkeit, gegen die reine Wohllust, seinen Nebengeschöpfen gutes zu thun, und gegen die wahre Grösse des Menschen stumpf und fühllos. Die meisten der reichen Häuser haben sich durch ihren übertriebenen Aufwand mit Schulden belastet, und doch haben es noch wenige gelernt, sich vernünftig einzuschränken. Sie würden es für eine Schande halten, wenn sie ihrer Schulden we-

gen eine bessere Oekonomie einführen sollten. Die vom Mittelstand verzehren alles von Hand zu Mund, und sind froh, wenn sie auch bey einem beträchtlichen Einkommen keine Schulden haben, wenn das Jahr zu Ende ist. Oekonomie ist hier eine unbekannte Sache. Alles schwelgt, und lebt bloß für seine Sinnlichkeit. Ich muß abbrechen, und die Fortsetzung dieses Briefes auf die nächste Post versparen.

Wien —

Die hiesige Polizey ist ganz dazu angelegt, alles, was Schwung der Seele und moralische Stärke des Menschen heißt, zu unterdrücken. Man sollte bedenken, daß die beste Polizey eben nicht diejenige ist, die gar keine andere Absicht hat, als jedes Glied der Gesellschaft so viel als möglich sicher zu stellen. Eine weise und wahrhaft menschliche Polizey beschäftigt sich mit dem Problem, wie es möglich sey, der Gesellschaft die größte Sicherheit zu verschaffen, und dabey die Freyheit der einzeln Glieder so wenig als möglich zu kränken. Wenn man jeder bürgerlichen Familie einen Wächter zur Seite stellt, unter dessen Aufsicht sogar die Tische und Betten des Hauses stehn, und welcher den Bewohnern desselben überall hin auf dem Fusse nachfolgt, so ist freylich für alle Unordnungen gesorgt; aber wer liebt die Ordnung unter den Ruderknechten auf einer Galeere?

Der weise Schöpfer, dessen Ebenbild jede Regierung seyn soll, ließ uns den freyen Willen, den wir so oft mißbrauchen. Er legte dem Guten einen stär-

fern Reitz bey, ohne uns die Gewalt zu nehmen, Böses zu thun. Diese Freyheit macht, alles Bösen ungeachtet, welches daraus erfolget, die wahre Gröſſe des Menschen aus. Die Religion sagt uns, der Schöpfer wird zu seiner Zeit das Böse streng bestrafen, und das Gute reichlich belohnen. Ohne die Freyheit Böses zu thun, hätten wir kein moralisches Gefühl und kein moralisches Glück, und Gott könnte dann nicht gerecht gegen uns seyn.

Ein treffenderes Urbild für die menschliche Gerechtigkeit und Polizey giebt es nicht. Unsere Gerechtigkeit soll das Böse ohne alle Nachsicht strafen und das Gute mit voller Hand belohnen, und die Polizey, welche derselben untergeordnet ist, soll keine andere Absicht haben, als der Gerechtigkeit die Mittel an die Hand zu geben, alles Böse strafen und alles Gute belohnen zu können. Aber das moralische Böse physisch unmöglich machen zu wollen, ist eine Beleidigung der Menschheit und der Gottheit.

Die menschliche Gerechtigkeit hat kein Böses, als das, welches aus den Handlungen entspringt, die der Gesellschaft schaden. Sie und ihre Magd, die Polizey sollen ihre Richterstüle nicht zu Beichtstülen machen, und ihre Gebiete gewaltthätiger Weise über die häusliche Moralität der Menschen ausdehnen. Die Polizey- Konsistorial- und andre Räthe dörfen nicht, wie hier, Inquisitoren seyn, wenn das Volk mehr Karakter und mehr moralisches Gefühl haben soll, als es wirklich hat.

Vielleicht ist Wien die einzige Stadt in der Welt, die eine besondre Keuschheits-Kommission hat. Noch vor wenig Jahren giengen die Spionen dieser sonderbaren Kommission den jungen Leuten bis in die Häuser auf dem Fuß nach, und man mußte sichs gefallen lassen, daß sie auch mitten in der Nacht in

die Schlafzimmer brachen, und die Betten visitirten. Der Greuel, den diese Kommission in der Gesellschaft anrichtete, war so groß, daß der Kaiser sein ganzes Ansehn gebrauchte, um von seiner Frau Mutter, die sich besonders viel von dieser Kommission versprach, eine Einschränkung derselben zu bewirken. Einige von den Keuschheitsspionen standen mit Nymphen im Vertrag, die junge Leute in die Häuser lokten, und dann nach der getroffenen Verabredung von den Mouches in Flagranti überfallen wurden. Der junge Mensch mußte sich nun, um nicht vor die Kommission geführt zu werden, rein ausplündern lassen, und der Mouche und die Nymphe theilten die Beute heimlich unter sich. Das Uebel ist nun durch die Verwendung des Kaisers in etwas gehoben worden; aber wie eckelhaft ist nicht für einen Menschenfreund der Anblick eines Polizeywächters im Prater, wo die Natur selbst die Menschen zum freyen Genuß des Umgangs einladet; wenn er sieht, wie der Wächter den jungen Leuten in die dickern Gebüsche und unter die Bäume nachgeht, um den möglichen Sünden zuvorzukommen.

Man glaubt hier, das wirksamste Mittel zur Unterdrückung der Hurerey und der Kindermorde und zur Beförderung der Bevölkerung wäre, wenn man den jungen Menschen, der von einem Mädchen als Vater angegeben wird, stehenden Fusses vor dem Konsistorium mit demselben verehligte. Man erzählte mir einen seltsamen Auftrit von der Art. Ein junger Herr ward vor das Konsistorium gefodert. Er wußte, daß ein Mädchen Ansprüche auf ihn machte, und was er zu erwarten hatte. In dem Vorzimmer der Gerichtsstube fand er ein armes Jüngferchen, dem er leicht ansah, daß es von dem Konsistorium auch einen Mann zu fodern habe.

Er ließ sich in aller Eile einige Umstände von ihm erklären, und als er hörte, daß der Schwängerer dieses Mädchens entflohen, und es wenig Hoffnung habe, ihn zum Mann zu bekommen, versprach er ihr eine ansehnliche Summe, wenn es ihn als Vater angeben würde, aber von einem frühern Datum, als das gute Kind, mit dem er so eben vor Gericht konfrontirt werden sollte. Das Mädchen gab ihm sein Wort, und voll Zuversicht, ein sicheres Auskunftmittel gefunden zu haben, stellte er sich vor die Räthe. Man fragte ihn, ob er die neben ihm stehende Person beschlafen habe? Er gestand es. Man sagte ihm, daß er Vater sey, und also dem Mädchen die Hand geben müsse. Er wandte dagegen ein, im Vorzimmer stehe eine Person, die ältere Ansprüche auf ihn zu machen habe. Diese wird vorgefordert. Man sieht mit einem Blick, das sie länger schon Mutter sey, als die andre. Die erste Klägerin muß sich mit einer gewissen Summe Geld begnügen und abtreten. Nun sagt der junge Herr, mit dieser noch anwesenden Person habe er sich vorläufig schon abgefunden. Sie läugnet es. Die Räthe fodern Zeugen und Unterschrift. Der gute Herr hat nichts aufzuweisen. Und muß auf der Stelle seine Hand einer Hure geben, die er hier zum erstenmal in seinem Leben gesehn.

Ich kenne verschiedene angesehene Herren, die auf diese Art Männer wurden. Ihre Weiber trieben eine Zeit lang in der Stille den Schleichhandel mit ihren Reitzen. Als diese zu welken begannen, wählten sie aus dem Schwarm ihrer Günstlinge irgend einen, mit dem sie eine gute Parthey zu treffen glaubten, und gaben ihn vor Gerichte an. Das Beschlafen, auch ohne Schwängerung, gab ihren Ansprüchen Gewicht genug. Einige dieser sehr fei-

samen Ehevaare sind als Künstler dem ganzen Publikum bekannt.

Um die Hurerey und die Kindermorde zu verhüten, wüßt' ich ein sicheres Mittel, welches aber der andern Absicht, die man durch diesen Ehezwang erreichen will, nämlich der Beförderung der Bevölkerung, gar nicht zuträglich ist. Schakspear hat es schon der hiesigen Polizey vorgeschlagen. Ich besinne mich nicht, in welchem Stücke seiner theatralischen Werke dieser Dichter einen Hurenwirth zu Wien sagen läßt, „wenn die Polizey das Huren gänzlich abschaffen wollte, so müßte sie alle Mannsleute kastriren.„ Es scheint, die hiesige Polizey stand wegen ihrer Keuschheit schon damals in Ruf.

Dieser Ehezwang hat schreckliche Folgen für die Gesellschaft und den Staat. Ich weiß nicht, ob die Hurerey dadurch in etwas gehemmt wird, aber gewiß ist es, daß das Ehebrechen dadurch befördert wird. Die eheliche Treue, Vertraulichkeit und Liebe, die heiligsten und heilsamsten Bande der Gesellschaft, werden dadurch aufgehoben. Der Mann, welcher seine Frau, indem er ihr gezwungen die Hand reicht, als eine Hure betrachten muß, kann nie ihr wahrer Freund werden, kann nie die Hochachtung für sie bekommen, die zu einem glücklichen Ehestand unumgänglich nöthig ist. Es ist auffallend, wie gleichgiltig hier die Eheleute gegen einander sind. Zu Paris herrscht unter einem groſſen Theil der verehelichten Einwohner die nämliche Gleichgiltigkeit: aber sie ist Sitte und kein Fehler der Regierung. Eheliche Liebe und Treue sind unter dem Mittelstand zu Paris auch so unbekannt nicht, wie sie hier zu seyn scheinen. Die Bevölkerung, welche man durch diesen Zwang befördern will, wird grade dadurch vermindert. Nach der Meinung der einsichtbarsten

und erfahrensten Physiker ist warme Liebe der Befruchtung ungemein zuträglich und der Beyschlaf ohne dieselbe gar oft fruchtlos. Die meisten durch diesen unnatürlichen Zwang verknüpfte Ehepaare, die ich hier kenne, sind kinderlos und die Ehen hier überhaupt wenig fruchtbar — Die Gleichgiltigkeit der Eltern gegen einander theilt sich auch den Kindern mit, und die sanftern Empfindungen der Liebe und Freundschaft werden schon in der Jugend erstickt. Dieser Mangel an ehelicher und häuslicher Zärtlichkeit ist ohne Zweifel eine der Hauptursachen, daß die hiesigen Einwohner überhaupt so wenig sittliches Gefühl haben.

Es ist wahr, jedes Ding hat seine schlimme und gute Seite. Wenn es dem hiesigen Nationalgeist an Stärke und Schwung fehlt, so sind seine Laster eben so kleinlicht und schwach, als seine Tugenden. Man hört hier nichts von den tragischen Auftritten, die zu London, Neapel und auch zu Paris so gewöhnlich sind. Beutelschneider, Betrüger, Bankrutirer, Diebe, Verschwender, Kuppler und Kupplerinnen sind fast die einzigen Gattungen von Arrestirten, die man hier findet. Nicht einmal zu einem Strassenräuber ist der Oesterreicher stark genug, denn ich schreibe es den zahlreichen Armeen des Kaisers, die so viele junge müßige Leute mit der Flinte beschäftigt, nicht allein zu, daß diese Art von Verbrechern hier so selten ist. Ein Sachse, den ich hier kenne, und der schon seit mehrern Jahren die östreichischen Staaten durchreiset, kann sich nicht erinnern, je von einem Duell gehört zu haben. Gestern sah ich einen Auftritt, der die hiesigen Einwohner und die Polizey stark karakterisirt. Ein nach dem Aeusserlichen sehr ansehnlicher Herr bekam auf offener Strasse Händel mit einem Mietkutscher. Von

den 600 Polizeydienern, die durch die Stadt vertheilt sind, sprang sogleich der nächste herzu. Der Herr fieng an heftig zu schimpfen: Der Miethkutscher ermangelte nicht, jedes Schimpfwort mit starkem Prozent wieder zurückzugeben. Es entstand das lächerlichste Schauspiel, das ich je gesehn. Zwischen dem Schimpfen wollte jeder den dicken Haufen von Zuschauern überzeugen, daß er Recht habe. Nun fuhren sie in ihren Erklärungen unabläßig einander mit den Händen an den Nasen herum, aber jeder gebraucht eine unbeschreibliche und für einen Franzosen, Engländer oder Italiäner unmögliche Vorsicht, die Spitze der Nase seines Gegners nicht zu berühren; denn nach dem Gesetz wird der, welcher zuerst schlägt, ohne Barmherzigkeit gestraft, wenn ihm auch der andre noch so viel Anlaß dazu gegeben. Der Polizeydiener stand stumm da, und folgte mit angestrengten Augen den mannichfaltigen Bewegungen der Hände der streitenden. Hätte einer nur die Hutspitze des andern berührt, so wäre es ein Schlag gewesen, und der Wächter hätte den Schläger eingezogen. Der Auftritt währte über eine Viertelstunde, und endigte sich mit einem Gelächter der Zuschauer Weiter als zum Schimpfen kömmt es hier zwischen streitenden Partheyen höchstselten, und zum Schimpfen ist hier jedermann vortreflich ausgerüstet.

Einen Aufstand hat der Hof in seiner Hauptstadt nicht zu beförchten. Die Geschichte Wiens weiß überhaupt sehr wenig von solchen Auftritten. Gegen den Anfang des vorigen Jahrhunderts haben hier die Protestanten eine kleine Gährung veranlaßt, aber jtzt sieht nicht das Geringste zu beförchten, was einem öffentlichen Tumult ähnlich sähe. Der Wiener ist zu entnervt dazu. Dagegen weiß er auch nichts von dem warmen patriotischen Gefühl, welches alle

Londner und Pariser begeistert, wenn die Ehre der Nation und der Krone bey irgend einem Vorfall interessirt ist. Die Stände der französischen Provinzen und die Stadt Paris haben in Kriegszeiten oft freywillig der Krone viele Millionen geschenkt, und in einzeln Kaffeehäusern unserer Hauptstadt sind öfters schon Kollekten gemacht worden, die zum Bau und zur Ausrüstung eines Linienschiffes hinlänglich waren. Die östreichischen Staaten haben wenige und sehr unbedeutende Beyspiele von der Art aufzuweisen.

Subordination ist hier die einzige Triebfeder des Staates. Ich habe noch kein Fünkchen von der Freyheitsliebe der Engländer, oder von dem Gefühl der Ehre, welches unsere Landsleute auszeichnet, hier aufspüren können. Der Stolz, welcher unter der kaiserlichen Armee herrscht, ist zu persönlich, als daß er eine für den Staat wohlthätige Empfindung seyn könnte. Dem Feuer des Nationalstolzes, welches mehr für den ganzen Staat als für die Privatehre im Busen unserer Landsleute brennt, haben wir es zu verdanken, daß auch unsere halbaufgezehrten Wollüstlinge vom Busen ihrer Freundinnen sich losreissen, und mit einer Dapferkeit vor den Kanonen der Feinde auftretten, die sogar auch diese zu jeder Zeit bewundern mußten. Unsere Soldaten werden zu patriotischen Dichtern entzückt, und die Gesänge, welche ein Haufen Kammeraden auch zur Friedenszeit unter sich anstimmt, sind größtentheils Empfindungen des Muths, der Ehre und des Nationalstolzes, und Lobeserhebungen ihrer Anführer. Ich hörte hier zu Lande die Soldaten überhaupt wenig singen, und was sie sangen, waren grobe Polissonnerien. Ich zweifle nicht, daß des Singens ungeachtet ein östreichisches Kriegsheer zu unsern Zeiten nicht ein

französisches schlagen würde; aber hierüber werde ich zu Berlin mit dir sprechen, wo der Ort schicklicher dazu ist.

Ein Staat, der bloß durch Subordination besteht, setzt Schwäche der einzeln Glieder voraus. Der strenge Gehorsam schwächte den Karakter der Spartaner nicht, weil er nicht die eigentliche Seele des Staates, sondern nur ein Mittel zur Vertheidigung der Freyheit und der Nationalehre war, für welche die lazedämonischen Herzen glühten. Die Gesetze Großbrittaniens sind strenge, und unter der Marine desselben ist eine Subordination eingeführt, welche der preußischen an Genauigkeit gleichkömmt. Aber die Pünktlichkeit und dieser Gehorsam unterdrückten die hohen Empfindungen eines Brittens nicht, weil sie nicht die Haupttriebfedern seiner Regierung sind. Kein Volk hat die Gewalt seiner Könige kaltblütiger eingeschränkt als das brittische, und doch hat keine Nation solche Beyspiele von kindlicher Liebe zu einzeln Königen und Aufopferungen für die Personen verschiedener derselben aufzuweisen, als man in der Geschichte Englands so häufig findet. Das Gefühl des Britten für die Freyheit ist für die Person des Königes eben so stark, wenn der König die Konstitution unangetastet läßt, und Liebe zu derselben äussert. Indessen der Unterthan eines Staates, der bloß durch Subordination regiert wird, schwach von Karakter wird, behält der Britte seine Stärke so lange als seine Konstitution dauert.

Die Grossen, wenn Herrschsucht ihre erste Leidenschaft ist, müssen freylich die Stärke des Karakters ihrer Unterthanen als das größte Hinderniß ihrer Herrschsucht, und also als ihre natürliche Feindin betrachten. Es muß ihnen daran gelegen seyn, ihren Staat im eigentlichen Verstande des Wortes zu

einer Maschine zu machen, wovon ihr freyer Wille allein die Seele ist, und alle Thatkraft der untergeordneten Glieder dieser Maschine zu unterdrücken. Das Maschinenmäßige, worauf auch die Kriegskunst zu unsern Zeiten gestiegen oder gefallen ist, schließt alle Personaldapferkeit aus, und macht den Muth der einzeln Glieder der Armee entbehrlich. Es ist sogar gewissermassen wahr, was einer unserer größten Schriftsteller bemerkt hat, daß eine solche Staatsmaschine, wenn alle Fugen gehörig in einander passen, desto dauerhafter und brauchbarer ist, je schwächer die einzeln Glieder derselben im moralischen Betracht sind; aber ich mag kein Glied dieser Maschine seyn.

Die hiesige Regierung scheint diesen mannichfaltigen Zwang durch eine unpartheyische Verwaltung der Gerechtigkeit, durch eine allgemeine Sicherheit und durch eine Begünstigung der öffentlichen sinnlichen Vergnügen — jene der Liebe ausgenommen — wieder in etwas gut zu machen. Der geringste Bediente hat sich gegen seinen Herrn, und wenn er auch einer der ersten Hofleute wäre, Gerechtigkeit zu versprechen. Die Polizey ist so aufmerksam und thätig, daß ihr auch oft die feinsten Diebereyen nicht verborgen bleiben, und der Eigenthümer wieder zu dem Seinigen kömmt. Fast alle kaiserliche Schlösser und Gärten stehn dem gesammten Publikum zur Ergötzung offen. Der Prater und der Augarten sind vom Hof zu den schönsten öffentlichen Spaziergängen grosser Städte in Europa gemacht worden. Die Schaubühnen geniessen vorzüglich den Schutz eines Hofes, der in allem zeigt, daß der Zwang, den er seinen Unterthanen anthut, mehr die Folge irriger Grundsätze als eines Hanges zur Unterdrückung ist. Aber bey all den vielen Lustbarkeiten, bey all der

schönen Ordnung und Sicherheit, welche dabey herrschen, bin ich — vielleicht scheint es dir ein paradox — viel lieber unter den Engländern in London, ob ich schon nicht so sicher wie hier bin, auf der Strasse in der Nacht angefallen zu werden. Ein Vauxhall, wenn mir auch gleich die zertrümmerten Gläser um den Kopf fliegen, ist mir immer lieber, als das stille Saufen und Fressen und Spielen im Prater, wobey freylich jeder sicher ist, daß ihm kein Haar gekrümmt wird. Die Stiergefechte der Spanier, das Rauffen der Trasteverini zu Rom, die Schlägereyen unserer Edelleute und Officiers, das Boxen der Britten sind freylich politische Unordnungen, von denen man hier nichts ähnliches sieht; aber ich glaube, es sind Unordnungen, welche von einem stärkern Nationalkarakter, als der hiesige ist, unzertrennlich sind. Mit nächster Post mehr davon.

Wien —

Sobald Joseph allein am Ruder der Regierung steht, wird hier eine Revolution geschehen, wodurch die jetzigen Einwohner schon in der nächsten Generation werden unerkenntlich gemacht werden. Er ist Philosoph im wahren Verstand des Wortes, ob er schon nicht, wie Kaiser Rudolph der Zweyte, mit einem Tycho Brahe nach den Sternen sieht. Er liebt die Menschen, und kennt ihren Werth. Ich weiß kein öffentliches Denkmal, das einem Fürsten mehr Ehre macht, als die Aufschrift über der Pforte des Augartens: Belustigungsort für alle Menschen gewiedmet von ihrem Freund. Er ist der

größte Verehrer von allem, was bürgerliche Tugend heißt, und seine Regierungsgrundsätze sind unendlich republikanischer, als jene der meisten heutigen Staaten, die sich Republiken nennen. Aber die Gesinnungen seiner Frau Mutter stimmen mit seiner Philosophie zu wenig überein.

Die helle Seite dieser Fürstin ist freylich so glänzend, daß man die dunkle kaum bemerken kann. In dem häuslichen Karakter sind diese Flecken ganz unbedeutend und zum Theil liebenswürdig; aber es ist ein Unglück für die Menschheit, daß auch die geringsten Schwachheiten der Regenten auf das Glück ihrer Staaten Einfluß haben können, und daß oft die kleinsten Personalgebrechen die größten politischen Mängel sind.

Noch sieht man dieser berühmten Kaiserin an, daß sie eine Schönheit war. Ihr Körper kämpft seit verschiedenen Jahren mit einigen Gebrechen; aber alle Züge desselben verrathen noch eine starke Konstitution und ein heftiges Temperament. In der Augustinerkirche, wo sie einen Sieg feyerte, sah ich sie zum erstenmal, und erkannte sie sogleich, nicht sowol aus der Aehnlichkeit mit den Porträts, die ich von ihr gesehen, und die in Betracht ihres hohen Alters viel von ihrer Wahrheit verlohren haben, als vielmehr aus dem Blick der Majestät, der jedem, welcher die Ehre hat, ihr nahe zu kommen, auffallen muß. Sie hat die heftigsten Leidenschaften, und doch konnten sie grade diejenigen, denen die Natur den mächtigsten Trieb beygelegt hat, und denen ihr Temperament am meisten unterworfen zu seyn scheint, nicht zu der geringsten Ausschweifung verleiten. Sie ist vielleicht das größte und einzige Beyspiel in der Geschichte von einer Monarchin, über welche die Vernunft und Religion mehr Gewalt hatten, als

der natürliche Trieb eines starken Temperaments und die Schmeicheleyen der unumschränkten Gewalt. Wahrscheinlich hat die Liebe an der Wahl ihres Gemahls viel Antheil gehabt. Er war einer der liebenswürdigsten Ritter seiner Zeit, und von der Natur vortreflich ausgerüstet, die Gunst einer Dame zu behaupten. Sie hielt ihn strenge zu seiner Ritterpflicht an; aber sie erlaubte sich keinen zweydeutigen Blick auf einen andern Gegenstand, als den ihr die Religion zu lieben gebot. Umsonst sucht die skandalöse Kronik im Kabinet dieser grossen Fürstin Anekdoten. Sie war die treuste Gemahlin unter tausenden und hundert tausenden. Zehn noch lebende, wohlgebildete und starke Kinder sind Zeugen, daß ihr Gemahl ihre Liebe in vollem Maaß erwiederte. Nach seinem Tod entsagte sie mit einer heldenmüthigen Entschlossenheit allem Genuß der Liebe, und that ein Gelübde, ihn ewig zu betrauern, welches sie unverbrüchlich hält. Sie geht immer noch schwarz und ohne allen Schmuck. Wer staunt nicht, wenn er die Geschichten der Elisabethen, K . . . . und so vieler anderer Fürstinnen kennt?

Aber die nämliche heftige Liebe machte ihrem Gemahl doch manche bange Stunde; die Eifersucht muß Gewalt über ein Herz bekommen, dessen heftige Triebe bloß von der Religion eingeschränkt werden. Man weiß nicht, wie viel Anlaß ihr Gemahl dazu gegeben; aber man kennt einige Frauenzimmer, die sich aus der Stadt entfernen mußten, bloß weil der gegen jedermann, und besonders gegen die Damen, sehr höfliche, Kaiser Franz denselben einige vertrauliche, und vermuthlich ganz unschuldige Komplimente gemacht.

Ihre Wohlthätigkeit, woran auch die Religion viel Antheil hat, geht fast bis zur Verschwendung.

Sie

Sie versagt keiner Seele, die leidet, ihre Hülfe, und dem geringsten ihrer Unterthanen steht der Weg offen, seine Leiden zu klagen. Ihr Hauszahlmeister hat ihr fast gar nichts als Rechnungen von Almosen vorzulegen. Gegen die Wittwen, besonders die von Adel, ist sie vorzüglich freygebig. Sie giebt eine ungeheure Menge Pensionen zu 6000 Gulden, welches nach unserm Gelde fast 16000 Livres macht, und unter denen, welche so ansehnliche Pensionen genieſſen, sind viele Wittwen von Obristen, Hofräthen, u. dgl. m. Weil sie auf Hoheit hält, so will sie, daß jedermann seiner Geburth und seinem Stand gemäß leben soll. Für die öffentlichen Stiftungen zeigt sie sich wirklich als Kayserin. Die Bibliothek, die Schulen, die Kranken- und Armenhäuser kosten sie unermeßliche Summen. Man sagte mir, die Schulden, die sie durch ihre Freygäbigkeit gemacht, beliefen sich weit über 20. Millionen Gulden, und einer meiner Bekannten will einen ziemlich genauen Ueberschlag gemacht haben, daß sie beynahe 3 Millionen Gulden jährlicher Pensionen einziehn könnte, ohne jemand das Nothdürftigste zu entziehn.

Und wer sollte glauben, daß unter dieser großmüthigen Fürstin das Verdienst doch öfters darben muß, während daß so viele Nichtswürdige ihre Wohlthaten genieſſen? Wer sollte glauben, die Religion könne über ihre natürliche Großmuth so weit siegen, daß sie einen Officier, der in ihren Diensten zu einem Krippel ward, nicht eher befördern wollte, als bis er die katholische Religion angenommen? Als dieser die Pfaffen einigemal von sich gewiesen hatte, und sah daß er mit aller Gewalt ein Schurk seyn sollte, um befördert zu werden, verließ er Wien und starb als holländischer General im Haag. Seitdem der jetzige Kaiser einigen Einfluß hat, ist von dieser Art,

das Verdienst zu unterdrücken, nichts mehr zu befürchten; aber er muß doch sein ganzes Ansehn gebrauchen, um ähnlichen Auftritten, die allzeit mehr das Werk der Pfaffen als der Monarchin selbst sind, zuvorzukommen.

Ihr lebhaftes Temperament bricht oft in Jachzorn, Strenge und Unerbittlichkeit aus; aber sobald diese schnellen Bewegungen vorüber sind, sucht sie augenblicklich das wieder gut zu machen, was sie in der unbändigen Hitze allenfalls verderben hat. Man erzählte mir einen Auftritt, der, wenn er auch nicht wahr seyn sollte, ihrem Karakter doch vollkommen entspricht. Ein Offizier ließ sich wegen einem Gesuche, das er zu machen hatte, auf die Audienzliste schreiben. Es währte lange, bis die Reihe an ihn kam, die nach der strengsten Ordnung beobachtet wird. Endlich ward er vorgerufen. Kaum hatte er vor der Monarchin die spanische Kniebeugung gemacht, die bey ihr Etiquette ist, so brach sie in Vorwürfe, Schimpfungen und Drohungen gegen ihn aus, daß er zu Boden sinken wollte. Ihre Lebhaftigkeit machte ihre Augen in Feuer rollen, und die Bewegung ihrer Arme war dabey so lebhaft, daß er wirklich in Forcht stand, sie möchte mit eignen hohen Händen eine kleine Exekution an ihm vornehmen. Er wollte zwey und dreymal das Wort nehmen; aber der Strom der Verwünschungen der Monarchin machte ihn taub und stumm. Er mußte warten, bis sie wirklich ausser Athem gekommen war. Hierauf raffte er seinen Muth zusammen, und sagte, Ihre Majestät müßte ihn verkennen; er sey N. N. Sobald sie hörte, daß sie sich in der Person geirrt, bat sie ihn förmlich um Verzeihung, und ihr Eifer, alles wieder gut zu machen, gieng nun so weit, daß sie ihm eine ziemlich ansehnliche Pension aussetzte.

Sie ist nicht fühllos gegen den Ruhm und sie ist stolz auf ihre Würde und die Grösse ihres Hauses. Sie weint Freudenthränen, wenn sie davon hört, wie ihre Kinder, besonders der Kayser und unsre Königin von aller Welt angebethet werden. Dieser Familienstolz und ihr lebhaftes Gefühl überhaupt sind Ursache, daß sie alle Fürsten, die sie bekriegt haben, für ihre persönliche Feinde hielt, und es keinem hat vergessen können. Die letzte Gemahlin des Kaysers, eine bayrische Prinzeßin, mußte es noch empfinden, daß ihr Vater ehedem sich beygehen ließ, ihr Böhmen, Oberöstreich und die Kayserkrone zu rauben. Sie ließ sie die Vorzüge des Hauses Oestreich vor dem Hause Bayern fühlen; aber die Fabeln, die man hierüber ersonnen hat, sind nicht werth widerlegt zu werden.

Mit Bewußtseyn hat diese grosse Fürstin nie unrecht gehandelt. Sie ist Weib, und ist es besonders in den guten Eigenschaften des liebenswürdigen Geschlechtes mehr als sehr viele andre. Sie nahm es auch nicht Uebel, daß ihr ein naher Anverwandter einer andern grossen Monarchin, dem sie über den Ruhm seiner Verwandtin Komplimente machte, zur Antwort gab. „Eure Majestät; meine Schwester ist doch nur ein Weib.„ Alle Tinten in Theresiens Karakter sind Schattierungen eines sehr lebhaften weiblichen Karakters. Sie ist die treuste aber auch die eifersüchtigste Gattin, die zärtlichste, aber auch die strengste Mutter, die freundschaftlichste, aber auch die gebietherischste Schwiegermutter.

Gar oft erhebt sich ihr Karakter über die Stärke eines Mannes. Die Entschlossenheit, womit sie nach dem Tod ihres Vaters ihre Erbschaft gegen so viele mächtige Ansprüche behauptete, hat ganz Europa staunen gemacht. Ihre Gerechtigkeitsliebe ist so un-

partheyisch, daß sie gewiß ihre Ansprüche fahren liesse, sobald man sie überzeugen könnte, daß sie unrecht hätte, und wenn auch ihr Vortheil und ihre Ehre darunter leiden sollten. Der König von Preussen, ob er schon weiß, daß sie einen kleinen Groll gegen ihn mit sich ins Grab nimmt, hat sich doch auf die Gewissenhaftigkeit dieser Monarchin allzeit so sehr verlassen, daß er bey jeder Unterhandlung nichts angelegeners hatte, als durch die Minister des hiesigen Hofes durchzudringen, und seine Gründe der Monarchin selbst vor Augen zu legen. Der ganze Adel von Genua, wie mir ein holländischer Officier von hohem Rang erzählte, der an der bekannten Revolution in Genua 1746 viel Antheil hatte, schrie unter der Tyranney des abscheulichen Botta einstimmig: „O wär es doch möglich, unsre Beschwerden vor die Kayserin selbst zu bringen; gewiß es wäre uns geholfen!„ Die Ausrufung dieser Republikaner zu einer Zeit, da sie von den östreichischen Waffen so hart mitgenommen wurden, ist die gröste Lobrede, welche Theresia je hören konnte; aber sie hörte sie nicht.

Bey den vielen Kenntnissen, die sie besitzt, fehlt es ihr an jener, welche unter allen zum Regieren die nothwendigste ist, nämlich an der wahren Kenntniß der Menschen. Sie ward nach der ehemaligen Gewohnheit ihres Hauses im Dunst der Hoheit erzogen, wodurch sie nie mit ihrem Blick in die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, in die Angelegenheiten der untern Volksklassen und in das wahre Interesse der Nation eindringen konnte. Ihre ganze Erziehung war dazu angelegt, sie den falschen Vorstellungen der Schmeichler, den Betrügereyen der Pfaffen und den Vorurtheilen Preis zu geben, welche die Adelichen und Bürgerlichen, die Priester und

kanen, zu wesentlich verschiednen Menschenarten machen. Schmeichler und Pfaffen verleiten sie zu Gewaltthätigkeiten, die ihr Herz verabscheuen würde, wenn sie dieselbe im rechten Licht sähe. Bey dem unbedeutenden Aufstand der Bauern in einigen böhmischen Kreisen vor einigen Jahren wollte der Kayser den Weg der Güte einschlagen. Er kannte die wahre Lage dieser armen Sklaven, die selbst nicht wußten, was sie wollten, und bloß vom Hunger herumgetrieben wurden. Man konnte ihnen wenig mehr zur Last legen, als daß sie einige Baronen aus den Betten gejagt hatten. Die Weiber der böhmischen Edelleuthe vermochten mit einigen geborgten Thränen die Kayserin dahin, daß man Soldaten gegen die sogenannten Rebellen ausrücken ließ, und daß viele als Hochverräther aufgehängt wurden, die im Grunde nichts als Opfer ihres Hungers waren. Es war um die Zeit der bekannten Mißjahre, wo sich eine Theurung über ganz Europa ausbreitete, die besonders in dem so getreidereichen Böhmen eine schröckliche Hungersnoth veranlaßt hatte. Der Kayser wußte, daß der Geitz der Güterbesitzer, besonders der Pfaffen, die vornehmste Ursache dieser Hungersnoth war. Um das Schicksal seiner Böhmen zu erleichtern, drang er auf die Aufhebung der Leibeigenschaft, die einem Staat so nachtheilig ist. Die Anhänglichkeit seiner Mutter an den Adel widersetzte sich einem Entwurf, wodurch das von der Natur so begünstigte Böhmen in kurzer Zeit zu einem der blühendsten Reiche werden müßte. Die Kayserin glaubte gegen ihr Gewissen zu handeln, wenn durch die Ausführung dieses Entwurfs ein kleiner Theil ihrer Unterthanen nur das geringste von seinem Einkommen verlieren sollte, und bedachte nicht, daß der Adel und die Pfaffen den Schweiß und das Blut

so vieler tausend ihrer Unterthanen in Müßiggang verschwelgen.

Ein unumschränkter Regent, der nicht Menschenkenntniß genug besitzt, um die Leute, die ihn umgeben zu übersehn, zu durchschauen, ist der abhängigste Mensch in seinem Staat. Bey all ihren Einsichten in so verschiedenen Sachen, bey all ihrer Obergewalt kann es die gute Monarchin doch nicht rügen, daß sie fast von allen Leuten betrogen wird. Sie glaubt mit ihren Keuschheitsanstalten allen Sünden zuvorgekommen zu seyn, und es ahndet ihr nicht, daß sie so viele Weiber, denen sie allen so viele Enthaltsamkeit als sich selbst zutraut, durch ihre Anstalten selbst zu Ehebrecherinnen macht. Sie denkt nicht daran, daß, indem sie einen Theil des hiesigen unverheyratheten Frauenzimmers gegen die Anfälle der Mannsleute sicher setzt, der böse Geist unterdessen die Fahne mit doppelter Wut gegen die Frauen schwingt, die unzählige und unentdeckbare Hinterthüren haben, welche dem Feind, vor dem sie öffentlich das Kreutz machen, zu jeder Zeit offen stehn. Sie würde verzweifeln, wenn sie nur den Theil der Hörner sehn könnte, welche die hiesigen Männer unter ihren Peruken und Frisuren herumtragen. Man versicherte, die Monarchin habe eine gewisse Art der jungen Leute, ihr Haar zu binden, besonders bey den Schülern des Theresianums sehr ärgerlich gefunden, und doch weiß ich von einem Grafen, der ehedem in diesem Institut war, daß es der neuverordneten keuschern Haarzöpfe ungeachtet durchaus mit gewissen stummen Sünden angesteckt war, und vielleicht noch ist, die ungleich abscheulicher und schädlicher sind, als die Sünden, worauf die Keuschheitskommißion Jagd machen soll. Ich kenne eine Frau, die, um sich und ihrer schönen Tochter

den Titel eines Unterhaltes zu verschaffen, dieselbe auf ein kleines Theater gab, von dem sie aber kaum so viel bekömmt, daß sie ihre Haarnadeln damit bezahlen könnte. Das Theater ist zu Paris auch mehr der Titel als der wirkliche Unterhalt der Tänzerinnen, Sängerinnen und Aktrizen; aber das Eigne ist hier, daß die Mutter ihre feile Tochter von der Probe aus dem Theater grade in die Kirche führt, wo sie beyde mit niedergeschlagnen Augen und der frömmsten Miene an langen, rasselnden Rosenkränzen bethen, um sich bey der Polizey in den Ruf der Heiligkeit zu bringen. Viele Hofleute, welche um die Gunst der Monarchin buhlen, wissen keinen bessern Weg zu ihrem Zweck, als fleißig die Hofkirche zu besuchen. Ich kenne einen sogenannten Gelehrten hier, der ein Gebetbuch aus dem Französischen übersetzte und es der Kaiserin dedicirte, um nebst einem Geschenke auch die Anwartschaft auf eine Hofstelle zu bekommen. Er erreichte seinen Zweck. Die Kaiserin hielt ihn für einen frommen Mann, und er war unverschämt genug, im Kreiß seiner Vertrauten der guten Monarchin zu spotten. Mit der Bücherzensur verhält es sich eben so. Die Monarchin würde zu Boden sinken, wenn sie nur eine von den tausend hiesigen Privatbibliotheken sehen sollte, worinn man alle die vornehmsten der ketzerischen und skandalösen Schriftsteller findet, die sie durch ihr Zensurkollegium und ihren Index, der dicker ist als der römische, auf ewig aus ihren Landen verbannt zu haben glaubt. So wird sie durch ihre eigne Anstalten, deren völlige Fruchtlosigkeit genug beweißt, daß sie unnatürlich sind, von aller Welt betrogen, und hängt bloß von dem gleisnerischen Schein ihrer Unterthanen ab. Das schlimmste ist, daß ein grosser Theil derselben zur Heucheley gezwungen wird.

Wien —

Um sich einen richtigen Begriff von der hiesigen Regierung, wie sie itzt wirklich ist, zu machen, muß man sich drey Partheyen denken, die sehr von einander verschieden sind. Die erste und stärkste ist jene der Kaiserin Sie besteht nebst der Hauptperson aus dem Kardinal Migazzi, hiesigen Erzbischoff, aus einigen Mönchen, besonders Kapuzinern, und einigen alten frommen Damen, die der Monarchin sogar mit Nachahmung der Trauerkleider derselben schmeicheln. Diese Parthey geht immerfort mit Keuschheitskommißionen, Bücherverbothen, Vertreibung gefährlicher Lehrer und Prediger, Beförderung von Heuchlern, Aufrechthaltung der päbstlichen Monarchie und Verfolgung der sogenannten neuen Philosophie schwanger. Ein grosser Theil des alten Adels, dessen Rechte mit jenen der Pfaffen auch wirklich in Verbindung stehn, dient dieser Parthey zum Rückhalt.

Die zweyte Parthey ist jene des Kaisers. Diese liegt mit der ersten in einem unaufhörlichen Kampf. Sie ist mit Verbesserung der Gesetzgebung, mit Beförderung des Ackerbaues, der Handlung und Industrie überhaupt, mit Untergrabung der Gewalt der Dummheit und ihrer Trabanten, mit Verbreitung der Philosophie und des Geschmacks, mit Beschneidung der unbegründeten Rechte des Adels, mit Beschützung der Niedern gegen die Unterdrückung der Grossen und mit allem dem beschäftigt, was Erdengötter thun können. Eine Hauptstütze dieser Parthey ist der Feldmarschall Laey, dessen Art die Mönche und ihren Anhang zu bekriegen grade die nämliche

ist, womit er vor einigen Jahren dem König von Preussen in Böhmen die Spitze both; nämlich es ist die vertheidigende Art Krieg zu führen, die auch der Graf von Sachsen wohl kannte. Er legt dem Kaiser die Plane von verschanzten Lagern, Zikzakmärschen und vortheilhaften Retiraden vor, und der General Migazzi mit seinen braunen, schwarzen, weissen, halbschwarzen und halbbraunen Truppen mußte oft schon das Feld räumen und das Winterquartier beziehn, ohne schlagen zu können. Diese zwey Partheyen, die offenbare Feinde sind, pflegen durch Vermittelung der dritten unabläßig Unterhandlungen mit einander.

An der Spitze der letztern steht Fürst Kaunitz, einer der größten Staatsmänner unsrer Zeit, der sich durch seine Verdienste um das kaiserliche Haus in das Vertrauen der Kaiserin und ihres Sohnes gesetzt hat, und würdig ist der Vermittler zwischen beyden zu seyn. Im Herzen mag er mehr der Parthey des Kaisers anhängen, als den Grundsätzen seiner Frau Mutter; aber es ist jener selbst daran gelegen, an ihm einen Vermittler zu haben, der bey der Monarchin Ansehn genug hat, und bey derselben ihren philosophischen Operationen die Farbe von Religiosität zu geben, ohne welche sie ihren Zweck nie erreichen könnte. Er maskirt die Märsche des Kaisers und seines grossen Feldmarschalls, und so wachsam auch der Kardinal mit allen seinen vortreflichen Spionen ist, so mußte er doch öfters schon kapituliren, noch ehe er wußte, daß der Feind im Anmarsch sey. Fürst Kaunitz hat zwar einen Zug in seinem Karakter, der jeden, welcher ihn kennt, glauben macht, daß er einige wirkliche Anhänglichkeit an die Kaiserin haben müsse, so wenig er auch für die übrigen Grundsätze derselben eingenommen

seyn mag. Von der Anhänglichkeit, welcher jeder Minister seinem Hof schuldig ist, ist hier die Rede nicht. Ich betrachte hier bloß das Personelle. Dieser Zug ist seine grosse Liebe zur Pracht und zu einem starken Aufwand, welche der grossen Sparsamkeit des Kaisers so stark widerspricht. Choiseul, der Herzensbruder des Fürsten Kaunitz, giebt keine prächtigere Tafeln zu Paris, wo er doch so berühmt in diesem Punkt ist, als der hiesige Minister. Beyde haben eine Politik und eine Lebensart mit einander gemein. Bey dem Fürsten Kaunitz wird es gegen 11 oder 12 Uhr Morgen, die Mittagstafel beginnt um 4 oder 5 Uhr, und währt bis 7 oder 8 Uhr und noch länger, wenn er kein Schauspiel besucht, und bey den Soupers um Mitternacht findest du nebst den fremden Ministern, reisenden Standespersonen und hiesigen Hofleuten öfters auch die ausgesuchtesten Künstler, Gelehrten, Schauspieler und Schauspielerinnen. Er ist zum Theil gezwungen diesen Aufwand zu machen, denn er macht die Honneurs des Hofes, wofür ihm die Kaiserin 50000 fl nebst seiner Besoldung jährlich ausgesetzt haben soll. Aber diese Honneurs sind dem Kaiser zu kostbar. Der Fürst, welchem es als einem alten gemächlichen Manne unmöglich ist, seine Lebensart zu ändern, kann es also auch mit der Kaiserin und dem Hofbanquier nicht ganz verderben; und ob er schon gewiß weiß, daß der Kaiser seine Verdienste zu hoch schätzt, als daß er bey einer Veränderung in Gefahr stünde, etwas von seinen ansehnlichen Appointements zu verlieren, so können doch ausserordentliche Fälle kommen, wo eine freygäbige Freundin der Geistlichkeit einem sparsamen Philosophen, der mit seinem System harmonirt, die Waage hält.

Die Einschränkungen der Klöster, die neuen

Schuleinrichtungen, die vielen Bücher welche ans Licht treten, und die Beförderungen zu geistlichen und weltlichen Ehrenstellen geben allen drey Partheyen vollauf zu thun. Der letzte Punkt giebt besonders viel zu streiten und zu vermitteln. Kaum ist eine Stelle ledig, so wird die Kaiserin augenblicklich von ihren Damen und Pfaffen mit Rekommendationen und Supplikationen bestürmt, und gemeiniglich kömmt der Kaiser, welcher seinen Mann immer nur nach dem Verdienste wählt, mit seinem Kandidaten zu spät. Der unglücklichen Wahl der Kaiserin nach Rekommendationen und Suppliken hat man hauptsächlich die Unthätigkeit zu verdanken, welche hier fast in allen Dikasterien herrscht. Gar viele Räthe und Assessoren arbeiten platterdings nichts. Es ist hier grosse Mode, sich um ein kleines Geld einen Subalternen zu dingen, der die Geschäfte versehen muß. Sehr viele Staatsbedienten könnten nicht einmal arbeiten, weil sie sich zu den Geschäften, wovon sie den Titel haben, nie fähig zu machen suchten. Und doch giebt es eine Menge Hofräthe hier, die 6 bis 8 tausend Gulden ziehn. Einige, die besonders viel arbeiten wollen, bringen sich noch viel höher. Man nannte mir einen, der jährlich auf seine 18000 Gulden kömmt, aber sie auch durch seinen unermüdeten, aber hier höchst seltenen Fleiß verdient. Unter dieser Klasse der Hofbedienten herrscht ein unbeschreiblicher Luxus. Der gnädige Herr, denn alle Räthe sind gnädige Herren, muß seinen Kammerdiener haben, und gar oft hat die gnädige Frau auch den ihrigen. Es ist hier nicht wie bey uns, wo der Kammerdiener fast die verächtlichste Person unter den Laquayen ist. Hier folgt er unmittelbar auf den Haushofmeister, und versieht gar oft die Stelle eines Sekretärs, dem er auch allzeit den

Rang streitig macht. Wenn es nur äusserst möglich ist, so muß der gnädige Herr, dessen Geschäfte so unbedeutend als sein Titel sind, auch seine Equipage haben. Vielleicht ist ausser dem türkischen kein Hof in Europa, der, was die Bedienungen vom zweyten Rang betrift, seine Bedienten so gut bezahlt und doch dabey so schlecht bedient wird, als der hiesige. Der Kaiser bekömmt mit der Zeit eine herkulische Arbeit, um seine Dikasterienställe zu reinigen.

Seit mehrern Jahren hat die Kaiserin ihrem Sohn die Verwaltung des Kriegswesens uneingeschränkt überlassen. Das Militär ist also der einzige Stand, dessen Glieder bloß vom Kaiser abhängen, und beym ersten Blick sieht man, daß dieser Stand zu einer Vollkommenheit gebracht ist, die mit der Unordnung im Civilstand und Kirchenwesen stark absticht. Es ist schon lange bekannt, daß die Unterthanen des Hauses Oestreich von Natur vortrefliche Soldaten sind. Es fehlte der Armee meistens nur an aufgeklärten und patriotischen Kommandanten, an besserer Disciplin und an richtiger Zahlung. Die Finanzen des Hofes waren bis unter der Regierung des vorigen Kaisers in der größten Verwirrung, und die Engländer und Holländer mußten immer das Meiste zur Unterhaltung der kaiserlichen Truppen beytragen. Kaiser Franz legte durch Verbesserung des Finanzwesens den Grund zu der förchterlichen Grösse, worauf dieses Haus nun gestiegen ist, und die immer förchterlicher wird. Nun hat der hiesige Hof auch zu den größten Unternehmungen keine fremden Subsidien mehr nöthig. Zur Bildung der Armee fehlte es also nur noch an einem Mann, der so wol die ökonomische Einrichtung, als auch die gute Disciplin und die Theorie der grossen Operationen verstund. Diesen Mann fand der Kaiser an

dem General Lacy, der ohne Zweifel eines der größten Genies unsers Jahrhunderts ist. Wie klein sind viele der gepriesenen grossen Geister neben einem Mann, der mit dem nämlichen philosophischen Blick die Regierung, die Staatswirthschaft, das Verhältniß des Staates gegen die übrigen europäischen Mächte, und dann eine Armee von ohngefähr 250000 Mann so durchschaut, daß er für die allerkleinsten Kleidungsstücke des Soldaten Sorge trägt: der mit gleicher Anstrengung und mit gleich glüklicher Beurtheilungskraft in einer Stunde Plane zu Märschen und Lagern entwirft; in der andern den Schneidern Muster zu bessern Kamisölern vorlegt, und den Schustern einen bessern Schnitt von Soldatenschuhen vorschreibt, in der dritten mit dem Kaiser Verbesserungen des Justizwesens und der grossen Staatsverwaltung entwirft, in der vierten die kleinsten Griffe der Handmannövers zu simplifiziren sucht, in der fünften die Magazine durchschaut und besser anordnet, und dann in der nächsten Stunde über jeden Gegenstand der Weltweisheit, der ihm in den Wurf kommen mag, zu seiner Erholung sokratisirt. Gewiß, wenn die Menge deutlicher Begriffe den Verstand eines Menschen ausmacht, so sind dem Feldmarschall hierinn wenige zu vergleichen. Wer weiß, was zur genauen Kenntniß der Artillerie, Kavalerie und Infanterie, zur Kombination dieser verschiedenen Massen und ihrer Bewegungen und zum lokalen Gebrauch derselben vonnöthen ist, der wird nicht begreifen können, wie ein Kopf, der alles das umfaßt, sich noch mit den Knöpfen an den Hosen der Soldaten beschäftigen könne. Und doch ist das alles zusammen nur ein kleiner Theil seiner deutlichen Begriffe. Seine geographischen, statistischen, kameralischen, landwirthschaftlichen und noch viele

andre Kenntnisse erstrecken sich mit der nämlichen Deutlichkeit bis ins kleinste Detail. — Fast schäme ich mich es niederzuschreiben — dieser grosse Mann ist aller seiner Verdienste ungeachtet bey dem grossen Haufen, und auch bey der Armee, deren wahrer Vater er ist, fast allgemein gehaßt. Er verlor die Liebe der Offiziers, weil er ihnen die Gewalt nahm, ihren Souverain zu betrügen. Ehedem lieferten die Kapitans die Bedürfnisse für ihre Kompagnien, und sie waren durchaus gewohnt, sich bey dem Tuch, den Hüten, Schuhen u. dgl. wenigstens noch zweymal so viel zu machen, als ihr Sold betrug. Die höhern Offiziers standen gemeiniglich mit den Zahlmeistern in einem Vertrag, und steckten mit denselben einen Theil der Kriegskasse neben ein. Alles das hört nun auf. Ungeheure Magazine liefern auf Kosten des Kaisers dem Soldaten alles, was er nöthig hat. Er bekömmt seinen Sold richtig auf die Stunde, ist besser gekleidet, als kein Soldat in Europa, und wird zu einer Menage angehalten, die seiner Gesundheit und seiner körperlichen Stärke sehr zuträglich ist. Der Lohn für diese vortrefliche Einrichtung des grossen Feldmarschalls ist Hohn und Spott. Die Pfaffen, welche wissen, daß er nicht ihr Freund ist, helfen ihn vollends in bösen Ruf bringen; aber er ist Mann dazu, den ganzen Schwarm der Elenden zu verachten, und das Vergnügen zu schmecken, auch Undankbaren Gutes zu thun.

Der schwarze Stand, an dessen Spitze der Kardinal Migazzi steht, ist unter sich getheilt. Der größte Theil denkt zwar wie sein Oberhaupt, das heißt, gut bellarminisch, und wo es nur möglich ist einen Exjesuiten anzubringen, da unterläßt es der Kardinal gewiß nicht; allein in diesem Stand ist die Ver-

stellung unendlich leicht, und Migazzi kann es nicht hindern, daß nicht öfters ein Wolf unter einem Schaffell in seine Heerde einschleichen sollte. Es sind schon sogar einige Bischöffe da, von denen der Kardinal nichts weniger erwartet, als daß sie mit der Zeit selbst Hand an seine Hierarchie legen würden, und die doch gewiß nur den Wink des Kaisers dazu erwarten. Unterdessen thut er alles, was möglich, um wenigstens die öffentliche Lehre auf den Schulen und Kanzeln rein zu halten. Sein apostolischer Eifer wird öfters Kühnheit. Vor einigen Jahren unterstand sich ein hiesiger Mönch, ich glaube ein Jakobiner auf der öffentlichen Kanzel zu predigen: „Die Geistlichen seyen dem Landesherrn wie seine übrigen Unterthanen, Gehorsam schuldig. Da sie mit denselben gleichen Schutz und gleiche Vortheile genössen, so wären sie verbunden, auch die Auflagen des Landes zu tragen. Die Kirche wäre durch ihren Uebermuth und durch die Schwäche der Regenten in den finstern Zeiten zu einem Ungeheuer geworden, welches die ersten Kristen nicht mehr erkennen würden. Jeder Landesherr sey verpflichtet, das Kirchenwesen nach dem Wohl seines Staates zu verbessern„ u. dgl. m. Der Kardinal, dem gewiß keine Predigt entgeht, fiel wie gewöhnlich über den patriotischen Mönch her. Der Kaiser machte Mine, seine Parthey mit allem Nachdruck zu nehmen. Der schlaue Erzbischof zog die Hand zurück, aber nur, um seinen Raub gewisser zu haschen. Der Kaiser verreiste, und nun bekam der gute Mönch seine Inquisition. Er ward als ein Gefangener in ein Kloster nach Oestreich gebracht, wo er sich noch befindet. Der Kaiser konnte bey seiner Zurückkunft nichts thun, als diesen Streich des Kardinals zu den vielen andern dieser Art in sein Souvenir zu schreiben.

Die Bücherzensur ist der glänzendeste Triumph der erzbischöflichen Parthey. Man muß alle die Thorheiten, welche dieses Kollegium begeht, nicht den Zensoren selbst auf die Rechnung setzen. Ich kenne verschiedene dieser Herren als sehr aufgeklärte und philosophische Köpfe. Sie sind bey jedem Werk, welches ihnen unter die Hände kömmt, unendlich schlimmer daran, als das Werk selbst. Alles, was geschrieben werden kann, ist nicht an sich selbst, sondern nur bezugweise ärgerlich, und es ist eine platte Unmöglichkeit für die Zensoren, eine so bestimmte und vollständige Vorschrift abzufassen, daß nichts übrig bleiben sollte, woran sich nicht ein Theil des Publikums ärgern könnte. Nun schwitzen sie über den Manuskripten, die ihnen vorgelegt werden, daß es zum Erbarmen ist. Ich sah einige Manuskripte, welche die Zensoren, um alles Anstößige zu vermeiden, zu ganz neuen Werken umgearbeitet hatten. Sie glaubten ihre Sache recht gut gemacht zu haben. Das Buch tritt unter der Presse hervor, und nun kömmt eine alte Dame, oder ein Neider des Verfassers, oder ein halbverrükter Mönch oder sonst ein Narr oder ein Schurke, und beweist Aergerlichkeiten, die keinem vernünftigen und ehrlichen Mann auffallen konnten. Es ist bekannt, daß sich einer einmal an den Wörtern: „Vater unser, „sogar auf dem Todbette geärgert hat Und nun bekömmt der Zensor richtig seinen derben Verweis. Der Theaterzensor bekam schon öfters Verweise, daß er die Wörter „Teufel, Hure, Ehebrecher, Saperment, verflucht, Pabst„ u. dgl. m. paßiren ließ: Oft findet ein grosser eine Personalität in einem Werke, wovon dem Zensor nicht träumen konnte, und nun muß wieder der arme Zensor die Einbildung der Grossen büssen. Ein besonderer Stein des Anstosses

für

für die Zensoren sind die Bücher, welche über die östreichische Staaten selbst geschrieben sind. Der Hof, nämlich jener der Kaiserin, scheint zur Beurtheilung dieser Schriften den Grundsatz angenommen zu haben, daß man alles, was Oestreich heißt, loben müsse. Wenigstens werden die meisten Werke, worinn etwas östreichisches getadelt wird, unterdrückt und verboten — So weit, Bruder, ist es bey uns doch nicht gekommen. Wir haben eine Menge mit königlichem Privilegium gedruckte Bücher aufzuweisen, worinn die Mißbräuche unserer Regierung gerügt werden — Das theologische Fach ist für die Zensoren das bestimmteste. Da haben sie nur alles, was dem Bellarmin, Suarez, Sanchez, Molina, Busenbaum, Baronius und ihren Konsorten widerspricht, auszustreichen, und so ist die Sache geschehen. Wie das Reich der Wissenschaften in diesen Umständen hier bestellt seye, das will ich dir in meinem nächsten Briefe sagen.

Wien. —

Die Kräfte der Seele verhalten sich wie die Kräfte des Körpers. Die mannichfaltige, freye und angestrengte Uebungen, das Schwimmen, Fechten, Ringen, Tanzen, Laufen u. dgl. m. geben dem Leibe Rundung, Festigkeit und Stärke. In der trägen Ruhe, wenn er an einförmige, erzwungene Bewegungen gebunden ist, wird er schwach, schief und kränkelnd. Wenn sich die Seelenkräfte eines Volks entwickeln sollen, muß man dem Geist auch seine gymnischen Spiele gestatten. Die Freyheit der Be-

wegung hat für den Körper die Wirkung, welche die Freyheit zu denken für die Seele hat, und ein unnatürlicher Zwang macht den Körper und die Seele gleich schief und steif.

Unter allen Völkern, welche die Geschichte kennt, sind die Griechen und Römer diejenigen, bey welchen die Philosophie am wenigsten mit der Religion in Verbindung stand. Vielleicht ist die Haupturſache, daß ihr Geist einen Schwung gewann, den die Aegyptier, Babylonier und Kaldäer nicht kannten, weil die Philosophie und alles, was Wissenschaft heißt, bey diesen Völkern ein ausschließliches Eigenthum der Pfaffen war, deren Interesse erforderte, daß das gedankenlose Volk sich von ihnen führen ließ, und ihr Wissen unter Hieroglyphen versteckt blieb. Alles, was einige Griechen auf ihren gelehrten Reisen am Nil und Euphrat gestoppelt haben, waren keine Produkte eines sehr fruchtbaren Genies, sondern nur mühsame Erforschungen die das Schwerfällige des Mönchsstudiums in einer progreßiven Anstrengung auf einen bestimmten Gegenstand verriethen. Ihre sogenannte Philosophie konnte nicht für das Volk wohlthätig werden, nicht das Gefühl und den Geschmack verfeinern, noch über das bürgerliche Leben und die Gesetzgebung Licht und Wärme verbreiten, denn das Volk selbst nahm keinen Theil daran, als in so fern ihm das Resultat des Klosterstudiums als ein trocknes Gesetz vorgeschrieben wurde, dessen Sinn es nicht einsah.

Als man in dem neuern Rom den schönen Traum entwarf, sich zum Herrn der Erde zu machen, indem man sich in Besitz der Meinungen der Menschen setzte, mußte man natürlich das ganze Reich der Wissenschaften dem Zepter der Religion zu unterwerfen suchen. Die Rundung der Erde, die Sonnen-

flekken, und noch bis zu unsern Zeiten auch das kopernikanische System mußten von Mönchen nach der Schrift, nach den Kirchenvätern, Konzilien und päbstlichen Bullen beurtheilt werden. Alles bezog sich auf die Religion, und hätte man nicht mit aller Gewalt auch die Kassen der Fürsten dahin beziehen wollen, so lägen wir vermuthlich noch in der fühllosen Dummheit des eilften Jahrhunderts.

Nach der Reformation blieb der Gebrauch, alles durch die Brille der Religion zu betrachten, noch ziemlich lange. Die Pfaffen der Protestanten konnten die alte Gewohnheit, Herren aller Moralität zu seyn, lange nicht ablegen. Sie untergruben zwar durch die Trennung ihre eigne Macht; aber nur nach und nach, und ohne ihr Bewußtseyn. Wenn gleich Luther die Güter der Geistlichkeit den Regenten Preiß gab, so sieht man doch deutlich genug aus seinen Schriften, daß er sich in seinen Gedanken als Reformator der Kirche, weit über alle weltliche Macht und über alle Aussprüche der Fakultäten hinaussetzte. Kalvins Uebermuth und Unterdrückungsgeist, was Meinungen betrift, ist bekannt. Ihre Nachfolger behaupteten noch lange ihre eingebildete Herrschaft über die weltliche Macht und das Gebiethe der Wissenschaften. In verschiedenen Gegenden sind sie noch wirklich im Besitz derselben — Wir müssen unserm Jahrhundert Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und gestehn, daß die Freyheit zu denken und die wahre, menschenfreundliche Philosophie seit den Zeiten der Römer und Griechen erst in demselben sich merklich ausgebreitet haben.

Ohne Wiederrede haben die Engländer viele Vorzüge in diesem Betracht vor den andern europäischen Völkern dieses Jahrhunderts. Die Regierungsform trägt viel dazu bey; aber vielleicht noch mehr die

konstitutionsmäßige Duldung der Episkopalen, Presbiterianer, Independenten und so vieler Sekten, die wegen ihrer Trennung und Verschiedenheit keinen gemeinschaftlichen Plan machen konnten, über die Meinungen des Volks zu tyranniſiren. Es war sehr natürlich, daß die Britten sich wegen der Mannichfaltigkeit ihrer Religionsſekten, die fast gleiche Rechte im Staat zu genieſſen haben, nach und nach gewöhnen mußten, das Reich der Wiſſenſchaften, die Geſetzgebende Macht und das bürgerliche Leben unabhängig von der Religion zu betrachten, während daß sich die Geiſtlichkeit in Schweden, Dänemark, verſchiedenen deutſchen Fürſtenthümern, und sogar auch in einigen proteſtantiſchen Republiken immer noch gewiſſe Bedrückungen des Gewiſſens und des Denkens herausnehmen durfte, weil ſie eine allein herrſchende Kirche bildete. Der Geiſt der Engländer, der von nichts gefeſſelt war, nahm also den Adlerflug, womit er ſich über die Nationen ſeines Jahrhunderts geſchwungen hat. Ihre Philoſophen verzeihten ſich ihre oft ſehr widerſprechenden Spekulationen. Sie hatten ihre Kyniker, ihre Pythagoräer, Platoniker, Epikuräer u dgl. m. aber alle waren, wie die alten über die weſentliche Pflichten des Menſchen und des Bürgers einig, und die Verſchiedenheit ihrer Spekulationen ſetzte die Gegenſtände nur in ein helleres Licht. Auch in den bloß kalkulirenden Wiſſenſchaften auſſerten ſie die Energie ihres Geiſtes, die er ſich durch die freye Uebung in den mannichfaltigen Feldern der Wiſſenſchaften eigen gemacht hat. Es kam wohl auch zu Radoterien, zu lächerlichen Hypotheſen und zu den ſeltſamſten Schwärmereyen; aber dieſe Ausſchweifungen ſind von der Freyheit zu denken ſo unzertrennlich wie gewiſſe Mängel von der bürgerlichen Freyheit, und

alle Mißbräuche können nicht gehoben werden, ohne den guten Gebrauch einer Sache selbst zu hindern.

Von unserer Nation brauch' ich dir mehr nicht zu sagen, als daß die Freyheit zu denken bey uns von der Regierung viel weniger eingeschränkt wird, als in sehr vielen Staaten, die sich frey nennen, und auch viel weniger durch die Religion, als in manchen protestantischen Ländern. Ich muß nun zu meinen Wienern zurück, zu welchen ich einen ziemlich weiten Umweg genommen habe.

Vom Rhein an bis hieher hörte ich so viel von den vortreflichen Schulanstalten in Oestreich, von dem grossen Aufwand der Kaiserin für die Erziehung ihrer Unterthanen und für die Wissenschaften und Künste, daß ich mir auf der ganzen Reise Wien als das deutsche Athen dachte. Aber vielleicht war meine übertriebne Erwartung größtentheils Schuld, daß ich bey weitem das nicht fand, was ich erwartete. Die Schulen für die kleine Jugend sind von allen öffentlichen Instituten noch das Beßte, ob man gleich den Kindern viele Dinge mitunter einbläut, die sie in ihrem Leben nicht gebrauchen können, und die zu nichts dienen, als sie zu jungen Pedanten oder Charlatans zu machen; ob man ihnen gleich noch die christliche Lehre und Moral als einen Unsinn vorträgt, der weder ihren Kopf erleuchten noch ihr Herz erwärmen kann, und ob man gleich noch nicht genug Sorge für ihre Sitten trägt. Diese Mängel werden durch die mannichfaltigen Begriffe die man ihnen von der bürgerlichen Industrie, vom Handlungswesen, Ackerbau, u. dgl. m. nach und nach beyzubringen sucht, in etwas wieder ersetzt, und die hiesigen Schulen sind unter allen katholischen, die ich bisher in Deutschland gesehen, die einzigen, worinn man die Kinder mehr zu guten Bürgern als

zu Mönchen zu bilden sucht. Unterdessen herrschen schon in diesen Kinderschulen die zwo mächtigen Triebfedern des hiesigen Staates: Blinde Subordination und Mönchsglauben. Da sie dem ungeachtet viel Gutes haben, warum erlaubt man noch so vielen Familien die Privaterziehung durch Französinnen, die gemeiniglich verlaufene Huren, oder stolze Kammermädchen sind, welche hier lieber Gouvernantinnen heissen, als in Frankreich die Stuben kehren und die Betten machen wollen? Warum duldet man noch den Schwarm der französischen und italiänischen Abbes bey den jungen Herren, die oft viel schlimmer sind, als Huren? — Ueberhaupt merkt man auch diesen Anstalten noch an, daß sie ganz neu und nach keinem vesten, durchgedachten System angeordnet sind. Der Eigensinn und die Eitelkeit der Projekteurs, welchen sie zu sehr ausgesetzt sind, geben oft zu widersinnigen Veränderungen Anlaß. Auf das Publikum im Ganzen haben sie auch noch keinen Einfluß gehabt. Erst die künftige Generation wird, wenn sie etwas Gutes haben, die Wirkung davon empfinden.

Ich besuche die öffentlichen akademischen Vorlesungen: Es ist wahr, der Aufwand der Kaiserin muß ungeheuer seyn. Die gewöhnlichen Universitätskollegien sind nicht nur ganz frey, sondern es wird auch hier über Dinge öffentlich und ganz frey gelesen, die man bey uns nur in Privatstunden und zwar nur um einen sehr hohen Preis hören kann. Z. B. verschiedene lebende Sprachen, die politischen Wissenschaften u. dgl. m. Aber es herrscht fast durchaus noch eine Barbarey, die jeden Menschenfreund den grossen Aufwand der Monarchin bedauern macht. Der Verfasser der Voyages en differens pays de l'Europe

(von 1774 bis 76) sagt, er habe auf einer östreichischen Universität öffentlich den Satz vertheidigen hören: Alles Haab und Gut der Unterthanen sey das wirkliche Eigenthum des Landesherrn. Ich weiß nicht, ob es wahr ist; aber das weiß ich, daß sich kein Lehrer des Naturrechts hier getraut, zu behaupten: Der Landesherr habe seine Verbindlichkeiten gegen seine Unterthanen, so wie diese die ihrigen gegen ihn. Man sagte mir, das jus naturæ eines salzburgischen Benediktiners, worinn dieser Satz stand, wäre einigen hiesigen Zensoren sehr anstößig gewesen, und man habe einem gewissen Herrn, der es mit sich hieher gebracht, freundschaftlich gerathen, es ausser Lands zu schaffen. Das römische Recht mit allen seinen von unserer Verfassung und unsern Gebräuchen so weit entfernten Begriffen erhält sich noch auf dieser so berühmten Universität, und muß immer noch die Kandidaten der Richterstüle zu Pedanten und falschen Räsonneurs machen. Wer das jus publicum von Deutschland zu Straßburg gehört hat, und einen hiesigen Professor darüber lesen hört, der wird nicht glauben können, daß von einem und dem nämlichen Staat die Rede seyn. Dort wird das deutsche Reich als eine Republik vorgestellt, worinn der Kaiser ohngefähr das Ansehn eines Konsuls oder Diktators hat, und hier macht man es zur uneingeschränktesten Monarchie. Unsere Theologie ist von Natur barbarisch; aber glaubst du wohl, daß ich hier eine ganze Stunde de immaculata Conceptione Mariæ habe lesen gehört? Ein andermal hörte ich einen solchen subtilen Doktor gar ernstlich untersuchen, ob die Leute, die es allenfalls vor Adam gegeben hat, mit der Erbsünde befleckt gewesen. Die theologische Moral giebt man noch nach dem Busenbaum, Voit und ihren Konsorten. Ich hörte Be-

schreibungen von Unzüchtigkeiten in der öffentlichen Schule, die ein profanes Buch nothwendig in den Index librorum prohibitorum bringen müßten. Aber es ist wahr, Busenbaum sagt in seiner Bordelmoral, es wäre erlaubt über die Moral öffentlich zu lesen, wenn auch gleich die Schüler gewisse sündliche Regungen empfänden, und wenn auch sogar gewisse sündliche Ergiessungen darauf erfolgen sollten. Es wäre um das mehrere Gute zu thun, meint er, das die Schüler in den Beichtstülen stiften würden. In dem metaphysischen Hörsal fand ich die Quintessenz der Pedanterie und Charlatanerie. Es fiel mir eben nicht sehr auf, daß der Herr Professor sehr umständlich bewies, zwey einfache Wesen könnten sich nicht küssen und umarmen, und es wäre nicht unmöglich, daß ein und das nämliche Ding in einem und dem nämlichen Augenblick einige Tausendmal an verschiednen Orten existire. Nun konnt' ich nicht gleich begreifen, warum man die letztere Untersuchung die ich mich in einem metaphysischen Werke noch nie erinnere gelesen zu haben, hier auf die Bahne bringt. Endlich fiel mir ein, daß es dem Herrn Professor, der ein geistlicher war, darum zu thun seyn mochte, die Koexistenz Kristi im Sakrament auf den vielen Altären von Kanton bis nach Lisboa seinen Zuhörern faßlich zu machen; denn alles wird hier auf die Religion bezogen, und bey den Kinderschulen gab es einen sehr ernstlichen Streit, ob man die Kinder nicht mit dem Vater Unser und Ave Maria müsse anfangen lassen zu buchstabiren; als wenn das A B C eine nothwendige und wesentliche Verbindung mit diesen Gebeten hätte. Was ich an meinem Metaphysiker am meisten bewundern mußte, war seine dem Anschein nach unerschöpfliche Erudition. Ihm scheint kein Metaphysiker, von den äthiopischen Troglodi-

ten an bis auf den Hans Jakob von Genf entgangen zu seyn. Er zitirte griechisch, lateinisch, italiänisch, englisch, französisch und was weiß ich in noch wie viel andern Sprachen, und widerlegte in einer halben Stunde wenigstens 6 alte und neue Metaphysiker. Der Mann interessirte mich zu sehr, als daß ich ihn nicht öfters besuchen, und mir nicht seine erstaunliche Gelehrtheit so viel als möglich zu nutzen machen sollte. Ich lehnte von einem Studenten, der in meinem Hause wohnt, auf einige Tage das metaphysische Vorlesebuch, wovon ein gewisser Jesuit Storchenau der Verfasser ist. Beym ersten Anblick sollte man glauben, der Verfasser habe das Geheimniß gefunden, die Metaphysik zur Niederlage von allem möglichen menschlichen Wissen zu machen. Da findest du nicht nur alle Sekten der Alten, die Pythagoräer, Platoniker, Epikuräer u. a. m. sondern auch die Kirchenväter der Reihe nach angezogen. Du findest dann aus der mittlern und neuern Zeit alles, was nur geschrieben ist. Machiavel, Hobbes, Spinoza, Kartes, Mallebranche, Bayle, Leibnitz, Loke, Volkäre, Rousseau, Bolingbroke, Humes Versuche über den menschlichen Verstand, Helvetius über den Geist, das Sistem der Natur, das Werk über die Natur, die Religion eines ehrlichen Mannes und unzählige Schriften, deren Verfasser sich gewiß nie träumen liessen, daß sie einst auf der Universität zu Wien von einem Jesuiten würden angezogen werden. Der Student, von dem ich das unvergleichliche Buch gelehnt, glaubte auch wirklich den Kern aller dieser Schriften in demselben zu besitzen, und im Stand zu seyn, auch die feinste Sophisterey eines Bayle, Spinoza und Hume mit 2 Zeilen seines Buches aller Bücher widerlegen zu können. Ich suchte die Bekanntschaft mit einem Mann, dessen Lektüre

so ungeheuer seyn mußte; aber wie erstaunte ich, als mich einer seiner Bekannten versicherte, er habe weder den Machiavel, noch den Bayle, noch den Voltäre, noch eine Menge andere Schriftsteller gelesen, die er anzöge und widerlegte. Er habe ihm einst ein gewisses Werk von 3 Quartbänden auf eine Nacht geliehn, und es einige Tage darauf in einer seiner Dissertationen widerlegt gefunden.

Die Medizinischen Kollegien sind ohne Vergleich noch die besten. Van Swieten hat hier das Seinige gethan. Die Herren Professoren von diesem Fach affektiren Eklektiker zu seyn. Ich sage affektiren, denn es geschieht nicht um bloß der Wahrheit anzuhängen, sondern nur um alles, was andre grosse Leuthe neben ihnen sagen, und grosse Leuthe vor ihnen gesagt haben, verachten und ihr eignes Selbst geltend machen zu können. Sie gewöhnen ihre Studenten, dem Hippokrates, Galenus, Boerhave, Haller, Tissot und allen Männern, welche in dieser Kunst Epochen gemacht haben, Schneller unter die Nasen zu schlagen, und nur an sie zu glauben; denn ein Student wird selten überzeugt; er glaubt gemeinlich nur. Die Eitelkeit dieser Herren und ihrer Schüler ist platterdings unbeschreiblich. Und doch soll die Anzahl der Aerzte von Verdienst seit einiger Zeit hier sehr abnehmen. Ausser dem Herrn von Störk, kaiserl. Leibarzt, weiß man nur sehr wenige zu nennen, die des Namens: Arztes, vorzüglich würdig sind. Die Art, wie die ältern Kandidaten zur Praxis geführt werden, ist sehr gut, und wird strenge beobachtet. Man weißt ihnen in einem Spital einige Kranke an, die sie zu gewissen Stunden besuchen müssen. Sie schreiben den Zustand der Krankheit mit allen Symptomen und Veränderungen nieder, und verordnen die Arzneyen zur Probe, wobey sie

ihre Gründe umständlich angeben müssen. Der Professor besucht dann die Kranken, vergleicht die Relation des Studenten mit seinem Befinden, und korrigirt sie ebenfalls mit Beyfügung der Gegengründe. Man empfiehlt den Studenten, diese Prüfungen aufzubehalten, und läßt sie sehr sorgfältig die Unterscheidungsmerkmale der analogen Krankheiten bemerken, welches meines Erachtens für einen angehenden Praktikus eine Hauptsache ist.

Ich sehe, ich kann mit den hiesigen Gelehrten in diesem Briefe unmöglich fertig werden, und spare dir also einen Theil derselben auf die nächste Post auf.

Wien —

Hier wimmelt es von Gelehrten. Wenn dir einer begegnet, dem du nicht an seinen schmutzigen Händen ansehen kannst, daß er ein Färber, Schmied oder Schuhmacher, oder an der Uniform, daß er ein Laquay, oder am vielen Gold auf den Kleidern, daß er ein grosser Herr ist, so kannst du sicher seyn, du hast einen Gelehrten oder einen Schneider vor dir, denn beyde Menschenklassen hab ich hier noch nicht recht unterscheiden gelernt. Frägst du mich aber um die Namen der hiesigen sogenanten Gelehrten, so bin ich in einer verfluchten Verlegenheit. Es giebt wohl einige, die mit dem Kopf weit über den grossen Haufen dieser Gelehrten emporragen. Hell, Martini, Störk, Stephani, Denis und dann vor allen Herr Sonnenfels, der einzige Philosoph, der den Namen verdient, der sehr viele brauchbare

Kenntnisse mit wahrer Vaterlandsliebe, Geschmack und Eleganz verbindet. Ausser diesen sind noch einige wenige da, die allenfalls den Namen eines Gelehrten ohne Erröthen tragen können, und die Leute von Stande, die ihr Wissen für sich behalten oder doch nur so viel davon von sich geben, als es Einfluß auf die Staatsgeschäfte hat, rechne ich gar nicht hieher. Aber alle diese müssen sich des Namens eines Gelehrten schämen. Denn im Ganzen genommen usurpirt man hier diesen Titel abscheulich. Ich will dir ein Gemählde von einem Gelehrten machen, der noch dazu unter den pecora Campi dieses Namens eine vorzügliche Figur spielt.

Dieses Herrchen übersetzte erst ein Gebetbuch aus dem Französischen, um sich der Kaiserin zu empfehlen; machte dann einen Versuch mit einer periodischen Schrift, worüber aber niemand lachen und niemand weinen wollte. Sie ward also Makulatur. Da machte es einen Akkord mit dem Nationtheater, und verband sich, demselben jährlich 6 Stücke zu liefern. Es lieferte 3 tragikomische Farcen, und da war die Dichterey des Männchens erschöpft, und der Vertrag mit dem Theater zu Ende. Es suchte sich hierauf bey der Kaiserin mit der Uebersetzung ihrer Geschichte von ** einzuschmeicheln, bekam ein schönes Geld von der großmüthigen Monarchin, und von dem Buchhändler einen starken Vorschuß auf die Uebersetzung der kristlichen Jahrhunderte wozu es die Monarchin ermunterte. Die Geschichte der Kaiserin war so schlecht übersetzt, daß sogar viele Namen von inländischen Oertern bis zur Unkenntlichkeit verdorben waren, und das Herrchen wußte offenbar nicht, daß diese Oerter auf kaiserlichem Grund und Boden liegen. Als es nun zur Uebersetzung der Jahrhunderte kam, so fühlte es seine

Schwäche in der französischen Sprache, und nahm einen Subalternen in den Sold, der ihm — ich glaube den Bogen um einen halben Gulden — übersetzte, und von seinem Prinzipal Uebersetzer den kleinen, mit blutigem Schweiß verdienten Lohn, mit Gewalt herauspressen mußte. — Nun nimmt dieß Herrchen alle öffentlichen Vorfälle zum Vehikulum seiner Schriftstellerey, und ist im strengsten Verstand des Wortes ein Auteur du jour geworden, dessen Produkte des Tages nach ihrer Erscheinung Makulatur sind.

Ich nahm das gelehrte Oestreich zur Hand, ein Werk, womit ein Professor von Linz sein Vaterland prostituirte. Da stehn dir gegen 100 Gelehrte drinne, die in ihrem Leben nichts geschrieben haben, als einige Dissertationen, die kein Mensch mehr finden würde, und die schon lange auf dem dritten Ort und in den Krambuden verbraucht worden sind; einige Gelegenheitsgedichte, einige Seufzer an ihre Schönen oder die Hunde ihrer Schönen, einige Predigten oder einige erbärmliche Komödien. Der Verfasser dieses seltsamen Werkes scheint platterdings keinen, der in seinem Vaterlande eine Zeile unter die Presse gegeben, und sollte es auch nur ein kaufmännisches Avertissement seyn, aus der Gesellschaft der Gelehrten auszuschliessen. Nun läßt sichs leicht erklären, warum ganz Wien voll Gelehrten ist. Ein Gelehrter heißt hier ein Mensch, der ein Blättchen Papier in seinem Vermögen und zwey gesunde Finger hat, etwas darauf zu schreiben. Die letztern sind nicht einmal unumgänglich nöthig, denn bey meiner Durchreise ließ sich einer in Schwaben ums Geld sehn, der mit dem Fuß schrieb. Die größte Prostitution, welche der Verfasser des gelehrten Oestreichs seinem Vaterlande anthat, ist, daß er

kein einziges Werk zu nennen wußte, welches man ein eigentliches Meisterstück heissen könnte; platterdings kein Meisterstück. Die besten Bücherschreiber, die er nennt, sind das, was man in andern Ländern gute Schriftsteller heißt, und die Zahl von diesen ist in dem gelehrten Oestreich so gering, daß man es wirklich das ungelehrte Oestreich heissen könnte, denn die Anzahl der darin angezogenen Sottisen ist ungleich gröſſer.

Es giebt hier eine ungeheure Menge von sogenannten Gelehrten, denen sogar die Begriffe von Weltkenntniß fehlen, die man bey uns, ich will nicht sagen bey einem Sekretär, sondern auch nur bey einem brauchbaren Laquayen voraus setzt. Unter zehn dieser Herren sind gewiß neun, die in der größten Verlegenheit wären, wenn sie von einem Weltmann von Stande zur Unterredung gezogen würden. Es ist nicht, als wenn sie sich in ein gewisses Fach der Wissenschaften so vertieft hätten, daß sie die ganze übrige Welt darüber vergässen: Nein; es ist wirkliche Dummheit. Auch die meisten der Gelehrten, die sich etwas von dem Troß auszeichnen, haben auſſer ihrem Fach so viele Vorurtheile, so schiefe Begriffe, so wenig allgemeine Welt- und Menschenkenntniß, daß ich alle Augenblicke stumm werde, wenn ich mit diesen Herren in meinem Gespräche etwas über die Linie, welche die Stadt einschließt, oder oft nur aus ihrem Studierzimmer hinausschreiten will. Sie sind sogar in in ihrer eignen Heimath fremd. Könnte man wohl in Paris einen Gelehrten finden, der mit seiner vaterländischen Geschichte, der neuern Staatengeschichte von Europa überhaupt, den inländischen Gelehrten und ähnlichen Gegenständen ganz unbekannt wäre? Hier ist ein Gelehrter, der dies alles kennt, eine Seltenheit.

Ich wundre mich gar nicht, daß es den Grossen des hiesigen Hofes, und dem Adel, welcher die Welt gesehn, vor den meisten deutschen Gelehrten eckelt. Die meisten kaiserlichen Offizire, die ich kenne, verdienen den Namen von Gelehrten viel eher, als die erbärmlichen Leutchen, welche hier diesen Titel tragen. Die erstern besitzen nebst den Kenntnissen, die ihr Stand erfodert, gemeiniglich noch eine geübte Menschenkenntniß und Umgänglichkeit. Ich kenne sogar verschiedne von ihnen, die man in jedem Betracht Philosophen heissen kann, da ich hingegen unter den hiesigen Gelehrten kaum 4 auffinden konnte, die dieses Namens würdig sind.

Man macht uns und den Italiänern den Vorwurf, wir hätten uns erschöpft, und wären nun ins Fade gefallen. Es mag zum Theil wahr seyn; aber wir haben unsere grosse Periode durchwandert. Wir haben in allen Fächern der Künste und Wissenschaften Meisterstücke geliefert. Hier geschah gerade das Gegentheil. Aus der tiefsten Barbarey hat man schnurstracks einen Sprung ins Fade gemacht. Die Philosophie hat hier noch nie ihre Epoche gehabt. Ein inländ scher Schriftsteller hat es selbst gestanden.

Der Dämon der Möncherey hielt den hiesigen Nationalgeist bis unter die jetzige Regierung gefangen. Man wollte ihm Luft machen; aber der Dämon ließ ihm nicht mehr Freyheit, als um spielen zu können. Er war vorsichtig und mächtig genug, um bisher zu verhindern, daß sein Sklave nicht Meister über ihn würde. An der Kette, woran er bis itzt noch gebunden ist, kann er sich nie erheben. Joseph muß erst diese Kette zerreissen.

Es ist auffallend, daß hier fast alle grossen Leute Fremde sind Lascy, Laudohn und Wurmser bey der Armee sind Fremde. Unter den Gelehrten ist

Herr von Störk ein Schwab; Denis, der größte Dichter Oestreichs, ein Bayer; Hell, der größte Mathematikus, wie man mir sagt, ein Slesier; und wenn auch gleich die hohen Stellen der Civilbedienung mit Inländern besetzt sind, so hat doch der Kaiser für sich einige Geheimschreiber, denen er sich anvertraut, die auch Fremde sind.

Zu vielen neuen Einrichtungen mußte man auch Fremde haben, die aber oft schlecht belohnt wurden. Die kleine Post, diese vortrefliche Anstalt, hat man einem Fremden zu danken, der aber Schulden hinterlassen mußte. Zu einigen Verbesserungen bey der Artillerie gebrauchte man einen jungen französischen Offizier, dem man aber den Kopf so toll machte, daß er den Dienst aufgab, und zu Neapel mehr Erkenntlichkeit suchte. Ein Engländer lehrte sie hier das Geheimniß, die Pferde sicher zu beschneiden. Der kaiserliche Marstall hat ihm viel zu verdanken. Man hat ihm grosse Versprechungen gemacht, als man ihm aber seine Methode zu beschneiden abgelernt hatte, hielt man sie nicht. Er schrieb auf ein Billet: Man zwinge ihn Schulden zu machen, und das sey er nicht gewohnt. Dieß Billet legte er auf seinen Tisch und schoß sich eine Kugel durch den Kopf — Man muß diese Unterdrückung des Verdienstes nicht den Ersten des Hofes zuschreiben. Nirgends wird es reicher belohnt als hier, wenn es das Glück hat, sich selbst denselben vor Augen zu stellen; aber nirgends verstehn auch die Hofbedienten die Kunst, sich das Verdienst der andern zuzueignen, so gut als hier. Nirgends ist es, bis es vor den Thron kommen kann, so vielen Kabalen ausgesetzt als hier, und nirgends muß es sich selbst so oft verläugnen, um anerkannt zu werden, als hier. Künste und Wissenschaften, alles hängt von den Intriguen der Hofbedienten ab.

Der

Der Kaiser weiß es nur zu gut, und sucht es dadurch zu verbessern, daß er mit seiner bekannten Popularität dem Verdienst auf den halben Weg entgegen geht. Aber es ist eine Unmöglichkeit, daß ein grosser Monarch alle Gattungen von Menschen genau kennen sollte, und es muß geschehen, daß er öfters durch die Schminke des Verdienstes getäuscht werde, besonders wenn er, wie Joseph, so ungemein heftigen Eifer äussert, dasselbe zu belohnen.

Was die Kunst betrift, da hab' ich dir gar wenig zu sagen. Ich sah die Gemählde und Bildhauereyen, welche die Akademie jährlich öffentlich auszusetzen pflegt. Von den ersten waren 2 Drittheile Porträts, wie überall. Die grösten Künstler müssen sich nun fast blos mit Porträtiren abgeben. Die Kunst leidet darunter, aber der Künstler gewinnt dabey. Wenigstens giebt es baares Geld. Von Bildhauereyen waren nichts ausser 2 Busten vom Kaiser und der Kaiserin aufgestellt, die mir ungemein gefielen. Du weißt aber, daß ich nicht der zuverläßigste Kenner bin — Im Grunde vertritt hier das Theater die Stelle aller Künste, und davon werd ich dir in meinem nächsten Brief Nachricht geben.

Wien.

Noch vor ohngefähr 16 Jahren war hier der Harlekin die Seele von allem, was Schauspiel hieß. Man fand nichts schön, als was Harlekin that und sprach. Die Kritik von Norddeutschland pfiff ihn von der hiesigen Bühne, aber der grosse Haufen hier beseufzt noch seinen Abtritt. Er hat auf einen

Befehl des Hofes vom Publikum feyerlich seinen Abschied genommen.

Nun entwarf man den Plan zu dem Nationaltheater, der nach und nach, aber endlich doch glücklich ausgeführt ward. So wie dieses Theater jezt wirklich ist, giebt es der französischen Komödie zu Paris nichts, oder doch wenig nach. Ich sah hier den Hausvater von Diderot aufführen, und zweifle ob er zu Paris je durchaus so gut besetzt war. Die Gesellschaft ist ausgesucht, aber sie hat die nämlichen Gebrechen, welche die französische Komödie hat, und die jede Schauspieler Gesellschaft haben muß, wenn sie unter keiner strengen Subordination steht.

Ich besprach mich vor einigen Tagen mit einem der angesehensten hiesigen Schauspieler über die Direktion des Theaters. „ Wir formiren unter uns ein Parlament, sagte er, und der Intendant des Hofes hat nicht mehr Gewalt über uns, als der König von England über die Kammer der Gemeinen „ Tant pis „ dacht ich; denn wenn eine republikanische Verfassung irgend schädlich ist, so ist sie es gewiß unter einer Schauspielergesellschaft, wovon ein Theil immer die Könige und Fürsten wirklich seyn will, die er auf dem Theater spielt, und den andern für die Bedienten und Sklaven hält, die er auf der Bühne vorstellt.

Ich muß dich mit den vornehmsten dieser Wighs persönlich bekannt machen; denn es ist wirklich der Mühe werth. Sie verdienen die Achtung, worinn sie hier stehn, und die ihnen den Zugang zu den ersten Gesellschaften des Hofes öfnet.

Der ältere Stephanie, Regisseur, ist ein vortreflicher Mann ausser der Bühne. Er besitzt eine mannichfaltige Lekture und ein gutes Herz. Er hat in

der Gesellschaft das Anständige und Runde eines Weltmanns und ziemlich viel Witz. Es ist Schade, daß sein Bau für das Theater nicht der beste ist. Seine Füsse sind nicht die schönsten, und der Unterleib hat überhaupt nicht das beste Verhältnis zur obern Hälfte des Körpers. Er sucht diese Naturfehler oft durch künstliche Stellungen und Wendungen zu verbergen; aber auch nur ein mittelmäßiges Auge sieht gleich beym ersten Anblick, daß ihn seine Figur genirt. Unter allen hiesigen Schauspielern, Herrn Brockmann ausgenommen, deklamirt er am richtigsten; aber nicht am schönsten, denn seine Stimme fällt manchmal ins Hohle. Seine Sprache ist äusserst rein, welches er seiner theatralischen Bildung in Sachsen zu danken hat. Seine Gesichtszüge sind stark, nehmen sich aber doch auf der Bühne nicht sehr aus, weil er blond ist, und durchs Mahlen dem scheinbaren Spiel derselben nicht genug nachzuhelfen sucht. Zu zärtlichen Vätern, welches seine Meisterrollen sind, ist er ganz gemacht. Ich hab den Hausvater noch nicht besser spielen sehn, als von ihm. Weil er aber zu gut ist, die kleinen Fehler seiner Figur kennt, und mit unbändigen Leuthen zu thun hat, so muß er sich öfters gefallen lassen, Rollen zu spielen, wozu er gar nicht gemacht ist. Man sucht ihm alle schwere Personagen, wobey doch keine Ehre zu verdienen ist, oder alle die sogenannten undankbaren Rollen aufzuhängen. Ich sah ihn junge lebhafte Prinzen machen, wobey er freylich nichts gewann. Unterdessen sieht man überall, daß er Kopf hat, und er leistet allzeit, was mit seinem Körper zu leisten möglich ist. Er hat verschiedene Stücke aus dem Französischen und Englischen übersezt, und wenn ich nicht irre, auch einige kleine Originalstücke geliefert.

Sein jüngerer Bruder ist gerade das Gegentheil von ihm; ein rauher, starrköpfiger, troziger Mann, mit einem Medusengesicht, und nach dem ersten Anblik mehr zu einem Grenadierkorporal, als zu einem Schauspieler gemacht. Er spielt Flegel, Murrköpfe, Tyrannen, Scharfrichter, u. dgl. m. welche ihm alle natürlich sind, und die ihm niemand nachmachen kann. Als Dichter ist er viel schätzbarer, als Akteur. Aller Kritiken, die ihn verfolgen, ungeachtet, werden seine Stücke doch auf allen deutschen Bühnen und auch auf jenen aufgeführt, wo man am stärksten über ihn schreyt. Sie haben viel Populares, oft sehr treffende Karakterzüge, und nicht selten eine sehr feine Verwikelung. Es ist Schade, daß er nicht ganz ausgebildet ist. Er ist seiner Sprache nicht Meister genug, und sieht sich oft gezwungen, Intriguen mit Haaren in seinen Plan zu ziehn, weil er zu fruchtbar seyn will; wie man denn schon seine Stücke dutzendweis verkauft. Wenn er sich mehr Zeit liesse zu feilen und zu schleifen, ich glaube, er könnte unter die besten jezlebenden Theaterdichter gesezt werden. Seine Liebe für den König, welches die Geschichte von Karl II. von England ist, sein Deserteur aus Kindesliebe, seine Bekanntschaft im Bad, seine Wölfe in der Heerde und sein Unterschied bey Dienstbewerbungen verrathen gewiß Genie, wenn sie auch gleich nicht bis zur klassischen Schönheit ausgearbeitet sind. Uebrigens kümmert er sich weder um die Kritiker seiner Gedichte noch seines Theaterspiels. Er flucht und schumpft ihnen unter die Nase, und wenn Noth an Mann gehn sollte, so hat er auch zwo Fäuste, um sie schweigen zu machen.

Herr Brokmann ist erst seit einigen Jahren hier. Man hat lange Zeit um ihn gebuhlt. Er genoß in

Hamburg eines Ruhms, den Le Kain bey uns und Garrik in England genos. Er wollte nicht hieher, weil er die Kabalen dieser Theaterrepublik scheute, und dann seine Frau seit langer Zeit schon hier war, mit welcher er nicht im besten Vernehmen zu stehn scheint. Endlich ließ er sich durch die vortheilhaften Bedingungen, die man ihm machte, doch hieher locken. Es ist einer von den Schauspielern, die eben nicht beym ersten Anblik auffallen, aber immermehr einnehmen, je länger man sie sieht. Man muß sich erst an seine etwas fleischigte Figur und seine etwas heisere Stimme gewöhnen, ehe man sein Verdienst ganz schätzen kann. Aber wer diese kleine Gebrechen einmahl gewohnt ist, der muß über seinen Ausdruk entzükt werden. Ihm entgeht keine Nuance einer Leidenschaft oder sonst irgend einer Situation. Die unbeschreibliche Leichtigkeit seines Spieles versteckt das erstaunliche Studium, welches er auf alle seine Bewegungen und auf jedes einzele Wort wendet, das er spricht. Er studiert unabläßig vor dem Spiegel, und alles an ihm verräth Verstand, Fleiß und Uebung. Seine Meisterrolle ist Hamlet, den er aber hier nicht spielen kann, weil die republikanische Verfassung der Gesellschaft nicht erlaubt, daß man einem andern eine Rolle nimmt, die er schon gespielt hat, und im Besitz dieser Rolle ist ein gewisser Lange, von dem ich dir bald Nachricht geben werde. Aber Brokmann ist wie Garrik im stand, alle Rollen, vom Sultan an bis auf den Sklaven, gut zu spielen. Einen grössern Beweis von Weltkenntniß giebt es nicht.

Nun ist die Reihe an einem Mann, der, gewiß einzig in seiner Art ist. Es ist Herr Bergopzoomer, einer der gröbsten Charlatans und doch zugleich einer der besten Künstler seiner Art, die ich je gesehen. Er

hatte ehedem zu Prag eine Theaterschule, und kam auf den seltsamen Einfall, alle Bewegungen der Hände und Füsse mit Buchstaben des Alphabets zu bezeichnen. Nun rief er seinen Zöglingen unter dem Spiel zu: A, B, K, R, Y, und mit jedem Buchstaben mußten sie die gehörige Bewegung verbinden. Er soll auch der Verfasser eines sehr traurigen Trauerspiels seyn, worinn er die Hauptrolle gespielt, und alle andre Personen seines grausamen Stückes und sich dann zu guter Letze selbst umgebracht hat. Mordthaten sind seine Stärke. Ich sah ihn den tollen Richard von England machen, und ich muß gestehn, in der Henkersarbeit thut es ihm keiner nach. Er ist stark und doch leicht von Bau, hat eine vortrefliche Stimme, ein lebhaftes Aug und auffallende Gesichtszüge, und weiß von allem dem guten Gebrauch zu machen. Im Studium übertrift er vielleicht noch Herrn Brokmann. Er bemahlt sein ganzes Gesicht mit allen seinen Farben, so wie es der Karakter und auch allenfalls die Geschichte des Personnaga erfodert, welches er spielen muß. Er sezt sich falsche Haare in die Frisur, die er sich in der Wuth ausrauft, und Handvollweise auf den Boden wirft. Seine Wunden müssen wirklich bluten, und er soll ehedem in heftigen Leidenschaften sogar öffentlich auf dem Theater Blut ausgespieen haben. Als Richard sah ich ihn sich in der Wuth auf den Boden werfen, grinsen und mit den Zähnen knirschen, daß ich wirklich schauerte. Alles das hat den Ausdruck der Wahrheit, daß er auch einen Kenner seine Charlatanerieen und Grimassen vergessen macht. Sein Fayel übertrift alles, was von der Art gespielt werden kann. Er weiß, welche Gewalt ein Deklamateur mit den Gradationen der Stimme haben kann. In der Emilia Galotti macht er als Kamillo

Rota, ohne Bewegung der Arme, oder Faltung des Gesichts, blos mit 5 bis 6 Worten das ganze Parterre schauern. Ueberhaupt ist ihm durch seine erstaunliche Uebung alles so leicht und rund geworden, daß man auch oft die grösten Schwierigkeiten, die er überwindet, nicht achtet. Du must eben nicht glauben, daß der Mann nichts als Romanhelden, aes blutdürstige Tyrannen und Mörder spielen könnte. Nein; er spielt auch die etwas lebhaftern Rollen des bürgerlichen Lebens vortreflich. Der Restleß in dem englischen Stück: Alle irren sich, ist ein Meisterstück von ihm. Du weist, daß dieß eine der schwersten Rollen ist, die gespielt werden können. Nur Schade, daß er lieber mordet und stirbt, als mehrere solche Rollen spielt. Uebrigens ist er ein guter Gesellschafter, und was etwas seltenes in der Schauspielerwelt ist, ein Mann von ziemlich ansehnlichem Vermögen.

Unter allen Schauspielern hat keiner unter den Grossen des Hofes so viele Gönner und Freunde, als Herr Miller. Der Mann versteht sich auf alles. Er errichtet Lotterien für die Bälle, bey deren Fonds sich sogar die Kaiserin selbst interessirt, hält eine Bude von Galanterieen, hat eine artige Frau und eine schöne Tochter, welche bey den Grossen öfters das Klavier spielt, und weiß von allem Nutzen zu ziehn. Er soll so viel Kredit haben, daß in seinem Handel und Wandel gegen 50000 Gulden fremdes Geld zirkuliren sollen, ich glaube aber die Summe ist ein wenig übertrieben. Er lebt von den grossen Herren als ein grosser Herr. Seine Wohnung ist auf dem besten und theuersten Plaz der Stadt, und besteht aus einer Suite von Zimmern, die kostbar und mit viel Geschmak tapezirt sind. Er hat in einer Vorstadt einen artigen Garten gemiethet, wor-

inn er im Sommer für alle Welt freye Tafel giebt. Alle schönen Geister aus Deutschland addreßiren sich an ihn, und er biethet jedem seine Wohnung an. Die Bekanntschaften, die er sich dadurch unter dem hiesigen Adel und den hiesigen Gelehrten macht, vergüten ihm wieder diese Gastfreyheit. Er hat auch einige Theaterstücke fabricirt, die aber nicht so gut seyn sollen, als seine Galanteriewaaren. Er ist der insinuanteste Mann von der Welt, und sucht allen Leuthen zu helfen, so wie er auch sucht, daß ihm von allen Leuthen geholfen wird. Als Schauspieler hat er eine unverzeihliche Eitelkeit. Seine Rollen sind komische Bedienten, Pedanten und Schwätzer; weil er aber auffer dem Theater eine so ansehnliche Figur macht, so gefallen ihm diese niedern Personagen auf der Bühne nicht. Er spielt gerne Chevaliers und Hofmänner, und darinn ist er unglüklich, denn seine affektirte Sprache, seine Gesichtsbildung und der Bau seines Körpers weisen ihm platterdings den Stall und die Antichambre zu seinem Fach an. Da er im Theaterparlament den Sprecher macht, so ist es ihm leicht, Rollen zu bekommen, die seiner Eitelkeit mehr schmeicheln, als seiner Kunst Ehre machen. Er ist ein neuer Beweis, daß ein Schauspieler eben nicht zu den Rollen, die er im bürgerlichen Leben spielt, am geschikteſten ist, denn zu dem Chevalier, den er in der Welt macht, taugt er auf der Bühne gar nicht.

Herr Lange, den ich schon oben genennt habe, ist ein schöner Mann, und hat eine sehr gute Stimme. Sein Fehler ist, daß er ein Mahler ist. Seine Stellungen auf dem Theater sind vollkommene Akademien. Grade wie man in den Zeichenschulen die Leute, welche den Studierenden zum Muster dienen, in gewisse steife Attituden sezt, worin sie nichts em-

pfinden, eben so kalt und steif fallen auch alle Bewegungen des Herrn Lange aus. Er will alles gar zu musterhaft gut machen, und es ist ihm oft nicht natürlich. Seinen Hamlet könnte er ohne Bedenken Herrn Brokmann abtretten, ohne etwas dabey zu verlieren. Er hat eine Unart an sich, die wenig Kopf verräth. Wenn er eine Stelle deklamiren soll, die ihm Beyfall verspricht, so sucht er so nah als möglich an das Parterre zu kommen, und tritt oft bis an den Rand der Vorderbühne vor. Zu bürgerlichen Rollen ist er gar nicht gemacht, denn er scheint überhaupt zu wenig Kenntnisse zu besitzen. Seine Rollen sind Romanhelden, worunter sich Coucy im Fayel vorzüglich ausnimmt. Seine schöne Stimme weiß er nicht zu gebrauchen. Bey Gradationen fällt er ins Singende. Er schlägt sich zu oft mit geballter Faust auf die Brust. Wenn es in der Absicht geschieht, seine Sünden zu bekennen, so hat man nichts dagegen einzuwenden. Er hat grosse Gönner und eine liebenswürdige Frau, die sehr gut singt. Durch die Protektion seiner Gönner setzt er sich oft in Besitz von Rollen, worauf er keine Ansprüche machen sollte; aber alles hängt hier von der Protektion ab. Uebrigens gehört er auch unter die seltenen Komödianten, die Vermögen besitzen.

Nun ist von den Akteurs vom ersten Rang keiner mehr übrig als Herr Steigentesch, den ich lieber bey mir im Zimmer, als auf dem Theater sehe. Er ist ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen, spricht verschiedne lebende Sprachen, und hat Witz. Seine kleine Figur und eine gewisse Affektation schadet seinem Theaterspiel, worinn er aber doch viel Verstand und Weltkenntniß äussert. Er macht Stutzer und Chevaliers, die aber hier, so wie die jungen bürgerlichen Liebhaber überhaupt schlecht besetzt sind

— Von den übrigen, worunter Herr Weidmann zu Stutzerkarrikaturen, und Herr Jaquet zu Sesselträgern und Nachtwächtern vorzüglich zu gebrauchen sind, will ich dir nichts sagen, denn die Liste würde zu groß.

Unter dem Frauenzimmer sticht Madame Sakko auffallend hervor. Ehedem hieß sie Mademoisell Richard, und war der grossen Welt vom Rhein an bis an die Elbe mehr durch die Reitze ihrer Person, als ihres Theaterspiels bekannt. Sie scheint die unbeschreiblichen Talente, welche ihr die Natur gegeben, im Genuß der Liebe eine Zeit lang vernachläßigt zu haben; aber nach und nach entwickelten sie sich von selbst, und bey zunehmendem Alter suchte sie durch angestrengtes Studium alles zu ersetzen, was sie allenfalls vernachläßigt hat. Sie hat ein sehr fühlbares Herz, ein griechisches Profil, phantastische, oder wenn ich so sagen darf, romantische Gesichtszüge, ein Auge voll schmachtenden Feuers, den schönsten Wuchs und eine Silberstimme. Man muß die Gabrielle im Fayel von ihr sehen, wenn man schmelzen will. Zum erstenmal in meinem Leben kamen mir in einem Schauspielhaus Thränen in die Augen als ich sie diese Rolle spielen sah. Aber Romanheldinnen sind nicht ihr einziges Fach. Sie macht Miladies, Marquisinnen und Devoten mit gleicher Wirkung. Sie kennt die Welt durchaus, und hier stehn ihr auch alle Gesellschaften, bis ins Kabinet der Kaiserin offen. Sie ist so sehr von ihrem Körper Meisterin, daß sie einer meiner Freunde mit einem Klavier oder irgend einem Instrument verglich, welches Diskant und Baß zugleich spielt. Sie weiß ungemein viele harmonische Bewegungen und Veränderungen der Augen, des Mundes, der Stimme, der Arme und des übrigen Körpers so

richtig und so zusammen einfliessend mit einander zu verbinden, welche doch oft so sehr zusammen abstechen und einander erheben, daß ihr Körper wohl mit nichts besser verglichen werden kann, als mit einem musikalischen Instrument von dieser Art. Ich kenne keine 3 Schauspielerinnen, die sich mit ihr vergleichen liessen. Sie ist würdig, die Abgöttin des Publikums zu seyn, welche sie wirklich ist. Aber es währte lange, bis das Publikum ihre Verdienste erkannte. Sie hat das mit Herrn Brockman gemein, daß ihr Spiel nicht wie das von Herrn Bergopzoomer oder Herrn Lange beym ersten Anblick auffällt. Alle grosse Schönheiten haben das eigen. Man wird erst entzückt, wenn man ihre Theile beschaut und vergleicht.

Neben ihr tretten Mademoiselle Teutscher und Mademoiselle Nannete Jaquet auf. Sie wären gute Schauspielerinnen, wenn keine Sakko da wäre. Von dem übrigen Frauenzimmer weiß ich dir keine mehr zu nennen, als Madame Huber, die eigensinnige, zänkische und stolze Weiber auf der Bühne und ausser derselben vortreflich macht. In ihrem Hause gilt sie für ein Dutzend dieser Art von Geschöpfen.

Die ganze Gesellschaft steht im Sold des Hofes, und jedes Glied behält sein Appointement, so lang' es lebt, und wenn es auch unbrauchbar wird. Die höchste Gage, welche der Hof zahlt, ist von 1200 Gulden; daneben bekommen die vom ersten Rang über 600 Gulden und Holz und Kleidergeld, und der Hof vertheilt großmüthig den Ueberrest der Einnahme jährlich unter sie aus. Die ganze Einnahme betrug voriges Jahr gegen 120000 Gulden, und die Unkosten beliefen sich auf etliche und 80000. Der Ueberschuß wird nach dem Verhältniß der Appointements vertheilt. Wenn sie Kinder haben, so sucht man ihnen so bald als möglich ein kleines Appointement auszu-

setzen. Uebrrhaupt behandelt man sie sehr großmüthig Den Gemahl der Madame Sakko, einen Tänzer von Profession, den man zu nichts gebrauchen konnte, machte man bloß in Rücksicht auf seine Frau zum Garderobinspekteur, mit einem Gehalt von 500 Gulden, so daß das liebe Ehepaar zusammen auf ohngefähr 2300 Gulden, oder etwas über 6000 Livres unseres Geldes zu stehen kömmt. Die von der zweyten Klasse ziehn 800 bis 1000 Gulden Gage, und die von der letzten 4 bis 600. Herr Jaquet mit seinen 2 Töchtern kömmt jährlich auf ohngefähr 4000 Gulden oder beynahe auf 12000 Livres zu stehen.

Die Kabalen und Intriquen, welche in dieser Republik herrschen, sind über alle Beschreibung. Jede Rolle setzt Händel ab. Die Grossen des Hofes mischen sich ins Spiel, und das Publikum leidet darunter. Wenn diese Gesellschaft unter einer klugen und strengen Direktion stünde, so wäre sie ohne Vergleich eine von den 3 ersten in Europa. Auch die Dichter leiden darunter. Wenn das Theaterparlement Sitzung hat, so werden die eingeschickten neuen Stücke öffentlich vorgelesen, und sodann die Stimmen gesammelt Die Mehrheit giebt den Ausschlag. Nun wurden schon öfters Stücke verworfen, weil einige der Erstern keine glänzende Rolle darinn zu spielen hatten, oder weil man eine schöne Rolle nicht einem Nebenbuhler überlassen wollte, oder weil einige der Mitglieder nicht bey guter Laune waren, eine neue schwere Rolle einzustudieren, oder weil, welches der gewöhnliche Fall ist, die wenigsten den Werth des Stückes einsahen. Der Mangel an guten neuen Stücken, worüber sie erbärmlich klagen, zwingt sie seit einiger Zeit gegen die Dichter gefälliger zu seyn. Der Verfasser eines Stückes bekömmt nebst einem Prämium die Einnahme von der dritten

Vorstellung seines Produktes, und hat die Freyheit das Manuscript noch einem Buchhändler zu verkaufen. Dieser ansehnlichen Vortheile ungeachtet, ist man hier mit den neuen Stücken so sehr auf die Neige gekommen, daß man dem Theater eine kleine deutsche Oper beyfügen mußte. Die Glieder dieser Opergesellschaft stehn bey den alten Gliedern der Komödie in der tiefsten Verachtung, und es kömmt fast täglich zu den lächerlichsten Auftritten von Verfolgung, Kabalen, Eifersucht und Schelmerey. Uebrigens sorgt die Kaiserin dafür, daß die Sitten der Schauspielerinnen öffentlich besser sind als jener zu Paris.

Im Ganzen hat das hiesige Publikum einen so verdorbenen Geschmack als das zu München. Alles schreyt hier Panem & Circenses, und der grosse Hanse scheint wirklich gar keinen andern Wunsch zu kennen, und keine andre Empfindung zu haben, als daß sein Bauch gefüllt und ihm immerfort eine Art Schauspiel zum Desert vorgesetzt werde; allein sein Geschmack wird dadurch nicht gebessert, noch weniger sein Gefühl dadurch verfeinert. Viele seufzen laut nach der güldnen Zeit des Harlekins, und um die andern nicht ungehalten zu machen, muß Freund Harlekin noch öfters mit einer Staatsperücke oder gar in der Rüstung eines Helden auftretten, und das mit einem weinerlichen Ton bewirken, was er ehedem mit Lachen that; denn ich kann die sogenannten erhabenen Stellen der Tragödie, wo einer stundenlang unsinnig ist, ohne von den mitspielenden Personen, die bey Verstand sind, an Ketten gelegt zu werden; wo einer stundenlang mit dem Tode ringt, ohne daran zu denken, sein Testament zu machen, und nichts bessers mehr zu thun weiß, als den Zuschauern zwanzigmal in abgebrochenen Seufzern zu

sagen, daß er sterbe, welches sie doch nicht eher glauben, als bis er sein Haupt zur Erde legt; wo einer in einer grossen Verlegenheit ist, womit er sich oder einen andern umbringen soll, und an dem ersten besten, der ihm begegnet, einen Freund findet, welcher die Taschen voll Dolche und Giftpulver hat; und ihn reichlich damit versieht; alle diese grossen Scenen, sag' ich, kann ich für nichts anders als weinerliche Harlekinaden erklären. Das Publikum beklatscht sie, ohne zu wissen warum, wie es ehedem auch die sinnlosesten Grimassen des Hanswurstes beklatscht hat. Es ist fast unbegreiflich, wie sich die Leute durch blosses Nichts bis zur Entzückung hinreissen lassen. Vor einigen Tagen kam es zu einer von den Stellen, die das Parterre vorzüglich fand. Der Schauspieler, welcher sie zu deklamiren hatte, Herr Lange, wußte voraus, wie es jeder wissen kann, daß er Beyfall bekäme, wenn er auch gar nicht verstanden würde. Er trat also an den Rand des Theaters, riß die Arme aus einander, fieng an auf seiner Brust zu trommeln, und ehe er noch einen zusammenhangenden Satz gesprochen hatte, erhob sich das betäubendste Klatschen, welches bis zum Ende der Stelle anhielt. Es war platterdings ohnmöglich, daß jemand nur ein Wort von allem dem verstanden hätte, was der beklatschte Schauspieler gesagt hat. Ich habe mich innigst überzeugt, daß das hiesige Publikum ausser den Grimassen nichts schön finden kann. Bey den Vorstellungen der beßten Stücke, wenn sie nichts Lärmendes und kein sonderliches Gepränge haben, ist das Parterre leer, und bey den elendesten Farcen, worinn geschossen, gehangen, gespießt, geheult und gerast wird, allezeit gedrängt voll. Die beßten Stellen, wo der Dichter die feinste Menschenkenntniß, Witz und Ge-

nie zeigt, und der Schauspieler sein Talent nicht durch Grimaßiren, sondern durch den sanften Ausdruck der Wahrheit und durch Ueberwindung grosser Schwierigkeiten an den Tag legt, bleiben unbemerkt. Dabey versteht das hiesige Publikum seine Sprache gar nicht. Kein Eingebohrner achtet hier auf die Reinheit, Ründung und Lebhaftigkeit des Dialogs, und ich habe Stellen beklatschen gehört, die man sicher zu Paris ausgepfiffen hätte, wenn sie so schlecht französisch gewesen wären, als sie hier deutsch waren.

Ausser dem Nationaltheater treiben jetzt in den Vorstädten noch 6 bis 7 besondre Schauspielergesellschaften ihre eigne Wirthschaft. Sie sind von der Art, wie ich einige in Schwaben herumziehen sah, deren Glieder wechselweis bald auf dem Theater, bald im Spital und bald bey der Trommel, und meistens verlaufene Studenten, Schneider und Perükenmachergesellen sind. Sie spielen im Halbdunkel, und scheuen eine starke Beleuchtung, um den ehrlichen Leuten kein Aergerniß zu geben, die bey mehrerm Licht alle Schürze der Mädchen über die Hände der neben ihnen sitzenden Mannsleute gebreitet sehen würden. Die, welche ihre Bühnen tief hinter den Hintergebäuden und in Gärten aufzuschlagen wissen, wo man nach Beendigung des Schauspiels in der Nacht mit einer Freundin leicht einen Abtritt von der offenen Strasse nehmen kann, haben den meisten Zuspruch. Sie wissen so wohl, daß man nicht wegen ihres Spieles zu ihnen kömmt, daß oft die halbe Gesellschaft während der Komödie ins Wirthshaus läuft, und einer 3 bis 4 Rollen zugleich spielen muß.

Wien —

Der Verfasser der Voyages en differens pays de l'Europe (Herr Pilati) spricht sehr verächtlich von dem deutschen Adel, und setzt den neapolitanischen in Betracht des Reichthums weit über denselben. Wenigstens hätte er den hiesigen davon ausnehmen sollen; denn es sind Häuser hier, deren eines mehr Vermögen hat als die 6 reichsten von Neapel, die er nennt. Die ältere Linie des Hauses Lichtenstein, oder der Fürst Franz dieses Namens hat wenigstens 900000 Kaisergulden, oder über 2300000 Livres jährlicher Einkünfte. Er besitzt allein in Mähren gegen 20 Herrschaften, deren viele aus 20 bis 30 Dörfern bestehen. Er ist ohne Vergleich der reichste Partikular in Europa, denn man kann ihn mit allem Recht einen Partikularen heissen, weil die unmittelbaren Reichsherrschaften Vaduz und Schellenberg in Schwaben, die das Haus bloß in der Absicht gekauft hat, um Sitz und Stimme auf dem Reichstag zu haben, im Ganzen nicht in Anschlag kommen. Lord Kavendisch, welcher jetzt für den reichsten Mann in England gehalten wird, hat ohngefähr 80000 Pfund Sterling jährlicher Einkünfte, die kaum 700000 Gulden hiesiges Geld ausmachen. Zu Paris kennt man weder unter dem Adel (die Prinzen von königlichem Geblüt ausgenommen) noch unter den Generalpächtern jemand der über 1200000 Livres Revenüen hätte, und die Fürsten Radzivil und Czartorysky in Polen können sich so wenig als einige rußische Familien mit dem Haus Lichtenstein vergleichen. Der Fürst Esterhazy hat über 600000, und der Fürst Schwarzenberg über 400000 Kaisergulden

gulden jährlichen Einkommens. Der Häuser von mehr als 100000 Kaisergulden Renten, oder von ohngefähr 300000 Livres, welche Herr Pilati als die reichsten zu Neapel angiebt, findet man hier gegen 30, und ohne die obbemeldten wenigstens noch 10, die noch einmal so reich sind. Die Häuser Karl Lichtenstein, Auersberg, Lobkowitz, Paar, Palfy, Kolloredo, Hatzfeld Schönborn und noch viele andre sind ungleich vermögender als die Herzoge Pignatelli, Matalone und die Fürsten von Palagonia und Villa Franca zu Neapel.

Dieses erstaunlichen Reichthums ungeachtet sind die meisten grossen Häuser mit Schulden beladen. Hier vereinigt man alle Arten des Luxus, die man sonst unter verschiednen Nationen zerstreut findet. Pferde, Bedienten, Tafel, Spiel und Kleidung, alles ist übertrieben. Es sind viele Ställe hier von 50, 60, und mehr Pferden. Wer 50 bis 60tausend Gulden Einkünfte hat, muß wenigstens 24 bis 30 Pferde haben. Ein Haushofmeister, ein Secretär, 2 Kammerdiener, 2 Läufer, 1 oder 2 Jäger, 2 Köche, 5 bis 6 Laquayen und ein Portier machen die Bedienung jedes mittelmäßigen Hauses aus. Die Häuser Lichtenstein, Esterhazy, Schwarzenberg und einige andere haben wohl gegen 50 Bedienten, die Leibwachen der 2 erstern Fürsten ungerechnet. Man setzt oft nur eine Platte Obst für 60 bis 70 Gulden auf die Tafel, und Graf Palm hatte einst ein Kleid von 70000 Gulden Werth auf dem Leibe. Ein Schmuck für eine Dame von 30 bis 40 tausend Gulden ist hier etwas gemeines, und wenn auch gleich die Hazardspiele verboten sind, so hat man doch häufige Beyspiele, daß einzelne Personen in einem Sitz 15 bis 20tausend Gulden verloren haben.

Prinz R**n, welcher als französischer Bothschafter

hier war, mit dem hiesigen Adel im Aufwand wetteifern wollte, aber viele Schulden hinterließ, sagte bey seiner Abreise: Man verthut sein Geld zu Paris mit mehr Geschmack, aber die Wiener halten länger aus. Es ist wahr, man verthut sein Geld, ohne viel dabey zu genieſſen, ohne Geschmack. Viele würden wohl thun, wenn sie die Hälfte ihrer jährlichen Revenuen gerade zum Fenster hinaus würfen, und sich die Leute darum schlagen lieſſen. Sie machten auf diese Art ihre Bedienten nicht zu Schurken, und genöſſen eben so viel dabey. Zu Paris schränkt man sich in manchen Stücken ein; jeder Hausvater von Stande hat seine Art von Oekonomie, auf die er strenge hält, und die ihm zur Gewohnheit geworden; man studiert darauf, um sein Geld mit Anstand zu verwenden, und genießt es dann doppelt, weil die Verwendung mit Bewußtseyn, mit Bedachtsamkeit geschieht. Die meisten unserer Familien bringen auch den Armen, der Kunst und oft auch dem Vaterland ihr Scherflein. Man kennt bey uns den geistigen Genuß des Geldes; aber hier wird alles für eitle Pracht, die nicht der Besitzer, sondern allenfalls nur der Zuschauer genießt, und für die Sinnlichkeit verschwendet. Wenn man die darbende Armuth zu Paris neben dem Ueberfluß sieht, so tröstet doch den Menschenfreund wieder die Erinnerung, daß es in der Stadt einen Beaumont und einen Pfarrer von Sulpice giebt, die einen groſſen Theil von dem Ueberfluß der Reichen unter die Dürftigsten vertheilen. Aber hier tröstet einen nichts über den traurigen Anblick der alten und oft kranken Armen, die sich im Dunkeln in die Bier- und Kafeehäuser schleichen, um sich für den andern Tag ihr Brod zu betteln, während daß der Groſſe öfters auf einer Schüſſel so viel auf seine Tafel setzt, daß

eine bürgerliche Familie ein Jahr lang davon leben könnte.

Die Kunst genießt vom Reichthum der hiesigen Grossen so wenig als die Armuth. Fast alle ihre Palläste und Gärten verrathen nichts, als eine geschmacklose Verschwendung. Von Sammlungen von Kunstdenkmalen habe ich auſſer der lichtensteinischen Gemählde-Galerie in Privathäusern nichts merkwürdiges auffinden können. Diese kann freylich allein für viele Sammlungen von der Art gelten. Sie besteht aus mehr als 600 Stücken von den ersten Meistern, und ist in 12 Zimmer vertheilt, die einen herrlichen Anblick darbieten. Man sieht viele Tafeln von Franzeschini, Leonardo de Vinci, Rubens, Guido, Michael Angelo Karavani, Lukka, Kastillione, Pietro Testo, Weenix und Vandyk. Rubens nimmt sich hier vorzüglich aus. Aber das ist auch alles, was man auſſer dem Hofe in den vielen Pallästen hier sehen kann.

Ich hätte bald einen Zug vergessen, der den hiesigen Aufwand sehr karakterisirt. In einigen Häusern, die nach dem höchsten Ton leben wollen, ist es Sitte, wenn grosse Tafel gegeben wird, in einem Nebenzimmer mehrere Dosen Tartarus Emetikus und Lavoirs bereit zu machen. Die Gäste, welche an der Tafel Blähungen und Unverdaulichkeiten empfinden, nehmen ohne die geringste Bedenklichkeit einen Abtritt, erbrechen sich, und fangen dann von neuem an, den Magen zu füllen.

Die Musiken sind das einzige, worinn der Adel Geschmak zeigt. Viele Häuser haben eine besondere Bande Musikanten für sich, und alle öffentlichen Musiken beweisen, daß dieser Theil der Kunst in vorzüglicher Achtung hier steht. Man kann hie 4 bis 5 grosse Orchester zusammenbringen, die alle unver-

gleichlich sind. Die Zahl der eigentlichen Virtuosen ist geringe; aber was die Orchestermusiken betrift, so kann man schwerlich etwas schöneres in der Welt hören. Ich habe schon gegen 30 bis 40 Instrumente zusammen spielen gehört, und alle geben Einen so richtigen, reinen und bestimmten Ton, daß man glauben sollte, ein einziges übernatürlich starkes Instrument zu hören. Ein Strich belebt alle Violinen und ein Hauch alle blasenden Instrumente. Einem Engländer, neben den ich zu sitzen kam, schien es Wunder, durch eine ganze Oper, ich will nicht sagen, keine Dissonanz, sondern nichts von allem dem zu hören, was sonst irgend ein hastiger Vorgriff, ein etwas zu langes Schleifen oder ein zu starker Griff oder Hauch eines Instruments in starken Orchestern zu veranlassen pflegt. Er war entzückt über die Reinheit und Richtigkeit der Harmonie, und kam doch so eben aus Italien. Es sind gegen 400 Musikanten hier, die sich in gewisse Gesellschaften theilen, und oft viele Jahre lang ungetrennt zusammen arbeiten. Sie sind einander gewohnt, und haben gemeiniglich eine strenge Direktion. Durch die grosse Uebung, und dann durch den Fleiß und die Kaltblütigkeit, welche den Deutschen eigen ist, bringen sie es so weit. An einem gewissen Tag des Jahres geben diese 400 Künstler zusammen ein Konzert zum Besten der Musikantenwittwen. Man versicherte mich, daß dann alle die 400 Instrumente eben so richtig, deutlich und rein zusammen spielten, als man es von 20 bis 30 hört. Gewiß ist dieses Konzert das einzige von der Art in der Welt.

Eins der schönsten Schauspiele für mich waren in den letzten Sommernächten die sogenannten Limonadehütten. Man schlägt auf den grössern Plätzen der Stadt eine grosse Zelte auf, worinn zur Nachtzeit

Limonade geschenkt wird. Einige hundert Stüle stehn oft darum her, und sind mit Damen und Herren besetzt. In einer kleinen Entfernung steht eine starke Bande Musikanten, und die grosse Stille, welche die zahlreichste Versammlung hier zu beobachten pflegt, thut alsdann eine unbeschreiblich gute Wirkung. Die vortrefliche Musik, die feyerliche Stille, das Vertrauliche, welches die Nacht der Gesellschaft einflößt, alles giebt dem Auftritt einen besondern Reitz.

Um die Equipagen von Wien zu sehn, muß man zur Sommerszeit ein Feuerwerk im Prater besuchen. Der Prater ist ein natürlicher Eichen- und Buchenwald, nahe bey der Stadt, auf einer Insel der Donau, auf deren obern Theil die grosse Vorstadt Leopoldstadt liegt. Unfern des Einganges liegen unter dem Schatten der Bäume gegen 30 Hütten zerstreut, mit vielen Bänken und Tischen umher, wo man Essen und Trinken in Ueberfluß haben kann. Der Ort wird täglich stark besucht, ist aber bey einem Feuerwerk besonders merkwürdig. Gegen 12000 Menschen versammeln sich da nach und nach, und die nehmen im Walde ihr Abendessen. Auf das gegebene Zeichen, wenn die Nacht eingebrochen ist, strömt die Gesellschaft von den Tischen weg auf die ringsum mit hohen Bäumen umgebene Wiese hin, wo das Schauspiel gegeben wird. Ein schönes grosses Amphitheater erhebt sich dem Feuerwerk gerade gegenüber, und ist grösstentheils von einigen hundert Damen besetzt, deren hochgeschminkte Wangen, kostbarer Schmuck, und leichte Sommerkleidung im Licht des Feuerwerkes eine besonders gute Wirkung thun. Das Parterre zwischen dem Amphitheater und den Maschinen ist dicht mit Mannsleuten angefüllt. Der merkwürdigste Auftritt folget nach dem Beschluß des

Feuerwerkes. Ein Zug von 12 bis 15 hundert Kutschen, Pirutschen und aller Gattungen Fuhrwerkes gehet aus dem Walde in die Stadt in einer so geraden und gedrängten Linie, daß, wenn er sich manchmal unter dem Thore stopft, die Deichseln der hintern Wagen mitten auf die Kasten der vordern stossen, und da man nicht anderst als im stärksten Trott oder Gallopp fährt, so wird mancher Wagen auf diese Art durchstossen, und die darinn sitzenden Personen auf das vordere Fenster geworfen. Die meisten sind herrschaftliche Equipagen mit 4 bis 6 Pferden, deren Anzahl überhaupt sich hier auf ohngefähr 3500 belauft. Der Fiaker sind gegen 560, und der Stadtlohnwägen gegen 300. Die letztern sind nicht numerirt, haben bessers Geschirre, sind überhaupt schöner, werden meistens von den Wirthen gehalten, und theurer bezahlt als die erstern. Bey all dem starken Fahren der vielen Wagen fällt doch bey einem solchen Anlaß nicht die geringste Unordnung vor. Die Fußgänger haben ihren besondern Weg, den kein Kutscher befahren darf. Die Brücke zwischen der Leopoldstadt und dem Prater, worauf das Gedränge am stärksten, ist in 4 Theile getheilt. Die 2 aussern sind für die Fußgänger, und der eine von den innern für die Wagen die hinein, und der andre für die, welche herausfahren. Diese Ordnung wird durch den Wald und auf der Chaussee durch die Vorstadt bis in die Stadt selbst beobachtet. Einige Kuraßier mit gezogenen Säbeln sorgen dafür. Bey öffentlichen Festen weiß man hier von keinen besondern Unglücksfällen, und alles Unheil, welches hier die Kutschen anrichten, geschieht im alltäglichen Getümmel der Stadt. Man kann sich nicht erinnern, daß in einem Jahr über 7 Personen sind todtgefahren worden, da sich hingegen zu Paris die Zahl der

jährlich todtgefahrnen im Durchschnitt der letztern 10 Jahre auf 20 beläuft.

Was das Feuerwerk selbst betrift, so zieh' ich es allen hiesigen Schauspielen, und selbst dem Nationaltheater vor. Herr Stuwer, von welchem ich einige sahe, versteht die Kunst. Er stellt mit allem mannichfaltigen Farbenspiel, den Schattirungen, und dem gehörigen Perspektiv ganze Gärten, grosse Palläste und Tempel in fast natürlicher Grösse in Feuer dar. Seine Maschinen sind besonders schön und groß, und machen oft 6 bis 8 Fronten von 50 bis 60 Schritt in die Länge. Bey Eröfnung des Schauspiels fliegen auf einmahl viele hundert Raketten unter einem dem Donner ähnlichen Getöse in die Luft, wovon der ganze Wald erbebt, und wobey die Gegend auf einen Augenblick wie bey Mittag erleuchtet ist. Er hatte noch vor einigen Jahren an Herrn Girandolini einen Nebenbuhler, der ihm nach dem Zeugniß aller Kenner in der Kunst überlegen war, aber das Opfer der Bigotterie des Publikums werden mußte. Herr Girandolini, welcher ohnehin als ein Fremder mit mehrern Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, als Herr Stuwer, mußte sich auf das Aeusserste anstrengen, um sich einen Fonds zu machen, und es seinem Nebenbuhler gleichthun zu können. Er hatte, wie Herr Stuwer, einen grossen Schwarm von Arbeitern den ganzen Herbst und Winter und das Frühjahr durch in Sold. Als er im Sommer sein erstes Schauspiel geben, und es, um sich seines Aufwandes zu erhohlen, so prächtig als möglich machen wollte, kam an dem Tag, der zur Ausführung desselben angekündigt war, ein Donnerwetter, und verdarb ihm fast alles. Als er auf seinem Gerüst die Wolken heranziehn, und sein Unglück vor Augen sah, fluchte er mit der ei-

nem Italiäner natürlichen Lebhaftigkeit dem Donner entgegen, und nun schrieen ihn seine eigne Arbeiter als einen Atheisten aus. Er war in seinen Reden überhaupt zu unbedachtsam, und das Publikum faßte ein Vorurtheil gegen ihn, welches er mit aller seiner Kunst nicht besiegen konnte. Man schalt ihn einen Freygeist und Gotteslästerer. Die Anhänger seines Nebenbuhlers suchten dieses Vorurtheil auf alle mögliche Art zu verstärken. Die Kaiserin selbst ward durch das grosse Geschrey und die Intriguen der Leuthe, die sie umgaben, gegen ihn eingenommen. Wenn ein fremder Grosser kam, den sie mit einem Feuerwerk unterhalten wollte, so hatte Herr Stuwer den Vorzug. Dieser hatte gemeiniglich 3 und 4 tausend Gulden Einnahme, da Herr Girandolini froh seyn mußte, wenn er es auf 15 hundert bis 2tausend brachte. Auf diese Art konnte er sich nie aus seinen Schulden ziehn, und kam endlich so weit zurück, daß er wegen den Kosten seinem Nebenbuhler den Preis überlassen und davon gehn mußte. Ich habe dir in einem andern Brief gesagt, daß hier das Verdienst sehr oft ein Opfer der Kabalen ist, und nun hast du auch ein Beyspiel, wie es von den Vorurtheilen des Pöbels mishandelt wird.

Zu den Sommerbelustigungen, wo man die Art der hiesigen grossen Welt sehen kann, gehört auch der Augarten. Dieser ist ein grosser Park von schönen Alleen und schönem Buschwerk, auf der nämlichen Donauinsel, worauf der Prater ist, an welchen er gegen Osten angränzt. Er ist ein Werk des Kaisers, welcher ihn, wie die Aufschrift über dem Thore sagt, als ein Freund aller Menschen zu einem Belustigungsort aller Menschen gewidmet hat. Allein, es geniest ihn nur der feinere Theil des Publikums,

und der Pöbel fühlt selbst, daß er hier in einem schlechten Licht steht. Er schließt sich selbst aus, und thut wohl daran. Es ist zum Staunen, wie dieser Park in so kurzer Zeit das werden konnte, was er ist. Der Kaiser mit seinem lebhaften Temperament wollte sein Geschöpfe gleich in vollem Wuchs vor sich sehn, und sparte keine Kosten, um unzälige halb- und ganz ausgewachsene Bäume oft aus der grösten Ferne herbeyzuschaffen. So verschieden auch die Gattungen der Bäume und des Gebüsches und die Alleenordnungen sind, so ist er doch zu regelmäßig, und hat zu wenig Mannichfaltigkeit, als daß man ihn einen eigentlichen englischen Garten heissen könnte. Ein ziemlich breiter Arm der Donau, welcher seine Ufer bespühlt, giebt ihm das meiste Leben. Jenseits des Flusses hat man einen breiten Wald durchgehauen, und diese Waldbahn fällt mit einer der Hauptalleen des Parks in eine Linie. Das Perspektiv, welches dadurch gebildet wird, ist meines Erachtens das Beste im ganzen Garten. Es wird in einer fast unabsehbaren Ferne vom mährischen Gebirge, wie von einem leichten Gewölke geschlossen. In einem prächtigen Pavillon hat man alle Erfrischungen und Billard. Wenn man diesen Ort in seinem Glanz sehn will, muß man ihn in den höchsten Sommermonaten morgens besuchen. Es ist seit einigen Jahren hier in der grossen Welt Sitte, daß man im Augarten eine Kur von mineralischem Wasser trinkt, wenn man auch noch so gesund ist. Die Einbildung hat wirklich an diesem Ort die Geselligkeit und Vertraulichkeit eingeführt, die sonst an den berühmten Gesundbrunnen zu herrschen pflegt, und man genießt hier wirklich das Offene und Freye der Gesellschaft, wodurch sich Spaa, Pyrmont und andre Plätze dieser Art berühmt gemacht haben, ob

man schon das nöthige Kurwasser von mehr als 100 Meilen her beschreiben muß. Alle Stände, besonders die Gelehrten und der Adel mischen sich hier durch einander. Die Damen trinken die Kur um sich im Neglische zeigen zu können, und die Herren, weil die Damen im Neglische nicht so stolz und spröde als im grossen Putz sind.

Es giebt noch verschiedene öffentliche Spazierplätze in der Stadt. Der welcher am häufigsten besucht wird, ist der Stadtwall, oder die sogenannte Bastey. Ob man schon hier der Sonne sehr ausgesetzt ist, so ist er doch gar oft gedrängt voll. Die Bürgerlichen können nachmittag nicht in die Kirche gehn, ohne zugleich auf dem Wall eine Tour um die ganze Stadt zu machen, wozu sie gerade eine Stunde gebrauchen. Die vom höhern Stande kommen dahin um ihre Hunde zu producieren, die hier ganz allein vor den Pferden und Wagen sicher sind. Die Hunde machen hier einen grossen Artickel des Luxus aus, und man wetteifert darin, wie in den Equipagen und Kleidern. Itzt sind die kleinen Pommern Mode, und wenn ein Pommerchen schneeweiß oder kohlschwarz ist, und eine scharfspitzige Schnautze hat, so wird es mit 10 bis 15 Dukaten bezahlt. Fürst von ** hat eines um 25 Dukaten gekauft. Jeder Herr, der auf gute Lebensart Anspruch machen will, muß sein Spitzchen haben, welches hier der eigentliche Namen dieser Hunde ist. Die Bauern befinden sich wohl dabey, und haben auf dem Vögelmarkt zugleich einen Hundsmarkt errichtet.

Der Garten des Belvedere in der Vorstadt, der Rennweg, welchen ehedem Prinz Eugen besessen, ist nun auch ein öffentlicher Spatzierplatz. Der Garten hat an sich nichts vorzügliches, aber der Pallast

iſt ſo wol wegen ſeiner Bauart, als beſonders wegen ſeiner vortreflichen Lage eines der merkwürdigſten Gebäude in der Stadt. Auf der Terraſſe und den Balkons deſſelben beherrſcht man die Ausſicht über die ganze Stadt und die ganze Gegend umher. Dieſer Pallaſt enthält ſeit einiger Zeit in 22 groſſen Zimmern die kaiſerliche Gemählde-gallerie. Der untere Stock iſt den Italiänern angewieſen, unter denen ſich Titian, Korreggio, Guido, Paulo Veroneſe, Palma und Giorgione vorzüglich ausnehmen. Man zeigt auch 2 kleine Stücke, die von Raphael ſeyn ſollen; allein, wenn ſie wirklich von Raphael ſind, woran aber der Herr Unterinſpekteur, welcher uns begleitete, ſelbſt zweifelt, ſo gehören ſie gewiß unter ſeine erſten Verſuche. Das Beſte iſt ein Kupido von Korreggio in der Attitude, wie er den Bogen ſpannt. Dieſes Stück iſt um 18000 Dukaten, ich glaube von Kaiſer Karl VI. gekauft worden. Man war ehedem hier ſo fühllos gegen die Kunſt, daß man dieſes Meiſterſtück auf einem Speicher liegen ließ, und mit Füſſen drauf trat. Es wurde ſtark beſchädigt, und der Ausbeſſerer hat einen guten Theil deſſelben, beſonders den Rücken, abſcheulich verdorben. Zum Glück erhielt ſich der ſchöne Kopf unverletzt: Schelmiſcher und doch zugleich kindiſcher, giebt es kein Auge weder im Kopf einer Koquette noch eines Adonis, als das Auge dieſes Amors. Der Troz auf ſeiner Stirne ſticht mit einer ſcheinbaren Unſchuld auf dem Mund ſonderbar ab. Kurz, es iſt Amor mit Leib und Seele. Da, wo das urſprüngliche Fleiſch, welches Korreggio ſeinem Geſchöpfe gegeben, noch erkenntlich iſt, übertrift es alles, was jeder andre im Fleiſch gethan hat. Es wurden durch die Unachtſamkeit, welche der Hof bis unter den jezigen Kaiſer gegen die

Sammlung äusserte, noch mehrere Stücke vom höchsten Werth verunstaltet; aber alle waren in der Ausbesserung glücklicher, als der arme Kupido, dem ohnehin durch die hiesige Polizey so übel mitgespielt wird — Im obern Stock prangen die Niederländer, die hier mit allem Recht mit den Italiänern um den Rang streiten können. Man hat viele Wouwermanns, Berchhems, Rembrands, Vanderveldens und de Heens. — Die Gallerie ist 3 Tage in der Woche für jedermann unentgeldlich offen.

Die anstößigen Gemählde sind mit Vorhängen von grünem Taffet bedeckt, die aber jedermann nach Belieben aufziehn kann. Es sind einige darunter, bey deren Anblick der heilige Franz von Aßis sich gewiß in Dornen wälzen würde. Es sind keine einzle, nackte Figuren, sondern Gruppen, die man im Leben nirgends als hinter Bettgardinen findet. In der Gesellschaft, worinn ich die Gallerie sah, waren verschiedene Damen und Fräulein. Die Herren zogen ohne alles Bedenken die Vorhänge auf. Ich hätte der so züchtigen Polizey zugetraut, daß sie wenigstens eine Affektation von äusserlicher Scham zur Sitte machen könnte: Aber einige von unsern Frauenzimmern sahen auch die geheimsten Spiele der schönen Göttin mit starren Augen an, und die andern hielten zwar die Fächer vors Gesicht; aber die Fächer hatten grosse Oefnungen, und sie konnten sich nicht überwinden, das Gesicht ganz wegzuwenden.

Eine halbe Stunde von der Stadt liegt die Sommerresidenz der Kaiserin, Schönbrunn, in einer sumpfigten Vertiefung, worin ich wegen der eingeschränkten Aussicht und der feuchten Luft keine zwey Tage aushalten könnte. Der Pallast ist sehr weitläufig und wirklich in einem grossen Stil gebaut.

Die Meublirung ist kaiserlich. Verschiedene Säle sind mit den besten Tapeten aus der Fabrik der Gobelins ausgeschmückt, und die Tapezierung eines einzigen Sales von der Art hat gegen 300000 Gulden gekostet. In dem dabey befindlichen Thiergarten ist ein Elephant das merkwürdigste. Es ist von der größten Art aus Indien und ein Geschenke des jetzigen Statthalters von Holland, den er auf 10000 Gulden zu stehen kam. Auf einer Anhöhe hinter dem Pallast hat der Kaiser in antikem Geschmack eine Sala Terrena mit 2 Säulengängen zu beyden Seiten bauen lassen, und dadurch den Fleck bezeichnet, wo seine Mutter ihren Sommerpallast hätte hinbauen sollen, wenn sie eine reizende Aussicht und eine reine Luft hatte geniessen wollen. Wenn die Kaiserinn da ist, so sieht man auffer den Kapuzinern und einigen alten Damen wenig schöne Welt. Unterdessen gehört doch dieser Ort auch zu den öffentlichen Spazierplätzen, denn der Garten ist zu jeder Zeit, und der Pallast während der Abwesenheit der Kaiserin für jederman offen.

Unendlich mehr Reiz für mich hat der sogenannte Kalteberg eine Stund über der Stadt an der Donau. Der Weg hinauf geht durch ein vortreflich angebautes Land. Zur Linken erblickt man in einiger Entfernung auf dem Abhang des Berges und im Schatten alter Eichen das sehr einfache Sommerhaus des Feldmarschalls von Lasey mit einem schönen englischen Garten. Nach und nach gewinnt man die dicke Waldung auf der Höhe des Berges, und auf der Spitze desselben steht ein Kamaldulenserkloster auf dem schönsten Gesichtspunkt, den man weit und breit nur immer aussuchen konnte. Vor dem Kloster sind unter den Bäumen einige Bänke um einen Tisch angebracht, wo die Herren ihre Frauenzimmer, welchem der Eintritt in das Heiligthum ohne besondere

Erlaubniß des Erzbischofs verbothen ist, ausruhen lassen, bis sie das Kloster besichtigt haben. Die Wohnungen der Mönche sind kleine abgesonderte Häuser, wobey jeder sein eignes Gärtchen hat. An der äussersten Zelle bildet der Garten eine Terrasse von welcher man senkrecht über einen sturzdrohenden Felsen herab in die Donau sieht, und eine Aussicht beherrscht, deren ein Mönch von der Art wirklich unwürdig ist. Man hat die ganze Stadt wie in einem Grundriß zu seinen Füssen. Man glaubt das Getöse des Menschengewühls zu hören, welches sie belebt. Man übersieht diesen Theil von Oestreich bis an die Gränzen von Mähren und Ungarn. Die majestätische Donau windet sich durch die unabsehbare Fläche, und in grosser Ferne, wo sie sich mehr ausbreitet, oder von keinem Gehölze und keinen Erderhöhungen gedekt wird, schimmert sie stückweise mit Silberglanz aus der Landschaft hervor. Zur Rechten, wenn man die Stadt gerade vor sich hat, senkt sich der mit Holz bekrönte Berg bis an die Vorstädte hin, und zur Linken zieht sich sein hoher Rüken längst der Donau hinauf, wo man in einer Entfernung von einer Stunde den goldenen Berg von Enzersdorf erblickt, der einen der besten Weine von Oestreich liefert. Die vielen und schönen Dörfer, die blauen am Rand des Horizonts schwebenden Berge, die vielen und mannichfaltigen Parthien Gehölze und das Wasser geben der weiten Fläche Leben genug. Ich konnte meine Entzückung über den Anblick gegen den Mönch, der neben mir stand, nicht bergen. Ich sagte ihm, ich hielt den Bruder für glücklich, der die äusserste Zelle zu bewohnen hätte: „Nein, antwortete er; wir sind nicht Ihrer Meinung. Keiner von uns will in dieser Zelle wohnen; weil sie dem Wind zu sehr ausgesetzt, und im

Winter noch einmal so kalt als eine andre Zelle ist.„ Auf einmal bracht mich der Mann aus der Entzückung zurück. Du weist, ich bin einer von denen, die im Sommer nicht an den Winter denken können, und denen nichts auffallender ist, als wenn man sie mitten im Genuß der schönen Seite eines Dinges an die häßliche desselben erinnert, so natürlich es auch seyn mag. — Nachdem wir alles, auch die Betten, Gebetbücher, Zilizien ꝛc. der Mönche besichtigt hatten, gaben wir ihnen Geld für einige Messen für uns, welches das gewöhnliche Trinkgeld der Fremden ist, und eilten unter die Bäume zu unserm Frauenzimmer. Wir hatten eine kalte Küche und einige Bouteillen Schumlauer und St. Jörger Ausbruch vorausgeschickt. Der Tag war schön, das Frauenzimmer bey guter Laune, und wir waren alle aufgelegt, den Vorhof des Heiligthums in Zucht und Ehre ein wenig zu profaniren. Diese Wahlfahrt ward in den ersten Tagen meines hiesigen Aufenthalts veranstaltet, und seit der Zeit habe ich noch verschiedene male, auch bey der rauhen Witterung des Herbstes, in einer weniger zahlreichen Gesellschaft den lieben Ort besucht.

Es giebt hier noch verschiedene andre öffentliche Spazierplätze, worunter man auch den Kalvarienberg zu Herrnals und einige andre Andachtsörter zählen kann; denn das Frauenzimmer und die jungen Herren treiben hier die gegenseitigen Eroberungsoperationen weiter, als an irgend einem andern öffentlichen Ort, weil die Maske der Andacht sie dem Auge der Polizey versteckt.

Wien —

Der hiesige Hof hat verschiedene kostbare Sammlungen, die er alle das Publikum so viel als möglich geniessen läßt. Das kaiserliche Münzkabinet hat in Europa wenig seines gleichen. Die Zahl der antiken Münzen beläuft sich auf 22000 Stück. Jene der neuern Münzen ist ungleich gröſſer und kostbarer. Die vollständige Sammlung aller Münzen und Medaillen von Karl dem Grossen bis auf unsere Zeiten macht einen besondern, und in Rücksicht auf die Geschichte des Mittelalters unschätzbaren Theil dieses Kabinets aus. Es war zwar einiger Vorrath von Karl VI. da; aber die Sammlung hat doch ihre Existenz eigentlich dem Kaiser Franz zu danken, der unsägliche Summen darauf verwandte und sie zu seiner Lieblingsunterhaltung machte. Von den mechanischen, physischen und Naturalien-Sammlungen sag' ich dir nichts, als daß sie wie alles was der Hof hat, von jedermann ohne die geringste Beschwerde besichtigt werden können. Die Bibliothek ist ohne Vergleich die wichtigste und gemeinnützigste. Sie ist eine der zahlreichsten in der Welt, und besteht aus mehr als 300000 Bänden, worunter ohngefähr 12000 kostbare Handschriften sind. Das Gebäude, worinn sie aufbewahrt wird, ist eins der schönsten in der Stadt. Sie ist alle Tage, die Sonntage ausgenommen, von Morgen bis um 12 Uhr für jedermann offen. Die Liebhaber finden einen geräumigen Saal mit einem langen Tisch und gemächlichen Stülen, nebst Dinte und Papier, um die Bemerkungen aufschreiben zu können, die sie unter dem Lesen allenfalls machen. Ein Sekretär der Bibliothek weißt sie in den Katalogen zurecht, und

einige

einige Livreybedienten des Hofes bedienen sie mit dem, was sie fodern, auf den Wink. Im Winter ist der Saal geheizt, und man hat ein besonderes Gestelle neben der Thüre angebracht, worauf jeder das Buch, welches er ganz durchlesen will, an einen bestimmten Ort jedesmal hinstellen, und des andern Tages finden kann. Wenn ein Liebhaber auch das ganze Jahr hindurch ununterbrochen die Bibliothek besucht, so wird doch keinem Bedienten einfallen, ein Trinkgeld von ihm zu erwarten. Kurz, dieß Institut spricht mehr als jedes andre von der edeln und gemeinnützigen Denkensart des Hofes. Ist man einmal mit einem der Bibliothekare bekannt, von denen immer einer in einem Nebenzimmer zugegen ist, so hält es auch nicht so schwer, die verbothenen Bücher zu bekommen, als einige Leuthe wollen glauben machen. Herr Pilati erzählt, man habe ihm gesagt, ohne einen Erlaubnißschein des Erzbischofs bekäme man kein gutes Buch. Man hat ihn irrig belehrt. Ich lese seit einiger Zeit die Geschichte des tridentinischen Konziliums von Bruder Paolo, und habe Machiavels Werke schon durchgelesen, ohne den Herrn Erzbischof um Erlaubniß gefragt zu haben.

Nebst dieser Hofbibliothek giebt es noch verschiedene andere öffentliche Bücherſäle. Der Buchhändler von Trattnern kam auch auf den Einfall, ein gelehrtes Kafeehaus in seinem grossen Pallast zu errichten. Er versprach den Subskribenten, alle Zeitungen, alle periodische Schriften und alle fliegenden Brochüren der gangbarsten lebenden Sprachen zu liefern. Vielleicht hatte dieser Plan den ersten Grund zu einer Akademie oder gelehrten Gesellschaft gelegt; allein die Subskribenten sahen bald, daß es mehr auf eine feine Beutelschneiderey als auf ein nützliches Institut hinauslief. Dieser Herr von Trattnern ist

überhaupt ein sonderbarer Mann. Er zwingt die Professoren, ihm ihre Manuskripte in Verlag zu geben, und zahlt ihnen keinen Kreutzer dafür. Als Hofbuchhändler behauptet er das Recht dazu zu haben, und die Gunst der Kaiserin, die er sich auf eine unbegreifliche Art erwerben konnte, machte ihn zu einem kleinen Tyrannen aller hiesigen Buchhändler und Gelehrten. Bey dem grossen Ton, den er affektirt, schämt er sich nicht zu den niederträchtigsten Kniffen seine Zuflucht zu nehmen. Er druckt mit kaiserlichem Privilegium hier Bücher nach, die mit kaiserlichem Privilegium in andern Provinzen Deutschlands gedruckt werden. Man sagte mir, er habe sogar die Kaiserin bereden können, der Verlag eines noch so gängigen Buches wäre für den Buchhändler kein Gewinn, und man müsse ihm einen Theil der Druckkosten vergüten, welches die gute Monarchin auch bey einigen Werken, deren Druck sie befördern wollte, gethan haben soll. So sehr er der Kaiserin auf einer Seite schmeichelt, so ungehorsam ist er ihr auf der andern. Durch ihn kommen die meisten verbothenen Bücher in die Stadt. Wenn du es ihm theuer genug bezahlest, so kannst du die Academie des Dames, den Dom B*****, die Pucelle d'Orleans, den Portier des Chartreux und die ganze skandalöse Bibliothek bey ihm haben.

Die Lektüre des hiesigen Publikums überhaupt genommen, ist äusserst fade. Es ist lange nicht wie bey uns, wo man Montesquieus Esprit des Loix, Voltäres Universalgeschichte, Rousseaus Kontract, social und ähnliche Werke in Händen von Leuten findet, die gar keinen Anspruch auf Gelehrsamkeit machen. Hier sind viele Gelehrte, die diese und ähnliche Bücher nicht kennen, und die es einigen vom hohen Adel und einigen Offiziers überlassen, sich mit

denselben abzugeben. Bouffonerien machen hier ganz allein ihr Glück, und auch der bessere Theil des lesenden Publikums schränkt sich auf Schauspiel, Romanzen, Feenmärchen, u. dgl. m. ein. Ich kenne ein ganzes Dutzend junger Gelehrten, wie man diese Kreaturen hier heißt, die ausser der Schule nichts als einige deutsche und französische Dichter gelesen haben. In dem Lesesal der kaiserlichen Bibliothek macht ich einigemal einen Tour um den Tisch herum, um den Geschmack der vielen Leser kennen zu lernen. Zwey bis drey von ohngefähr 24 lasen alte Schriftsteller; einer las Sullys Memoires, und alle übrigen hatten weder mit der Geschichte, noch mit Alten, noch mit sonst etwas zu thun, das einer wirklichen Wissenschaft ähnlich wäre. Dramaturgien, Gesänge, Romanen, und solche Dinge bedeckten den ganzen Tisch. Einige wenige hatten kostbare Werke, aber, wie man deutlich sehen konnte, bloß um mit Besichtigung der Alterthümer von Herkulanum oder der florentinischen Sammlungen einige müßige Stunden zuzubringen. Ich sah verschiedene male einige Ungarn am Tische, die mit ihrer Lektüre alle Deutschen beschämten, die zugegen waren. Die liessen sich ihre seltensten vaterländischen Geschichtschreiber geben, und man sah in ihrer Miene, daß sie ihren Verstand mit der Lektüre nährten und ihr Herz zugleich wärmten. Sollte nicht die Regierungsverfassung etwas beytragen, daß die Hungarn, wie ich ziemlich allgemein bemerkt habe, mehr Vaterlandsliebe haben, und folglich auch mehr auf die Geschichte ihres Vaterlandes achten, als die Oestreicher? Unter diesen hab ich noch keinen auffinden können, der an der Geschichte seines Vaterlandes, einen besondern Geschmack fände.

Auf diese Art ist es sehr begreiflich, daß die mei-

sten Gesellschaften hier, welches mir gleich anfangs auffiel, so todt sind. Die Materie vom Theater ist bald erschöpft, und dann hat man zur Unterhaltung des Gespräches keine Hilfsmittel mehr, als die täglichen Stadtneuigkeiten und schale Bemerkungen darüber. Das Frauenzimmer ist hier allein im Stand, ein gesellschaftliches Gespräche beym Leben zu erhalten. Es sticht durch natürlichen Witz, Lebhaftigkeit und durch mannichfaltige Kenntnisse mit dem hiesigen Mannsvolk erstaunlich stark ab. Ich hab hier in 3 bis 4 ansehnlichen Häusern Bekanntschaft, worin die Herren in den ersten 5 Minuten am Ende von allem sind, was sie zu sprechen wissen; und ohne Galanterien einzumischen, sind ich bey ihren Weibern und Töchtern eine unerschöpfliche Quelle von lebhaftem Gespräche. Es ist wahr, oft wird der Faden des Gesprächs blos durch die natürliche Neugierde des Frauenzimmers fortgesponnen; aber alle Fragen, welche die Neugierde sie thun läßt, verrathen schon einige Bekanntschaft mit dem Gegenstand, worauf sie sich beziehn, oder wenigstens mit dem Gegentheil davon, und sie sammeln dadurch einen Fonds zu neuen Bemerkungen und zur Unterstützung eines neuen Gesprächs. Eben diese Neugierde fehlt den Männern, die überhaupt zu stumpf sind, und zu wenig von allem dem haben, was dem Geist einen Schwung giebt.

Das hiesige Frauenzimmer ist schön und stark von Wuchs; nimmt sich aber weder durch eine vorzügliche Gesichtsbildung, noch durch eine schöne Farbe aus. Es ist frey und lebhaft in seinen Gebehrden, seinem Gang und seinem Gespräche. Es ist gesetzter, männlicher und entschlossener als das von Paris, aber nicht so heroisch als das von London. Ich kann dir keinen bessern Begriff von ihm geben, als wenn ich dir sage; es ist das Mittel zwischen den Engläns

derinnen und Französinnen. Grosse Schönheiten sieht man hier wenig; aber auch wenig starke Karrikaturen. In der Winterkleidung, die es nun schon seit dem Anfang Oktobers trägt, hat es unsere Landsmänninnen noch nicht nachgeahmt. Diese läßt ihm ungemein schön, und besteht in einer mit kostbarem Pelz ausgeschlagenen, und bis auf die Füsse reichenden Polonaise. Da sich diese Kleidung mit keinen hohen Poschen verträgt, am Oberleib geschlossen ist, und auf den Untertheil nachläßig genug fällt, um seine Umrisse und Bewegungen sehen zu lassen, so hat sie wirklich etwas von der Simplizität eines griechischen Gewandes. Ein Zug von Andächteley, welcher dem hiesigen Frauenzimmer eigen ist, ist mit einer gewissen Empfindsamkeit des Herzens verwebt, und der Liebe, Freundschaft und Wohlthätigkeit eher zuträglich als nachtheilig. Moore hat diesen Zug richtig bemerkt; aber nichts setzt ihn in ein helleres Licht, als wenn eine Dame in einem Kloster Messen bestellt, und zu gleicher Zeit den Armen Almosen giebt, damit Gott ihren Wunsch erfülle, und ihren kranken Cicisbeo bald gesund werden lasse. Das Cicisbeat steht hier auf dem nämlichen Fuß wie in Italien. Unter den Grossen erhält es sich durch den einmal angenommenen Geschmack; die von der untersten Klasse suchen Geld dadurch zu verdienen, und bloß ein Theil des Mittelstandes, nämlich die Fabrikanten und Kaufleute, kennen die eheliche Eifersucht. Es gab hier vor einigen Jahren einen seltsamen Auftritt. Einer vom hohen Adel besuchte einigemal eine Kaufmannsfrau. Den Mann jukte es auf der Stirne, und als der Kavalier einst bey seiner Frau anklopfte, schlich er sich auf die Seite, und ließ alle seine Bedienten mit grossen brennenden Fackeln sich auf die Treppe stellen. Er gieng sodann ins Zim-

mer, und sagte dem Kavalier, die Bedienten warteten mit Lichter auf ihn, er möchte sie nicht lange warten lassen. Dieser war in der größten Verlegenheit von der Welt; aber der Kaufmann half ihm bald heraus; nahm ihn beym Arm, und führte ihn sehr zeremonisch die Treppe herunter bis an die Thüre; die Bedienten schritten mit den Fakeln voraus; und ob es schon heller Mittag war, leuchteten sie doch bis mitten auf die Strasse. Der Kaufmann blieb unter der Thüre stehn, machte Bücklinge über Bücklinge, und indem er sich so laut, als er schreyen konnte, dem Herrn gehorsamst empfahl, nannte er zugleich seinen Namen. Das zuschauende Publikum brauchte zur Erklärung dieses Auftrittes nichts, als den Namen des Kavaliers zu hören, denn die ganze Stadt wußte, daß er selten in einer andern Absicht in ein Bürgerhaus gieng, als um dem Hausherrn Hörner aufzusetzen.

Die Wohllust schweift hier selten ins Abscheuliche und Unnatürliche aus. Ich kenne zwar einen jungen Menschen vom Niederrhein, den eine Dame aus dem Fenster zu sich rief, und den es bald reute, daß er dem Wink gefolgt war. Er fand die Dame mit ihrer Tochter im Schlafgemach, und beyde fiengen ein heftiges Gezänke an, welcher er zu Theil werden sollte. Der gute Mensch suchte die Thüre wieder, aber beyde hiengen sich mit wohllüstiger Wuth an ihn. Er mußte endlich den Vertrag eingehn, daß er wechselweis eine nach der andern bedienen wollte. Er erfüllte seinen Vertrag so heldenmäßig, daß man ihm grosse Versprechungen machte, wann er wieder kommen wollte, welches er nicht für gut fand. Allein, diese Dame und ihre Tochter waren, wie der junge Mensch selbst glaubte, allem Anschein nach Fremde.

Ohne zu bedenken, daß jede grosse Stadt zum Genuß des sinnlichen Vergnügens reizt, so ist hier der etwas unmäßige Genuß unter allen grossen Städten in Europa am leichtesten zu entschuldigen. Die Wohllust hat hier mehr Nahrung, als an irgend einem andern Ort. Die Zahl der ganz Armen ist hier nach dem Verhältniß ungleich kleiner als zu Paris, und vielleicht auch geringer als zu London. Alles, sogar die Kleidung der geringsten Dienstmagd, spricht von einem hohen Wohlstand. Die Verschwendung des grossen Adels, die vielen und starken Besoldungen des Hofes, und die ausgebreitete Handlung der Bürgerschaft befördern den Umlauf des Geldes ungemein. Man schätzt die Summe des in der Stadt beständig zirkulierenden Geldes auf 12 Millionen Kaisergulden, oder auf ohngefähr 31 Millionen Livres. Der Erwerb ist leichter, als irgend anderstwo, und Wien ist vielleicht der einzige Ort, wo der Preis der Lebensmitteln mit der Masse des zirkulirenden Geldes in gar keinem Verhältniß steht. Die Fruchtbarkeit und der Geldmangel des benachbarten Hungarns ist die Ursache davon. Man hat hier trinkbaren Wein um 6 Kreutzer die Maaß, und um 12 Kreutzer ein gutes Mittagessen. Es ist ein Wirth hier, welcher um 13 Kreutzer eine Tafel giebt, die aus Suppe, Zugemüß mit einer Beylage von Karbonnaden, Würsten, oder gebraten Leber und Rindfleisch besteht; 1 Schoppen Wein und das nöthige Brod mitgerechnet. Hier könnte der Homme à quarante ecus wirklich bestehn, aber wenn er mehr als 40 Thaler hätte, so ist die Versuchung mehr zu verthun, zu stark, als daß er seiner Oekonomie getreu bleiben könnte. Je mehr die Natur giebt, desto mehr Bedürfnisse macht sich der Mensch, und hier ist sie gegen ihre Kinder wirklich so ver-

schwenderisch, daß sie es auch werden müssen. Die unmäßig grosse Anzahl der reich besoldeten Hofbedienten, der zahlreiche Adel, und die vielen Fremden, die sich bloß des Vergnügens halber hier aufhalten, wissen von keiner bessern Beschäftigung, als ihrem Vergnügen nachzuhängen. Reichthum, Müßiggang und die Freygebigkeit der Natur müssen ein Volk wohllüstig machen, dessen Religion ohnehin das Gegentheil von aller Frugalität ist, und dessen Regierung die Schnellkraft seines Geistes auf keine andre Gegenstände zu lenken weiß.

Die Handlung der Stadt ist sehr blühend. Lange wußte sie die Vortheile nicht zu benutzen, welche ihr die Natur darboth, und ob sie schon einen der gröstten Flüsse beherrscht, der bis auf etliche und 70 deutsche Meilen aufwärts schiffbar ist, und ihr abwärts einen Weg bis ins schwarze Meer und die Levante öffnet, so lag doch bis unter die vorige Regierung aller Handlungsgeist darnieder. Karl der Sechste that zwar zur Aufnahme des Handels und der Industrie sein Mögliches; aber so glücklich auch seine Unternehmungen in verschiedenen andern Provinzen waren, so unglücklich waren seine Entwürfe für das Erzherzogthum Oestreich und die Hauptstadt. Der hiesige Adel hielt die Kaufleute für eine Gattung aus dem Thierreich. Die Jesuiten hielten die Protestanten, die in der Folge das meiste für die hiesige Handlung thaten, entfernt, oder unterdrückten sie, wenn sie sich eingeschlichen hatten und empor kommen wollten. Der Hof war voll Schulden, und seine Kasse war für öffentliche Fonds und zur Unterstützung der thätigen und denkenden Partikularen zu schwach. Es fehlte bey Hof und unter dem Publikum an Kredit. Kaiser Franz fieng an, die Finanzen auf einen soliden Fuß zu setzen. Er war selbst

Kaufmann, und der Adel gewohnte sich nach und nach, den industriösen Theil des Publikums mit weniger Verachtung anzusehn. Man fieng an, die reichern Handelsleute zu adeln; und so einen schlimmen Begriff es Einem von der hiesigen Sinnesart geben mag, so war doch dieser Kunstgriff, die Eitelkeit der Grossen zu demüthigen und jene der Kleinern zu privilegiren, in einem Lande nothwendig, wo Verdienst, Tugend, Ehre und alles, was zwischen den Menschen einigen Unterscheid macht, in den Wörtchen Edler und von einbegriffen war. Das Beyspiel des jetzigen Kaisers von Popularität wirkt noch mehr zur Tilgung dieses so schädlichen Vorurtheils. Wo es nur möglich ist, dem Stolz seines Adels einen schlimmen Streich zu spielen, unterläßt er es gewiß nicht. Er führt Künstler und Kaufleute von Verdienst bey der Hand in die ersten Gesellschaften. Die Herren, deren ganzer Werth auf dem politischen Aberglauben an einen Stern und an ein Band beruht, verziehen wohl den Mund und die Nase bey der Erscheinung eines Plebejers unter ihnen, und lassen es auch an Witzeleyen nicht fehlen, um ihn fühlen zu lassen, daß er aus seiner Welt in eine höhere getretten ist. Allein, ein Wort des Monarchen entwaffnet ihren Hohn, und je mehr sie sich sträuben, desto mehr Mühe giebt er sich, ihren erbärmlichen Stolz in die Enge zu treiben. Man sagte mir, er habe vor einigen Jahren zu Prag eine Bürgersfrau in eine adeliche Gesellschaft geführt. Die Damen machten erstaunlich grosse Augen; aber der Kaiser, welcher es bemerkte, suchte sie in noch grössere Verlegenheit zu setzen, und machte mit der Bürgersfrau den ersten und einzigen Tanz.

Mit allem dem wäre die Handlung nie hier blühend geworden, wenn nicht die Fremden das Mei-

sie dazu beygetragen und die Ketzer etwas mehr Freyheit gefunden hätten, als man ihnen zu der Zeit gestattete, wo der Beichtvater des Regenten der Direktorialminister von allen Departements und die Politik des hiesigen Hofes ein Spiel der Jesuiten war. Die Leichtigkeit, womit so viele Familien grosses Glück machen konnten, ist ein offenbarer und auffallender Beweis, wie sehr sie den Eingebohrnen an Verstand und Thätigkeit überlegen waren. Der Hofbanquier, Baron von Fries, ein Mühlhauser von Geburt konnte ohne beträchtlichen Fonds in einer fast unglaublich kurzen Zeit zu einem der ansehnlichsten Wechsler von Europa werden. Er ist ein Mann von ohngefähr 4 Millionen Kaisergulden. Die meisten der vornehmsten Handelsleuthe und Fabrikanten sind aus Schwaben, Franken, Sachsen und andern Gegenden Deutschlands. Die Bürger von Nürnberg, Augspurg, Ulm, Lindau und andern Städten, die mit schwachen und immer mehr abnehmenden Kräften gegen ihren Untergang kämpfen, und wo der abscheulichste Despotismus unter der Maske der Freyheit herrscht, fanden hier ungleich mehr Vortheile, die ihnen sowohl die Natur als die Regierung darboth, als in ihren schwindsüchtigen Vaterstadten. Die meisten machten ihr Glück durch Verstand, Fleiß und besonders durch eine sparsame Lebensart, wodurch sie bey ihrer Niederlassung vor den so verschwenderischen Eingebohrnen zur Aufnahme ihres Gewerbes erstaunlich viel voraus hatten. Auch Triest mußten die Fremden, und besonders die Protestanten blühend machen.

Nun ist zwar die hiesige Handlung noch lange nicht das, was sie seyn könnte; allein sie ist im Gang zu ihrer Grösse, und macht Riesenschritte. Die Fabriken mehren sich von Jahr zu Jahr. Man

zählt hier schon einige hundert Seidenwebersthle, und macht Sammet, Grosdetours, halb und ganz seidne Zeuge, und besonders eine erstaunliche Menge Strümpfe und Saktücher. Auch die Plüsch und Kottonmanufakturen sind sehr beträchtlich, und der Handel mit inländischen und hungarischen Weinen, mit böhmischem und mährischem Leinwand, der über Triest nach Italien, Spanien, Portugall und in die Türkey verführt wird, mit rohem und verarbeitetem Eisen, Stal und Kupfer, mit Leder, Porzellän und verschiedenen andern Artikeln beträgt einige Millionen. Von dem Handel der gesammten östreichischen Lande werd' ich dir ein andermal Nachricht geben.

Der Hof geht in seiner Ermunterung zur Handlung so weit, daß er einen ansehnlichen Fonds bereit hält, woraus unternehmende und einsichtige Particularen unterstützt werden. Nach Gutbefinden der zu diesem Zweck niedergesetzten Kommißion streckt man denselben sehr beträchtliche Summen vor, wovon sie in 5 = 6 bis 10 Jahren keine Interessen, und dann stufenweis 1 = 2 bis 3 Prozent zu zahlen haben. Wenn einmal die Zucht der Eingebohrnen gebessert seyn wird, und das sollte man nach den grossen Erziehungsanstalten in der nächsten Generation erwarten, so fehlt es dem industriosen Theil der Einwohner auch zu den größten Unternehmungen nicht an Geld. Der reiche Adel wird, anstatt wie jetzt auf seine Schulden stolz zu seyn, lieber mit einem klugen Bürger in Gesellschaft treten, und anstatt die verderblichen Küchenzettel täglich in die Hand zu nehmen, lieber sich jährlich einmahl die Rechnung von seinem Gewinnst von dem Kaufmann oder Fabrikanten vorlegen lassen. Das Mark des Landes, welches der Adel und die Klöster an sich ziehn,

wird dann nicht mehr ein Raub von nichtswürdigen Bedienten und Müßiggängern werden, sondern sich in den Händen kluger und thätiger Bürger zum Besten des Staates mehren. Der grosse englische Adel schämt sich der Handlung nicht, und dadurch wird der Ertrag seiner Güter, so wie auch jener des ganzen Staates verdoppelt. Das nämliche Geld, welches er aus seinen Herrschaften zieht, läuft erst durch eine Handlungskasse, bekömmt vom Auslande Zuwachs, mehrt die Masse des Nationalvermögens, und ist dann, wenn es in seine häusliche Kasse zurückkömmt, aus einem Bach ein Strom geworden. Der größte Theil des hiesigen Nationalvermögens, welches ursprünglich ungleich ansehnlicher, als das von England ist, wird vom innern Luxus verschlungen, noch ehe es von aussen Zufluß erhalten kann. Ein guter Theil davon fließt auch gerade von der Quelle ins Ausland aus, und ist für den Staat unwiederbringlich verloren. Es fehlt hier noch, woran es gemeiniglich zu fehlen pflegt, an den einfachsten Besserungsmitteln. So lange dem Adel durch eine frugalere und gemeinnützigere Erziehung nicht bessere Grundsätze beygebracht werden, so werden alle Entwürfe des Hofes zur Aufnahme der Handlung und Industrie nur Flikwerk seyn. Die walonischen und italianischen Abbes und die französischen Kammermädchen sind die Leute nicht, die dem Staat, anstatt stolzer Verschwender nützliche Bürger liefern können.

So eben breitet sich ein trauriges Gerüchte durch die Stadt aus. Die Kaiserin kam vor einigen Tagen von einer Spazierfahrt unpäßlich zurück, und nun soll diese Unpäßlichkeit zu einer gefährlichen Krankheit geworden seyn Die Aerzte befürchten eine starke Brustentzündung, welche hier, bey den

heftigen Wetterveränderungen immer die gewöhnliche Krankheit ist. Ich hoffe meinen nächsten Brief freudiger anfangen zu können, als ich diesen schliessen muß. Leb wohl.

Wien —

Es ist geschehen. Die grosse Theresia, die mit allen ihren Schwachheiten doch eine der größten Frauen war, die je einen Thron besessen, ist nicht mehr. Ich sage dir nichts von den Klagen ihrer hinterlassenen Unterthanen, die sie wie eine Mutter liebten, nichts von dem Gepränge, das ihre Leiche umgiebt, und nichts von den grossen Anstalten, die zu ihrer Beerdigung gemacht werden. Alles das kannst du in den Zeitungen besser haben, als ich es dir beschreiben kann. Auch von ihren letzten Augenblicken, die den Karakter eines Menschen am wenigsten aufschliessen, und wo er gewiß in seinem ganzen Leben am zweydeutigsten ist, kann ich dir nicht viel sagen. Ueberdem sind die Nachrichten davon ziemlich widersprechend.

So viel weiß man, daß sie in den letztern Jahren ihrer Auflösung mit etwas Bangigkeit und Forcht entgegen sah. Die natürliche Schwäche alter Leute, und dann die Besorgniß, ihr Thronfolger möchte einige Veränderungen vornehmen, von welchen ihr ahndete, und die ihrem Herzen zuwider waren, mögen die Ursache gewesen seyn. Auch als sich der Tod ihr allgemach näherte, konnte sie sich nicht sogleich fassen. Umsonst bath sie die Aerzte, ihrer

Kunst aufzubieten. Der Tod siegte. Als man ihr seinen grausamen Triumph für gewiß ankündigte, zeigte die Religion ihre Stärke, und sie ward eine Heldin, als sie überwunden war. Sie besprach sich noch einige Stunden lang mit ihrem Sohn, und sorgte besonders noch für ihre Familie. Sie war die beste Mutter bis zu dem letzten Athemzug.

Der Monarch, welcher in den Jahren, wo das Gefühl der Ehre am lebhaftesten ist, und zu grossen Unternehmungen spornt, sich nun allein an der Spitze eines der mächtigsten Reiche in der Welt sah, und eine auf ihre Gewalt eifersüchtige Mitregentin verlor, die bisher allen seinen grossen Entwürfen im Weg stand, war in diesem Augenblick nichts als Sohn. Er vergaß alles, und beweinte den Verlust einer Mutter, deren Herz er kannte.

Die Familienliebe des kaiserlichen Hauses ist äußerst merkwürdig. Ich muß dir noch einige Züge mittheilen, die den Karakter dieser grossen Monarchin vortreflich ins Licht setzen — Sie hatte die Freuden des Ehebettes in vollem Maaß genossen. Sie war keine Hässerin der Freude; aber die Wollust mußte bey ihr in den Schranken der Ehrbarkeit und Religion bleiben. Sie kannte den Werth der Liebe, und hatte als Mutter nichts angelegeners, als auch ihre Kinder die erlaubte Liebe schmecken zu lassen. Von Herzen gerne gab sie ihre Einwilligung zur Verheyrathung ihrer Tochter Kristine mit einem apanagirten Prinzen aus dem sächsischen Haus, obschon die Politik des Kaisers etwas dagegen einzuwenden hatte, daß sein Haus dadurch mit zu viel Nebenästen belastet werden könnte. Als ihr Sohn Maximilian Koadjutor des Deutschmeisterthums ward, und das Gelübde der Keuschheit ablegen mußte, bedung sie sich vom Pabst ausdrücklich, daß er

von diesem Gelübde dispensirt seyn sollte, sobald er den Orden verlassen und sich begatten wollte. Auch die 2 noch ledige Prinzeßinnen hätten Männer bekommen, wenn es bloß von ihr abgehangen hätte. Sie hätte sich immer für desto glücklicher gehalten, je mehr Enkel sie bekommen hätte, und wenn auch ihre Schatzkammer noch so viel darunter gelitten hätte. Sie hätte in jedem Anblick eines ihrer Kinder die Freuden des Ehestandes in der Erinnerung wieder genossen, und doppelt genossen, weil sie sie mit ihrem Kind hat theilen können — Ein andrer schöner Zug von dieser Art, ist, daß sie für ihre Kinder eine treue Mutter blieb, wenn sie auch noch so weit von ihr entfernt, und noch so erhaben waren. Sie vergaß die Königinnen von Frankreich und Neapel aller Entfernung, und aller Erhöhung ungeachtet so wenig, daß sie es auch noch in letztern Jahren nicht an Lehren, und sogar, wenn sie es allenfalls für nöthig erachtet, an sanften mütterlichen Verweisen nicht fehlen ließ. Ihr grosser Sohn war schon Kaiser, als sie ihn auch in Gegenwart von andern noch in Kleinigkeiten korrigirte. Die Gewalt, die sie bis zu ihrer letzten Stunde über denselben und über alle ihre Kinder behauptet, floß so ganz mit ihrer Mutterliebe zusammen, daß ihre Verweise keinem derselben auffielen — Ihre vergnügtesten Stunden waren, wenn sie Briefe von den Höfen von Versailles, Neapel, Parma und von Mayland empfieng. Sie schloß sich dann mit einer ihrer innigsten Freundinnen ein, und ergoß die Freude, Mutter von so vielen glücklichen Kindern zu seyn, in ihren Busen.

Der Prinz Statthalter von Mayland und der Herzog von Sachsenteschen, den der Kaiser seinen theuersten Schwager zu nennen pflegt, werden den

Verlust einer liebevollen Mutter vorzüglich empfinden. Die Oekonomie des Kaisers, die er auch gegen sich selbst bis zur Strenge treibt, werden sie in manchen Nebenzuflüssen fühlen. Die zwo noch ledigen Schwestern des Kaisers können sich auf alle Art leicht einschränken, und sie sind sowohl in ihrem väterlichen als mütterlichen Testament hinlänglich bedacht worden; und was die übrigen Kinder dieser unvergleichlichen Mutter betrift, so sind sie alle unabhängig von ihrem hohen Bruder und gut genug versorgt. Wenigstens wird es unserer lieben Königin am Nothdürftigen nicht fehlen, und wenn sie auch gleich nicht die strengste Oekonomin ist, so ist ihre Erziehung doch zu gut, als daß sie es zu grossen Ausschweiffungen kommen lassen könnte, und in Gefahr stünde, einen Franzosen je über sie murren zu hören. Welcher Franzmann, der sich der Zeiten der du Barry erinnert, wird den im Vergleich mit der ausgelassenen Mätresse so unbedeutenden Aufwand einer guten Königin beklagen, und nicht die Asche einer Mutter segnen, die seinem durch die Verschwendung einer Beyschläferin so zerrütteten Vaterlande eine weise und tugendhafte Königin geschenkt hat.

Seitdem das Gerüchte vom Tod der Kaiserin die Stadt erfüllt hat, bemerkt man auf den Gesichtern und in den Geberden der Geistlichen und Hofbedienten Ahndungen von einer grossen Revolution Die Prälaten, die sonst die Bauche auf den Strassen mächtig vorpreßten, schleichen seit einigen Tagen ganz gebeugt an den Wänden hin, und die Hofbedienten scheinen immer in die Rechnungen ihrer Schulden vertieft zu seyn. Sie tragen alle die Hände in den Hosensäken, und scheinen eine Apostrophe an ihre Börsen in ihren Bart zu murmeln. Doch ehe ich dich mit dem unterhalte, was vermuthlich geschehen

hen kann, will ich dich mit dem Zustand der östreichischen Lande, so wie sie die grosse Theresia verläßt, bekannt machen.

Das Haus Habspurg-Lothringen gehört nun unter die 4 ersten europäischen Mächte, und hat in der Grösse keine Nebenbuhler als Rußland, Frankreich und Großbrittanien. Zu Anfang dieses Jahrhunderts bis unter die Regierung der verstorbenen Kaiserin gehörte Oestreich in die Klasse der mittlern europäischen Mächte, und Englands ganze Macht und das Geld der Holländer mußten es unterstützen, wenn es eine bedeutende Rolle spielen wollte. Selbst zu der Zeit, wo die Sonne nie in seinen Gränzen untergieng, war es so förchterlich nicht, als itzt. Der Verlust so vieler Reiche und Provinzen lehrte es endlich, daß die Stärke eines Staates nicht auf der Masse der innern Kräfte, sondern auf dem Gebrauch derselben beruhe. Ein grosser Mann, der ihm zu einer Zeit diente, wo es noch das Elsaß, Neapel, Sicilien und verschiedene andre Länder besaß, verglich es einer umgestürzten Piramide, die auf ihrer Spitze steht, und durch das Gewicht des schweren Theils wankt. Die Piramide ist nun etwas leichter geworden; aber sie steht der Natur gemäß auf ihrem Boden, vest und unerschütterlich.

Die Grösse der gesammten östreichischen Erblande, wenn sie rund beysamen lägen, würde etwas mehr betragen, als die Grösse Frankreichs. Hungarn nebst Siebenbürgen, Kroatien, Slavonien, Temeswar und dem Stück von Dalmatien macht 4760 geographische Quadratmeilen aus. Böhmen beträgt 900, Mähren samt dem Stück von Slesien 430, die östreichischen Kreislande, wozu das eigentliche Herzogthum Oestreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Tyrol und die Ländereyen des Hauses in

Schwaben gehören, betragen nebst der Grafschaft Falkenstein, dem neueroberten Stück von Bayern und ein Theil von Friaul ohngefähr 2200, die Niederlande 500, die Besitzungen in der Lombardey 200, und die Königreiche Gallizien und Lodomerien samt der von den Türken abgetrettenen Bukowina ohngefähr 1400 geographische Quadratmeilen, welches zusammen 10360 Quadratmeilen beträgt, da Frankreich kaum die runde Zahl von 10000 solcher Meilen ausmacht. Doch der Unterschied ist noch so groß nicht; wird aber durch die zu erwartende Vereinigung von Toskana und den modenesischen Staaten mit den übrigen Erblanden bald sehr merklich werden. Die Natur war diesen Ländern noch günstiger als unserm Vaterlande, ob sie schon so viel für dasselbe gethan hat. Frankreich hat kein Produkt, welches die östreichischen Staaten nicht in eben der Menge liefern, oder doch bey gehörigem Anbau liefern könnten; Wein, Oel und Seide nicht ausgenommen Einige der ersten Bedürfnisse, Getreide und Vieh können sie in einem solchen Ueberfluß liefern, daß sie nebst ihren eignen Einwohnern noch wenigstens die Hälfte jener von Frankreich damit versorgen könnten. Der Schatz von Metallen in den Bergen, welche Hungarn umgeben, und Tyrol, Kärnten, Krain und Steiermark anfüllen, wird im Vergleich mit dem reinen Gewinn der Könige beynahe eben so beträchtlich seyn, als jener in dem Gebirge des spanischen oder portugiesischen Amerika. Hätten diese Länder eine eben so grosse Seeküste um ihren Ueberfluß in die weite Welt verführen, und ihren natürlichen Reichthum besser geltend machen zu können, sie würden wenigstens um den vierten Theil mehr Werth haben, als Frankreich. Aber die glückliche Lage unseres Vaterlandes, das Gewässer, wel-

ches daſſelbe auf verſchiedenen Seiten beherrſcht, und die ſchiffbaren Flüſſe, welche den Abſatz unſerer Produkte aus der Tiefe des Reichs nach allen Seiten erleichtern, geben ihm in Rückſicht auf den verhältnißmäßigen Werth ein entſcheidendes Uebergewicht über die öſtreichiſchen Staaten.

Hungarn iſt ohne Vergleich der wichtigſte Theil des öſtreichiſchen Erbreichs. Es beſitzt nicht nur alles, was die andern Provinzen hervorbringen, ſondern muß auch noch einige derſelben mit ſeinem Ueberfluß ernähren, und ſeine Produkte übertreffen jene der übrigen Staaten eben ſo ſehr an Güte, als in der Menge.

Hier fällt es einem ſtark auf, daß der Menſch immer deſto weniger thut, je mehr die Natur für ihn gethan hat. Bloß der Kampf mit Schwierigkeiten entwickelt ſeine Kräfte, und nur die äuſſerſte Noth kann ihn ſeiner natürlichen Trägheit entreiſſen. Der Bergſchweitzer trotzt den nakten Felſen ſeinen Unterhalt ab, und hat unwirthbare Wildniſſe in ergiebige und bewohnte Ländereyen umgeſchaffen. Der Holländer hat den verſchlämmten Sand des Rheines und der Maas, den ihm die See beſtändig ſtreitig macht, in einen Garten verwandelt, indeſſen der beßte Boden in Hungarn wüſte liegt.

In Wien glaubt man die geringe Bevölkerung wäre die Urſache, daß Hungarn eine ſo ungeheure Menge Getraide und Vieh ausführen könnte; allein wenn es auch dreymal ſo ſtark bevölkert wäre, ſo könnte es doch gewiß dieſe Bedürfniſſe in noch gröſſerer Menge ausführen, wenn der Ackerbau auf den Grad von Vollkommenheit gebracht würde, worauf er in dem gröſten Theil von Schwaben iſt. Es liegt nicht nur ein guter Theil dieſes ergiebigen Landes ungebaut, ſondern auch der, welchen man be-

bauet, wird bey weitem nicht so benutzt, als er benutzt werden könnte. Hier weiß man noch nichts von dem künstlichen Wiesenbau, von einer vortheilhaften Art zu düngen, von Mischung der Erdarten, vom Gebrauch des Mergels, den verschiedene Gegenden und zwar von sehr guter Art, im Ueberfluß haben. Es bleibt wenigstens um die Hälfte mehr Land brach liegen, als nöthig wäre. Die gewöhnlichste Art das Getraide auszudreschen, ist, daß man die Ochsen drauf herum treibt, wobey ein guter Theil davon im Stroh zurück gelassen wird. Wenn man die Strassen dieses herrlichen Landes überblickt, so glaubt man durch eine Steppe zu reisen, ob man schon einen Boden betritt, der das Korn 50, 60, ja, wie mich einige versicherten, oft 100fältig, ohne mühsame Bearbeitung zurückgiebt. Die Strassen nehmen hie und da einen unübersehbaren Strich Landes in die Breite ein, weil der flache Boden einen so geringen Werth hat, daß man ihn dem Eigensinn der Fuhrleute ohne die geringste Einschränkung Preiß giebt, die sich dieser Freyheit mit einem unbeschreiblichen Muthwillen bedienen, und beym geringsten Regen, oder wenn ein altes Gleisse nur im mindesten beschwerlich ist, durch das angränzende Feld jagen.

Die Einwohner entschuldigen ihre schlechte Wirthschaft damit, daß das Getraide keinen Werth habe, und sie es bey einer reichen Erndte nicht abzusetzen wüßten. Die Entschuldigung hat einiges Gewicht, aber verschiedne Fehler der Verfassung und Verwaltung sind die Grundursache des schlechten Zustandes der Wirthschaft. Mit der Bevölkerung würde der Werth des Getraides steigen, und wenn der Landmann mehr Ermunterung zur Arbeit hätte, so könnte ein grosser Theil dieses so unerschöpflichen Bodens

zu andern Erzeugnissen als Getraide benutzt werden. Man gewinnt zwar schon eine beträchtliche Menge Tabak, Safran und verschiedene Gattungen der edlern Früchte; allein die Arten der Produkte, welche das Land nebst diesen noch liefern könnte, sind unzählig, und, was du kaum glauben wirst, die Regierung sucht die Erzeugung der Produkte, wodurch das Land am meisten gewinnen könnte, eher zu hemmen, als zu befördern.

Die Ausfuhr der vortreflichen hungarischen Weine, die eines der Hauptprodukte dieses Landes sind, und deren erleichterte Ausfuhr unsern Weinhandel nach Norden fast gänzlich zu Grunde richten könnte, ist mit ungeheuern Auflagen erschwert. Die Regierung will dieses unerklärbare Betragen dadurch erklären, daß, wenn die Ausfuhr der hungarischen Weine frey wäre, der östreichische Weinbau zu Grunde gehn müßte. Ich weiß nicht, ob das Gesetz noch gilt, aber wenigstens galt es eine Zeitlang, „daß ohne besondre Erlaubniß kein hungarischer Wein durch Oestreich verführt werden dörfe, wenn nicht eben so viel östreichischer Wein zugleich mit verführt würde.„ Nun mag es dem östreichischen Adel freylich sehr unangenehm seyn, wenn er seinen Wein wegen der überlegenen Menge und Güte des hungarischen nicht absetzen kann, und seine Ländereyen an Werth verlieren müssen. Ohne Zweifel hat dieser Adel auch den meisten Theil an der grausamen Einschränkung der Weinausfuhr aus Hungarn; allein wenn man die Erblande des kaiserlichen Hauses als einen zusammenhangenden Körper betrachtet, so heißt das, den Kopf einem Finger oder einer Zähe aufopfern. Oestreich kann nie einen Tokayer, St. Görger, Ruster, Oedenburger, Ofner, Schumlauer oder Ratzersdorfer liefern, die sich von selbst den

Fremden empfehlen, da man hingegen durch diese unpolitische Vertheurung des hungarischen Weines den benachbarten Ausländern den sauern Oestreicher aufzudringen sucht. Dem weiten hungarischen Reiche entzieht man dadurch einen grossen Theil seiner besten Nahrungssäfte, um einer Provinz, die kaum den 8ten Theil von der Grösse desselben beträgt, nicht den nöthigen Unterhalt, sondern Ueberfluß zu verschaffen; denn sie hat durch die Residenz des Hofes schon überwiegende Vortheile vor den andern Provinzen, und die weinreichen Gegenden von Oestreich wären zu jeder andern Art von Bebauung geschickt. Die rußischen Kommis, die sich immer zu Preßburg, Ofen, Tokay und an andern Orten aufhalten, werden nie Bestellungen auf östreichische Weine machen, und wir Franzosen sind der östreichischen Regierung unendlichen Dank schuldig, daß sie unsern Weinen durch die schweren Auflagen auf die hungarischen den Abgang in Norden zu erhalten sucht; denn was von den Russen, Polen u. a. m. in Hungarn gekauft wird, ist meistentheils nur für die Höfe und den höhern Adel, da wir hingegen mit ungleich mehr Gewinn den grossen Haufen in Norden bedienen.

Der Verlust des Geldes, welches Hungarn durch eine leichtere Ausfuhr seiner Weine ziehen könnte, ist nicht der gröste Schaden, den es durch diese unnatürliche Einschränkung leidet. Das Uebel wird dadurch schrecklich, daß die innere Konsumtion des Weines durch diesen unbegreiflichen Zwang befördert wird. Der Bauer, welcher durch das unmenschliche Lehnrecht vom Adel unterdrückt wird, sucht seine Noth, den Kummer seiner ganzen Familie, seine Verzweiflung im Weine zu ersäufen, den er zum Theil selbst zieht, oder doch in meisten Gegenden um

2, 3 bis 4 Kreutzer, die Maaß haben kann. Der Mangel an Erziehung und die Verwilderung seiner Sitten machen ihn ohnehin schon zu sehr zum Saufen geneigt. Ich sah Gegenden, die mir das lebendigste Bild von berauschten amerikanischen Horden darstellten, und es fehlte hier den hiesigen Wilden nichts, um sie zu vollkommenen Illinois zu machen, als Haarbüschel von erschlagenen Feinden und Hirnschädel zum trinken. Die Trunkenheit schwächt die Seelenkräfte des Bauern eben so sehr als seine Leibeskräfte. Sie macht ihn dumm, träg und schwindsüchtig. Die zu heftige Treibkraft der Natur in den heissen Gegenden dieses Landes macht die Menschen ohnehin bald verblühen. Der unmäßige Gebrauch des starken und an manchen Orten sehr kalchigten Weins hilft vollends ihre Säfte austrocknen, und die meisten Bauern dieser Gegenden sind in dem Alter von 50 Jahren ausgezehrt, und fangen schon in den dreyßigen zu welken an, so kraftvoll und blühend auch die Jünglinge sind. Die Fruchtbarkeit der Ehen wird dadurch vermindert, und die Bevölkerung würde, anstatt sich von selbst nach und nach zu mehren, abnehmen müssen, wenn sie nicht von aussen einigen Zufluß bekäme. — Auch die ungeheuern Auflagen auf den hungarschen Tobak, welcher in die andern Erblande des Hauses Oestreich eingeführt wird, ist dem Anbau dieses Landes entgegen. Die Pachter des Tobakhandels in den Reichserbländern sollten wenigstens angehalten werden, mit einer gewissen Menge fremden Tobacks eben so viel oder noch mehr hungarschen abzusetzen.

Es ist wohl kein Land in der Welt, das von verschiedenern und mannichfaltigern Menschenarten bewohnt wird, als Hungarn. Die alten Einwohner des Landes, welche eigentlich die Nation aus-

machen, theilen sich in Tartaren und Slaven. Zu jenen gehören die eigentlichen Hungarn, die Kumaner, Zekler, und Jazyger. Ihre Sitten und ihre Bildung verrathen noch merklich genug, daß sie mit den heutigen Kalmücken verwandt und Abkömmlinge der alten Scythen sind. Ihre tiefen Augen, ihre eckigten Gesichtsknochen und ihre gelblichte Farbe unterscheidet sie auffallend von den Slaven, die überhaupt einen stärkern und rundern Knochenbau haben, und weisser und fleischigter sind. Es giebt verschiedene Bezirke, wo sich beyde Menschengattungen ziemlich unvermischt erhalten haben. Die Slaven bestehn aus Kroaten, Böhmen, die ursprünglich ein Nebenast der Kroaten sind, Serbiern, die man Raitzen nennt, Russen, Wenden, Polaken. Die deutschen Kolonisten werden auch als Eingebohrne betrachtet, doch müssen sie sich, wenn sie freye Güter besitzen wollen, den Adel um 2000 Kremnitzer Dukaten erkaufen, die ohngefähr 22000 Livres ausmachen. Als Beysassen betrachtet man die Walachen, Bulgarn, Türken, Griechen, Armenier, Juden, und Zigeuner, welche im Lande Ziganer genannt werden, und unter diesen angesessenen Fremden die zahlreichsten sind.

Alle diese Völker, einen Theil der deutschen Kolonisten ausgenommen, sind noch Barbaren. Der grosse Adel, der sich nach dem Hof zu Wien gesittet hat, ist zu gering an Zahl, als daß er eine Ausnahme machen könnte. Die Regierung, die für die Kultur ihrer deutschen Lande so viel thut, hat fast noch gar nichts gethan, um diesen ansehnlichen Theil ihrer Unterthanen aus der Barbarey zu reissen. Im Gegentheil hat sie, ohne es zu wissen, an dem Karakter und den Sitten dieser Wilden viel verdorben.

Als der Hof zu Wien noch nicht so viel unmittel-

baren Einfluß auf sie hatte, waren sie kriegerisch, und wie alle Kinder der Natur, denen eine mißverstandne Politik keine falsche Richtung gegeben hat, offenherzig, gastfrey, vertraulich und zuverläßig in ihrem Versprechen. Ich kenne einen alten Officier, der seine Jugend mit Vergnügen unter den Kroaten zugebracht hat, der mich aber versichert, daß sie seit 60 Jahren ganz unerkenntlich geworden, und aus einem beherzten, treuen, muntern und freymüthigen Soldatenvolk in eine tückische, betrügerische und feige Räuberbande ausgeartet seyen. Viel lieber, sagte er, hatt' ich mit ihnen zu thun, als sie noch ganz ohne Zucht, und ihren eigenen Gesetzen und Gewohnheiten überlassen waren. Es ist wahr, sie plünderten gern bey Freund und Feind, und wenn wir ins Feld zogen, so waren die Würste auf den Bänken der Metzger in einer Stadt so wenig sicher vor ihnen, als die Mädchen und Weiber in den Häusern, wo sie einquartiert wurden; allein das war bloß die Wirkung der Stärke des natürlichen, sinnlichen Appetites, und dabey waren unsere Magazine und unsere Kriegskasse so schlecht bestellt, daß auch die Officiers der reglirten Truppen oft durch die Finger sehn mußten, wenn ihre Leuthe nicht reine Hände hielten. Bey allem dem waren unsere Kroaten brauchbare Kerl. Sie hielten auf den gefährlichsten Vorposten Stand, wenn sie auch schon fast von feindlichen Truppen umringt waren. Von Ausreissen wußten sie nichts. Ihr Officier, wenn er ein wenig Liebe und Nachsicht gegen sie äusserte, konnte sie auf den Wink folgsam machen, und in jedem Fall auf ihre Treue und Zuverläßigkeit rechnen. Sie dachten nicht daran, ihre Diebereyen zu verhehlen, und wenn man ihnen ihre Beute ließ, so waren sie in einem Feldzug unermü-

det, und konnten auch im Fall der Noth einige Tage lang hungern, ohne stutzig zu werden. Aber jetzt hat sich alles geändert. Durch die sogenannte Zucht hat man dafür gesorgt, daß sie freylich nicht mehr auf offener Strasse rauben; allein sie stehlen heimlich so viel sie können; bestehlen einander selbst; wissen ihre Diebstähle zu verhehlen; machen Kabalen gegen ihre Officiers; desertiren haufenweis, wenn es mit einiger Sicherheit geschehen kann, denn zu einer gefährlichen Desertion sind sie durch den Zwang, den man sie fühlen ließ, zu feig gemacht worden. Sie murren und werden mißmüthig, wenn sie nur 2 Tage en Korps im Feld stehn sollen, und können ihre Uniform nicht anlegen ohne drüber zu fluchen. Sie betrachten ihre Vorgesetzten als ihre Feinde, und hassen sie. Ehedem war es unerhört, daß ein Kroate zu den Türken übergelaufen wäre, aber heut zu Tage mischen sie sich, besonders die Likkaner, zu 20 und 30 unter die Türken, und plündern mit denselben ihr eignes Vaterland. Mit den Slavoniern verhält es sich eben so, und auch die Hungarn sind zum Theil durch Reglemens, die auf ihren Zustand nicht passen, und durch gewisse, mißtrauische Anstalten der Regierung eher verdorben als gebessert worden.

Der Mann spricht aus augenscheinlicher Erfahrung; aber wenn man auch blos dem allgemeinen Gang der Natur nachdenkt, so kann man sich leicht überzeugen, daß ein wildes Volk durch blosse Polizeyverordnungen nicht gebessert werden kann. Es muß erst vorbereitet werden, um den Sinn dieser Verordnungen in etwas fassen und einsehn zu können, daß sie mit seinem Interesse genau verbunden sind. Seine Einbildungskraft muß erst durch Vernunftschlüsse bezähmt, und der Starrsinn, womit es seinen alten

Gebräuchen und Sitten anhängt, durch deutliche Begriffe gebrochen werden. Blos durch blinden Gehorsam, wenn das Volk nicht einsehn kann, daß er sein Interesse befördert, macht man es zu tückischen, mürrischen und widerspenstigen Sklaven, die ihre Regenten als ihre Feinde betrachten, und sich durch Trägheit, sinnliche Wollust, Betrug und andre Laster für den Zwang, den sie leiden müssen, schadlos zu halten suchen. Der Wilde, den man ohne die nöthige Vorbereitung in den Zustand eines polizirten Volks versetzt, nimmt alle Laster desselben an, ohne sich das Gute dieses polizirten Volkes eigen machen zu können, und indem er die Laster der Wildheit mit jenen des verfeinerten Menschen vereinigt, wird er der abscheulichste und zugleich der unglücklichste Mensch unter der Sonne.

Die Religion ist der einzige Weg, worauf der Wilde stufenweis aus seiner Wildheit in den verfeinerten Zustand des Menschen geführt werden kann, ohne einen bösen Karakter anzunehmen; und die Regierung, welche diesen natürlichen Weg in der Behandlung ihrer Unterthanen nicht einschlägt, sondern sie durch blosse Machtsprüche bilden will, verliert nicht nur ihre Mühe, sondern arbeitet schnurstracks gegen ihre eigne Absicht und ihr eignes Interesse. Der Sklave glaubt bloß für seinen Herrn zu arbeiten, und thut nicht mehr, als wozu er mit der Peitsche gezwungen wird. Der Unterthan, welcher durch Ueberzeugung geleitet wird, sieht ein, daß sein Bestes mit jenem des Ganzen verknüpft ist; er gehorcht willig, und arbeitet mit Eifer und Muth für den Staat, weil er zugleich für sich zu arbeiten glaubt. Bey dem Wilden vertritt die Religion die Stelle der Ueberzeugung, so wie auch bey dem grossen Haufen in den meisten polizirten Staaten, der

fast nie die Verbindung seines Wohls mit jenem des Ganzen deutlich einsehn lernt, und die Religion zur bürgerlichen Tugend und Thätigkeit nöthig hat. In meinem nächsten Brief werd ich dir sagen, wie weit man die Regierung in Hungarn nach diesem natürlichen und einfachen Grundsatz bisher befolgt. Du weißt; man ist öfters gewohnt, gewisse Grundsätze eben deswegen zu übergehen, weil sie zu einfach sind, und uns, so zu sagen, zu nahe vor der Nase liegen. Leb wohl.

Wien —

Rousseaus gesellschaftlicher Vertrag enthält ohne Zweifel viel Schwärmerey. Das Schicksal, welches mit uns sein ewiges Spiel treibt, wirft uns in irgend eine gesellschaftliche Lage, die uns ankettet, ehe wir an einen Vertrag denken können. Der blinde Zufall und die eiserne Noth sind die Gesetzgeber, welche alle die Demokratien, Aristokratien, Monarchien und Despotien und das unendliche Gemengsel dieser verschiedenen Verfassungen geschaffen haben. Ohne Zweifel befinden wir uns auch, überhaupt genommen, besser unter der Leitung des launigten Glücks, als wenn wir uns in unsern verschiedenen Verhältnissen durch förmliche Verträge mit einander verbinden und gegen einander verwahren wollten. Die Faust des Stärkern bliebe doch immer die natürlichste Erklärung unserer Verträge, und unsere Bedingungen mögen noch so deutlich seyn, so findet der Stärkere doch eine Erklärung nöthig, so bald er seine Ueberlegenheit fühlt, und sein Interesse mit jenem der andern in eine Kollision kömmt.

Indessen ist es doch wahr, daß in den verschiedenen bürgerlichen Verkettungen, worin wir uns nun einmal befinden, das Wohl des Ganzen sich nicht deutlicher denken läßt, als wenn man zwischen den Gliedern der Gesellschaft einen Vertrag voraussezt, worin der vernünftige Willen aller oder der meisten Glieder zur Richtschnur der Gesetzgebung und gesellschaftlichen Verwaltung angenommen wird. Kein Sultan hat etwas von dieser Vorstellung zu beförchten, und wenn sie sich auch allen seinen Unterthanen von seinem Vezier an, bis auf seine Sklaven, mittheilen sollte. Der Souverän, er mag nur Einen oder hundert Köpfe haben, kann sein eignes Interesse nicht besser beobachten, als wenn er seinen Regenten-Willen als das Resultat des vernünftigen Willens aller oder des gröstten Theils seiner Unterthanen betrachtet. Eine reelle Kollision zwischen dem Interesse des Regenten und seiner Unterthanen überhaupt läßt sich nicht denken. Sie ist allezeit nur eine Täuschung verworrener Begriffe. Die ganze Geschichte ist voll dieser Wahrheit, deren deutliche Erkenntniß auf Seiten des Regenten die Unterthanen gegen alle wirkliche Tyranney sicher sezt, wenn der Beherrscher auch als Privatmann noch grausam seyn sollte. Eben so kann sich der Regent gegen Meuterey, Verrath und Aufruhr nicht besser sichern, als wenn er seine Unterthanen überzeugt, daß ihr Interesse überhaupt die Richtschnur seiner Gesetzgebung und Verwaltung ist, und es seyn muß, wenn er sich selbst nicht schaden will. Das Interesse ist das heiligste Band der Menschen, und blos von der deutlichen Erkenntniß desselben hängt ihr Glück ab. Die Bosheit hatte immer unendlich weniger Theil an dem Unglück der Völker, die in der Weltgeschichte auftretten, als der Irrthum der Regenten und die

Verkennung ihres eigenen Interesse. Und was hat nun auch der uneingeschränkte Beherrscher zu befürchten, wenn er öffentlich und feyerlich mit seinen Unterthanen den Vertrag eingeht, nichts thun zu wollen, als was in ihrem samtlichen vernünftigen Willen eingeschlossen ist, oder, welches das nämliche ist, was ihr Interesse erfodert? Die Natur hat diesen Vertrag schon errichtet, noch ehe eine Monarchie war. Er ist der Grund der Ruhe und des Glükes jeder einzeln Familie, jeder auch noch so kleinen Gesellschaft, und auch das Recht des Stärkern widerspricht ihm nicht, wenn er selbst seine überlegne Stärke, sein natürliches Recht nicht zu seinem eignen Nachtheil verwenden will — Es ist wahr, der grosse Haufen verkennt gemeiniglich sein eignes gemeinschaftliches Interesse; allein die Geschichte hat kein Beyspiel, daß ein Regent, der sich mit Thätigkeit und Klugheit am Besten seiner Unterthanen verwendet, durch Schuld des gröstern Theils derselben unglücklich geworden wäre. Die Natur ist Bürge dafür, daß die, welche ihre Gesetze befolgen, ihren Zweck erreichen und glücklich seyn werden — O Ihr, denen die Bildung künftiger Regenten anvertraut ist, wie leicht wäre es euch, eure Mitbürger überhaupt gegen Tyranney und Bedrückungen sicher zu stellen! Wir fodern keine Trajane, keine Antonine, keine Heinriche von Euch. Die Natur muß für Fürsten von der Art mehr gethan haben, als Ihr thun könnt. Aber Eure Schuld ist es, wenn Ihr uns Tyrannen gebt, die um so gefährlicher sind, wenn sie selbst nicht wissen, daß sie Tyrannen sind. Könnt Ihr nicht über die Leidenschaften Eurer Zöglinge Meister werden; so könnt Ihr ihnen doch deutliche Begriffe von ihrem eignen Interesse beybringen, und mehr braucht der Staat zu seiner Sicherheit

nicht. Zeigt ihnen im Detail, wie unzertrennlich ihr Glück von jenem des Staates ist: wie z. B. eine unbezähmte Ruhmbegierde, die sie auf Kosten ihrer Völker, zu grossen lärmenden Unternehmungen hinreißt, sie ihren Zweck verfehlen macht, und bey der vernünftigen Nachwelt als Verheerer brandmarkt!

Der Aberglauben und besonders die Wollust der Fürsten haben die Politik erzeugt, deren Grundsätze Machiavel gesammelt aber nicht gut geheissen hat. Schon die Auguste und Neronen hatten Gebrauch davon gemacht; aber erst in dem neuern Italien ward sie als einzige wahre Regierungskunst angenommen. Die Päbste, deren Gewalt auf dem Wahn des Volkes beruhte, die Ohnmacht der vielen kleinen Staaten, worin dieses Reich zerstückt war, ihre Zerrereyen unter sich selbst, der beständige Kampf mit überlegnen auswärtigen Feinden, das Genie der Nation und dann vorzüglich die Wollust und Verschwendung der Fürsten brachten diese unnatürliche Staatskunst in Aufnahme, die zwischen dem Interesse des Regenten und seiner Unterthanen, einen wesentlichen Unterschied macht, die letztre als Feinde der erstern behandelt, ihre Gewalt bloß auf List baut, alle Aufklärung und alle graden Wege verabscheut, sich in die finstern Kabinette verschließt, und das Volk durch unverständliche Machtsprüche beherrscht.

Mit andern Künsten und Wissenschaften breitete sich auch diese menschenfeindliche Kunst aus Italien weiter über Europa aus. Die Minister verschiedener europäischen Höfe, die sich nach den italianischen Mustern gebildet hatten, glaubten desto besser zu regieren, je feinere, listigere und verwickeltere Maaßregeln sie ergriffen. Ludwig XI. Richelieu und Mazarin waren die größten Meister in dieser

Kunst. Damals — die glücklichen Zeiten von Heinrich IV. ausgenommen — hätte man es an unserm Hofe für eine Thorheit gehalten, wenn man das Volk durch Aufklärung, Ueberzeugung, Liebe und Freymüthigkeit hätte beherrschen wollen, zwischen den Unterthanen und dem Regenten gewisse Verbindlichkeiten angenommen, und das Interesse derselben als Eins betrachtet hätte.

Die Pfaffen, besonders die Jesuiten, deren innere Ordensverfassung und Regierung mit den Grundsätzen dieser sogenannten feinen Politik vollkommen übereinstimmten, trugen das meiste dazu bey, sie an den Höfen geltend zu machen. Man behandelte diese Grundsätze als heilige Geheimnisse, die, wie der Stein der Weisen, ihre Besitzer zu Halbgöttern machten. Geblendet von den Trugschlüssen dieser politischen Goldmacherey entfernte man sich in der Regierung der Staaten von dem einfachen und geraden Gang der Natur, der allein zur Glückseligkeit führt, der in der Verwaltung jeder häuslichen Familie eben so kenntlich ist, als in der Beherrschung des größten Staates, und wornach jeder Regent sich als ein guter Hausvater betragen muß, der kein andres Glück kennt, als woran alle seine Kinder, Knechte und Mägde Theil nehmen.

Durch die Jesuiten und einige italianische Parvenus schlich sich der sogenannte Machiavelismus auch an den hiesigen Hof ein. Ich weiß nicht, hat man es dem Nationalhumor, oder einer andern Ursache zu verdanken, daß er hier die greulichen Auftritte nicht veranlaßt hat, die zu einer gewissen Zeit die Höfe in Italien, Frankreich, Spanien und auch in England zu Mördergruben machten, wo der abscheulichste Mißbrauch der Religion, Freundschaft und Liebe unter dem Vorwand des Besten des

Staats

Staats geheiligt ward, und Verrätherey der innigsten Freunde, Bruder- und Vatermord das Spiel der Kabinete waren.

So wenig sich der hiesige Hof mit Verrätherey und dem Blut der königlichen Familie oder vorgeblich furchtbarer Unterthanen besudelt hat, so hat doch seine Staatsverwaltung, wenigstens in Rücksicht auf Hungarn, noch einen kleinen Zug von List und studierter Unterdrückung. Mißverstandne Religionsgrundsätze trugen ohne Zweifel das meiste dazu bey, daß ihn die Fürstin von dem besten Herzen, die Menschenfreundin Theresia, nicht ganz abstreifen konnte. Es ist für ihren liebenswürdigen Sohn aufbehalten, den keine Sophisterey der Pfaffen und Höflinge täuscht, und der Muth genug hat, seine Philosophie in Ausübung zu bringen.

Beym ersten Anblick sollte man glauben, die Verfassung dieses Königreichs erfodre eine gewisse listige Behandlung. Das Interesse des hohen Adels liegt mit jenem des ganzen Staats im Streit. Die Unterthanen desselben, welche den ungleich grössern Theil der Einwohner ausmachen, sind zwar keine wahren Leibeignen, aber auch keine Eigenthümer, sondern nur Pächter, die von ihren Lehnherren unter dem geringsten Vorwand von den Gütern vertrieben werden können. Der Adel trägt nichts zu den Staatsbedürfnissen bey, als freywillige Geschenke, ob er schon die Hälfte von dem ganzen Ertrag des Landes zieht. Er ist fast der einzige Stand des Reiches, denn die Häupter der Geistlichkeit, welche einen fast uneingeschränkten Einfluß auf die Mitglieder ihres Standes haben, werden aus dem Mittel des Adels genommen, und das Interesse dieser beyden Stände ist im Grunde Eins. Die Städte sind zu gering an Zahl und zu unbedeutend an sich selbst, als daß sie

einer Klasse der übrigen Stände das Gleichgewicht halten, oder einen besondern wichtigen Körper bilden könnten. Kurz, die sogenannte hungarische Freyheit ist bloß ein Vorrecht des Adels und der mit ihr verwandten Geistlichkeit, welches beyde Klassen auf Kosten des Ganzen bisher zu erhalten gewußt haben.

Der Hof both bisher allen Künsteleyen auf, um dem Adel das sehr nachtheilige Uebergewicht zu nehmen. Der Kampf zwischen dem Souverän und dem Adel, welcher eigentlich den Mittler zwischen dem Volk und der Souveränität vorstellen sollte, aber hier ausschließlich die eigentliche Nation ausmacht, indem man den ungleich gröſsern Theil des Volkes nur als Sklaven ansehen kann, brach schon in verschiedene Aufruhre aus, wodurch sich die Tökôly und Ragozy bekannt gemacht haben. Die Hinrichtung der Grafen Srini, Nadasti, Frangipani und Tettenbach führen einige als ein Beyspiel an, daß sich auch der hiesige Hof sultanische Expeditionen erlaubt habe, um sich reiche, angesehene, unternehmende und gefährliche Unterthanen vom Hals zu schaffen. Allein, ich glaube sein sonstiges Betragen sollte ihn gegen diesen Vorwurf sicher setzen, und aus allen Umständen der Geschichte ergiebt sich, daß diese Hingerichteten wirkliche Verbrecher waren. Der Plan zum Sturz des übermäßigen Adels, welchen der Hof seit langer Zeit befolgt, ist auch viel zweckmäßiger, als diese angedichtete Grausamkeit, die nur dazu dienen würde, die Gemüther mehr aufzubringen, und wilder und entschlossener zu machen. Man wußte nur zu wohl, welche Macht der Luxus und die Wollust über das menschliche Gemüth haben. Man lokte den stolzen Hungarn, der auf seinem Landsitz Freyheitsentwürfe brütete, an den Hof oder in die Stadt. Man gab ihm durch Ehrenstellen, Ti-

tel, Heyrathsvorschläge, und andere Gelegenheiten Anlaß, sein Geld auf eine glänzende Art zu verthun, Schulden zu machen, und bey der Sequestration seiner Güter sich endlich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Der verführte Hungar hielt es für eine Ehre, mit einem von den grossen deutschen Häusern, die überhaupt bey Hofe in viel grösserm Ansehn stehn und ungleich mehr Einfluß auf die Regierung der ganzen Monarchie haben, als die hungarschen, verwandt zu seyn. Er holte sich seine Frau aus Wien, und legte sich durch diese Verwandtschaft Fesseln an. Seine Gemahlin führte in seinem Haus den hohen Ton und die feine Lebensart ein, und beschleunigte auf alle mögliche Art die Sequestration seiner Güter. Der ganze hohe hungarsche Adel ist mit dem deutschen zu Wien verwandt, und diese Verwandschaft trug das meiste dazu bey, die sogenannten schönen Sitten unter demselben gängig zu machen, die ihn entnervten, und dem Hofe unterthänig machten. Fast kein grosses Haus ist mehr schuldenfrey, und nach dem Beyspiel des Wiener Adels hält nun der Hungar seine Schulden für eine Ehre. Der Hof, welcher auf diese Art den mächtigsten Theil des hungarschen Adels zu Verschwendern, Wollüstlingen und Memmen umschuf, hat nun keinen Aufruhr mehr zu beförchten. Der misvergnügte Pöbel fände nun keinen Anführer mehr, der Ansehn und Macht genug hätte, um seine Rotte förchterlich zu machen — Die Verschwendung, wozu man dem Hungarn Anlaß gab, zog eine andre Kette nach sich, die ihn noch vester an den Hof band. Nun war es nicht mehr die Ehre allein, die ihn um eine Bedienung werben machte. Auch die Besoldung hatte nun Reiz genug für ihn, etwas von seiner Freyheit aufzuopfern, um seine so stark vermehrten Bedürfnisse bestreiten zu

können — Ein andrer Kunstgrif, den Nationalgeist des hungarschen Adels zu schwächen und ihn geschmeidiger zu machen war, daß man die Vorrechte desselben feil both, und den deutschen Familien den Ankauf von Gütern in Hungarn erleichterte, oder gar die der Krone heimgefallnen denselben schenkte. Viele deutsche Häuser gehören nun zu der Klasse der reichsten hungarschen Edelleute und verstärken den Einfluß des Hofes. Beyde Nationen vermischen sich; ihre Sitten gleichen sich ab; der Hungar wird desto gleichgültiger gegen seine Freyheit, je mehrere davon Theil nehmen, und desto gleichgiltiger gegen sein Vaterland, je weniger Eigenthümliches es behält — Die Beförderung zu den hohen geistlichen Ehrenstellen ist besonders ein wirksames Mittel, womit der Hof die mächtigern Häuser an sich bindet.

Die Kunstgriffe, die er ausserdem noch zu diesem Endzwek anwendet, sind unzälig und hängen oft bloß von Zeit und Umständen ab. Einer der gewaltthätigsten ist die Belegung der hungarschen Produkte mit so ungeheuern Abgaben, wovon ich dir schon gesagt habe. Diese Bedrükung trift freylich unmittelbar nur den Adel, dem die Erzeugnisse des Landes grösstentheils zugehören, indem der Bauer kein Eigenthum hat. Man glaubt, der hungarsche Adel würde zu reich und mächtig werden, wenn er den Ertrag seiner Güter völlig geltend machen könnte; allein mittelbar leidet das ganze Land und besonders der Bürger in den Städten, der Künstler und Fabrikant unsäglich darunter, indem die Masse des zirkulirendes Geldes dadurch verringert wird. Die Auflagen auf die Ausfuhr der hungarschen Weine sind so groß, daß die Bergkroaten ihren Wein in dem venetianischen Dalmatien kaufen, da sie ihn sonst eben so wohlfeil von ihren eignen Mitbürgern, den

benachbarten Hungarn, haben könnten. Man läßt lieber Geld aus dem Lande flieſſen, als daß man den Hungarn reich werden lieſſe.

Fast alle Bedienungen des Reiches, die nicht verfassungsmäßig von Eingebohrnen müssen besezt werden, übergiebt man fremden Deutschen, die oft die abscheulichsten Despoten machen. In den illyrischen Staaten, die unmittelbar vom Hofkriegsrath abhängen, und ganz militärisch verwaltet werden, sind fast alle Stellen mit Ausländern besezt. Die Deutschen haben sich durch ihr tyrannisches Betragen daselbst so verächtlich gemacht, daß der Kroate keinen entehrendern Namen kennt, als Schwab „Er „ist ein Schwab„ das drückt bey ihm alles aus, was verächtlich und hassenswürdig ist. Unter der Benennung von Schwaben begreift aber der Kroate, wie der Wiener, alle Deutsche, die keine Oestreicher sind. Die gebohrnen Oestreicher, welche in Hungarn angestellt werden, wirthschaften meistens nicht viel besser, als die türkischen Paschas oder die moguliſchen Nabobs. Aus ihrem angebohrnen Stolz wollen sie den Hungarn fühlen lassen, daß sie die vorzüglich herrschende Nation sind. Ihre gewöhnliche Verschwendung verleitet sie zu unerlaubten Erpressungen, und sie sind um so mehr geneigt ihre Untergebnen feindselig zu behandeln, da sie in ihren Sitten, und besonders in ihrer Religion oft so verschieden von ihnen sind. Durch das Betragen der Fremden, womit die Stellen besetzt werden, nahm der Illyrier das Tückische und Widerspenstige an, das seinem Karackter so unnatürlich ist.

So vortrefliche Männer nun auch an der Spitze der verschiedenen Departements stehn, so verwerflich ist der groſſe Haufen der kaiserlichen Unterbedienten. Ueberhaupt genommen hat er kein Fünkchen

Vaterlandsliebe, keine Kenntniße, keinen guten Willen und keine Thätigkeit. Stolz, Eigennutz, Hartherzigkeit und ein gewißes gebietherisches Wesen zeichnen ihn aus. Die Besoldung und der Titel sind für ihn das Wesentliche seiner Stelle, und die Geschäfte behandelt er als eine Nebensache. Glaube nicht, daß ich übertreibe. Ich versichere dich auf meine Ehre, es ist — im Ganzen genommen — dem Buchstaben nach wahr. Die gebohrnen Hungarn, welche bey der Verwaltung ihres Vaterlands angestellt sind, haben ungleich mehr gesunden Verstand, mehr guten Willen und Wärme für ihre Geschäfte, als die Oestreicher. Und doch zieht man die letztern überall vor, und giebt ihnen allen Anlaß, ihren dummen Stolz und Uebermuth gegen die andern auszulaßen.

Unser grosse Heinrich pflegte zu sagen: Glücklich ist der Edelmann, der seine 5000 Livres Revenuen hat, und mich nicht kennt. Wenn der hiesige Hof den hungarschen Edelleuten irgend eine Art von Glück zugedacht hat, so ist es diese gewiß nicht. Er hielt es für unumgänglich nothwendig, sie zu Hofschranzen umzufaßen, und ihnen alles Gefühl von Freyheit und wahrer Ehre zu nehmen. Er that alles was möglich war, um ihren Nationalgeist zu unterdrücken. Er schien bisher die Ehre nicht zu kennen, ein freyes, gefühlvolles Volk zu beherrschen. Er glaubte die ganze Nation zu Sklaven machen zu müßen, um sie beherrschen zu können.

Die grausamsten Eingriffe gegen den allgemeinen gesellschaftlichen Vertrag, und gegen die natürliche Freyheit waren die Religionsbedrückungen, welche die Hungarn seit 200 Jahren ausstehen mußten, und wodurch sich der hiesige Hof selbst mehr geschadet, als er in den nächsten 200 Jahren wieder gut ma-

chen kann. Es ist einer von den traurigen Widersprüchen, welche die Schwäche des menschlichen Verstandes beweisen, daß der hiesige Hof auf einer Seite die Bevölkerung und Industrie in Hungarn zu befördern suchte, und auf der andern den fleißigsten Theil seiner Unterthanen, dessen Religionsverfassung der Bevölkerung so günstig ist, auf alle Art verfolgte.

Die Katholiken machen ohngefähr den dritten Theil von den Einwohnern der gesammten hungarschen Lande aus, worunter Siebenbürgen und Illyrien mitbegriffen sind. Die Lutheraner und Reformirten zusammen betragen das zweyte, und die Griechen, Juden, Widertäufer u. a. das letzte Drittheil. Es wäre zu verzeihn, daß die Katholiken, ihrer geringen Anzahl ungeachtet, die herrschende Kirche ausmachen, weil sich die übrigen kaiserl. Erblande auch zu dieser Religion bekennen. Aber daß man den Protestanten über 300 Kirchen wegnimmt, indessen man den Juden erlaubt Synagogen zu bauen; daß man sie nöthigt, oft 12 Meilen weit zu einer Predigt zu reisen, während daß viele Kirchen der Katholiken mehr den Mäusen, Ratzen und Nachteulen zur Wohnung, als zum Gottesdienst dienen; daß man den Protestanten nicht erlaubt Schulen anzulegen, und ihnen doch gestattet, ausländische Schulen zu besuchen; daß man das Land lieber von katholischen Kalmücken, Zigeunern, als von gesitteten und arbeitsamen Protestanten bewohnt sieht, und unterdessen zu Wien unendliche Projekten zur Beförderung der Industrie und Aufklärung unter den Unterthanen macht; daß die Regierung und die Unterbedienten gegen die fremden Juden und Türken toleranter und billiger sind, als gegen ihre protestantischen Mitbürger, daß man den Adel zu demüthigen sucht, und daneben auch dem bessern Theil der

Bürger in den Städten durch unnatürliche Religionsbedrückungen vorsetzlich alle Vaterlandsliebe nehmen will, und er sich in seiner Heimath als einen Fremden muß behandeln lassen, alles das beweißt, daß die Regierung mit der guten Sache und mit ihrem eignen Interesse im Streit liegt, und mit einer Hand immer wieder niederreißt, was sie mit der andern baut.

Man hat sich also nicht zu wundern, daß der hiesige Hof mit seinen unzähligen Anstalten seit dem Anfang dieses Jahrhunderts nichts erhebliches an dem Zustand von Hungarn gebessert hat. Seine Vorkehrungen hatten keine andre Wirkung, als daß der freye und bessere Theil der Einwohner dieses Königreichs erst mürrisch, und dann gleichgültig gegen das Vaterland ward, indessen der grosse Haufen des Volks in seiner alten Knechtschaft blieb. Die Nation verlor ihren Karakter, ohne daß sich ihr gesellschaftlicher und physischer Zustand besserte. Die Regierung verfehlte ihren Endzweck auf dem krummen Weg, den sie einschlug, und wäre demselben in dieser langen Zeit gewiß näher gekommen, wenn sie den geraden und einfachen Gang der Natur befolgt hätte.

In allen Staaten ist die Religion der kürzeste und natürlichste Weg, das Volk über sein Interesse aufzuklären und für seine Pflichten warm zu machen. Sie vertritt bey dem grossen Haufen die Stelle eines allgemeinen Vordersatzes, dem sich nützliche und schädliche politische Schlußsätze anhängen lassen, je nachdem der Regent es versteht und sich Mühe giebt, wahre oder falsche Mittelsätze einzuschieben. Die Regierung mag wohl die Religion entbehren können, wenn der Staat einmal auf einem gewissen Grad von Kultur gebracht ist; allein, die ersten Schritte aus

der Barbarey bis auf diese Stufe muß das Volk am Gängelband der Religion thun. Wir haben nicht nöthig in Aegypten, im alten Orient oder bey den Griechen und Römern Beyspiele zur Bestätigung dieser Wahrheit zu suchen: Wir sehen in der neuern Geschichte, daß bey allen europäischen Völkern die Religion der Grund ihrer Kultur war. Sie waren immer desto glücklicher, je enger die Verbindung zwischen der Religion und dem Staatsinteresse war. Sie wurden stufenweis immer desto bessere Bürger, je mehr sich ihre Religionsbegriffe unter Begünstigung der Regierung vereinfachten; und zu der itzigen Verfassung und dem glücklichen Zustand von England hat die Religion den ersten Grund gelegt.

Die östreichische Regierung handelte in Hungarn nach den schnurstraks entgegengesetzten Grundsätzen. Sie gab sich alle Mühe, die populare und einfache Religion der Protestanten wieder in die unpolitische Möncherey zu verwandeln, und den aufgeklärten Theil ihrer Unterthanen aus dem Licht in die Finsterniß zurückzuführen. Zu gleicher Zeit, als sie dem Anschein nach mit ihren deutschen Unterthanen vorwärts schreiten wollte, suchte sie ihre protestantischen Hungarn von dem nahen Zweck zurückzustossen, den sie doch mit jenen schien erreichen zu wollen. Dort schien sie zu erkennen, daß das päbstliche Pfaffen und Disciplin-Sistem der Industrie und dem Wohlstand des Volkes eben so nachtheilig sey, als der Kasse des Landesfürsten. Sie schränkte die Uebermacht der Geistlichkeit ein, und machte Schulanstalten, deren Resultat doch über kurz oder lang mit den Grundsätzen der Protestanten übereinstimmen mußte, und hier suchte man die erwachte Industrie sammt der Religion zu unterdrücken, die ihre Mutter war. Welcher unerklärliche despotische Eigensinn!

Die hungarischen Protestanten sind zwar in Rücksicht auf Fleiß und Aufklärung noch weit hinter jenen in andern Staaten zurück; allein, ungeachtet sie nur den dritten Theil der Einwohner ausmachen, so tragen sie doch beynahe die Hälfte zu der Landeskasse bey, und sind dem ungeachtet viel wohlhabender, als ihre katholischen und griechischen Mitbürger. Ein auffallender Beweis, wie sehr ihre Religion mit dem Wohl des Ganzen übereinstimmt, und wie sehr der Hof sein eigenes Interesse verkennt. Am meisten hat sich der Hof durch sein Betragen gegen die Griechen geschadet, die einen so ansehnlichen Theil der Einwohner dieses Reichs ausmachen. Anstatt die Pfaffen dieser Halbwilden, denen sie unbeschreiblich ergeben sind, zu tüchtigen Volkslehrern zu bilden, die durch ihr Ansehn, ihre Untergebenen aus der Barbarey führen und zu guten Bürgern umschaffen sollten, begnügte man sich damit, daß man von Zeit zu Zeit einen Ehr- oder Geldgeitzigen Prälaten bestach, der zu der Hofkirche übergieng. Der Schwarm, den ein solcher geistlicher Komplotmacher mit zur Desertion bewegte, veranderte nichts als den Namen. Aus griechischen Barbaren wurden sie katholische Barbaren, oder, wie sich ein ehrwürdiger kaiserlicher Officier ausdrückte: Man brennte den Schweinen nur ein anders Zeichen auf den H—rn. Uebrigens kümmerte man sich wenig um die Erziehung der katholischen und unirten Geistlichen, und noch weniger um jene der nichtunirten, woran doch der Regierung so viel gelegen seyn sollte, und welche das sicherste Mittel gewesen wäre, den Anbau des Landes zu befördern, und den Ertrag desselben zu vermehren.

Die griechischen Pfaffen in Hungarn und Illyrien sind ohngefähr in dem Zustand, worin die katholische

Geistlichkeit unter Karl dem Grossen in Deutschland war, der auch durch die Religion den ersten Grund zur Kultur der Nation legte, und mit Bildung der Geistlichkeit den Anfang machte. Ich zweifle sehr, ob die meisten lesen und schreiben können; wenigstens weiß ich gewiß, daß sie 6 und 7, 8 und 9 oder irgend eine Zahl, die über 3 und 4 hinaufsteigt, nicht ohne Hilfe der Finger zusammenzählen können. Manche wissen noch nichts vom Gebrauch der Sacktücher, sondern haben noch die löbliche Gewohnheit aus dem Naturstand beybehalten, die Nase mit den Fingern zu putzen. Einer dieser Seelenhirten, ein Macedonier von Geburt, der sich mit seiner Kenntniß der griechischen Sprache großmachte, und viel vom Alexander, seinem berühmten Landsmann, mit einem lächerlichen Stolz zu erzählen wußte, wollte mir auch, als einem Neuling, von dem trojanischen Krieg mit aller Vertraulichkeit Nachricht geben. Er erzählte mir, ein trojanischer Prinz habe eine Prinzeßin von Frankreich entführt. Da wären der griechische und der römische Kaiser, der König von Frankreich und die 7 Kurfürsten nach Troja gezogen, und hätten die Stadt nach einer erstaunlich langen Belagerung mit Hülfe eines hölzernen mit Soldaten angefüllten Pferdes eingenommen und verbrennt. Der Mann hat die Geschichte offenbar durch Tradition in Saloniki oder einer andern Stadt seines unlitterarischen Vaterlandes erhalten, und nicht Einen alten Griechen, noch eine Geschichte gelesen. Dem ungeachtet wird er von seinen Kollegen für ein Wunder von Gelehrsamkeit gehalten. Bey all der schrecklichen Unwissenheit stehn diese Pfaffen doch bey dem Volk in grösserm Ansehn, als ehemals die Orakel von Delphi und Delos. Sie benutzen es aber zu nichts anderm, als auf Kosten desselben zu schwelgen. Sie

sind wahre privilegirte Volksdiebe, die blos in den Kniffen und Pfiffen, womit sie den grossen Haufen um die Früchte seines Schweisses bringen, einige Funken von Vernunft zeigen, und so innig von der Giltigkeit ihres Anspruchs auf die Wolle ihrer Schaafe überzeugt sind, daß sie ihnen dieselbe samt der Haut vom Leibe reissen, wenn sie sich nicht gutwillig scheeren lassen.

Die katholischen Pfaffen, die etwas entfernt von grossen Städten sind, geben den griechischen in der Unsittlichkeit und Unwissenheit wenig nach. Die Wolle ist auch das vornehmste, worauf sie beym Hüten ihrer Schaafe ihr Augenmerk richten. Ihr Brevier ist ihre ganze Bibliothek, und die lateinische Sprache ihr einziges Studium. Wie weit es manche darin bringen, kannst du aus folgendem schliessen. Ich sprach mit einem derselben, der in seinem Revier in besonderm Ansehn steht, und sich wirklich auch durch guten Willen, und etwas ausgebreitetere Kenntnisse vor vielen andern seines Standes auszeichnet. Die Rede war von den deutschen Kolonisten, die sich in Hungarn niederlassen. Ich fragte ihn, wie man es mit ihnen hielte, wenn sie die Witterung des Landes nicht ertragen könnten: Damus illis licentiam *repatriandi*, sagte er. „Man laßt sie wieder in ihre Heimath ziehn.„

Der Barbarismus dieses hungarschen Pfarrers ist mir zu gelegen gekommen, als daß ich diesen ungeheuern Brief schliessen könnte, ohne dir von diesen Kolonisten umständlichere Nachricht zu geben. Wenn man bedenkt, daß ein Drittheil der Nordamerikaner aus ausgewanderten Deutschen besteht, daß das Kap, Batavia und Surinam mehr als zur Hälfte von Deutschen bewohnt werden, und immer noch Zufluß aus der unerschöpflichen Menschenquelle des

deutschen Reiches erhalten, obschon die beyden lez-tern Plätze als sehr ungesunde Orte allgemein ver-schrieen sind, so kann man sich nicht genug wundern, wie sich diese Auswanderer so vielen Gefahren und Beschwerden aussetzen mögen, um jenseits des Welt-meers ein wüstes Land anzubauen, oder als Knechte und Mägde ihr Brod zu verdienen, während daß das nahe Hungarn noch für so viele Millionen Menschen Raum und Brod darbiethet. Der Hof sucht sie zwar dahin zu locken, allein die Hälfte von den Eingewanderten macht wieder von dem Bar-barismus des Herrn Pfarrers Gebrauch, und man hat häufige Beyspiele, daß die zurückgewanderten sich nach der neuen Welt haben einschiffen lassen. Der Fehler muß an der Regierung liegen, und ich glaube, es würden wenige zurückwandern, wenn sie nicht gröffere politische Barbarismos machte, als mein guter Pfarrer im grammatikalischen Verstand gemacht hat. — Ein Hauptfehler der Regierung ist, daß sie durch den Religionszwang den schätzbarern Theil der deutschen Auswanderer, nämlich die Pro-testanten, von ihren Gränzen abschreckt. Diese ha-ben wenig Reitz, sich in einem Land anzubauen, wo sie oft einige Tagreisen machen müssen, um ei-nen Pfarrer von ihrer Religion zu sehn, wo man ihnen nicht erlaubt, eine Kirche zu bauen, und wenn sie auch zu tausenden beysammen wohnen, und wo ihnen und ihren Kindern der Religionshaß im Weg steht, im Civildienst ihr Glück zu machen. Alle diese Hinderniſſe fallen unter der sanften Regierung der Engländer und Holländer weg, und diese ziehn also den bessern Theil der auswandernden Deutschen nach ihren Kolonien, und lassen für Hungarn den schlechtern zurück. Die, welche in dieses Land ziehn, sind das liederlichste Gesindel aus Bayern, Schwa-

ben, Franken und den Rheinländern. Sie verkaufen bey ihrer Ankunft das bisgen Geld, welches sie aus ihren verkauften Häusern, Gütern und ihrem Hausgeräthe gelöset haben, und da die Regierung nicht Sorge genug für sie trägt, so sterben sie aus Kummer und an Krankheiten, die mehr eine Folge von ihrer Liederlichkeit, als eine Wirkung des Klima sind. Ein Theil derselben bettelt sich wieder nach Deutschland zurück, und braucht die Witterung des Landes zum Vorwand seiner Zurückwanderung, die er zehnmal schädlicher beschreibt, als sie wirklich ist, und wodurch er alle diejenigen in seiner Nachbarschaft, welche noch irgend einen andern Weg zur Auswanderung für sich offen sehn, von Hungarn abschreckt. Die, welche also Geld genug haben, die Reise nach Amerika zu machen, ziehn dieses Land Hungarn vor, und nur die ärmsten, die kaum einige Dukaten zur Donaufahrt übrig haben, sehen es als ihren einzigen Zufluchtsort an.

Für ein so Menschenarmes Land, als Hungarn ist, wäre dieses Gesindel immer noch Gewinn genug, wenn sich die Regierung mehr um ihr Schikſal interessirte, und den Folgen vorzubeugen suchte, welche die Liederlichkeit und der Mangel an Kenntniß des Landes und an der ersten zum Anbau einer Familie nöthigen Unterstützung nach sich ziehn müssen. Man müßte zu Wien oder Preßburg ein besonderes Komtoir für diese Einwanderer errichten, wo sie die nöthigen Kundschaften einziehn könnten. Man müßte ihnen die Auskunft geben, an welchen Orten sich schon mehrere aus ihrer Gegend niedergelassen haben; denn einer der größten Reitze zum Anbau einer Kolonie ist, daß die Neuankommenden schon Leuthe finden, mit welchen sie Sitten und Sprache gemein haben, oder gar bekannt und verwandt sind.

Nun sind aber die Deutschen unter sich selbst so verschieden, daß sie sich ausser ihrem Kreise für Fremde halten müssen. Die Bayern müssen in eine gewisse Gegend, und die Franken, Schwaben u. a. m. in die ihrigen gewiesen werden. Vor allem müßte man ihnen vorschreiben, wie sie sich bey der Witterung des Landes zu betragen haben. Das Klima von Hungarn ist an sich so wenig ungesund, als das von Italien, Spanien, Südfrankreich oder einem andern warmen Lande. Nur die Moräste sind es, wie überall. Der Abstich zwischen der Hitze der Täge und der Kälte der Nächte mag einem Deutschen sehr empfindlich seyn; allein ein natürlicher Instinkt lehrte den Hungarn sich mit warmer Kleidung dagegen zu verwahren, und der Deutsche hat nichts zu thun, um gegen diese Wirkung des Klima sicher zu seyn, als die Landessitte nachzumachen. Die starken hungarschen Weine richten viele Fremden zu Grund, aber noch weit mehr der unmäßige Genuß der vortreflichen Früchte, besonders der schmackhaften, aber sehr schädlichen Melonen, wovon man an manchen Orten ein grosses und schönes Stück um einige Kreutzer haben kann. In der schmachtenden Sonnenhitze, wo der Körper durch die starke Ausdünstung ohnehin geschwächt ist, sind diese Früchte der Gesundheit um so nachtheiliger, da man sie hier zu Lande ganz ohne Brod zu essen pflegt. Gegen alle diese Gefahren müßten die Einwanderer nachdrücklich und umständlich gewarnt werden.

Mit dem kleinen Reisegeld, welches die Regierung denselben reichen läßt, ist ihnen wenig geholfen. Baares Geld sollte man ihnen so wenig als möglich in die Hände geben, weil sie es in einem ganz fremden Lande nicht wohl zu gebrauchen wissen, oder verschwenden, oder von eigennützigen Leuten leicht

darum gebracht werden. Man müßte ihnen nach Beschaffenheit ihrer Bedürfnisse Holz zum bauen, Vieh, Saatkorn, u. dgl. m. in Natura geben, und es zu einer besondern Pflicht der Beamten und Pfarrer machen, auf alle Art für die leiblichen und geistlichen Bedürfnisse der Kolonisten Sorge zu tragen. Aber die hungarischen Beamten und Pfarrer überhaupt genommen sind freylich jetzt noch keine Leute dazu. Sie würden von diesem Aufwand der Regierung mehr genieſſen, als die Kolonisten. Der kaiserliche Hof äusserte auch bisher wenig Neigung zum Anbau von Hungarn einen beträchtlichen Aufwand zu machen. Sein Grundsatz war von jeher, erndten zu wollen, ohne gesäet zu haben. Unterdessen hätte er mit dem Geld, das er auf die Eroberung des kleinen Stückes von Bayern verwendet, in kurzer Zeit wenigstens 10 mal so viel gewinnen können, wenn er es mit der nöthigen Klugheit zum Anbau von Hungarn verwendet hätte.

Der gröſte Trost für einen hungarschen Patrioten ist, daß sein jetziger König die Verbindung seines Interesses mit jenem des Landes vollkommen kennt, den Werth der natürlichen Freyheit und die Menschen zu schätzen weiß, von keinem Vorurtheil geblendet wird, sich von keinen verjährten Mißbräuchen die Hände binden läßt, und Muth und Stärke genug hat, die herkulische Unternehmung zu bestehn und diesen so wichtigen Theil seiner Besitzungen aus der tiefen Wildheit zu reiſſen. Leb wohl.

Wien —

Ich habe dir in meinem letzten Brief gesagt, daß der hohe hungarsche Adel ganz nach dem grossen Ton lebt. Unsere Moden sind schon bis an die Gränzen der Moldau und Wallachey vorgedrungen, und alles, was von Preßburg bis nach Kronstadt seine Welt heißt, spricht unser Patois. Man ißt und trinkt nicht mehr hungarisch, sondern giebt Dinnes, Soupes und Dejeunes. Man giebt wechselweis Bal pare und Bal masque, und jede Stadt, worin 4 bis 5 Familien von Ansehn beysammen sind, hat ihre Assembleen und Redouten. Man spielt Whist, hat Poudre a la Marechal, und die Damen bekommen Vapeurs. Die Buchhändler verkaufen den Voltäre in der Menge heimlich, und die Apotheker den Merkurius in der Menge öffentlich. Die Herren haben einen Ami de la Maison für ihre Frauen, und die Frauen eine Fille de Chambre für ihre Herren. Man hat Abbes zu Mäklern, Kuchen- Keller- und Hofmeistern; man hat Komödien, Ballete, Opern, und, was bey allem dem das nothwendigste ist, man hat Schulden über Schulden.

Als in den vierziger Jahren der hungarsche Adel mit seinen Reisigen für seinen König Maria Theresia zu Felde zog, ergriff unsere Truppen bey dem ersten Anblick dieser förchterlichen Armee ein panischer Schrecken. Sie hatten wohl kleine Streifkorps solcher Diables d'Hongrie, wie sie sie nennten, schon öfters gesehen, allein eine ganze Armee derselben in Schlachtordnung, ungepudert vom General bis zum Gemeinen, die halben Gesichter mit Schnurbärten

bedeckt, eine Art runder Thürme auf Köpfen anstatt der Hüthe, ohne Manschetten, ohne Brustkrausen und ohne Federn, alle in rauhe Pelze eingehüllt, ungeheure krumme Säbel über der Stirne gezückt, unter denen durch das schwarze Gewölke der Bärte und Augenbraunen Blicke der Wuth, schärfer als der Stral der blanken Säbel, hervorblitzen — Das war zu arg. Unsere alten Officier wissen noch genug davon zu erzählen, welchen Eindruck diese barbarische Armee auf unsre Leute machte, und wie schwer es hielt, bis sie mit dem Anblik derselben bekannt wurden, und ohne Herzpochen gegen sie Stand hielten.

Alles das hat sich seitdem geändert. Der hungarsche Edelmann fängt nun an, den Schnurbart abzulegen. Die Grossen kleiden sich ganz französisch, oder tragen wenigstens doch auf dem frisirten Haar einen Huth nach der Mode, welcher mit der übrigen barbarischen Kleidung, die aber in den Augen einer Kennerin von männlicher Schönheit viele Vorzüge hat, seltsam genug absticht. Während daß andre Mächte das Original der hungarschen Soldaten kopirten, und der Husar ein wesentliches Glied der preußischen Armee, und auch bey uns unter die reglirten Truppen aufgenommen worden ist, hat sich das wahre Original in seinem eignen Vaterlande verloren. Von den 14 oder 15 Husarenregimentern des Kaisers, deren jedes 1300 Mann stark ist, besteht kein einziges bloß aus gebohrnen Hungarn. Alle sind häufig mit Deutschen untermischt. Erfahrne Officiers behaupten, diese Mischung wäre zum heutigen Dienst nothwendig geworden, und ein Husarenregiment, welches durchaus aus Hungarn bestünde, wäre heut zu Tage fast ganz unbrauchbar. Seitdem die natürliche Stärke und Herzhaftigkeit

unter kriegenden Partheyen nichts mehr entscheiden, und bloß der kaltblütige Gehorsam und die Uebung in Wendungen und Handgriffen die Tugenden eines Soldaten ausmachen, verlor der Hungar alle seine militärischen Vorzüge. Er haßt den Zwang der Disciplin, der seine natürliche Lebhaftigkeit fesselt, und scheut, wie jeder wildere Mensch, die künstlichen Mordgewehre, gegen die all sein Muth und alle seine Stärke nichts vermag. Nur an der Seite eines kaltblütigen, nicht durch eigne Lebhaftigkeit, sondern bloß durch angewöhnten Gehorsam thätigen Deutschen hält der Hungar gegen ein anhaltendes und reglirtes Feuer stand. Erst wenn das Feuer nachläßt, und er zum Einhauen kommen kann, oder auf streifenden Vorposten erscheint er in seiner natürlichen Stärke. Aus dieser Ursache waren im letzten flesischen Krieg einige preußische Husarenregimenter den hungarschen fast allezeit überlegen, und in diesem Fall war die Kopie wirklich besser als das Original.

Der hungarsche Adel wäre auch jezt nicht mehr im stand, eine beträchtliche und nur einigermassen förchterliche Armee auf die Beine zu bringen und auf einige Zeit zu unterhalten. Die Esterhazy, deren Besitzungen gegen 600000 Gulden jährlich abwerfen, die Palfy, Zschaki, Erdödy, Sichy, Forgatsch, Kohari, Karoln, u. a. m., die alle beynahe 100000 bis 200000 Gulden Einkünfte haben, können ihres ungeheuern Vermögens ungeachtet, kaum den Aufwand ihrer Häuser bestreiten, den ihnen seit 40 Jahren die feine Lebensart und die Sitten des Hofes zu einem unumgänglich nöthigen Bedürfniß gemacht haben. Der Hof glaubte sich durch diese Ohnmacht des Adels die eine Folge des eingeführten Luxus ist, noch nicht sicher genug. Er hat einem grossen Theil

der sogenannten hungarschen Infanterieregimenter, die allzeit stark mit Deutschen vermischt sind, und auch einigen Husarenregimentern ihre beständigen Quartiere in Böhmen, Mähren und den Deutschen Landern angewiesen. Dagegen verlegte er viele Deutsche Regimenter nach Hungarn, wie denn der größte Theil der schweren Kavalerie und der Dragoner in diesem Königreich liegt. Keine Provinz der östreichischen Erblande ist nach dem Verhältniß der Bevölkerung und des Ertrags so stark mit Truppen besezt, als Hungarn. Der geringste Preiß der Lebensmittel für Menschen und Pferde mag wohl die Hauptursache dieser Eintheilung gewesen seyn; allein, bey dem Ausbruch eines Krieges an den deutschen Gränzen verliert der Hof in wenigen Wochen das, was er in vielen Friedensjahren dadurch erspart hat. Durch die weiten Märsche, welche die Kavalerie in aller Eile an ihren Bestimmungsort machen muß, wird oft die Hälfte der Pferde eines Regiments zu schanden geritten, ehe sie denselben erreichen, und ich glaube der Entwurf, die Hungarn durch diese Verlegung mit den andern Unterthanen des Erzhauses zu familiarisiren, ihren Nationalgeist zu dämpfen, sie durch die zahlreiche Armee, womit ihr Land angefüllt ist, an eine strenge Unterwerfung zu gewöhnen, und allenfalls die Konsumtion des Königreiches und dadurch den Umlauf des Geldes zu vermehren, mag nicht wenig zu dieser Vertheilung der Truppen beygetragen haben.

Die Engländer haben hierüber ganz andre Grundsätze. Es ist ihnen daran gelegen, den Nationalgeist ihrer Truppen so viel als möglich anzufeuern, weil das Interesse der Regierung mit jenen des Volkes gänzlich übereinstimmt, und die Popularität ihrer Verwaltungsgrundsätze, sie keine Meuterey von

Seiten desselben befürchten läßt. In der Ueberzeugung, daß der Provinzialgeist nur eine stärkere Anstrengung des Nationalgeistes ist, thaten die klügsten ihrer Patrioten schon einigemal den Vorschlag, die Regimenter in die verschiedenen Grafschaften des Königreiches zu vertheilen, ihre Werbungen bloß auf den Umfang derselben einzuschränken, und jedes den Namen von der Grafschaft, worin es liegt und wirbt, tragen zu lassen. Sie hoften dadurch nicht sowohl die Werbungen zu erleichtern, als vielmehr in jedem Regiment, welches nach Ausführung dieses Entwurfes durchaus aus Landsleuten einer und der nämlichen Grafschaft bestehn würde, den Esprit de Korps anzufeuern, und es für das Vaterland mehr zu erwärmen. Dieser nützliche Plan wird nach aller Wahrscheinlichkeit auch sehr bald ausgeführt werden — Der kayserliche Hofkriegsrath würde ein Projekt von der Art nicht gut aufnehmen. Er hält es für nothwendig, die Soldaten von ihrem Geburtsort zu entfernen, und die Regimenter aus Unterthanen verschiedener Provinzen zusammenzusetzen — Verschiedene Ursachen haben verschiedene Wirkungen, und Swifts John Bull muß andere Grundsätze haben, als Esquire South.

Keines der kayserlichen Erbreiche hat eigentliche Nationaltruppen, nur die sogenannten Bannattruppen, nämlich die Illyrier, ausgenommen, die nur für halbreglirte Soldaten gelten, und deren Offiziers wenigstens doch größtentheils Deutsche oder Hungarn sind. In Kriegszeiten stellt jeder hungarsche Edelmann, nach der Größe seiner Güter eine gewisse Zahl Soldaten, oder er zahlt das Geld dafür nach einem gewissen Anschlag, an die Kriegskasse. Diese Kontingente des Adels bilden selten besondre Korps, sondern werden gemeiniglich unter

die schon stehenden Truppen untergestekt. Ueberall sorgt man dafür, daß der Soldat von allen andern Verbindungen getrennt, und bloß von der allgemeinen Seele der Armee, dem allmächtigen Stock belebt werde.

Dieses Palladium der östreichischen Armee, den wunderthätigen Stok must du eben nicht im buchstäblichen Verstand nehmen. Vor nicht vielen Jahren wirkte er zwar noch mechanisch auf die grosse Maschine; allein, nachdem man sie einmal in einen gewissen Gang gebracht hatte, suchte man sie bloß durch Ehrforcht und Andacht zu diesem Heiligthum in Bewegung zu erhalten. Nach einem Befehl des menschenfreundlichen Kayserd dörfen die Offiziers so wenig als möglich physischen Gebrauch davon machen. Im moralischen Verstand herrscht er noch in seiner ganzen Stärke. Die Idee davon vertritt bey dem gemeinen Soldaten die Vaterlandsliebe, den guten Humor, die Ehre, die Hofnung der Beförderung, und alle andre Empfindungen. Alle seine Betrachtungen drehen sich um diese Idee herum, und sein Q. E. D. und seine ganze Logik ist: Du must!

Ohne Widerrede sind Gehorsam und strenge Subordination die größte Stärke einer Armee. Sollten sich aber dieselben mit gar keinem Selbstgefühl des Subalternen und Untersten vertragen können? Ist der gute Willen des Gemeinen, die persönliche Dapferkeit und das Gefühl der Vaterlandsliebe und der Ehre bey einer Armee ganz entbehrlich? Gewiß nicht. Und wäre es auch bloß wegen dem Glück des gemeinen Mannes zu thun; wäre es auch bloß, um ihm sein hartes Schikfal erträglicher zu machen, so sollte man die Empfindungen, die ihm so manchen bittern Augenblick versüssen können, und allein im stand

sind, ihm in den Armen des Todes Muth einzuflöß-
sen, auf alle Art an ihm rege zu machen suchen.

Mit der Gewalt, welche nun die östreichische Re-
gierung in Händen hat, würde sie nicht das gering-
ste zu beförchten haben, wenn sie auf einen Schlag
alle die nachtheiligen Vorrechte des hungarschen
Adels vernichtete, die mit dem Interesse des Ganzen
im Streit liegen, und die sie auf eine ihrer Würde
und Stärke unanständige Art nach und nach mit List
zu untergraben sucht. Einige hundert Familien wür-
den einige Jahre lang murren; aber weiter als
zum Murren käme es auch nicht. Der Bürger und
Bauer würde für die Sache des Hofes stehn, weil
sie seine eigne ist. Der Religionshaß, welcher ehe-
dem den ehrgeizigen Absichten einiger Aufrührer zum
Vorwand diente, erhizt die Gemüther des Volkes
nun nicht mehr so sehr, daß es gegen sein eignes
Wohl geblendet würde. Durch ein grades und offe-
nes Betragen würde der Hof das Zutrauen des
Adels, welches er durch seine bisherigen Künsteleyen
immer mehr von sich entfernte, gar bald wieder ge-
winnen. Wenn die Rechte desselben, so wie sie dem
Wohl des Ganzen entsprechen, deutlich bestimmt,
und von dem Hof nachdrüklich geschüzt würden, so
würde er patriotischer Tugenden fähig seyn, da er
im Gegentheil in der jetzigen Lage die Regierung als
seinen Feind ansieht, und nichts thut, als wozu er
mit Gewalt oder Bestechung gebracht wird. Der
grosse Haufen der Nation würde dann nicht mehr aus
fühllosen Sklaven und der bessere Theil aus tükischen
Despoten, Memmen und Hofschranzen bestehn. Und
wenn denn der Hof den nöthigen Aufwand und die
erfoderliche Bemühung zu guten Erziehungsanstalten
nicht scheute, und die Geistlichkeit der verschiedenen
Religionen ohne Partheylichkeit und ohne Bekeh-

rungssucht zu ihrem Beruf zu bilden suchte, so würde schon in der nächsten Generation Hungarn unter die blühenden Reiche von Europa gehören. Der Hungar würde nicht mehr mitten in dem Ueberfluß, womit die Natur sein Vaterland überhäuft hat, arm und elend seyn. Der eckelhafte Anblick des mit der schmachtenden Armuth des Volkes so stark abstechenden Reichthums des Adels würde den Menschenfreund nicht mehr beleidigen. Dann würde der Hof an der Errichtung von Nationalregimentern bald Geschmack finden, weil der Plan seinem Interesse nicht widerspräche. Der lebhafte Hungar oder Kroate würde der Disciplin nicht mehr so abgeneigt seyn, weil seine erwachte Vaterlandsliebe und sein Nationalstolz sie ihm erträglich machen, und er für seine Pflichten Gefühl hat. Die Armee würde von einem Geist belebt werden, den auch der strengste Gehorsam nicht ersetzen kann, und der sie in Verbindung mit diesem zugleich gefürchtet und glücklich macht.

Die Hungarn überhaupt sind von Natur ein vortreflicher Schlag Leuthe zum Soldatenstand. Es fehlt ihnen nichts zur militärischen Vollkommenheit, als die Ausbildung, die ihnen die Regierung geben muß. Die Kroaten haben besonders alle Anlage zu guten Soldaten. Ihre mittlere Grösse ist 6. Fuß. Sie sind knochigt und fleischigt, behend, lebhaft und können Hunger und Wetter ausdauern. Besser gebildete Leute giebts in Europa nicht. Aller dieser natürlichen Vorzüge ungeachtet machen sie den schlechtesten Theil der kayserlichen Armee aus. Ein offenbarer Beweiß, daß die Regierung sie entweder vernachläßigt, oder nicht auszubilden weiß. Man that schon einigemal den Vorschlag, sie unter die übrigen Truppen zu vermischen; aber das hieße nichts anders thun wollen, als ihre natürlichen Vorzüge zu

Grunde richten, um ihnen künstliche geben zu können. Ihre häusliche Lebensart, wodurch sich ihre körperliche Stärke erhalten hat, würde dadurch gar bald nachtheilige Veränderungen leiden. In ihren Hütten wohnen öfters 6 bis 7 Familien beysammen unter einem Dach. Ihre nüchterne Lebensart erleichtert ihnen die Ernährung vieler Kinder. Sie heyrathen frühe, in der Fülle ihrer Jugendkraft und ihre Kinder sind das Gepräge ihrer ungeschwächten Mannheit. Ihre Säfte sind noch unverdorben, und die verderblichen Krankheiten, welche die Lebensquelle vergiften, sind noch nicht stark unter ihnen eingerissen. Die väterliche Herrschaft ist noch Sitte unter ihnen, und der Urgroßvater, welcher unter seinen zahlreichen Enkeln und Urenkeln wohnt, hat noch eine patriarchalische Gewalt über sie, wenn sie auch noch so sehr herangewachsen sind. Alles das dient dazu, ihre Sitten rein zu erhalten, und es käme bloß darauf an, ihre Pfaffen zu Menschen zu machen, so würden sie auch ohne Handlung, ohne Manufakturen und Künste, die man seit einiger Zeit zu ihrem Verderben unter ihnen einzuführen sucht, glücklich und dem Staat nützlich seyn. Durch eine bessere Erziehung, die der Natur ihres Landes, ihrer besondern Verfassung, und dem Vortheil des Staats mehr entspräche, würde sich nach und nach ihre natürliche Starrheit verlieren; sie würden desto biegsamer werden, je mannichfaltigere und deutlichere Begriffe sie von Religion, Ackerbau, Viehzucht, und den Dingen bekämen, die mit ihrem Zustand verflochten sind. Diese Starrheit, eine natürliche Folge ihrer Wildheit, ist die einzige Ursache, warum sie der Disciplin so abgeneigt sind, und die häusliche Erziehung ist eine unumgänglich nöthige Vorbereitung, sie gleich den deutschen Unterthanen des

Erzhauses, zur militärischen Zucht und Ausbildung geschmeidig genug zu machen. Dieses ist der natürliche Weg, sie stufenweis aus ihrer Wildheit zu ziehn, und zu guten Bürgern zu bilden, ohne ihre eigenthümlichen Vorzüge zu verderben.

Man nehme an, der Hof würde den Plan ausführen, und sie unter seine übrigen Truppen mischen. Man würde sie natürlich in ihren beßten Jahren, wo der Naturtrieb am heftigsten ist, zum Dienst ziehn. Hingerissen zu all den Ausschweifungen, die unter einer stehenden Armee zu herrschen pflegen, würden sie ihre beßten Säfte, die Jugendblüthe, in verderblicher Wollust verschwenden. Geschwächt oder mit dem Gift der Wollust angesteckt kommen sie nach der Dienstzeit in ihr Vaterland zurück. Sie lernten Bedürfnisse kennen, die zuvor in ihrem Vaterlande fremd waren. Sie haben an dem ehelosen Stand, der zuvor so selten unter ihnen war, Geschmack gefunden. Sie heyrathen nicht, oder doch später als ihre Voreltern. Ihre alte häusliche Ordnung wird getrennt, und die Treue ihrer Weiber verliert sich. Ihre Kinder werden ihnen zur Last, und es ist hundert an Eins zu wetten, daß sie in der zweyten Generation nicht mehr zu erkennen, und in der dritten oder höchstens in der vierten von den übrigen kayserlichen Unterthanen in Grösse, Stärke, Schönheit und Nüchternheit gar nicht mehr unterschieden seyn werden. Diese Vermischung wäre ein gewaltthätiger Sprung, den die Regierung mit ihnen aus dem Stand der Wildheit auf eine hohe Stufe des verfeinerten Lebens thun wollte. Sie müßten sich dabey ein Glied verrenken, oder gar den Kopf einstoßen.

Wien —

Ich gab mir bisher alle Mühe, um den Werth der Güter kennen zu lernen, die jährlich in Hungarn ein- und ausgeführt werden, um mir einen deutlichen Begriff von dem Nationalreichthum zu machen. Entweder trägt man die Mauthregister, die einzeln mit ziemlich viel Genauigkeit gemacht werden nicht ordentlich zusammen, und macht keine Auszüge daraus, oder man sucht sie geheim zu halten.

Alles, was ich dir also hierüber sagen kann, beruht auf Muthmassungen und Sagen. Ein dem Anschein nach glaubwürdiger Mann versicherte mich, der Werth der ganzen Ausfuhr des Königreichs betrüge ohngefähr 24, und der Werth der Einfuhr nur ohngefähr 18 Millionen Gulden. Bey diesem Anschlag sind die bloß durchgehenden Güter abgezogen. Gegen den Werth der Ausfuhr kann ich nichts ganz positives einwenden, denn wie gesagt, ich konnte nichts bestimmtes herausbringen. Mir scheint die Angabe, in so weit ich nach meinem sehr unvollkommenen Ueberschlag urtheilen kann, immer merklich übertrieben. Aber das gegenseitige Verhältniß der Ein und Ausfuhr will mir noch weniger einleuchten. Ich kann nicht begreifen, wohin sich der grosse Ueberschuß an Geld verkriechen sollte, der auf die Art in Hungarn strömte, ohne einen sichtbaren Ausfluß zu haben. Mit diesem Uebergewicht der Handlung müßte Hungarn eins der reichsten Länder in Europa seyn. Und doch ist in diesem Königreich nichts seltener als das Geld. Von den 20 Millionen Gulden, welche das Land sammt Siebenbirgen und Illyrien in

allem der Regierung eintragen soll, kommen doch höchstens nur 3 Millionen nach Wien, und das, was die wenigen, ausser dem Königreich wohnenden, adelichen Familien aus dem Reiche ziehn, wird durch die Gegenwart so vieler Officiers und Civilbedienten, die in andern Provinzen Güter besitzen, und den Ertrag davon in Hungarn verzehren, reichlich wieder ersetzt. Es bliebe also für Hungarn doch noch manche Million jährlich übrig, und wenn sich dieses glückliche Uebergewicht des Handels auch erst seit 5 Jahren herschriebe, so müßte man schon mehr Blut in dem Körper des Reiches verspüren.

Wenn man die Menge der Waaren betrachtet, die Hungarn jährlich von den Ausländern bezieht, so wird man es platterdings unglaublich finden, daß es in der Handlung das Gleichgewicht haben könne. Fast alle Kunstprodukten bekömmt es, nebst einer erstaunlichen Menge natürlicher Erzeugnisse von den Fremden. Nur bloß für Tücher giebt es jährlich 4 bis 5 Millionen Gulden aus. Für Seidenzeuge, Leinwand, Baumwollenzeuge u. dgl. m. läßt es wenigstens 5 Millionen Gulden jährlich ausfliessen. Für rohes und verarbeitetes Zinn, Glas, Sackuhren, Farbmaterialien, Apothekerwaaren u. dgl. m. bezahlt es jährlich den Fremden auch einige Millionen, und der Kaffee und Zucker kosten es das Jahr durch wenigstens 2 1/2 Millionen. Hier sind alle Gattungen der Galanteriewaaren, fremde Weine für die leckerhaften Grossen, die mit ihren vortreflichen vaterländischen Weinen nicht vorlieb nehmen wollen, ausländische Pferde, Kutschen, Geschirre und noch unzählige andre Artickel nicht mitgerechnet. Die natürlichen Produkte, die es den Fremden dagegen giebt, können diese ungeheure Summe lange nicht aufwiegen. Nach einem ziemlich wahrscheinlichen

Ueberschlag verkauft Hungarn jährlich den Fremden für ohngefähr 51/2 Millionen Gulden Vieh, nämlich Ochsen, Schweine und Pferde, für 4 Millionen Gulden Getraide, Heu u. dgl. m. für 3 Millionen Gulden Wein; für eine halbe Million Tobak, Seide (meistens aus Slavonien), Zitronen, Kastanien und andre Früchte; für einige Millionen Mineralien, besonders Kupfer; und wenn ich den Anschlag überhaupt nach meinen verschiedenen Erkundigungen in einzeln Artickeln machen sollte, so würde ich den ganzen Werth der Ausfuhr (die durchpaßirenden Waaren allzeit abgerechnet) ohngefähr auf 16, und den Werth der Einfuhr wenigstens auf 18 Millionen Gulden setzen.

Ich glaube Hungarn nicht zu viel zu thun, wenn ich es in meinem Anschlag jährlich seine 2 Millionen verlieren lasse. Seine Lage und die Anstalten der Regierung wehren ihm, seine natürliche Schätze völlig geltend zu machen, und bey einem fast durchaus herrschenden hohen Grad von Luxus, der bey den Grossen unbeschreiblich hoch ist, hat es nicht einmal so viel Industrie, daß es sich die Kunstprodukte, wozu ihm die Natur alle Gelegenheit darbiethet, selbst verfertigen sollte. Ich habe dir gesagt, welche ungeheure Summe Geldes es jährlich für Tücher ausgiebt, und doch ist kein Land in Europa, welches der Schaafzucht günstiger wäre, als dieses. Prinz Eugen, der ein eben so grosser Staatsmann und Beschützer der Künste und Wissenschaften, als Held war, sah die Vortheile ein, die das Land von der Schaafzucht ziehen könnte. Er ließ Schaafe aus Arabien kommen, und gab sich alle Mühe, ihre Fortpflanzung in der Gegend von Ofen zu befördern und auszubreiten. Kaiser Karl der VI. und Kaiser Franz machten ähnliche Versuche; allein sie waren

nicht glücklich. Der Adel war bisher zu stolz, zu träge und zu verschwenderisch, als daß er sich mit der Landwirthschaft hätte abgeben sollen, und der Bauer hat kein Eigenthum. So lange der Adel im Besitz des größten Theils der Ländereyen im Königreich bleibt, und keine bessere Erziehung bekömmt, werden alle Versuche den Kunstfleiß auf dem Lande auszubreiten, eitel seyn, und der Bürger in den Städten ist theils durch Religionsbedrückungen niedergeschlagen, theils durch den eingerissenen Luxus verdorben worden.

Die Nachläßigkeit der Polizey, den Strom des Luxus zu hemmen, ist unbegreiflich. Oft schon bin ich versucht worden, zu glauben, die Regierung achte es nicht der Mühe werth, ihre Aufmerksamkeit auf dieses Reich zu wenden, weil der Ertrag der Grösse desselben nicht entspricht, oder das hitzige Temperament des Hofes sey nicht aufgelegt, Verbesserungen vorzunehmen, die erst nach einigen Generationen Früchte tragen würden, und er sey daher mehr geneigt, durch eine gewaltsame Anstrengung dieses Land zu benutzen, als dem gewöhnlichen Gang der Natur gemäß, erst den Grund zu einem dauerhaften Gebäude zu legen, dessen Vollendung zu erleben der regierende Fürst sich nicht versprechen kann. Von den vielen Zügen dieser Nachläßigkeit, die ich bemerkt habe, will ich nur eines erwähnen. Ungeachtet der tiefen Armuth des Landvolks läßt man die Juden und Raitzen öffentlich mit Zuker und Kaffee von Dorf zu Dorf das ganze Land durchziehn. Ihre Waare ist um so verführischer, und der Verkauf um so schädlicher, da sie diesen entbehrlichen Artikel des Luxus nicht ordentlich auswiegen, sondern in kleinen Portionen, die schon in Papierchen eingepackt sind, zu 2, 3, 4 und

mehrern Kreutzern verkaufen. Sie schlagen keine Buden auf, sondern gehn von Haus zu Haus und bieten allem Witz, aller Beredsamkeit und allen Kniffen auf, um den Bauern ein Päkchen aufzuhängen, der sich denn um so leichter verführen läßt, da der Verkäufer öfters Brod, Wein, Eyer, Butter, Käs oder solche Sachen dagegen nimmt, womit der Bauer überflüßig versehen ist. Mit diesen eingetauschten Artikeln treibt dann der Jude wieder einen besondern Handel, wobey er gemeiniglich doppelt gewinnt. Auf die nämliche Art wird der Landmann mit Taback, Oel, Ingwer, Pfeffer, und andern Artikeln versehen, die gewöhnlich zur Hälfte mit Mäusedreck und ähnlichen Zusätzen vermischt sind. Auch die Quacksalber überziehn auf diese Art die Dörfer, obschon die Polizey seit einiger Zeit ein Auge auf sie hat. Ich weiß nicht, ob ihr Vertrieb dem Lande schädlicher ist, als jenes der Juden und Raizen.

Das Klima vom südlichen Theil des hungarischen Reiches wäre dem Seidenbau eben so günstig, als jenes der Lombardey, von Piemont und dem Venetianischen; allein während daß er unter dem brittischen Himmel, ja sogar in dem rauhen Schweden, durch den Fleiß der Einwohner in Aufnahme kömmt, wird er in einem Land vernachläßigt, wo die Natur die Menschen dazu auffodert, wo sie das Beyspiel der benachbarten Venetianer dazu ermuntern sollte, und wo man die nöthigen Maulbeerbäume so leicht aus Italien haben kann. In Slavonien und einigen andern Gegenden wird zwar etwas Seide gewonnen; allein im Ganzen ist der Seidenbau noch kein Schatten von dem, was er seyn könnte.

Nichts von allem dem, was Kunstfleiß heißt, ist in diesem Lande zu einiger Vollkommenheit gebracht,

als der Bergbau. Die Leichtigkeit, womit durch denselben grosse Summen können gewonnen werden, hat ihn vorzüglich in Aufnahm gebracht. Alles, was die Mathematik zum Behuf desselben beytragen kann, ist hier gethan worden. Man erstaunt über die Maschinen, womit theils das Wasser aus den Gruben gebracht, womit theils die Ausbeute und Förderung des Aerztes erleichtert wird. An den Gold- und Silberbergwerken zu Kremnitz und Schemnitz gewinnt der Hof fast nichts. Einen Theil derselben läßt er auf seine eigne Rechnung bauen, und verliert dabey ein beträchtliches. Dieser Verlust wird wieder durch die Abgaben ersetzt, den einige Gesellschaften oder Privatleute für den Theil der Werke entrichten müssen, die sie bauen. Der Hof muß seinen Eigensinn, einen Theil der Gruben selbst zu bauen, theuer genug bezahlen, und aller Vorstellungen ungeachtet war er bisher nicht dahin zu bringen, seine Werke gegen gewisse Prozente an Gesellschaften zu überlassen, wobey er zuverläßig gewinnen würde. Unterdessen beträgt der Werth des Goldes und Silbers, welches jährlich in diesen Gegenden gewonnen wird, einige Millionen. Ausser denselben sind in dem eigentlichen Hungarn noch mehrere Gold- und Silberminen; allein die Silber- und Goldbergwerke in Siebenbürgen sollen sie alle zusammen, wenigstens nach Verhältniß des reinen Gewinnes seit einiger Zeit weit übertreffen, und für die Zukunft noch mehr versprechen. Dem ungeachtet glaube ich, daß der Hof an den Kupferwerken dieses Reiches mehr gewinnt, als an dem Gold und Silber, besonders da der neu eingeführte Gebrauch, die Kriegsschiffe mit Kupfer zu beschlagen, den Werth dieses Metalls so sehr erhöht hat. Hungarn wäre im Stand, ganz Europa mit dem nöthigen Kupfer zu

verse-

versehen. Von den 4 Millionen Gulden, die ohngefähr den jährlichen reinen Gewinn des Hofes von allen Bergwerken seiner Lande ausmachen, kömmt ohngefähr die Hälfte auf Hungarn.

Das Land hat eine sonderbare Gestalt. Ringsum ist es von hohem Gebirge eingeschlossen, und in der Mitte giebt es Ebenen, wo man einige Tagreisen machen kann, ohne nur einen beträchtlichen Hügel zu sehn. Man findet ungeheure Heiden, und in denselben, wie in den tartarischen Steppen, wilde Pferde. Die Wälder sind mit Wölfen angefüllt, die nun durch ganz Schwaben, Bayern und Oestreich unter die fremden oder doch höchstseltenen Thiere gehören. Die Ufer der Flüsse in den Ebenen sind Moräste, die hie und da Seen bilden, und die Austrocknung derselben wird mit der Zeit ein unschätzbarer Gewinn für das Land seyn. Die Flüsse würden dadurch schiffbarer gemacht, grosse Streken Landes gewonnen, und die Luft würde gereinigt werden. Alle Gattungen der Thiere sind von jenen in Deutschland sehr verschieden. Der gemeine Schlag der Pferde ist klein, leicht, und eben nicht schön; allein sie sind ungemein lebhaft und stark. Mit 3 bis 4 Pferden fährt dich ein Hungar von Wien bis nach der Türkey in beständigem Trott oder Galopp. Unterdessen ist ihre Zucht durch angelegte Stutterenen der Edelleuthe in vielen Gegenden sehr gebessert worden. Das Land liefert die meisten Pferde für die kaiserlichen Husaren, und sehr viel für die Dragoner. Die Ochsen sind die größten und von Bau die schönsten, die ich je gesehen. Von Farbe sind sie durchaus aschgrau und weiß, und ich erinnere mich nicht, nur einen rothen oder braunen gesehn zu haben. Ihr Fleisch ist sehr schmackhaft. Auch das Federvieh unterscheidet sich von dem in andern

Ländern durch seine Gestalt und Grösse. Alles was lebt, verräth entweder durch Lebhaftigkeit oder durch seinen Wuchs einen starken Trieb der Natur.

Die künstliche Gestalt des Landes ist eben so sonderbar als die natürliche. Bald erblickt man Palläste, in denen Pracht, Geschmack und Ueberfluß herrschen, bald kömmt man in Gegenden, wo die Menschen gleich den Thieren in unterirdischen Hölen, oder wie die Kalmüken in Zelten wohnen. In den Städten Preßburg, Pest und Ofen, welche die größten des Reiches sind, und deren jede gegen 30000 Menschen enthält, glaubt man in einem sehr kultivirten Lande zu seyn, und einige Meilen vor den Thoren derselben glaubt man sich wieder in die Mongaley versetzt.

Der größte Beweiß, daß ein Land unglücklich ist, ist der Abstich grosser Pracht mit tiefer Armuth, und je stärker dieser Abstich ist, desto unglücklicher ist das Land. Ein Volk kann durchaus arm und doch glücklich seyn; aber wenn man unter einem Haufen Strohhütten, die ihre Einwohner kaum gegen Wind und Wetter decken, hie und da himmelhohe Marmorpalläste emporragen, und mitten in ungeheuern Wildnissen, worauf ein Schwarm skeletirter Menschen Wurzeln sucht, um sich den Hunger zu stillen, Gärten mit Fontänen, Grotten, Parterren, Terrassen, Statuen und kostbaren Gemählden sieht, so ist das ein Beweiß, daß ein Theil der Einwohner vom Raub des andern lebt.

Nicht lange nach meiner Ankunft allhier machte ich eine Lustreise nach dem Residenzschloß des Fürsten Esterhazy, welches ohngefähr eine Tagreise von Preßburg entlegen ist. Ohne Zweifel kennst du den Ort schon aus Moores Reisebeschreibung. Vielleicht ist ausser Versailles in ganz Frankreich kein Ort, der

sich in Rücksicht auf Pracht, mit diesem vergleichen liesse. Das Schloß ist ungeheuer groß, und bis zur Verschwendung mit allem Geräthe der Pracht angefüllt. Der Garten enthält alles, was die menschliche Einbildungskraft zur Verschönerung, oder wenn du willst, zur Verunstaltung der Natur ersonnen hat. Pavillons von allen Arten sehen wie die Wohnungen wohllüstiger Feen aus, und alles ist so weit über dem gewöhnlichen Menschlichen, daß man beym Anblick desselben einen schönen Traum zu traumen glaubt. Ich will mich in keine umständliche Beschreibung all der Herrlichkeit einlassen; aber das muß ich dir im Vorbeygehn doch bemerken, daß wenigstens das Auge eines Unkenners, wie ich bin, hie und da sehr beleidigt wird, weil die Kunst zu viel gethan hat. Ich erinnere mich die Wände einer Sala Terrena mit Figuren bemahlt gesehen zu haben, die wenigstens ihre 12 Schuh hoch waren, und, da die Sala nicht geräumig genug war, sie nach dem menschlichen Verhältniß ins Auge zu fassen, ein Erdensöhnchen meiner Art seine Kleinheit gar zu sehr fühlen liessen. Ich weiß du bist für den grossen Stil, und ich erinnerte mich beym Anblick dieser Riesenfiguren alles dessen, was du meinen profanen Ohren von der Theorie der römischen Schule, ihren grossen Umrissen u. s. w. vorgeschwätzt hattest, aber ich bin gewiß, wenn du diese abentheurlichen Figuren gesehn hättest, du würdest mir eingestanden haben, daß der grosse Stil hier übel angebracht ist.

Was die Pracht des Orts ungemein erhöht, ist der Abstich desselben mit der umliegenden Gegend. Oeder und trauriger läßt sichs nicht denken. Der Neusiedler See, wovon das Schloß nicht weit entfernt ist, macht Meilen lange Moräste, und droht alles Land, bis an die Wohnung des Fürsten hin,

mit der Zeit zu verschlingen, wie er denn schon ungeheure Felder, die angebaut waren, und den ergiebigsten Boden hatten, verschlungen hat. Die Bewohner des angränzenden Landes sehen größtentheils wie Gespenster aus, und werden fast alle Frühjahre von kalten Fiebern geplagt. Man will berechnet haben, daß der Fürst mit der Hälfte des Geldes, welches er auf seinen Garten verwendet, nicht nur die Moräste hätte austrocknen, sondern auch noch einmal so viel Land dem See entreissen können. Da der Zufluß des Sees immer häufiger und der Abfluß geringer wird, so ist die Gefahr, womit das sehr niedrige Land umher bedroht wird, wirklich sehr groß. Es käme nur darauf an, durch einen Kanal das überflüßige Wasser in die Donau abzuleiten, Welche Unternehmung die Kräfte des Fürsten eben nicht übersteigt, und ihm in den Augen gewisser Leute mehr Ehre machen würde, als sein prächtiger Garten. Auf der andern Seite des Schlosses braucht man keine Tagereise zu machen, um Kalmüken, Hottentoten, Iroken und Leute von Terra del Fuego in ihren verschiedenen Beschäftigungen und Situationen beysammen zu sehn

So ungesund auch die Gegend, besonders im Frühling und Herbst ist, und so oft auch der Fürst selbst vom kalten Fieber befallen wird, so ist er doch vest überzeugt, daß es in der ganzen weiten Welt keine gesundere und angenehmere Gegend gebe. Sein Schloß steht ganz einsam, und er sieht niemand um sich als seine Bedienten, und die Fremden, welche seine schönen Sachen beschauen wollen. Er hält sich ein Marionettentheater, welches gewiß einzig in seiner Art ist. Auf demselben werden von den Puppen die größten Opern aufgeführt. Man weiß nicht, soll man staunen oder lachen, wenn man die

Alceste, den Herkole al Bivio u. a. m. mit der ernsthaftesten Zurüstung von Marionetten spielen sieht. Sein Orchester ist eins der besten die ich je gehört, und der grosse Haiden ist sein Hof- und Theaterkompositeur. Er hält sich für sein seltsames Theater einen Dichter, dessen Laune in Anpassung grosser Gegenstände auf seine Bühne und in Parodierung ernsthafter Stücke oft sehr glücklich ist. Sein Theatermaler und Dekorateur ist ein vortreflicher Meister, ob er schon sein Talent nur im Kleinen zeigen kann. Kurz, die Sache selbst ist klein; aber alles Aeussere derselben ist groß. Oft nimmt er eine Truppe fahrender Schauspieler auf einige Monate in Sold, und nebst einigen Bedienten macht er das ganze Auditorium derselben aus. Sie haben die Erlaubniß, ungekämmt, besoffen, unstudiert und in halber Kleidung aufzutreten. Der Fürst ist nicht für das Tragische und Ernsthafte, und er hat es gerne, wenn die Schauspieler, wie Sancho Pansa, ihren Witz etwas dick fallen lassen. Nebst den ungeheuern Schwarm der übrigen Bedienten hält er sich auch eine Leibwache die aus sehr schönen Leuten besteht.

Sehr leid that es mir, daß ich den berühmten Haiden nicht sprechen konnte. Er war nach Wien gereiset, um ein grosses Konzert zu dirigiren. Man sagt, der Fürst habe ihm erlaubt, eine Reise nach England, Frankreich und Spanien zu machen, wo er von seinen Bewunderern mit der verdienten Hochachtung wird empfangen, und seine Börse reichlich angefüllt werden. Er hat einen Bruder, welcher Kapellmeister zu Salzburg ist, und ihm in der Kunst nichts nachgiebt; allein es fehlt diesem an Fleiß um sich zu dem Ruhm seines Bruders emporzuschwingen.

Wien —

Ich wäre über Hungarn nicht so weitläufig gewesen, wenn ich nicht wüßte, daß es bey Euch unter die Zahl der unbekannten Länder gehörte. Meine Ausfälle in die übrigen Provinzen der kaiserlichen Erblande werden um so viel kürzer seyn.

Das eigentliche Oestreich hat durchaus das Ansehn eines glücklichen Landes. Hier sieht man keine Spur von der darbenden Armuth, die in Hungarn mit der Verschwendung der Grossen einen so eckelhaften Abstich macht. Wenn man die Hauptstadt abrechnet, so nähern sich alle übrigen Einwohner dem seligen Mittelstand, der die Folge einer sanften und klugen Regierung ist. Der Bauer ist Eigenthümer, und die Rechte des Adels, welcher die niedere Gerichtsbarkeit über die Dörfer hat, sind genau bestimmt. Gegen Süden und Südosten gränzt eine lange Reihe Dörfer an die Hauptstadt, worinn ein Wohlstand herrscht, von dem man sich im Innern Frankreichs keinen Begriff machen kann. An den Ufern der Donau sah ich verschiedene Dörfer und Flecken, worinn die meisten Bauern in grossen, schönen Häusern von Stein wohnen, die in einer grossen Stadt nicht übel lassen würden. Ein Beweis vom Wohlstand des Landmanns ist, daß er fast täglich Fleisch, und die Woche auch ein oder zweymal seinen guten Braten speißt. Es giebt viele Dörfer und Flecken, deren Einwohner sich von der Lehnsherrlichkeit losgekauft haben, sich nun selbst regieren, und zum Theil auch zu den Landesständen gehören. Von der Art ist der schöne Markt Sto-

ckerau, welcher einer meiner Lieblingsorte und der schönste Bauernort, den ich je gesehn.

Die Klöster, deren Prälaten zu den Landesständen gehören, sind nach den unmittelbaren Reichsprälaturen und Abteyen die reichsten in Deutschland. Man schätzt die Einkünfte des Benediktinerklosters Mölk auf 160000 Kaisergulden, oder über 400000 Livres, wovon es aber, wie man mich versicherte, beynahe die Hälfte an die Landeskasse zahlen muß. Ich sprach mit einem Mönch dieses Klosters, der mir den Verfall der Religion seit Kaiser Karls des Sechsten Zeiten dadurch erweisen wollte, daß er sagte, damals hätten sie nur 5 bis 6000 Gulden dem Hof zahlen müssen, und nun begnüge er sich mit 10mal so viel. Unter der Regierung des jetzigen Kaisers bleibt den guten Mönchen vollends keine Hofnung mehr übrig, daß ihr Religionsthermometer steigen werde. Im Gegentheil steht es zu befürchten, daß er weit unter das o fallen kann. Klosterneuburg, St. Pölten, Gottwaich und einige andere geben der obbemeldten Prälatur an Religionswärme wenig nach.

Unteröstreich verkauft jährlich für mehr als 2 Millionen Gulden Wein nach Mähren, Böhmen, Oberöstreich, Bayern, ins Salzburgische und einen Theil von Steiermark und Kärnthen. Der Wein ist sauer, hat sehr viel Stein, ist sehr haltbar, und läßt sich ohne Schaden in die ganze Welt verführen. Wenn er seine 10 bis 20 Jahr gelegen hat, so ist er eben nicht zu verachten. Unterdessen würde der Weinbau dieses Landes doch mit einem Schlag vernichtet seyn, wenn man die Ausfuhr des hungarschen Weines nicht gewaltthätiger Weise einschränkte.

Diese Einschränkung, wovon ich dir schon in einem meiner vorigen Briefe gesagt habe, hängt mit

einem Plan zusammen, wozu wahrscheinlicher weise die Pfaffen den ersten Grund gelegt haben, und welchen ihnen die Edelleute ausführen halfen. Es ist ein altes Gesetz, daß der Bauer mit seinen Gütern keine Neuerungen vornehmen darf. Es darf kein Weinberg ausgerottet, und zu Ackerfeld oder Wiesen angebaut werden, und so umgekehrt. Ohne Zweifel hat der Zehenden zu diesem seltsamen Gesetz Anlaß gegeben. Es war den Eigenthümern des Zehenden daran gelegen, ihn in einem gewissen, bestimmten Werth zu erhalten. Da nun besagtes Gesetz aus dieser Absicht einmahl vestgesetzt war, so konnte es natürlich nicht anderst, als durch ein neues, eben so gewaltsames Gesetz, die Ausfuhr des hungarschen Weines zu hemmen, geltend gemacht werden. Die erste Abgeschmacktheit zog nothwendig die zweyte nach sich. Ein Theil der Güter, welche durch diese Zwangsmittel einen gewissen künstlichen Werth bekommen haben, würde nun freylich — wenigstens auf eine Zeit — viel verlieren, wenn man diese Gesetze aufheben würde; allein ein andrer Theil würde viel dadurch gewinnen. Z. B. ein grosser Theil der Safranfelder, deren Bebauung äusserst mühsam und unergiebig ist, würde zu andern Arten von Erzeugnissen angelegt werden, und viel an seinem Werth gewinnen. In Krems, wo der meiste und beste Safran gewonnen wird, ist jedermann über den Zwang mißvergnügt, womit die Besitzer gewisser Felder zum Bau dieses Produktes angehalten werden. Dem Landmann sind durch diesen Zwang auch die Hände gebunden, daß er keine neue Gattungen von Produkten, die zur Aufnahme gewisser Manufakturen dienen könnten, z. B. Flachs, Hanf, Grapp, Tobak, Rübsaamen u. dgl. m. bauen, und von den Veränderungen des Werthes der Din-

ge, welche von den Zeitumständen und den verschiedenen bald steigenden, bald fallenden Gewerbarten des Kunstfleisses abhängen, nicht den gehörigen Vortheil ziehen kann. In Rücksicht auf den Feldbau ist überhaupt aller Zwang schädlich. Die Regenten haben zur Aufnahme desselben nichts zu thun, als nur die Steine des Anstosses, die Hindernisse, wegzuräumen. Das übrige thut die Natur von selbst.

Das Land ist stark bevölkert. Herr Schlötzer, Herausgeber eines politischen Briefwechsels, liefert in einem Heft seines Journals eine Zählung oder Schätzung der Volksmenge in den östreichischen Staaten, worinn die Bevölkerung dieses Landes auf ohngefähr 2100000 Menschen angegeben wird. Ich halte diese Angabe für übertrieben, wie man denn hier zu Lande überhaupt in allem, was auf den Staat Bezug hat, zum Entsetzen übertreibt. Es ist ein Glück, wenn man jemand findet, der einem die baare Wahrheit giebt. Die Unwissenheit in Rücksicht auf die Kenntniß des Staates, worinn sogar auch der gröste Theil der Leuthe schwebt, die bey der Landesregierung angestellt sind, und der lächerliche Stolz, womit diejenigen, die vielleicht etwas bestimmtes wissen, alles zu vergrössern suchen, hat mich in meinen Erkundigungen äusserst mistrauisch gemacht. Ein Ausländer, der sich einige Jahre lang in diesem Lande aufgehalten, und den Zustand desselben so fleißig als möglich studiert hat, will zuverläßig wissen, daß die Volksmenge von Ober- und Unteröstreich nicht mehr als 1800000 Seelen betrage, und ich finde es sehr wahrscheinlich. Wenn man auch die Einwohner der Hauptstadt von dieser Summe abzieht, so ist die Bevölkerung doch nach der Grösse des Landes ausserordentlich stark.

Die Einkünfte des Landes sollen sich beynahe auf 14 Millionen belaufen, zu welcher Summe die Stadt Wien allein über 5 Millionen beyträgt. Ein Mensch in der Hauptstadt trägt also fast so viel ein, als 3 auf dem Lande.

Gegen Süden ist das ganze Oestreich mit einem Berghaufen angefüllt, der sich von den Ufern der Donau bis an die Gränzen von Steiermark stufenweis erhebt, und größtentheils mit Waldung bedeckt ist. Er verliert sich in die ungeheure Bergmasse, die den südlichen Theil von Deutschland ausmacht, sich durch ganz Steiermark, Krain, Kärnthen und Tyrol bis an die helvetischen Alpen erstreckt, und wahrscheinlicher Weise nach Savoyen und der Schweitz die höchsten Gipfel der Erde enthält.

Die Einwohner dieses weitläufigen Gebirges sind durchaus einander ziemlich ähnlich. Sie sind ein starker, grosser, und — die Köpfe abgerechnet — ein schöner Schlag Leuthe. Die Tyroler, welchen ich von München aus einem flüchtigen Besuch abstattete, zeichnen sich von den übrigen durch ihren Fleiß aus. Man findet Gegenden in Tyrol, die bloß von Bildhauern bewohnt werden. Sie treiben mit ziemlich schönen Gypsfiguren einen weitläufigen Handel bis nach Holland, und arbeiten auffer Landes viel in Marmor, andern Steinen und Holz für die Kirchen. In den Verzierungen der Kirchen, und Sälen durch Stukadurarbeit haben sie es sehr weit gebracht. Ein andrer Theil dieses fleißigen Volkes durchzieht Deutschland mit Bändern, Italianischen Galanteriewaaren und Früchten, und bringt eine beträchtliche Summe Geld nach Haus. Ein dritter Theil verlegt sich aufs Kräutersuchen, und quakfalbert in der Fremde. Tyrol hat für Deutschland die meisten Marktschreyer geliefert. Sie wa-

ren größtentheils ursprüngliche Gemsjäger, die mit den Häuten dieser Thiere zu handeln anfiengen, nach und nach Kräuter und Salben aus ihrem Vaterlande mit sich in die Fremde nahmen, und endlich durch die goldne Praxis aufgemuntert tiefer in die hohe Kunst eindrangen, und Wunderpillen, Wunderessenzen, Wundertinkturen und noch unzählige andre Wunder erfanden.

Tyrol ist seiner Felsen, Eis und Schneegipfel ungeachtet vortreflich angebaut und stark bevölkert. Es zählt gegen 600000 Menschen, und trägt der Regierung gegen 3 Millionen Gulden ein. Das Silber- und Kupferbergwerk zu Schwatz ist eins der einträglichsten Werke in den kaiserlichen Erblanden, und an dem Salzwerk zu Halle werden jährlich gegen 300000 Gulden gewonnen.

Inspruck ist eine artige Stadt von ohngefähr 14000 Menschen. Nach derselben ist Botzen die beträchtlichste in Tyrol. Diese Stadt hatte ehedem sehr berühmte und einträgliche Messen. Seit einigen Jahren sind sie — wie man allgemein glaubt — durch die Mauthen zu Grunde gerichtet worden. Ganz Tyrol jammert darüber und verwünscht das Mauthwesen.

Die Kärnthner übertreffen die übrigen Bewohner dieser Bergmasse an Grösse und Stärke. Sie sind wie ihre Pferde, die unter die stärksten in Europa gehören und durch keine Arbeit zu ermüden sind. Sie sind stark mit Winden vermischt, und bauen, wie die Tyroler, viel Mais, woraus sie zum Theil ihr Brod machen. Ihr Land liefert den besten Stahl, den man kennt. Aus demselben machen die Engländer ihre feinsten Arbeiten. Die Volksmenge dieses Landes beträgt gegen 400000 Seelen — Die Anzahl der Einwohner von Krain, Görz, und dem östrei-

chischen Histrien soll 500000 Menschen betragen. Diese Länder werde ich schwerlich zu Gesicht bekommen.

Steiermark zählt über 700000 Einwohner. Die Hauptstadt Grätz ist sehr schön, und der daselbst wohnende zahlreiche Adel lebt prächtig. Es sind einige Häuser dort von 30 bis 40 tausend Gulden Einkünften. Im Punkt des Wohllebens übertrift das dortige gemeine Volk noch das hiesige. Man hält gewöhnlich des Tages vier ordentliche Mahlzeiten; Morgens, Mittags, Abends und zu Nacht. Hahnen, Enten, Kapaunen, u. dgl. m. sind das Essen des gemeinen Bürgers, und kommen auch ausser den Sonn- und Feyertagen öfters auf seinen Tisch. Ich erschrak, wie ich die Wänste den ganzen Tag wie angenagelt an dem Tisch sitzen, und mir mit ihren ungeheuern Zurüstungen von Braten, Torten, Pasteten, Schinken, Würsten u. s. w. so ernstlich zu Leibe gehn sah, um mich mit aller Gewalt auf ein paar Wochen krank zu machen. Ihre Köpfe machen wirklich einen Theil ihrer Wänste aus, und sind wie diese mit nichts als Schinken, Würsten u. dgl. immer angefüllt. Man redet von nichts, als was in die Küche und Keller gehört, einige Digreßionen aufs Theater ausgenommen, und in wenig andern Dingen als der studierten Zubereitung ihrer Speisen, unterscheiden sich die gemeinen Leute von den Orangoutangs. Ich habe nicht nöthig, dir zu sagen, daß du den Adel und die Officiers von diesen zweybeinigten Thieren ohne Federn ausnehmen mußt. Diese halten zwar auch nach Landesgebrauch öfters gute Tafel; allein sie suchen dabey auch ihren Geist, wiewohl bloß mit dem, was man sonst bey Seelenmahlzeiten als Desert aufzusetzen pflegt, zu nähren. Von Salzburg und einigen andern Or-

ten kommen die Pucelles d'Orleans, die Dom Boukres, die Akademies des Dames, die Portiers des Chartreux, die Thereses Philosophes u. dgl. m. dutzendweise auf die Jahrmärkte hieher. Trotz der Strenge des Bücherverboths könnte man hier ohne sonderliche Mühe des Umfragens Voltäres und Bolingbrokes Werke, den Gevatter Mathies, und ähnliche Schriften vierzig und fünfzigmal zusammenbringen. Von Grätz aus wird auch mit dieser Kontrebande ein starker Schleichhandel nach Wien, Preßburg und durch ganz Hungarn getrieben. Nebst dieser Art Schriften machen die Komödien den wichtigsten Theil der Lektüre des dasigen feinern Publikums aus. Die Schöngeisterey hat auch schon unter den jungen Herren zu Grätz, wie unter den hiesigen, Wurzeln geschlagen, und sie haben schon ziemlich viel sogenannte Gelehrten. Ich glaube aber, diese Nation wird immer durch diese Kapaunen, denen ich meinen Beyfall nicht versagen kann, und die als Leckerbissen häufig nach Wien und noch weiter verschickt werden, berühmter bleiben, als durch ihre literarische Produkte. Von der Fülle des Landes kannst du dir einen Begriff machen, wenn ich dir sage, daß man einen fetten Kapaunen hier um 18 bis 20, und ein Paar schöne junge Hahnen für 10 bis 12 Kreutzer kauft. Für 10 bis 12 Kreutzer bekömmt man eine Maaß sehr guten inländischen Weines, und das Pfund Roggenbrod kömmt nicht viel über einen Kreutzer zu stehn. Die Stadt Grätz sammt den Vorstädten enthält beynahe 30000 Menschen.

Das Land ist bis auf die Gipfel der niederern Berge zum bewundern angebaut. Obschon die Viehzucht die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist, so trägt doch das Land beynahe so viel Getraide, als

es zum Unterhalt seiner zahlreichen Bewohner braucht. Was noch allenfalls daran fehlt, bekömmt es um einen erstaunlich geringen Preis aus dem benachbarten Hungarn. Der Flachs und Hanf, welcher seit einiger Zeit, so wie in Kärnthen, häufig gebaut wird, ist von vorzüglicher Güte, und trägt dem Lande grosse Summen ein. Der Bergbau beschäftigt einen grossen Theil der Einwohner, und ist wegen den geringen Kosten, die er verursacht, ungemein einträglich. Die Natur des Landes erleichtert ihn auf alle Art. Die Rücken der Berge sind bis auf die tiefern Abhänge mit Holzung bedeckt, womit die Gruben und Schmelzöfen überflüßig und ohne besondern Aufwand versehen werden. Oft hat man nichts zu thun, als nur das Holz auf der Höhe zu fällen, und es an seinen Bestimmungsort hinabzuwerfen, so daß alle Fuhren erspart werden. Hie und da wird es auch durch die Flüsse auf eine unkostspielige Art herbeygeschwemmt. Die unzähligen Bäche, welche die Thäler durchschneiden, biethen Gelegenheit dar, die Hammerwerke nahe an den Gruben anzulegen, und so trägt alles dazu bey die Kosten des Baues zu verringern. Die vorzügliche Ausbeute ist vortreffliches Eisen, woraus der beste Stahl bereitet wird.

Die Anzahl und Grösse der Kröpfe ist in Steiermark beträchtlicher, als in Kärnthen, Krain und Tyrol. Man schreibt sie theils dem Schnee- und Eiswasser, theils den Erd- und Steintheilchen zu, womit die Brunnen des Landes geschwängert sind. Andre setzen sie dem Gebrauch der Einwohner, ihre Speisen ungemein fett zu machen und auf das heisse Fett kaltes Wasser zu trinken, auf die Rechnung. Ich meines Theils möchte noch eine vierte Ursache beyfügen, und sie alle zusammen gleich stark auf die

Erzeugung dieses Gebrechens wirken lassen. Diese Ursache wären die heftigen Verkältungen, welchen alle Thälerbewohner stark ausgesezt sind. Zwischen den Bergen fängt sich die Sonnenhitze ein, und wird durch das Zurückprellen der Stralen von allen Seiten in der Tiefe der Thäler auf einen ausserordentlich hohen Grad getrieben. Ich erinnere mich, daß ich auf meinen Wanderungen durch enge Thäler oft eine Luft einathmete, die so glühend war, als sie aus einem Schmelzofen käme. Wenn nun die geringste Bewegung in der Luft entsteht, so wird der Zug des Windes in den Thälern durch die Pressung viel stärker als auf höhern Gegenden oder Ebenen, wo er sich mehr ausbreiten kann, und folglich auch kälter. Man pflegt bey einer grossen Hitze die Brust und den Hals gemeiniglich offen zu tragen, und durch die Erkältungen, welche dann ein gäher Windszug verursacht, werden die zarten Theile des Halses am ersten angegriffen. Die Säfte stocken gäh, und die Verhärtungen in den Gefässen müssen dann einen hartnäckigen Geschwulst veranlasen. Man hat auch in Wallis, Savoyen und andern Ländern bemerkt, daß die Bewohner der tiefern Gründe in den Thälern diesem Uebel mehr unterworfen sind, als jene der höhern Gegenden, welches ohne Zweifel zum Theil den gewaltsamen Luftveränderungen in der Tiefe zuzuschreiben ist, da hingegen auf den Bergen und den höhern Abhängen derselben die Luft immer kühl bleibt. Nebst den Kröpfen ist in diesem Land noch eine gewisse Art Tölpel merkwürdig, die fast ganz ohne Sprache, und fast zu keinen andern als viehischen Arbeiten zu gebrauchen sind. Ihre Anzahl ist groß, und die Nachläßigkeit, womit man sie in ihrer Jugend behandelt, mag das meiste zu ihrer Vermehrung beygetragen haben.

Alle Bewohner dieser Bergländer sind freye Leute, und haben schon längst das harte Joch der Lehnsherrlichkeit des Adels abgeschüttelt, worunter noch ein so grosser Theil von Europa seufzt. Ueberall erblikt man auch mit Vergnügen die guten Wirkungen dieser Freyheit. So ungünstig die Natur auch diesen Ländern im Vergleich mit dem benachbarten Hungarn ist, so sind sie doch ungleich besser angebaut und stärker bewohnt als dasselbe. Wenn man zwischen den nakten Felsen diese Berge oft den Bauern seinen Unterhalt der Natur mit unbeschreiblicher Mühe abtrotzen sieht, indessen der ergiebigste Boden in Hungarn ungebaut liegt, dann fühlt man den Werth des Eigenthumsrechts und der Freyheit in seinem ganzen Gewicht. Alle diese Länder, Oestreich mitgerechnet machen in der Grösse noch lange nicht die Hälfte des hungarschen Reiches aus, und doch tragen sie dem Hofe ungleich mehr ein, als dieses ganze weite Reich. Dabey herrscht durch dieselbe ein Wohlstand, von dem man sich in Hungarn keinen Begriff machen kann. Wenn doch die Regierungen deutlich einsähen, wie unzertrennlich ihr Vortheil mit jenem ihrer Unterthanen verbunden ist!

Der auffallendeste Zug im Karakter der Bewohner aller dieser Länder ist eine unbeschreibliche Bigoterie im Abstich mit einem eben so unbeschreiblichen Hang zur sinnlichen Wohllust. Hier hat man nur die Augen aufzuthun, um sich zu überzeugen, daß die Religion, welche die Mönche lehren, für die Sitten äusserst verderblich und also unkristlich ist — Die Zizisbeen begleiten die Weiber aus den Betten in die Kirchen, und führen sie am Arm an die Beichtstüle hin. Eine besondre religiös-profane Feyerlichkeit für die Frauen zu Grätz ist eine Wallfahrt nach Mariazell in Begleitung ihrer Buln. Es ist für sie das,

was

was anderstwo ein Bad oder ein Gesundbrunnen für die Damen ist. Einer meiner Bekannten hatte die Ehre, eine schöne Dame von Grätz nebst ihrem Freund dahin zu begleiten. Es war zu erwarten, daß am folgenden Morgen wegen dem Fest der H. Jungfrau ein grosses Gedränge um die Beichtstüle seyn werde. Abends ward also die Frage aufgeworfen, ob die gnädige Frau nicht besser thäte, denselben Abend ihre Sünden durch das heilige Vomitive von sich zu geben: „Ich will warten bis Morgen frühe, sagte sie; denn ich müßte ja sonst zweymal beichten, um mit reinem Herzen zur Kommunion gehn zu können.„ Man rieth ihr, sie sollte die Sünden der nächsten Nacht voraus auf den Konto bringen. „Ey das gilt nicht; „ erwiderte sie — Die Weiber von Stande in diesen Gegenden finden es so wenig anstößig, als die zu Wien, öffentlich in Gesellschaften von ihren Liebhabern zu sprechen. Ein Zizisbeo gehört hie zur Mode, wie Eau de fleurs de Venise — Die Grätzerinnen sind schöner als die Wienerinnen, und lassen so wenig als diese ihre Liebhaber lange schmachten. Ueber diesen Punkt haben sie ganz andre Grundsätze als unsre Landsmänninnen, die Spitzbübinnen genug sind, einem Seufzenden unter die Nase zu singen:

Laisses *languir* vos amans;
Et vous aures l'avantage
D' être *adorées* plus long temps.

Mit der Anbethung ist es dem hiesigen Frauenzimmer überhaupt nicht gedient Sie sind für die Liebe á la Grenadiere, achten weder Thränen noch Seufzer, weder Verse noch Bonmots, noch irgend etwas von der feinen Belagerungskunst, sondern lieben das Sturmlaufen und Brescheschiessen. Die vielen kaiserlichen Officiers, wovon alle grosse Städte wimmeln, haben Gelegenheit genug ihre Bravour

zu zeigen; sollen sich aber doch mit dem zahlreichen Korps der Prälaten nicht messen können, die nebst der Lebhaftigkeit und dem Nachdruck ihres Angriffs noch den Vortheil über jene haben, daß ihre Kasse gut genug bestellt ist, den Kommandanten der Vestung auch allenfalls bestechen zu können. Ich glaube, dieß ist eine der Haupturſachen, daß die Officiers und Prälaten in den kaiserlichen Erblanden durchaus einander so gram sind.

Die Bigoterie des Publikums in diesen Gegenden, welche dadurch, daß sie mit der Galanterie zusammenfließt, bey den Leuten von Stande noch einigen Reitz erhält, fällt bey dem Pöbel in die gröbste und abscheulichste Buffonerie. Die Winden, welche in diesen Ländern unter den Deutschen vermischt wohnen, zeichnen sich durch ein abergläubisches Wesen aus, das dem Menschenverstande wenig Ehre macht, und unglaublich seyn würde, wenn man nicht die unwidersprechlichste Thatsachen vor Augen hätte. Noch vor 6 oder 7 Jahren zogen sie in Gesellschaft einiger Schwärme aus Hungarn zu hunderten nach Köln am Rhein, ohngefähr 120 deutsche Meilen weit, um dort einem Kruzifix den Bart abzuschneiden. Alle 7 Jahre mußte diese Operation wiederholt werden, weil in diesem Zeitraum der Bart zu seiner gehörigen Länge wieder gewachsen war. Die Reichern in einer Gemeinde schickten Aermere als Deputirten ab, und der Magistrat von Köln empfieng sie feyerlich wie eine Gesandtschaft von einer fremden Macht. Sie wurden von demselben bewirthet, und einige Rathsglieder mußten ihnen die vornehmsten Merkwürdigkeiten der Stadt zeigen. Man weiß nicht, soll man mehr über den Rath von Köln, oder über diese arme Bauern lachen. Den erstern könnte man dadurch in etwas entschuldigen, daß

diese guten Leute periodisch ein schönes Geld nach Köln brachten, und er also aus Politik die Komödie mitspielte. Aber gewiß ist es doch die elendeste und niederträchtigste Art, Geld zu gewinnen. Diese Winden hatten allein das Recht den Heiland zu rasiren, und der Bart wuchs bloß für sie. Sie glaubten vest, wenn sie dem Kruzifix diesen Dienst nicht erwiesen, so würde die nächsten 7 Jahre durch die Erde für sie verschlossen seyn, und sie nichts zu erndten haben. Sie mußten deswegen die Haare mit sich nach Haus bringen, die als das Zeugniß ihres vollendeten Auftrags und der zu erwartenden guten Erndten unter die verschiedenen Gemeinden vertheilt, und als grosse Heiligthümer aufbewahrt wurden. Umsonst verboth ihnen der kaiserliche Hof diese Wanderung, wodurch dem Feldbau auf einige Zeit so viele Hände entzogen wurden. Sie machten sich heimlich davon. Das beste Mittel, das er ergreifen konnte, war also, daß er der Stadt Köln verbot, die Leute in die Stadt zu lassen, welches vor ohngefähr 6 Jahren wirklich geschah. Die zahlreiche Gesandtschaft mußte sich ohne Bart (den ohne Zweifel die Kapuziner immer aus den ihrigen zusammen stoppelten, denn sie hatten das bärtige Kruzifix) nach Haus zurückbetteln, und wird sich nun nicht mehr der Gefahr aussetzen, den Weg umsonst machen zu müssen. Unterdessen wuchs seit der Zeit das Getraide wie zuvor; ob aber der Bart noch wächst, weiß ich nicht — Ich könnte dir noch mehrere auffallende Züge des Aberglaubens der Einwohner von Innerösterreich mittheilen, wenn sie nicht der erste alle überträfe, und er dir zum hinlänglichen Maaßstab des Menschenverstandes in diesen Ländern diente. Besonders merkwürdig ist noch der Handel, den die Mönche mit heiligem Oel, Salben u. dgl.

treiben. Seit einiger Zeit hat er durch die Verbote des Hofes abgenommen, aber gänzlich kann er ihn in dieser Generation noch nicht unterdrücken. Er wird nun im Stillen, und vielleicht noch so stark als ehemals getrieben.

Wien —

Einige Provinzen des östreichischen Erbreichs werd ich nicht zu Gesicht bekommen. Du mußt dich also mit der allgemeinen Nachricht von ihrer Bevölkerung und ihrem Ertrag begnügen, die ich theils aus öffentlichen Blättern, theils aus ziemlich glaubwürdigen mündlichen Berichten zusammenbringen konnte, und um sie dir in ihrem gehörigen Verhältniß zu zeigen, will ich dich einen Blick über das Ganze thun lassen.

Herr Schlözer, dessen sehr nützlichen Briefwechsels ich schon gedacht habe, und von dem ich an seinem Ort mehr reden werde, liefert eine Liste von der Bevölkerung der östreichischen Monarchie, nach welcher sich dieselbe auf 27 Millionen Seelen beliefe. Ich glaube, er ist nun selbst überzeugt, daß sein Korrespondent die östreichischen Unterthanen durch ein gläsernes Prisma gezählt hat. Einige Angaben dieser Liste sind durch neuere Zählungen offenbar widerlegt worden. So fand man z. B. in dem östreichischen Polen samt der Bukowina nur ohngefähr 2800000 Seelen, da besagte Liste die Volksmenge dieser Staaten auf beynahe 3900000 Menschen angiebt.

Im ersten Heft seiner politischen Korrespondenz befindet sich eine andre Liste, die ungleich reeller ist.

Wenigstens kömmt die Summa aller östreichischen Unterthanen richtiger heraus; denn wenn gleich verschiedne einzelne Angaben übertrieben sind, so wird das Hauptfaktum doch durch einige ausgelassene Provinzen berichtigt, wie denn ganz Illyrien, die Bukowina und Vorderöstreich nicht auf der Rechnung stehn — Folgende Liste hab' ich größtentheils von der beßten Hand, und sie — nicht bloß nach meinem eignen Ermessen, sondern mit Berathung ziemlich glaubwürdiger Gewährsmänner — aus öffentlichen Nachrichten ergänzt.

Hungarn, samt dem nun einverleibten

Temeswar	3600000	Seelen
Illyrien	1400000	—
Siebenbirgen	1000000	—
Oestreich. Polen samt Bukowina	2800000	—
Böhmen	2100000	—
Mähren	1000000	—
Slesien	200000	—
Ober und Unteröstreich	1800000	—
Steiermark	700000	—
Kärnthen, Krain, Görz, Istrien	1000000	—
Vorderöstreich und Falkenstein	300000	—
Tyrol	600000	—
Niederlande	1800000	—
Lombardey	1200000	—
	19500000	

Ich lasse mich gerne bescheiden, daß diese Liste von runden Zahlen nicht so genau seye, daß man die 20 Millionen nicht vollends ergänzen könne, ohne die Wahrheit in Gefahr zu setzen. Aber an eine Liste, deren Summa um ein beträchtliches über 20 Millionen steigt, glaube ich nicht, und wenn sie mir auch das ganze Korpus des kaiserlichen Staatsraths vorlegte.

Man braucht keinen andern Beweiß, als den Augenschein, um sich zu überzeugen, daß die östreichischen Erblande überhaupt nicht so stark bevölkert seyen als Frankreich. Der Unterschied in der Größe beyder Länder ist unbeträchtlich; und wie sollten sich die kaiserlichen Staaten in der Bevölkerung mit unserm Vaterlande, das kaum 24 Millionen Menschen zählt, messen können, da der größte Theil derselben ganz ohne beträchtliche Manufakturen ist, und ein grosser Theil von Hungarn und Polen nicht einmal die nöthigen Handwerker in hinlänglicher Menge hat? Der Ackerbau mag in einem Lande noch so gut bestellt seyn, so häuft er doch die Menschen nie so an, als der Kunstfleiß. Seine Sphäre ist eingeschränkt; aber jene des Kunstfleisses nicht. Mit den Menschen, die in einer von den vielen, grossen, mit Fabriken angefüllten Städten unsers Vaterlandes gedrängt beysammen wohnen, könnte man einen grossen Strich des platten Landes besetzen, der mit Dörfern angefüllt seyn würde. Nebstdem ist der Ackerbau in Hungarn und dem östreichischen Polen, welche Länder weit über die Hälfte der Größe des kaiserlichen Erbreichs ausmachen, lange nicht so gut bestellt, als in den meisten Provinzen unsers Vaterlandes. In Frankreich wohnen wenigstens noch einmal so viele Menschen in Städten beysammen, als in den östreichischen Erblanden, und doch ist das platte Land (im ganzen) gleich stark besetzt. Nur die deutschen Staaten des Erzhauses lassen sich im Anbau und der Bevölkerung mit Frankreich vergleichen.

Einige Angaben auf der Liste, welche für die östreichische Monarchie 27 Millionen Menschen zusammenbringt, sind wirklich lächerlich. So rechnet der

Korrespondent des Herrn Schlözers auf die östreichischen Niederlande über 4 Millionen Seelen, da doch die ungleich grössern, und so ausserordentlich bevölkerten vereinigten Niederlande nicht über 2500000 Menschen zählen. Der Umfang aller östreichischen Niederlande beträgt höchstens 500 deutsche Quadratmeilen. Nach diesem Anschlag kämen also auf eine Quadratmeile 8000 Menschen, und da Luxemburg und der nördliche Theil von Brabant bekanntlich nur sehr mäßig bewohnt sind, so würde man auf die übrigen Provinzen im Durchschnitt wenigstens 10000 Seelen auf die Quadratmeilen rechnen müssen; eine Bevölkerung, die in keinem Land in Europa von gleicher Grösse zu finden ist, selbst in den Gegenden um London, Paris und Neapel nicht ausgenommen. Auf meiner Durchreise nach Holland hörte ich zu Brüssel von glaubwürdigen Leuthen, die Zahl aller östreichischen Unterthanen in den Niederlanden beliefe sich auf 1800000 Seelen. Eine sehr starke Bevölkerung für die Grösse des Landes; denn es kommen immer noch 3600 Menschen auf eine deutsche oder geographische Quadratmeile.

Eine Tabelle von den Einkünften des Erzhauses, welche Herr Schlözer mittheilt, ist ziemlich zuverläßig, aber nicht vollständig. Illyrien, die Lombardey und die Niederlande sind nicht auf der Rechnung, und der Ertrag von Hungarn und Siebenbürgen ist gegen die Art eines östreichischen Korrespondenten etwas zu gering angegeben. Folgendes

ist beyläufig das Einkommen aus den verschiedenen kaiserlichen Erblanden.

Hungarn sammt dem einverleibten Bannat . . .	15000000	Kaisergulden
Siebenbürgen . .	3000000	—
Illyrien . . .	2000000	—
Pohlen samt Bukowina	12000000	—
Böhmen . . .	11600000	—
Mähren . . .	4000000	—
Slesien . . .	700000	—
Alle östreichischen Kreislande, samt Falkenstein	22700000	—
Niederlande . .	7000000	—
Lombardey . .	4000000	—
	82000000	

Die 82 Millionen Kaisergulden betragen 98400000 Gulden Rheinisch, oder nach unserm Gelde beynahe 215 Millionen Liv. Tournois, welches ohngefähr 145 Millionen Livres weniger ist, als das Einkommen unsers Hofes, die Kolonien nicht mitgerechnet, und beyläufig so viel als das ordentliche Einkommen von Großbrittanien. Wenn man bedenkt, daß Frankreich gegen 4 Millionen Menschen mehr hat, als das östreichische Erbreich, daß es demselben in der Handlung so erstaunlich überlegen ist, und Hungarn und Illyrien nach dem Verhältniß ihrer Grösse und Bevölkerung sehr wenig abwerfen, so wird man das Verhältniß des Ertrags beyder Reiche sehr wahrscheinlich finden.

Der Ueberschlag von der Ausgabe des hiesigen Hofes, welchen der Korrespondent des Herrn Schlözers seiner Liste von der Einnahme beygefügt hat, ist grundfalsch. Die Unkosten der Armee werden auf 17 Millionen Gulden angegeben. Nun kostet zwar die Armee des hiesigen Hofes nach dem Verhältniß

der Stärke kaum 2/3 so viel, als die unsrige; allein der ganze Aufwand des Kaisers für das Militäre, die ungeheuern Magazine und Werbungskosten mitgerechnet, beträgt jährlich beynahe 30 Millionen. Einige glaubwürdige Leute geben die Summe noch höher an. Die Pensionen setzt der Korrespondent des Herrn Schlözers auf eine Million. Man wird nun bald sehen, daß noch einmal so viel an Pensionen wird eingezogen werden, ohne daß jemand, der auf Gnade des Hofes leben muß, das Nothdürftige verliert. Der Anschlag der Ausgabe mußte grundfalsch werden, denn der Korrespondent laßt sie mit der Einnahme beynahe aufgehn, und hat doch bey dieser gegen 27 Millionen Gulden mangeln lassen.

Ich erinnere mich, in einer Parlamentsrede eines englischen Ministers voriges Jahr einen Ueberschlag von den Einkünften der vornehmsten europäischen Mächte gelesen zu haben, wornach derselbe das politische Verhältniß von Großbrittanien bestimmen wollte. Frankreich schätzte er auf 12, Großbrittanien auf 9, Rußland auf 7 und Oestreich auf 6 Millionen Pfund Sterling. Der Verstoß dieses Ministers ist doch nicht so arg, als jener des Herrn Linguet, welcher in seinen Annalen den Zweifel äussert, ob Oestreich Mittel genug habe, den Westen von Europa gegen einen Einfall der Türken sicher zu stellen, und deswegen den europäischen Mächten vorschlägt, diesem Haus zu irgend einem Stück von Deutschland oder der Türkey zu verhelfen, um dem Türken die Spitze biethen zu können. Oestreich ist ohne Widerrede jetzt die zweyte Macht in Europa. Rußlands Einkünfte betragen 32 Millionen Rubel, und diese machen nach dem jetzigen Werth des Rubels nicht über 64 Millionen Kaisergulden aus. In

dem Umfang seines Reiches kann zwar der rußische Hof mit seiner Einnahme erstaunlich viel thun, weil der Preiß der Lebensmittel und der nothwendigsten Materialien daselbst so gering ist; allein er hat lange nicht so viele Hülfsmittel, grosse Operationen ausser den Gränzen seines Reiches zu soutenniren, als der hiesige Hof. Die Zeiten von Leopold und Karl dem Sechsten sind längst vorbey. Es ist seit 20 Jahren in den kaiserlichen Finanzen eine Veränderung vorgegangen, welche die Welt wird staunen machen, sobald der hiesige Hof Anlaß bekömmt, seine Macht zu zeigen. Ich glaube, er hätte nicht so viel Zeit gebraucht, als die Russen im letztern Krieg, um mit den Türken fertig zu werden — Da Großbrittaniens Einkünfte vor dem Ausbruch des jetzigen Krieges jenen des hiesigen Hofes beynahe gleich waren, durch den Verlust von Amerika aber um etwas geschmälert werden; so hat Oestreich an innerer Stärke keinen Nebenbuhler mehr, ausser Frankreich. Seine Macht ist im Steigen, und in 50 Jahren sind beyde Kronen an Gewicht einander gleich — Wenn das rußische Reich auch einige Millionen Menschen mehr enthält, als die östreichische Monarchie, so sind unter diesen Menschen doch so viel Kamschatdalen, Samojeden, Lappen u. dgl. m. die im politischen Betracht kaum so viel werth sind, als ihr Vieh. Beyde Mächte eilen mit gleich starken Schritten zu ihrer Grösse, und werden wahrscheinlich im künftigen Jahrhundert die Rollen spielen, welche Frankreich und England zu Ende des vorigen bis gegen die Mitte des jetzigen Jahrhunderts gespielt haben; nämlich die Ruhe und das Gleichgewicht von Europa werden von ihnen abhangen. Der hiesige Hof wird dem rußischen keinen Schritt voran thun lassen, ohne den nämlichen

Schritt, oder vielleicht 2 auf einmal zu thun, wie bey der Theilung von Polen, die, wie ich nun sicher weiß, eigentlich im hiesigen Kabinet ihren Ursprung genommen hat, wirklich geschehen ist. Rußland hatte die schweren Kosten des Türkischen — oder besser — des polnischen Krieges tragen müssen, und als es zur Theilung kam, gewann Oestreich so viel, als Rußland und Preussen zusammen. Der östreichische Antheil von Polen nebst der den Türken abgenommenen Bukowina ist beynahe so groß, als das Land, welches Rußland in Besitz genommen; enthält aber mehr Menschen, und trägt fast um die Hälfte mehr ein, als der russische und preußische Antheil zusammen genommen. In dem rußischen Antheil wurden nach sichern Nachrichten 2100000, und in dem preußischen nicht mehr als 650000, im östreichischen aber, wie ich dir oben sagte, 2800000 Seelen gezählt. Nebst dieser stärkern Bevölkerung hatte Oestreich noch die so einträglichen Salzwerke von Wieliźka voraus, und der größte Theil von Polen wurde in diesem so wesentlichen Bedürfniß von demselben abhängig gemacht — Oestreichs Stärke ist kompakt, die von Rußland aber ausgedehnt, und jenes wird über dieses immer den Vortheil haben, den ein untersetzter und behender Körper über einen bloß aufgedunsenen und schwerfälligen hat — Man spricht hier viel von einer Theilung der Türkey, die zwischen beyden Kaiserhöfen beschlossen seyn soll. Auch die öffentlichen Blätter fangen schon an davon zu murmeln. Ich glaube noch nicht daran, wenn gleich bekannt ist, daß beyde Höfe schon in den dreyßiger Jahren einen Plan von der Art unter sich gemacht hatten. Sollte aber wirklich etwas daran seyn, und unser Hof auf keiner Seite Einfluß genug haben, um das Gewitter, womit in diesem

Fall die Pforte bedroht würde, zu zerstreuen, so würde das gewiß der letzte freundschaftliche Traktat zwischen Rußland und Oestreich seyn. So bald die Pforte gestürzt ist, und beyde kristliche Reiche an den Ufern des schwarzen Meeres zusammen gränzen, müssen sie nothwendiger weise auf einander eifersüchtig werden, und sie kommen dann in Rükssicht auf Handlung, und andre Gegenstände gegen einander in die nämliche Lage, worin Frankreich und Großbrittanien von je her gegen einander waren.

Wien —

Allgemach fängt der Kaiser an, etwas von dem Plan seyn zu lassen, den er so lange in seinem Busen verschlossen tragen mußte. Du hast nicht von mir zu erwarten, daß ich dir von den Verordnungen, die schon erschienen sind, oder noch erscheinen werden, umständliche Rechenschaft geben solle. Ich denke nächste Woche von hier wegzureisen, und du bekömmst sie geschwinder und vollständiger durch die Zeitungen, als ich sie dir auf meinen Reisen zuschreiben könnte. Freylich ist unsere züchtige Gazette de France der Kanal nicht, Euch Sachen von der Art zufliessen zu lassen. Sie ist zu eng dazu. Sie wird Euch gar umständlich erzälen, wie der Kaiser an dem oder jenem Tag in die Kirche, auf die Jagd oder ins Konzert gegangen, wie er sich die Hand küssen lassen, und welchen Rok oder Ueberrok er an dem oder jenem Ort getragen. Aber daß er Toleranzgesetze macht, Klöster aufhebt, den Pabst beschneidet u. dgl. m. davon weiß sie nichts. Sie mag unserer Klerisey durch solche Nachrichten kein

Bauchgrimmen machen. Unterdessen habt ihr ja noch andre Kanäle genug, das reine Wasser an Euch zu ziehn, während daß die Hofzeitung ewig das Vehikulum für allen Schlamm bleibt.

Allgemeine Toleranz, Unabhängigkeit der östreichischen Staaten von allem fremden Einfluß und Tribut, Vertilgung des Mönchswesens, Umschaffung der Geistlichen zu Dienern des Staates, Aufhebung der Leibeigenschaft, Beschneidung der schädlichen Vorrechte des Adels, Säuberung der Dikasterien, Vereinfachung der Staatsverwaltung, eine allgemeine und strenge Oekonomie, Verbesserung der Justiz, Beförderung der Philosophie und Industrie, Verbreitung des Gefühls der Freyheit und Vaterlandsliebe, Aufmunterung des Verdienstes — Alles das wird von Joseph mit einem Eifer und einer Beharrlichkeit ausgeführt werden, wodurch Oestreich zum Erstaunen der Welt in kurzer Zeit zu einem der blühendsten und mächtigsten Reiche werden muß.

Und was wird aus der Kunst, fragst du? — Giebts auch Akademien des Inskriptions et belles Lettres? Arkadische Gesellschaften? Mahler- und Bildhauer-Akademien? Ohne Zweifel. Von der letzten Art ist schon lange eine da, und auch zur Bildung einer von der ersten Art fehlt es hier an tüchtigen Subjekten so wenig, als zu Paris. Es wären Leute genug da, die Zeit und Talente genug haben, einander periodisch die unsinnigsten Komplimente vorzulesen; Komplote zu machen, um die fadeste Broschüre, deren Verfasser sie an den Fußsohlen kitzelt, in die Höhe zu bringen, und einen Schriftsteller von Verdienst, der einem von ihnen auf die Zehen tritt, zu unterdrücken. Es fehlt hier auch nicht an Leuten, die geschikt genug sind, dem abgedroschensten Gedanken einen Strich von Neuheit zu geben, und unver-

schämt genug, verunstaltete Uebersetzungen für ihre Geburten auszugeben. Noch vor 8 oder 10 Jahren wurden die meisten neuen englischen und französischen Theaterstücke für Originale hiesiger Dichter verkauft — Allein, zu allem dem wird der Kaiser schwerlich einen Kreutzer hergeben. Er weiß sein Geld besser zu gebrauchen, und ich wünsche, man hätte auch bey Uns die Kosten mancher Akademie an etwas anders verwendet, und sollte es auch bloß auf Kloaken gewesen seyn, um den Koth besser wegzuräumen, der aus den angefüllten Egouts einen so förchterlichen Gestank macht, und dadurch schon Leute erstickt hat.

Ich sehe, Bruder, wie du hier die Nase rümpfest. Ich weiß, du lebst und webst in deiner Belletristerey, und bedauerst uns andern, daß wir Barbaren genug sind, dem göttlichen Kunstwesen nicht zu opfern. Ich erinnere mich aller der Vorwürfe, die du mir über meine Stumpfheit, Kälte, oder wie du es sonst nenntest, gemacht hast, so oft dir ein schönes Epigramm, eine lebhafte poetische Schilderey, ein guter Kupferstich, eine Zeichnung von einer Meisterhand, oder was ähnliches auffiel, und ich keinen Theil an deiner Entzückung nahm. Aber, lieber Bruder; jeder Mensch hat seinen eignen und verschiedenen Standpunkt, die Dinge dieser Erde zu betrachten, und da ich — aus Hochachtung für deine Lieblingsbeschäftigungen — mir die Mühe nahm, dir von der deutschen Theater- und Dichterwelt schon manche Nachricht zu geben, und dir auch verspreche, in dem Norden von Deutschland, den ich nun bald betreten werde, noch viele Nahrung für dein Steckenpferd aufzusuchen, so wirst du es mir doch nicht übel nehmen, wenn ich dir zur

Rechtfertigung meines Geschmaks etwas sage, ohne dir ihn eben aufdringen zu wollen?

Sage mir, lieber Bruder; ist es nicht eine Wahrheit, welche durch die ganze Geschichte bestätigt wird, daß die Kunst- und Witz-Epoche bey jedem Volk unmittelbar vor seinem Fall vorausgieng? Ich will dir diese Bemerkung nicht von den Griechen an bis zu uns weitläufig aus der Geschichte herleiten. Du wirst dich der vortreflichen Note erinnern, die ein Tyroler Mönch über eine Stelle des Kolumella gemacht, und dem Verfasser der Voyages en differens pays de l'Europe vorgelesen hat. Sie enthält die wichtigsten Zeugnisse der Geschichte, daß ein Staat, worin die blos belustigenden Wissenschaften und Künste herrschend und der vorzüglichste Weg sind, zu Glück und Ehre zu gelangen, seinem Fall nahe ist. Du hast Recht, daß die Schuld nicht an diesen Wissenschaften und Künsten selbst liegt. Allein wenn sie bey einer Nation ein gewisses Uebergewicht über die andern Beschäftigungen des Geistes gewinnen, so müssen sie Folgen nach sich ziehn, die dem Staat verderblich sind. Frivolität, Weichlichkeit, Verschwendung, Vernachläßigung mühsamer Untersuchungen und Anstalten; Scheinliebe, schlechte Beurtheilung in der Wahl der Diener des Staates, eine eitle und unzweckmäßige Verschönerungssucht, u. s. w. sind nothwendige Folgen derselben, wenn sie bis zum Misbrauch — der so gar nahe an den guten Gebrauch gränzt — aufgemuntert werden — Und was tragen sie dann zum wahren Glück der Menschen bey? Sind sie etwas mehr, als ein schöner Traum? Wie vergänglich war nicht bey allen Nationen die Witzepoche! Da kam gemeiniglich ein ganz unliterarisches Volk, wekte sie aus dem schönen Traum mit Faustschlägen auf, und noch ehe sie ihn

ganz aus den Augen gerieben hatten, waren sie gefesselt — Wie lang ist es seit Korneille und Racine her? Und schon erschöpft!

Nicht als wenn ich den Werken des Genies allen Beyfall versagen, und sie unbelohnt lassen wollte. Ich wünsche nur, daß man nicht durch zu grosse Freygebigkeit das Unverdienst mit dem Verdienst vermenge, die Nachafferey begünstige, die sich bey der Annäherung der Literaturepoche wie eine Seuche unter dem Volk auszubreiten pflegt, und dadurch das Gleichgewicht zwischen den nützlichen und bloß ergötzenden Wissenschaften und Künsten zum Vortheil der letztern hebe. Ich bin überzeugt, der Kaiser wird dem Dichter, Maler, und jedem Künstler von wirklichem Verdienst Gerechtigkeit widerfahren, und ihn nicht unbelohnt lassen. Allein ungleich mehr Aufmunterung würde der Akerbau, die bürgerliche Industrie, die Bestrebung des Philosophen zur Verbesserung der Staatsverwaltung, der praktische Mathematiker und Physiker, in so weit sie mit der bürgerlichen Industrie in Verbindung stehn, und alle die Wissenschaften und Künste, die etwas zum dauerhaften Wohl des Staats beytragen, von ihm zu erwarten haben. Und kannst du ihm das übel nehmen? Sein Hof wird schwerlich der von August werden, wo ein Dichter 4000 Louisdor unseres Geldes Pension hatte, indessen er seinen ehemaligen Soldaten den Sold schuldig blieb. Aber Oestreich tritt nun in die glücklichen Zeiten von Heinrich dem Vierten, wo es sich zu fühlen beginnt; wo der Grund zum Nationalreichthum gelegt, die bürgerliche Freyheit und Ruhe gegen die Eingriffe der Pfaffen und des Adels gesichert, und das Gleichgewicht zwischen allen Ständen des Staats hergestellt wird; wo man die schönen Künste und Wissenschaften, der

Natur

Natur gemäß, bloß zur Erhohlung treibt, und nicht mehr auf sie verwendet, als ein kluger ökonomischer Hausvater nach dem Verhältniß seines Vermögens für sein Vergnügen zu opfern pflegt, und wo sich diese Künste und Wissenschaften eben deswegen, weil man sie ihrer Natur gemäß behandelt, doch viel besser befinden werden, als wenn man sie durch zu grosse Freygebigkeit verzärtelte, und durch übertriebne Aufmunterung ihnen einen Anhang von Buben verschafte, der sie wie feile Gassendirnen behandelt. So bald die Kunst eine Art von Brodgewinn ist, ist es, glaub' ich, um die Meisterstücke geschehen, und wenn sie gar, wie bey uns eine Art von Zunft, und zwar die zahlreichste bildet, so sind gewiß die meisten Glieder dieser Zunft Affen. Wie selten sind nicht die Urgenies! Und läßt sich Voltäres Geist auch mit einem Preiß von Millionen wieder zum Leben erwecken?

Verzeih mir diese Ausschweifung, die nicht so sehr ein Hieb auf dein Steckenpferd, als vielmehr ein Ausbruch der Hochachtung für den Kaiser war, den ich dadurch in deinen Augen rechtfertigen wollte. Ich weiß es; ganz verzeihen wirst du es ihm nicht, daß er so sparsam gegen die schönen Künste ist; allein denke dir Bruder, er legt in Landstädten Gelder zu 10 und 20 tausend Louisdor an, womit Leute, die ein nützliches Gewerbe treiben, unterstützt werden, und wovon jeder, der irgend eine Manufaktur etabliren will, Vorschüsse zu ganz unbedeutenden Prozenten, und auch ohne alle Interessen haben kann! Er thut den Kolonisten, die sich in seinem Lande niederlassen wollen, auf alle Art Vorschub; er läßt Strassen, Dörfer, Stadte und Haven bauen, und hat eine Armee von wenigstens 300000 Mann zu unterhalten. Soll er diesen Aufwand einschränken,

und dafür eine Academie des Inscriptions et belles lettres errichten?

Vielleicht thut er mit der Zeit etwas für deine Göttinnen, wenn einmal alle Hofschulden getilgt, seine Finanzen völlig in Ordnung, und die Klöster verdünnert seyn werden. Seine Hofschulden lassen sich zwar mit den unsrigen nicht vergleichen; betragen aber doch ohngefähr 160 Millionen Gulden, und es werden jährlich gegen 18 Millionen an Interessen und an Kapital bezahlt. Die liegenden Güter aller Klöster und Stifter in den kaiserlichen Erblanden werden auf 300 Millionen Gulden geschätzt, wovon beynahe die Hälfte auf die Niederlande und die Lombardey kömmt. Vielleicht erben die Musen mit der Zeit etwas von diesem ungeheuern Vermögen.

Leb wohl.

Wien —

Morgen reise ich von hier ab. Ich werde mich einige Zeit zu Prag aufhalten, und dort einen Brief von dir erwarten.

Nun sieht man, lieber Bruder, was der Kaiser während seiner Mitregentschaft im Stillen vorgearbeitet hat. Alle Fremden, die hier sind, staunen, wie ruhig eine der größten und schnellsten Revolutionen bewirkt wird. Ein offenbarer Beweiß, daß der Monarch nach einem lang überdachten Plan handelt, und schon lange die Materialien zu dem Gebäude in Bereitschaft hatte, welches er nun mit unglaublicher Geschäftigkeit ausführt. Die Geistlichkeit und der Adel werden täglich mehr überzeugt, daß er ihnen immer härter zu Leibe gehn wird, und beede Stän-

de sehn sich entwaffnet. Der Adel liegt seines ungeheuern Vermögens ungeachtet in der tiefsten Ohnmacht. Verschwendung und Weichlichkeit haben ihn entkräftet; und der schwarze Stand trägt in seinem eignen Busen eine Schlange, die ihm am Leben nagt. Diese Schlange ist die Philosophie, die sich unter dem Mantel der Theologie schon bis auf die Stüle einiger Bischöfe eingeschlichen hat. Die meisten jungen Geistlichen sind in der Schule mit dem Gift dieser Schlange angesteckt worden. Sie wissen alle, daß ein Febronius in der Welt ist, und wenn sie gleich nur widerlegungsweise mit ihm bekannt wurden, so haben nun die Argumente des Hofes gewiß mehr Gewicht bey ihnen, als die ehemaligen Ergos ihrer Professoren, und diejenigen von ihnen, welche die nahe Beförderungen zu erwarten haben, söhnen sich nun sehr leicht mit ihrem ehemaligen Schulfeind aus, da der Hof, dessen Gunst sie so nöthig haben, seine Parthey mit aller Macht nimmt. Die Bellarministen, wozu alle alten versorgten Diener der Kirche gehören, machen freylich die ungleich grössere Zahl aus; allein der Hunger ist ein mächtiges Argument Pro und Kontra, und es käme nur darauf an, einigen der halsstarrigsten ihre Pfründen zu nehmen; so würde Bellarmin auf das kräftigste widerlegt seyn. Sie finden auch unter dem Publikum keinen Anhang, der sie im geringsten förchterlich machen könnte; denn die 250000 Advokaten, welche durch die Erblande vertheilt sind, haben die unwidersprechlichsten Deduktionen für die Sache des Kaisers gegen den Bellarmin schon seit vielen Jahren in den Taschen, und stehn auf den Wink bereit, ihre Widersächer augenblicklich stumm zu machen.

Ich glaube nicht, daß bey der ganzen Armee ein

Mann von Bedeutung ist, der den Verordnungen des Kaisers nicht den herzlichsten Beyfall gebe. Dieser Theil der Staatsverwaltung war seit langer Zeit bloß von demselben abhängig, und er trägt durchaus das Gepräge seines Oberhauptes. Unter den vielen kaiserlichen Officiers, die ich kenne, fand ich nicht einen, der über die Jugendjahre hinaus gewesen wäre, und nicht eine ziemliche Dosis Philosophie gehabt hätte. Während meines Aufenthalts in diesen Ländern waren sie für mich durchaus die besten und nützlichsten Gesellschafter und — mit Erlaubniß aller hiesigen Professoren, Doktoren und übrigen Gelehrten — ich halte sie ohne Vergleich für den aufgeklärtesten Theil der östreichischen Welt. Ich getraue mir eine grosse Menge Korporäle in der kaiserlichen Armee zu finden, die mehr gesunden Menschenverstand haben, als neun unter zehn der sogenannten hiesigen Gelehrten. Bey der Armee herrschte schon seit vielen Jahren eine Freyheit, die mit der Eingeschränktheit der übrigen Stände seltsam genug abstach, und hier hat der Kaiser wirklich schon Wunder gethan. Verschiedne Regimenter haben schon längst Lesebibliotheken für sich errichtet, und die Officiers fanden leicht Weg, die guten Schriftsteller, die andre Leuthe immer nur mit einiger Gefahr bekommen konnten, über die Gränzen zu konvoyiren. Der König von Preussen findet nun keinen vom Pabst gesalbten und gesegneten General mehr gegen sich über, wie er ehemals den Grafen Daun zu nennen pflegte. Sogar unter den gemeinen Soldaten bemerkt man eine gewisse natürliche Logik, die eine Folge von der Art ist, wie sie behandelt werden, und wie man ihnen ihre Menage, ihre Manövres, ihre Aufträge, und kurz, alle ihre Geschäfte faßlich zu machen sucht. Von der Bigotterie, die

ehemals die kaiserliche Armee auszeichnete, findet man keine Spur mehr. Und was wollte nun das schwarze Korps gegen eine solche Armee unternehmen?

So leicht es dem Kaiser meines Erachtens ist, das Kirchenwesen zu reformiren, so schwer wird es ihm werden, die Verwaltung der bürgerlichen und peinlichen Justiz zu verbessern. Ueber diesem Theil der Staatsverwaltung liegt noch eine schauerliche Finsterniß. Man fühlte schon lange die Gebrechen desselben, die zum Theil eine Folge der Gesetze selbst und der Prozeßform waren; aber durch die Dummheit, Pedanterey, Liederlichkeit, den Eigennutz und Unpatriotismus der verschiedenen Bedienten unendlich vergrössert wurden. Die verstorbene Kaiserin wollte helfen; aber wenn der Kodex Theresianus auch zehnmal weniger barbarisch wäre, als er ist, so wäre doch noch nicht geholfen. Es fehlt an einer guten Zucht Leute, welche die Gesetze handhaben müssen.

Der Kaiser verwendet sich schon während seiner Mitregentschaft mit dem rühmlichsten Eifer, um in den Gerichten die strengste Unpartheilichkeit und mehr Beschleunigung einzuführen. Ich glaube auch, daß nicht leicht eine ganz offenbare und auffallende Ungerechtigkeit von seinen Bedienten kann begangen werden; allein, er konnte sich keine neuen Subjekte erschaffen, und so lange Dummstolz, Unthätigkeit und Prachtliebe die Hauptzüge der Gerichtsglieder sind, kann er die feine Beutelschneiderey des Eigennutzes und der Bosheit, und die Schikanen nicht heben, wozu Leute von der Art in der so verwickelten Prozeßform Anlaß genug finden.

Die Kriminaljustiz ist wirklich in erbärmlichen Umständen. Wenn man den Kodex Theresianus liest, so sollte man glauben, er sey für eine Horde

Baschkiren verfaßt worden. Es werden darin Strafen für Laster bestimmt, die in einem ganzen Jahrhundert hier zu Lande nicht verübt werden, und gegen Verbrechen, die täglich hier zu tausenden geschehen, aber keine Klage erregen, z. B. Hurerey, Ehebruch, Knabenschänderey u. dgl. wird eine Strenge beobachtet, die mit der ruhigen Ausübung dieser Laster drolligt genug absticht. Das wäre eben so gar schlimm noch nicht; denn die Gesetze mögen so grausam seyn als sie wollen; so setzen sie doch die bürgerliche und natürliche Freyheit in keine Gefahr, und die unmenschlichsten Strafgesetze sind immer besser, als der gänzliche Mangel an Gesetzen, oder, welches das nämliche ist, die Nichtbeobachtung derselben. Das letztre ist nun allerdings hier der Fall. Man sah bald ein, daß der Kodex Theresianns weder auf die Sitten noch den Karakter des Publikums paßte, und man schämte sich, zu einer Zeit, wo von allen Seiten her ein so grosses Geschrey von Menschlichkeit, Abschaffung der Folter und Todesstrafen u. dgl. m. ertönt, noch so förchterlich mit Rädern, Galgen und Schwerdtern ausgerüstet zu seyn. Man kaßirte den Theresianischen Kodex nicht; sondern ließ nur allgemeine Befehle an die Richter ergehn, „gelind zu seyn, ohne Noth zu keinen Todesstrafen zu schreiten„ u. dgl. m. Diese mißverstandne Gelindigkeit ist die gefährlichste Tyranney von der Welt. Das grausamste Gesetz mordet nicht willkürlich, und — was man in der politischen Rechenkunst genau beherzigen sollte — je strenger und grausamer ein Gesetz ist, desto mehr Verwegenheit und Bosheit setzt es bey dem Verbrecher voraus, der sich von der Strenge des Gesetzes von seiner Uebelthat nicht abschrecken ließ. Aber die unbestimmten Verordnungen, ohne Noth zu keinen To-

desstrafen zu schreiten, setzen den Schuldigen platterdings der Willkühr des Richters aus, und eine der Hauptstützen der bürgerlichen Freyheit wird untergraben. So lange die vorhandenen Gesetze, wenn sie auch noch so unmenschlich sind, genau beobachtet werden, hat der Verbrecher keine Entschuldigung für sich. Er kannte das Gesetz, und da er sich doch von demselben nicht abschrecken ließ, so entspricht die Strenge desselben seiner Verwegenheit. Aber im letztern Fall kann er das Opfer einer willkürlichen Betrachtung, oder eines Umstandes werden, der mit seinen Verbrechen gar keine Verbindung hat. Ich will dir ein Beyspiel erzählen, das vor einiger Zeit zu Linz vorfiel, und wenn es gleich von der militärischen Justitz begangen worden, doch den jetzigen Zustand der hiesigen Justitz überhaupt deutlich schildert.

Zwey Grenadiere, die schönsten vom ganzen Bataillon, machten unter dem Regiment von Stein ein Komplot zu desertiren. Es wurde entdeckt, und die zwey jungen Leuthe als Rädelsführer vom Kriegsrath zum Strange verurtheilt. Nun wußte das ganze Regiment, daß alle kaiserlichen Obersten vom Hofkriegsrath den Befehl hatten, ohne die äusserste Noth kein Todesurtheil zur Exekution kommen zu lassen. Diese äusserste Noth war in dem Augenblick, als das Urtheil gesprochen ward, noch nicht da, und der verstorbne Oberst von Brown war wirklich entschlossen Pardon zu geben. Allein auf einmal änderte sich die Scene. Ihre Kammeraden giengen zu ihnen ins Gefängniß, tranken ihnen zu, und trösteten sie zuversichtlich, daß sie auf dem Richtplatz Gnade bekommen würden. Einige erbothen sich sogar, sich an ihrer statt an den Galgen führen zu lassen, in der vesten Ueberzeugung, der

Oberst müsse sie seinem Befehl gemäß begnadigen. Alles das wurde dem Obersten hinterbracht. Der zur Exekution anberaumte Tag erschien. Man führte sie auf den Richtplatz. Sie giengen mit der größten Ruhe hin, welche ihnen die zuversichtliche Erwartung ihrer Begnadigung einflößte. Ganz Linz rechnete auf ihre Pardon um so mehr, daß sie ohne Vergleich die zwey schönsten Leute und auch sonst von untadelicher Aufführung waren. Allein der Oberst von Brown hatte gefunden, daß nun der Fall der äussersten Noth da wäre, und sie wurden zum Erstaunen von ganz Linz aufgehängt.

Der Oberst bekam einen Verweis von Wien: Aber hatte er ihn verdient? War seine Entschuldigung nicht giltig, daß durch die Begnadigung dieser zwey Komplotmacher ein unbeschreibliches Aergerniß gegeben würde, indem die ganze Garnison von Linz dadurch in dem gefährlichen Gedanken, ein Oberst dörfe gar nicht mehr ein Todesurtheil exequiren lassen, bestärkt würde; daß das Komplotmachen, ohne Zweifel durch die Begnadigung der Verurtheilten, seit einiger Zeit so häufig geworden, und daß also der Fall der äussersten Noth ein Beyspiel statuiren zu müssen, wirklich da gewesen sey?

Meines geringen Erachtens waren diese Grenadiere ein Opfer der Schwäche der Gesetzgebung. Nichts ist gefährlicher, als Urtheile nicht exequiren, besonders, wenn bekannt ist, daß die Gesetzgebende Macht selbst will, daß sie nicht exequirt werden sollen. Die Gesetze werden ein Spott für kühne Verbrecher, und da auf diese Art die gesetzgebende Macht mit sich selbst im Streit liegt, so muß das heilige Richteramt ein Spiel von augenblicklicher Laune, zufälligen Nebenumständen, und willkührlichen Betrachtungen werden. Hätten in obigem Fall die Kam-

meraden der Schuldigen denselben nach dem gefällten Urtheil nicht so laut und so zu versichtlich Begnadigung versprochen, so wäre es dem Obersten von Brown nicht eingefallen, sie hängen zu lassen. Ihr Leben hieng also von dem zufälligen Gelärme ihrer Kammeraden und der Betrachtung des Obersten ab, daß dieses Gelärme sehr schädlich sey. Hat aber die gesetzgebende Macht nicht vorläufig alles das gut geheissen? Befiehlt sie nicht, daß im Fall der Noth das Urtheil vollzogen werden soll? Und wer sollte dann diesen schwankenden Ausdruck bestimmen? Wer anders, als der Oberste sollte entscheiden, ob der Fall der Noth da sey, oder nicht?

Bestimmtheit, nicht Gelindigkeit, ist die erste Tugend der Gesetze, und in Rücksicht auf die Vollziehung ist die letztere ein grosser Fehler. Bloß durch die Strenge der Vollziehung erhalten die Gesetze ihre Kraft. — Die Bestimmtheit derselben macht den Beklagten von der Person des Richters und den Zufällen unabhängig, die mit seinem Verbrechen keine Verbindung haben. Sie ist der einzige sichere Damm gegen Tyranney und Despotie. Sie setzt alle Glieder des Staates in den Stand der natürlichen Freyheit, wo es blos von ihrer Willkühr abhängt, glücklich oder unglücklich, sträflich oder unsträflich zu seyn. Unendlich menschlicher würde die Regierung verfahren, wenn sie mit aller Strenge auf die Beobachtung des theresianischen Gesetzbuches hielte, als Urtheile sprechen liesse, und durch unbestimmte Ausdrücke ihre Diener bevollmächtigte, diese Urtheile nach ihrem willkürlichen Gutbefinden vollziehn oder nicht vollziehn zu lassen. Scheinen die vorhandenen Gesetze der gesetzgebenden Macht zu grausam; so ist kein anders Mittel, ihr eignes Ansehn zu retten, und die bürgerliche Freyheit sicher zu stellen, für sie

übrig, als die alten Gesetze aufzuheben, mit der größten Bestimmtheit neue zu machen, und diese mit aller Strenge vollziehn zu lassen.

Ueberhaupt ist es ein Fehler der hiesigen Staatsverwaltung, daß man die Bedienten mit Verordnungen überhäuft, ohne auf ihre Vollziehung mit der nöthigen Strenge zu halten. Man sieht überall — das Militäre ausgenommen — daß es an einem durchgedachten und zusammenhängenden Plane fehlt, und die Administration, wie ein unerfahrner Arzt, erst durch eine Menge Vorschriften suchen will, was gut oder bös sey. Das Projektiren und Schreiben geht ins Unendliche. Es folgen Befehle auf Befehle, Mustertabellen auf Mustertabellen, Reskripte auf Reskripte, wovon das folgende das vorhergehende allezeit aufhebt, oder doch sehr einschränkt. Verschiedene Beamten auf dem Lande haben es sich zur Regel gemacht, erst 4 bis 6 Wochen mit der Vollziehung dieser Vorschriften zu warten, um zu sehn, ob es der Regierung wirklich Ernst damit sey. Es wäre eine merkwürdige und ohne Zweifel für die östreichische Nachwelt sehr nützliche Arbeit, wenn man alle die Widersprüche sammelte, die seit 15 bis 20 Jahren in den Hofbefehlen vorkamen. Es rührte zum Theil daher, daß der Kaiser einen andern Regierungsplan hatte, als seine Frau Mutter; allein, auch als Alleinherrscher wird er in der nächsten Generation seine Civilbedienung noch nicht ganz in Ordnung bringen können; denn es fehlt an tüchtigen Subalternen, wie ich dir schon öfters sagte. Die hiesigen sogenannten **Dikasterianten** (überhaupt genommen) sind ein Volk, das man eher zum Gassenkehren als zu Staatsgeschäften gebrauchen sollte. Und wo soll der Monarch geschwind andre Leute hernehmen?

Merkwürdig ist die Sprache der hiesigen Gerichte und Dikasterien. Du mußt wissen, daß sie ihren ganz eignen Stil haben, der von der gewöhnlichen deutschen Sprache unendlich verschieden ist, und der Kanzley- oder Kurialstil genennt wird — So eben lese ich ein Reichshofrathsreskript an das Dohmkapitel zu Salzburg, welches einen Prozeß gegen seinen Erzbischof führt. Da kommen Perioden vor, die eine ganze Folioseite ausfüllen, und wo man mit aller möglichen Anstrengung nicht ausfindig machen kann, wie die Schlußsätze mit den Vordersätzen zusammenhängen. Je unzusammenhängender und ausgedehnter die Perioden, und je mehr sie mit den seltsamsten lateinischen und französischen Wörtern untermischt sind, desto besser ist der Kanzleystil. Es kommen auch viele deutsche Wörter vor, die im gemeinen Leben die grad entgegengesetzte Bedeutung haben. Ich halte es für platterdings unmöglich, daß ihre Urenkel etwas von dem Geschreibsel werden verstehn können. Leb wohl.

Prag —

Die Reise von Wien hieher war für mich eine der interessantesten, die ich je gemacht; ob wir schon auf einem Weg von 42 deutschen Meilen, nach der Post gerechnet, keine erhebliche Stadt zu Gesicht bekamen. Meine Gesellschaft bestand aus einem kaiserlichen Officier, einem Geistlichen, und einem reisenden Niedersachsen. Der Officier hatte den letzten schlesischen Krieg mitgemacht. Er war ein Mann von Kopf, und auf zwey der berühmtesten Schlachtfeldern, welche die neue Geschichte kennt, unser Cicerone.

So lange unsere Reise noch durch Oestreich gieng, sahen wir das Land vortreflich angebaut, und alle Merkmale von einem hohen Wohlstand der Einwohner. Aber in dem Theil von Mähren, durch welchen wir kamen, schien das Landvolk nicht so glücklich zu seyn, als seine deutschen Nachbarn. Doch war das Land durchaus gut angebaut, und man sah keine Spur von der Wildheit, die in Hungarn so auffallend ist. Znaym und Iglau sind zwey hübsche Landstädtchen. Die Einwohner sprechen zwar deutsch, doch merkt man, daß es ihre Mutterspra-che nicht ist.

Das ganze Land war theils eben, theils sanft hügelicht. Aber auf der Gränze von Böhmen erhoben sich die Hügel in eine Reihe ansehnlicher, doch fruchtbarer Berge. Da, wo unsere Strasse diese Bergreihe durchschnitt, war sie mit Dörfern, einigen adelichen Schlössern, und schönem Gehölze bedeckt.

Die Strasse ist vortreflich. Alle tausend Schritte erblickt man einen Pfahl, worauf die Zahl der Schritte eingebrennt ist, die man zurückgelegt hat — Wir erblickten auf dem ebenen Land von Böhmen sehr wenig Dörfer, und die Deutschen haben ein Sprüchwort: „Das Ding kömmt ihm so fremd vor, wie böhmische Dörfer.„ Allein aus den militärischen Konskriptionslisten ergiebt sich, daß das ganze Königreich ungemein stark bevölkert ist, und wir sahen auch den Anbau des Landes in dem besten Zustand. Der Boden besteht durchaus aus einer gelblichten, lockern und sehr guten Erde, und wir erblickten weder merklich viele Brachfelder, noch irgend einen öden Strich. Unser Officier, welcher das Land die Kreutz und Quere durchwandert hat,

löste uns das Räthsel auf. Er sagte uns, die meisten Dörfer lägen in den Vertiefungen des Bodens, an den Bächen und Flüssen, oder hinter Holzungen, und wenn wir nur eine halbe Stunde weit rechts oder links von der Strasse giengen, so würden wir Dörfer genug erblicken. Diese Gewohnheit der Bauern, ihre Wohnungen in den Tiefen oder hinter Holzungen aufzuschlagen, rührt vielleicht aus den Zeiten des Faustrechts her, wo sie sich vor dem Anblick der Räuber und fahrenden Ritter, welche das Land durchstreiften, zu verstecken suchten, und ohne Zweifel hat auch die Gemächlichkeit, das Wasser in der Nähe zu haben, viel dazu beygetragen.

Mitten zwischen Kolin und Planiany, welche Orte zwey deutsche Meilen von einander entlegen sind, kamen wir auf das Feld der so entscheidenden Schlacht, die von beyden Orten benennt wird, aber eigentlich den Namen von einem kleinen Dorf haben sollte, dicht an welchem sie vorfiel. Wir stiegen aus, und unser sehr gefällige Cicerone, der stolz darauf war, Theil an diesem so merkwürdigen Vorfall gehabt zu haben, durchlief mit uns diese Gegend, wo Oestreichs Ehre gerettet ward.

Man giebt verschiedne Gründe an, warum diese Schlacht für den König von Preussen so unglücklich ausfiel. Es lassen sich nach einem Vorfall von der Art unendlich viel wahrscheinliche Betrachtungen und Folgerungen machen, wodurch gar oft ein Nebenumstand, der zum Ausschlag beytrug, als entscheidend angegeben, und der Geschichtschreiber, der so viele widersprechende Nachrichten, sogar von Augenzeugen vor sich liegen hat, in nicht geringe Verlegenheit gesetzt wird — Hier hieng zuverläßig der Ausschlag des Treffens bloß von dem Terrein ab, welches Daun zu benutzen wußte.

Längst der Straße und zur Rechten derselben zieht sich eine Ebene in die unabsehbare Ferne hin. Zur Linken derselben erhebt sich sanft eine Anhöhe, die nächst an dem Dorf, wo der Hauptangriff geschah, eine Art von Gipfel bildet. Von der rechten Seite dieser Anhöhe (die man kaum einen Gipfel nennen kann) zieht sich, wenn man sie gerade vor Augen hat, ein langer tiefer und mit steilen Wänden eingeschlossener Graben hin, der in einer beträchtlichen Entfernung ein Thal zwischen Hügeln wird. Auch zur Linken senkt sich diese Anhöhe in ein merkliches Tobel, und nur rückwärts verliert sie sich in einen ebenen Boden. Dauns rechter Flügel stand auf der Spitze dieser Anhöhe, und der übrige Theil der Armee war von dem Graben gedeckt, der sich zur Linken hinzieht. Der König von Preussen rückte durch die Ebene heran, welche unsere Straße durchschnitt. Er mußte schlagen, oder die Belagerung von Prag aufheben und Böhmen räumen. Es war kein andrer Angriff möglich, als auf den rechten Flügel der Kaiserlichen. Die dapfern Preussen achteten nicht auf die Mißgunst des Terreins. Ueberall gewohnt zu siegen, avancirte ihr linker Flügel die Anhöhe muthig hinan. Die kaiserlichen, welche den Vortheil der Erhöhung hatten, schlugen sie standhaft zurück. Sechsmal wiederholten die Preussen den fehlgeschlagenen Angriff, und da das Terrein des Angriffs sehr eingeschränkt war, so waren ihnen zuletzt wirklich die Haufen ihrer eignen Todten sehr hinderlich, welche den Abhang der Anhöhe bedeckten, den sie übersteigen mußten. Und doch hätten sie vielleicht noch gesiegt, wenn nicht Daun Zeit gehabt hätte, Reuterey auf seinen schlagenden Flügel zu ziehn. Diese fiel auf einmal aus dem Tobel, welcher der Anhöhe zur Linken ist, in die Flanke der

Preussen. Sie mußten nun nach den verzweifeltesten Angriffen die Flucht ergreifen. Indem sie schon flohen, nahm Prinz Moritz von Dessau, dessen Bravour öfters eine Art von Raserey ward, einzle Bataillons, und wollte noch dem ganzen Strom der siegenden kaiserlichen Armee damit Einhalt thun, und so wurde der Verlust der Preussen unnöthiger weise und auf die tollste Art vergrössert. Er hätte bis auf den letzten Mann gefochten, wenn er nicht von seinem tollkühnen Unternehmen durch des Königs Befehle wäre zurückgerufen worden. Er hatte auch die brave Garde des Königs auf diese Art dem Tod in den Rachen geführt, und als er zum König kam, schrie ihm dieser zu: Prinz! Meine Garde! Meine Garde! Der Prinz schrie zurück: Euer Majestät! Mein Regiment! Mein Regiment! — Er glaubte wirklich, weil sein Regiment zu schanden gehauen wäre, so dürfte keines mehr übrig bleiben.

Nun mag es freylich ein Fehler gewesen seyn, daß der König keine Kavalerie auf seinem linken Flügel hatte. Allein dieser Fehler hieng bloß von der Mißgunst des Terreins ab. Hätten die Oestreicher nicht den so grossen Vortheil der Erhöhung ihres rechten Flügels und der Sicherheit des übrigen Theils ihrer Armee gehabt, so hätten die Preussen, die ihnen dieser vortheilhaften Stellung ungeachtet doch den Sieg so lange streitig machten, wahrscheinlicher weise gesiegt, ehe Daun den angegriffenen Theil mit Kavalerie hätte unterstützen können, und niemand hätte dann daran gedacht, daß bey der preußischen Armee irgendwo Kavalerie gefehlt hätte. Der König konnte auch die Bewegung der feindlichen Reuterey nicht bemerken, und ihr Anfall aus dem Tobel herauf war um so entscheidender, da er ganz unerwartet, und vielleicht auch

in den Augen des Königs a priori ganz unwahrscheinlich war.

Andre sagen, der König habe nicht mit seinem linken Flügel, sondern, während daß der Prinz von Dessau den Feind amusiren sollte, seine Ordre de Bataille verändern, und mit dem rechten Flügel schlagen wollen. Seine Flanke wäre alsdann gegen einen Anfall der feindlichen Kavalerie gesichert gewesen, und er hätte von dem linken Flügel der Oestreicher, der jenseits des tiefen Graben stand, ohnehin nichts zu beförchten gehabt. Der Prinz von Dessau habe aber, anstatt den Feind zu amusiren, einen so lebhaften und kritischen Angriff gethan, daß ihn der König habe unterstützen müssen, aus Forcht, wenn der Prinz zurückgeschlagen würde, möchte durch die Flucht seiner Regimenter die ganze Armee in Unordnung gebracht werden. Ich glaube, dieß ist auch eine von den hintennach angestellten Reflexionen, wodurch man wohl herausbringt, was man hätte thun sollen, aber nicht, was man thun wollen, und wirklich gethan hat — Andre meinen, der König habe sich durch die Schmeicheleyen seines bisherigen Glückes, welches besonders in dem, nicht lange zuvor, bey Prag vorgefallenen Treffen Wunder für ihn gethan, ein wenig zu kühn machen lassen, und einige Dinge bey dieser Schlacht, z. B. die Stellung der Reuterei vernachläßigt. Aber dies scheint auch eine von den Beobachtungen zu seyn, die irgend ein hochweiser Zeitungsschreiber hintennach angestellt, um sich die Miene zu geben, als wüßte er mehr als andre Leute. Ein Mann von des Königs Karakter, der genug bewies, daß er sich durch keine Misgunst des Glückes niederschlagen läßt, läßt sich auch gewiß durch keine Schmeicheleyen desselben irre machen.

Nach

Nach so manchen erfochtenen Siegen zum erstenmal geschlagen, zog der König in der besten Ordnung über Leutmeriz und Aussig nach Sachsen zurük. Niedergeschlagen war er nicht, aber wohl ein bisgen mürrisch, welches sein verstorbener älterer Bruder empfand, der einen andern Theil der Armee über Gabel nach Sachsen zurückführte. Doch diesen merkwürdigen Rückmarsch und die damit verbundenen Anekdoten kennst du ohne Zweifel aus dem Recueil de lettres de sa Majesté le Roi de Prusse regardant la derniére Guerre. Hatte er hier gesiegt, so wäre er Meister von ganz Böhmen gewesen; ganz Oestreich hätte ihm offen gestanden, und nur Ollmütz hätte vielleicht Wien selbst gerettet. Er hätte seinen Feinden Friedensbedingnisse vorgeschrieben. Nun waren aber noch 6 blutige Kriegsjahre die Folge dieses Treffens.

Der König kommandirte dieses Treffen aus den Fenstern des obern Stokwerks eines Wirthshauses, welches ganz einzeln und hart an der Landstrasse liegt, und wo der Mittelpunkt seiner Armee stand. Mit unbeschreiblichem Vergnügen speißten wir in dem Zimmer, welches auf beyden Seiten die Aussicht auf das Schlachtfeld beherrscht, zu Mittag. Alles war mir auf eine gewisse Art heilig. Ich stand an der Stelle des Königs, an dem Fenster, wo man die Anhöhe, worauf der Angriff geschahe, schnurgrade vor den Augen hat. Ich empfand seinen Schmerz auf das lebhafteste, den ihm der Anblik seiner zurükweichenden Truppen auf dieser Stelle mußte verursacht haben — In den Mauern des Wirthshauses sah man einige Spuren von Kanonenkugeln, und der König war nicht ganz sicher.

Kolin ist wirklich ein artiges Städtchen, und ohne Vergleich der beste Ort, den man von Wien bis hie-

her zu Gesicht bekömmt; doch hat er schwerlich — die darin liegenden Truppen ungerechnet — über 3500 Seelen, denn es sind der Häuser nicht über 700, und sie scheinen eben nicht häufig bewohnt zu seyn. Wir hielten hier ein wenig Rast, und wurden vortreflich bewirthet, wie man dann in Böhmen überhaupt sehr gut und wohlfeil speißt. Junge Hahnen, Enten, Gänse u. dgl. m. sind auch auf den schlechtesten Dörfern in den Wirthshäusern ein gewöhnliches Essen. Um dir einen Begriff von dem geringen Preiß der Lebensmittel zu geben, will ich dir eine der Zechen beschreiben, die ich in Gesellschaft des Niedersachsen, mit dem ich immer zusammenhielt, gemacht habe — Fast alle Wirthshäuser die wir gesehn, hatten ein schlechtes Ansehn, und die Wirthe schienen, ungeachtet sie uns sehr gut bedienten, in keinen guten Umständen zu seyn. Ihre Häuser standen meistens einzeln an der Strasse, und hatten weder Obst, oder Gemüßgärten, noch irgend ein Stückchen Landes dabey, das ihnen eigenthümlich zugehörte. Sie müssen dem Landesherrn oder den Edelleuten, welchen die Wirthshäuser zugehören, einen so grossen Zins geben, daß sie wenig gewinnen können. Endlich erblikten wir nahe bey einem Dorfe ein Wirthshause, das eine viel bessere Miene hatte. Es hatte einen geräumigen Hof, Scheunen, Stallungen und Gärten um sich her. Es war das Eigenthum des Wirthes. Nun, sagten wir beym Eintritt unsers Schlafzimmers, wird es eine andre Zeche geben, und vermuthlich werden wir die herrliche Aussicht, welche unser heutiges Nachtquartier beherrscht, die schönen Meublen, das niedliche Geschirre und all die Herrlichkeit, die wir geniessen und nicht geniessen, bezahlen müssen. Wir bekamen zum Nachtessen eine Reissuppe, mit einem

sehr guten Huhn, einen Salat und 2 gebratene junge Hahnen. Wir tranken zusammen eine Maaß Bier, welches in Böhmen überhaupt sehr vortreflich ist, und einen Schoppen Wein zur Probe obendrauf, fanden ihn sehr schlecht, und wollten um so weniger den zweyten fodern, da wir wußten, daß der Wein in ganz Böhmen sehr theuer ist Wir hatten zwey reinliche und gute Betten, und einen köstlichen Kaffee zum Frühstük. Und glaubst du nun wohl, daß unsre ganze Zeche zusammen nicht mehr als 42 Kreuzer, oder ohngefähr 1 Livre 17 Sous betrug?

Ohngefähr eine Stunde vor Prag machten wir halt, und giengen eine hübsche Streke weit rechts von der Strasse ab, um das Feld der im Jahr 1757 vorgefallenen, berühmten Schlacht zu beschauen; Hier besiegten die Preussen die Natur selbst. Eine vortheilhaftere Stellung hätten die Oestreicher nicht haben können. Ein tiefer, weiter und von ziemlich steilen Abhängen eingeschlossener Graben trennte sie von ihrem Feind. Sie hatten eine förchterliche Artillerie, die auf sehr vortheilhaft angelegten Batterien den Graben bestrich. Als die Preussen durch den Graben den ersten Angriff wagten, fielen sie wie die Schneeflocken zusammen. Das Feuer der Oestreicher war schreklich. Eine hartnäckigere und blutigere Schlacht ist in diesem Jahrhundert nicht vorgefallen, und vielleicht hat die ganze Geschichte kein Beyspiel, daß ein Treffen in so ungünstigen Umständen als die Preussen hier zu bekämpfen hatten, gewonnen ward. Es ist hier fast buchstäblich wahr, daß sie in dem nämlichen Augenblik zugleich eine Vestung einnehmen und eine Armee schlagen mußten, die stärker als die ihrige war. Denke dir einen tiefen mit Kanonen flankirten Graben, auf dessen entgegengesetztem Rand eine Armee von ohngefähr 70000

Mann in der besten Kontenance steht! Und die Preussen setzen durch den Graben, ersteigen siegreich den entgegenstehenden Wall, schlagen den Feind in die verworrenste Flucht, und belagern Prag, worein sich ein Theil der flüchtigen kaiserlichen Armee geworfen hatte! Sie hatten aber den Sieg theuer bezahlt. Ihr Verlust an Mannschaft war ungleich beträchtlicher als jener ihrer Feinde. Man ist aber über die Zahl ihrer Todten nicht einig. Einige geben sie auf sieben, andre auf neun bis zehn tausend Mann an. Alle neuere Schlachten haben so ungeheure Varianten. Unter dessen soll es doch ohne Uebertreibung wahr seyn, daß der Boden des Grabens hie und da in seiner ganzen, ansehnlichen Breite dicht mit Todten und an manchen Orten auch mit hohen Haufen derselben bedeckt war.

Der Verlust des berühmten Generals Schwerin war bey dieser Schlacht das schmerzlichste für den König. Wir betrachteten mit feyerlichster Wehmuth den Baum, an welchen er fiel. Der jetzige Kaiser ließ ihm ein Denkmal setzen, das dem Stifter noch mehr Ehre macht, als dem, dessen Namen es trägt und verewigt. Vom Tod dieses braven Mannes erzählt man verschiedene Anekdoten. Einige sagen, er habe im Treffen einen Adjutanten an den König geschikt, mit dem Bericht, er halte es für unmöglich, daß die Schlacht gewonnen werden könnte. Der König habe den Adjutanten mit einer sehr kränkenden Antwort zurükgeschikt, worauf Schwerin vorsetzlich den Tod gesucht. Ich habe keinen Glauben an diese Anekdote; denn wenn der General auch noch so viele Bedenklichkeiten über den Ausgang der Schlacht geäussert hätte, so wußte der König doch, daß es mit dem trocknen Wort: Gehorche, genug sey, um ihn an seine Pflicht anzuweisen, und von

ihm alles zu erwarten, was ein Mann von Schwerins Karakter, Muth und Fähigkeit leisten konnte. Wir wollen ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die man nach dem Sprüchwort allen Todten schuldig ist. Er starb als Patriot. Er sah die Schwierigkeiten des Angriffes; sah den guten Willen und den durch die greuliche Verheerung des Todes noch nicht erschütterten Muth seiner Truppen; sah, daß ein kühner Anführer entscheiden könnte, und indem er einen Kornet so eben stürzen sah, riß er dem sterbenden die Fahne aus der Hand; rief seinen Soldaten zu: Folgt mir Kinder! und ritt gegen die Kanonen hinan. Eine Stückkugel schlug ihn an der Spitze seiner braven Gefährten nieder; welche aber durch seinen Muth angefeuert, die Anhöhe erstiegen, in den Feind einbrachen, und dadurch dem Treffen zum Vortheil ihres Königs den Ausschlag gaben.

Der König belagerte hierauf Prag. Daun sammelte unterdessen die zerstreuten kaiserlichen Regimenter und brachte eine Armee zusammen, die um so eher im stand gewesen wäre, diese Stadt zu entsetzen, da sie eine so starke Besatzung hatte, die ohnehin durch heftige Ausfälle dem König warm machte. Der König rückt ihm entgegen, um die Belagerung souteniren zu können, und da kam es zu der oben beschriebenen Schlacht bey Kolin, wo für ihn alles wieder verloren gieng, was er in der ersten gewonnen hätte!

Prag —

Böhmen ist ein gesegnetes Land, und hat ein herrliches Klima. Seit meinem kurzen Aufenthalt hab' ich verschiedne Fremden kennen gelernt, die sich wegen der gesunden Luft, der guten und wohlfeilen Lebensmitteln und dem jovialischen Humor der Einwohner beständig hier aufhalten — Aeneas Sylvius beschreibt das Land wie einen Theil von Sibirien; und doch war es zu seiner Zeit, wahrscheinlicherweise, blühender als es jetzt ist. Für einen Römer mag der Abstich der Witterung immer merklich seyn; allein ich glaube, daß ser. Eminenz doch nur im Winter hier war. Zu Rom hat man gewiß keinen so schönen Frühling, als der jetzige hier ist. Ueberhaupt sollen hier die Frühlinge und Sommer äusserst angenehm seyn, so wie die Herbste zu Wien, wo man aber selten einen ordentlichen Frühling hat, und der rauhe Winter gemeiniglich mit dem heissen Sommer unmittelbar zusammengränzt. Hier bleibt die Witterung immer in einem gewissen Gleichgewicht, und ist den schnellen und gewaltsamen Veränderungen nicht unterworfen, die der Gesundheit so nachtheilig sind. Die Kälte des Winters ist hier eben so selten, wie die Hitze des Sommers ausserordentlich heftig. Die Luft ist trocken, rein und gemäßigt.

Das Land liegt hoch, und bildet ein ungeheuer weites Thal, das auf allen Seiten von hohem und starkbeholztem Gebirge umgeben ist. Die Vertiefung in der Mitte, wo die Flüsse, die Elbe, die Moldau und die Eger zusammenfliessen, und die du dir leicht mit einem Blick auf die Karte deutlich vorstellen kannst, ist gegen die Gewalt der Winde gedeckt. Dies

se verschiedenen Abdachungen des Landes gegen die Mitte zu befördern den Abfluß des Gewässers, und es kann weder Moräste noch Seen bilden, welche die Luft mit schädlichen Ausdünstungen anfüllen. Da der Boden des Thales nur an sehr wenig Orten felsigt ist, so gräbt es sich leicht seine Kanäle durch die lokere Erde, und befruchtet dieselbe ohne, wie in vielen Gegenden der noch höhern Schweitz, die Luft mit Katharren und Flüssen anzufüllen.

Das Land hat alles, was zu einem gemächlichen Leben gehört, in erstaunlichem Ueberfluß, nur Salz und Wein ausgenommen. Den größten Theil des erstern Bedürfnisses bezieht es um sehr billigen Preis von Linz, wo eine Niederlage von Salz ist, welches zu Gemünd in Oestreich und zu Halle in Tyrol gewonnen wird. Das übrige bekömmt es jezt, auch um einen mäßigen Preis, aus dem östreichischen Polen. Mit dem Weinbau sind glückliche Versuche gemacht worden, und ich habe hier Melniker gekostet, welcher der mittlern Gattung der Weine von Bordeaux wenig nachgiebt. Die ersten Setzlinge sind aus Burgund beschrieben worden. Allein das Land wird doch schwerlich diesen Artickel für sich in hinlänglicher Menge ziehen können, und hat auch andre Güter genug, um sich denselben eintauschen zu können. Es hat im Handel ein grosses Uebergewicht, welches ihm auch keines der benachbarten Länder streitig machen kann, weil es größtentheils auf natürlichen Gütern und den ersten Bedürfnissen beruht. Es versieht einen grossen Theil von Sachsen, Slesien und Oestreich mit Getreide und verkauft auch etwas Vieh. Der Saatzer-Kreis ist auch in Jahren von mittelmäßiger Erndte allein im stand, ganz Böhmen, so bevölkert es auch ist, mit dem nöthigen Getreide zu versehen. Die vortreflichen böhmischen Hopfen wer-

den bis an den Rhein in grosser Menge ausgeführt. Die Pferdezucht ist seit einigen Jahren ausnehmend verbessert worden, und trägt dem Lande schon eine ansehnliche Summe Geld ein. Das böhmische Zinn ist nach dem englischen das beste, welches man kennt und mit Alaun, Bittersalz, verschiedenen Gattungen von Edelgesteinen, besonders Granaten, u. s. w. wird ein beträchtlicher Handel getrieben. Die grossen Waldungen, womit es eingeschlossen ist, begünstigen seine vortreflichen Glasfabricken, die aus ganz Europa, von Portugal und Neapel bis nach Schweden hinauf, eine unglaubliche Menge Geldes ins Land ziehn. Man verfertigt auch seit einigen Jahren eine erstaunliche Menge guter und ungemein wohlfeiler Hüthe, und versieht damit einen grossen Theil der Einwohner von Oestreich, Bayern und Franken. Die Tuch- und Leinwand-Manufakturen kommen auch sehr in Aufnahme.

Die Böhmen gehn häufig ausser Landes, theils als Glashändler bis nach England und Italien, theils als Korb- und Siebmacher, in welcher Qualität ich sie Karavanen-weise am Oberrhein und in den Niederlanden umher ziehen sah. Sie kommen größtentheils wieder mit einem hübschen Geldchen nach Hause, und halten alle in der Fremde wie Brüder zusammen.

Ueberhaupt haben sie ungemein viel Vaterlandsliebe, und eine gewisse Vertraulichkeit unter sich, die sie oft in den Augen der Fremden zu einem türkischen und groben Volk macht, welches sie aber in der That nicht sind. Seit den Zeiten des Hans Huß haben sie einen heimlichen Groll gegen die Deutschen, den man nicht einem bösen Humor, sondern wirklich ihrem Nationalstolz zuschreiben muß. Die Bauern welche an den Landstrassen wohnen, sprechen gröstens

theils deutsch; allein ohne Noth lassen sie sich mit einem Fremden nicht gerne in ein Gespräche ein. Sie thun, als wenn sie kein Wörtchen Deutsch verstünden, holen die Durchreisenden aus, und haben unter sich ihr Gespötte mit ihnen. Man wollte sie zwingen, ihre Kinder in deutsche Schulen zu schicken; allein bisher war diese Mühe vergeblich. Sie haben einen unbeschreiblichen Abscheu gegen alles, was deutsch heißt. Ich hab hier junge Leuthe von den Siegen, die ihre Voreltern unter Ziska über die Deutschen erfochten haben, mit einer Wärme und einem Stolz sprechen hören, die sie in meinen Augen sehr liebenswürdig machten, die aber freylich einem Deutschen die Galle ein wenig hätten anareizen müssen. Sie erinnern sich noch, daß die Residenz des Hofes zu Prag ehedem das Land blühend machte, und äussern ein kleines Mißvergnügen, daß Oestreich in Rücksicht auf die Residenz den Vorzug vor ihnen hat, und jährlich eine so beträchtliche Summe Geldes theils vom Hof, theils vom Adel nach Wien gezogen wird. Die verstorbene Kayserin soll von jeher gegen diese Widerspenstigkeit der Böhmen sehr empfindlich, und dieses Königreich von ihren alten Erbländern das einzige gewesen seyn, welches sie nicht besucht.

Die Hußiten sind im Lande noch sehr zahlreich. Einige behaupten sogar, der sechste Theil der Bauern hienge heimlich dieser Lehre an. Auch in Mähren ist sie noch sehr ausgebreitet. Es sind erst 4 Jahre her, daß daselbst gegen 14000 Bauern einen kleinen Aufstand erregten, ihre Gewissensfreyheit zu behaupten; allein man brachte sie bald wieder zur Ruhe, ohne daß die Sache auswärts einiges Aufsehn erregte.

Voltäre und einige andre Geschichtschreiber haben

den berühmten Hans Huß und seine Lehre sehr verkennt. Sie setzen bey diesem Reformator einen sehr eingeschränkten Verstand voraus, und meinen, seine Absicht wäre nicht weiter gegangen, als um dem Volk den Genuß des Kelchs beym Abendmal, und allenfalls den Geistlichen Weiber zu verschaffen. Sie belieben mit ihm ihr Gespötte zu treiben, daß er das unbegreifliche Sakrament noch unbegreiflicher habe machen wollen, und nicht die geringste Ahndung gehabt haben, wie sehr der Menschenverstand durch solche Mysterien aufgebracht werde. Sie sprechen ihm daher den philosophischen Geist seines Lehrmeisters, des Wikleffs, und seinen Nachfolger nämlich des Luthers, Zwinglis und Kalvins ab. Ich hatte ehedem den nämlichen Begriff von diesem Mann; allein seitdem ich seine und seiner Anhänger Geschichte studierte, habe ich eine grössere Meinung von ihm gefaßt. Ich suchte in der Bibliothek zu Wien alle Urkunden auf, die auf diese interessante Geschichte Bezug haben. Bey Menken fand ich eine Erklärung der Hussiten an den Reichstag zu Nürnberg in einem Deutsch, das ich erst verstehen konnte, als ich es 6 bis 7 mal durchgelesen, und auch bey verschiedenen Bekannten Erläuterungen gesammelt hatte. Diese merkwürdige Erklärung und Aufforderung enthält das ganze Lehrgebäude der Hussiten. Sie greifen die ganze römische Hierarchie mit ihren Abläßen, dem Fegfeuer, dem Fasten, dem ganzen Mönchswesen und allen Attributen und Modifikationen an, und man sieht offenbar, daß sie nur einen Schritt hinter Kalvin zurück waren. Die Sprache dieser Erklärung hat den Ton der Entschlossenheit, der innern Ueberzeugung, und der gesunden Vernunft; nur fällt sie nach der Art der damaligen Zeiten, so wie bey Luther, manchmal ins Grobe und Pöbelhafte.

Gewiß hatten die nachfolgenden Reformatoren nichts von Huß voraus, als den Vortheil, daß durch den seit Hussens Zeiten in Aufnahm gekommenen Bücherdruck die Wissenschaften sich dem Volke mehr mitgetheilt hatten, nnd durch dieses Hilfsmittel ihre Lehre sich schneller ausbreiten konnte. Hussens Lehre verlor sich in den Kriegen, die eine Folge seines Todes waren. Sie mußte durch die Barbarey, welche sich auf einmal wieder über Böhmen ausbreitete, und wo das Volk keine tüchtigen Lehrer mehr, sondern nur wüthende Anführer zum Blutvergiessen hatte, verunstaltet werden.

Ich fand noch Spuren genug, daß Huß, ungeachtet seines Starrsinns und seiner Verwegenheit, ein aufgeklärter und philosophischer Kopf war, der freylich auch etwas von dem unausgefeilten Gepräge seines Zeitalters trug. Es juckt mich verflucht in den Fingern, Bruder, mich hinter seine Geschichte herzumachen, die meines Erachtens noch lange nicht genug behelligt ist. Ich will dazu sammeln was ich kann, und wenn ich einmal hinlängliche Muse habe, einen Versuch machen, ob ich zum Geschichtschreiben einigen Beruf habe. Wenigstens fühl ich einen starken Reiz dazu.

Die noch lebenden Hußiten machen sich grosse Hoffnung, der jetzige Kaiser, dessen tolerante Gesinnungen längst schon bekannt sind, werde ihnen um so eher Gewissensfreyheit gestatten, da er den Böhmen vorzüglich hold ist; allein, man glaubt hier allgemein, sie betrögen sich in ihrer Erwartung; denn da sie von den Grundsätzen der Lutheraner nicht sehr entfernt sind, so würde es wohl nicht rathsam seyn, eine ganz neue Sekte, die bey ihrer Entstehung fast allzeit eine Gährung unter dem Volk veranlaßt, in Aufnahme kommen zu lassen.

Die Böhmen sind ein vortreflicher Schlag Leute. Dubravius, einer ihrer Geschichtschreiber, und Bischof zu Ollmütz im 16ten Jahrhundert, vergleicht sie mit den Löwen. Da das Land, sagt er, nach der Art seines Zeitalters, unter dem Einfluß des Löwengestirnes liegt, so haben sie alle Eigenschaften dieses edeln Thieres. Ihre hohe Brust, ihre funkelnden Augen, ihr starker Hals, ihr dickes Haar, ihr vestes Knochengebäude, ihr Muth, ihre Treue, ihre Kraft und ihre unwiderstehliche Wuth, wenn sie gereizt werden, beweisen offenbar, daß der Löwe ihr Stern ist, den sie auch mit Recht in ihrem Wappen führen. Der gute Mann trift die Schilderung seiner Landsleute, wenn er gleich die Züge des Originals über dem Monde sucht. Sie sind schön, stark und ziemlich lebhaft, und man erkennt noch deutlich genug, daß sie von den Kroaten, einem der schönsten Völker der Erde, abstammen. Ihre Köpfe sind im Ganzen etwas dick; allein das Mißverhältniß ist in Rücksicht ihrer breiten Schultern und ihres übrigen sehr untersetzten Körpers eben nicht sehr auffallend. Sie sind ohne Vergleich von allen kaiserlichen Unterthanen die besten Soldaten. Sie können alle Mühseligkeiten des Soldatenlebens am längsten aushalten, ohne stutzig zu werden. Besonders können sie dem Hunger, der den andern kaiserlichen Völkern ein so schrecklicher Feind ist, lange Trotz biethen.

Auf meiner Reise durch die östreichischen Erblande bin ich in einer Beobachtung bestärkt worden, die ich schon in verschiedenen andern Ländern gemacht hatte; nämlich daß die Bergbewohner überhaupt keine so guten Soldaten sind, als die Bewohner von ebenen Ländern. Die Tyroler, Kärnthner, Krainer und Steiermärker sind von Körper eben so stark als die Böhmen; allein sie sind doch bey weitem keine

so guten Soldaten, als diese, und ohne Vergleich unter allen kaiserlichen Unterthanen die schlechtesten. Auch in der Schweitz sind nach dem Geständniß der erfahrensten Officiers dieses Landes, die Züricher, und der Theil der bernerischen Unterthanen, welcher nicht die höchsten Gebirge des Kantons bewohnt, ungleich bessere Soldaten, als die Graubündtner und andre helvetische Völkerschaften, welche die hohe Alpenmasse bewohnen. Ohne Zweifel kömmt der Unterschied daher, daß die Bewohner der Berge an eine zu eigenthümliche, und von den andern Völkern zu entfernte Lebensart gewöhnt sind, als daß sie ausser ihrem Lande, wo der Abstich mit ihrer Mutterrede sehr auffallend ist, nicht mißmuthig werden sollten. Bekanntlich sind auch alle Hirtenvölker weicher und zärtlicher von Natur, als die Ackersleute, welche durch Arbeit und Witterung mehr abgehärtet werden. Die Bergleute, die größtentheils Hirten sind, vertheidigen nach dem Zeugniß der ganzen Geschichte ihre Mutterrede mit mehr Hartnäckigkeit, als die Bewohner der Ebenen, weil sie wegen den Eigenthümlichkeiten ihres Landes überhaupt mehr Liebe zu demselben haben, und dann muß man bedenken, daß ihnen die Natur die Vertheidigung ihrer oft unübersteiglichen Berge sehr erleichtert. Allein ausser ihrem Lande sind sie so förchterlich nicht, und bekommen gerne das Heimweh, wodurch die Schweitzer bey unserer Armee so bekannt sind.

Die Verfassung und die Sitten des Landes tragen viel dazu bey, daß die Böhmen zum Soldatenstand so viele Vorzüge haben. Die Bauern leben in einer Armuth, die viel wirksamer als alle Prachtgesetze, den Luxus und die Weichlichkeit von ihm entfernt hält. Die Leibeigenschaft welche hier in ihrer ganzen förchterlichen Stärke herrscht, gewöhnt sie von

Jugend auf zu einem unbedingten Gehorsam, der größten militärischen Tugend unserer Zeiten. Die athemlose Arbeit für ihre Despoten und ihren eignen kümmerlichen Unterhalt macht sie hart, und sie finden das Soldatenleben einträglicher, als das Bauen der Felder ihrer Herren.

Es ist unbegreiflich, daß ein Volk in einem so bedrängten Zustand so viel Karakter habe. Sie haben ihre Freyheitsliebe schon nachdrücklich bewiesen, und in keiner Stadt der östreichischen Erblande fand ich so viele wahre Patrioten als hier. Man schildert die böhmischen Bauern gewöhnlich als dumm und fühllos; allein im Ganzen genommen haben sie sehr viel Gefühl und natürlichen Verstand. Ich habe mit vielen gesprochen, die mir ihre Verhältnisse und ihre Lage deutlich genug beschrieben, und mit aller Wärme die Grausamkeiten ihrer Herren geschildert haben. Sie lieben den Kaiser bis zum Entzücken, und rechnen mit aller Zuversicht darauf, er werde ihre Ketten zerreissen.

In dem Hussitenkrieg legten sie Proben von Muth und Dapferkeit ab, welche die berühmten Thaten der Helvetier in den Augen der Welt verdunkelten, wenn eben so viel davon geschrieben und gesungen würde. Ohne einigen Vortheil des Terreins, auf ebenem Boden, schlugen sie oft mit einer Handvoll Mannschaft die zahlreichsten Armeen, die mehr geübt und besser bewafnet waren, als sie. Ihr Angriff war unwiderstehlich, und sie hätten sich die Freyheit, deren sie so würdig sind, gewiß errungen, wenn nicht gegen das Ende des Krieges unter ihnen selbst, größtentheils durch Verhetzungen der Pfaffen, Religionsirrungen und Partheilichkeiten entstanden, und sie von ihrem Feinde durch Traktaten nicht wären betrogen worden.

Ich konnte nicht ohne die innigste Rührung die schönen jungen Bauernbursche ansehn, die baarfuß, mit zerrissenen leinenen Hosen, in blossen, durchlöcherten, doch reinlichen Hemden, ohne Halstuch, zum Theil auch ohne Hut, Getreide oder Holz für ihre Herren zu Markt führen. Ihre gute Gesichtsmiene und Munterkeit stach mit ihrem Aufzug sonderbar ab. Einer, dem ich vor 3 Tagen auf einer Spazierreise zu Fuß nach dem hübschen Flekken Brandeis meinen Ueberrock (den ich gegen einen allenfalls zu erwartenden Regen mitgenommen, aber wegen der Hitze, die jetzt schon hier herrscht, nicht tragen konnte) auf seinen leeren Wagen warf, war der drolligste und beste Junge von der Welt. Er hatte nichts auf seinem Leibe, als Hemd und Hosen; doch zeigte er mir mit einer Art von Pralerey einen leinenen Kittel, den er auf den Wagen liegen hatte, und der in seinem Umfang faß so viel Löcher als Zeug hatte. Das ✠ und — des Rockes gieng beynahe gegen einander auf, und doch versicherte er mich in seinem gebrochenen Deutsch, daß er sich um alle Wind und Wetter in der Welt nicht kümmerte, so daß ich sehr philosophische und politische Betrachtungen über den Luxus meines abgeworfenen Ueberrocks anstellte. Er war die Gesundheit und Munterkeit selbst. Seine vollen Backen und Waden, von der Sonne stark gebräunt, wollten mich mit aller Gewalt mit der Leibeigenschaft, der ich so gram bin, aussöhnen. Ich dachte, man lärmt so viel über den Luxus, empfiehlt den Bauern so sehr die Nüchternheit und Abhärtung des Körpers, und kann man wohl den Luxus und die Weichlichkeit von ihnen entfernt halten, wenn man ihnen die Thür zum Reichthum öffnet? Der Lehnsherr muß doch seinen Bauern das Nothdürftige ge-

ben, wenn er sich nicht selbst zu Grunde richten will, und wenn sie also kein Eigenthum haben, so sind sie doch sicher, daß sie nicht in den Fall kommen, ihr Brod vor den Thüren betteln zu müssen. Es kann ihnen kein Brand, kein Hagelwetter, keine Mißerndte, kein Krieg, noch sonst irgend etwas so viel Schaden thun, daß sie sich nicht in dem nämlichen Jahr wieder in ihren vorigen Zustand setzen könnten. Allein die Betrachtung, daß ihre Frugalität und Härte keine Folge ihres freyen Willens ist, und sie im Grunde ihren Herren nicht viel mehr als das Vieh sind, welches seine Felder pflügt, warf den Vertrag, den ich mit der Leibeigenschaft schliessen wollte, auf einmal um — Unterdessen akkompagnirte mein Reisegefährte meine Betrachtungen mit Pfeifen und Singen. Pausenweise sprach er viel mit seinen zwey sehr schönen Pferden, deren vortreffliches Geschirre mit seiner schlechten Kleidung stark abstach. Er schien die Pferde sehr lieb zu haben, streichelte, und küßte sie, und doch waren sie nicht sein, sondern gehörten einem Prälaten zu, dessen Sklave er war. Ich konnte keine grosse Idee von einem Prälaten fassen, der das Geschirre seiner Pferde mit Messing verzieren, und seinen Knecht in Lumpen gehen läßt. Aber kann man auch von einem Prälaten Konsequenzen erwarten? — Mein guter Bauernjunge gab mir eine Probe von körperlicher Stärke, die mich staunen machte. Nicht weit von dem Flecken, wo ich übernachten wollte, fuhr er von der ordentlichen Strasse ab, und seine muthigen Pferde wollten Reißaus nehmen. Allein der Wagen stürzte in einen Graben, verlohr ein Rad, und sie mußten stehn. Der Junge lichtete die hintere Axe, wo das Rad fehlte, und glaubte die Pferde würden das übrige thun; aber die Verbin-

fung

fung des Grabens war zu gähe. Ich wollte ihm helfen; er protestirte gar höflich, stemmte sich mit Macht an den Wagen an, und in einem Schub war er oben, ohne daß die Pferde viel gethan hätten — Das kleine Trinkgeld, das ich ihm geben wollte, nahm er mit aller Gewalt nicht an, und den ganzen Weg über, so oft ich von seiner Blösse oder dergleichen Umständen sprach, lachte er mich unter die Nase aus, und wurde wirklich auch einmal darüber ungehalten, daß ich glaubte, es fehlte ihm irgend etwas. Vielleicht ersetzt sein Herr durch Essen und Trinken das, was er ihm an der Kleidung abgehen läßt.

Ich sahe durchaus bey den Bauern vortrefliche Pferde. Der Kaiser und viele Edelleuthe haben vor mehrern Jahren Stuttereyen mit moldauischen, tartarischen und siebenbürgischen Hengsten angelegt, welche die Pferdezucht in kurzer Zeit sehr verbessert haben. Um einen Gulden kann auch jeder von den kaiserlichen oder verschiedenen adelichen Stutterey-hengsten seine Pferde belegen lassen. Böhmen liefert schon einen grossen Theil der kaiserlichen Dragonerpferde, und die Zucht wird immer besser und ausgebreiteter.

Prag —

Diese Stadt ist ungeheuer groß, über eine Stunde lang, und ohngefähr 3/4 Stund breit, aber nach dem Verhältniß ihrer Grösse sehr wenig bevölkert. Es giebt Gegenden hier, wo man glaubt in einem Dorf zu seyn. Gegen die Brücke zu, welche die Hauptttheile der Stadt verbindet, ist das Gedränge ziemlich stark; allein je weiter man sich von dieser Gegend entfernt, desto öder wird es. Die Zahl der Einwohner wird auf 70000 angegeben, und der Häuser sind gegen 5000 — Die Brücke über die Moldau ist 740 Schritte lang, sehr massiv von Steinen gebaut, und zu beyden Seiten mit steinernen Bildsäulen, meistens in Lebensgrösse, geziert, wovon aber kaum 3 des Anschauens würdig sind — Man erblickt sehr wenig gute Gebäude, und es sieht fast überall ziemlich schwarz aus. Das königliche Schloß ist ein sehr weitläufiges und unregelmäßiges Gebäude, beherrscht aber auf seinem Berg eine vortrefliche Aussicht über die ganze Stadt und Gegend umher. Unweit desselben steht die Wohnung des Erzbischofs, ein artiges modernes Gebäude, und die uralte Kathedralkirche mit einigen sehenswürdigen architektonischen Mahlereyen, von einem berühmten Deutschen oder böhmischen Mahler, dessen Namen ich vergessen habe.

So schlecht im ganzen die Gebäude der Stadt sind, so schön ist die Lage derselben. Die sogenannte kleine oder westliche Seite der Stadt biethet, beson-

ders auf der Brücke, den angenehmsten Anblik dar, den ich noch in einer grossen Stadt gesehen habe. Die Masse der Häuser erhebt sich amphitheatralisch bis zu einer ansehnlichen Höhe empor. Zur Rechten bedekt sie den Abgang des Berges bis zum königlichen Schloß hinauf, welches majestätisch darüber emporragt. Zur Linken ist dieser Bergabhang bis in die Mitte herunter mit schönen Gärten und Lusthäusern geschmückt, die sich unbeschreiblich gut ausnehmen, und stufenweise das mannichfaltigste und prächtigste Amphitheater bilden. In diesen Gärten beherrscht man eine herrliche Aussicht über den entgegengesetzten Theil der Stadt. Mitten in der breiten, aber seichten Moldau liegen 2 Inselchen, groß und klein Venedig genannt, die zum öffentlichen Vergnügen zugerichtet sind. Die Prager sind durchaus dazu aufgelegt, alle diese Reize und die Fülle des Landes zu geniessen. Man genießt hier die sinnlichen Vergnügungen mit mehr Geschmak als zu Wien, und weiß sie besser mit geistiger Wohllust zu würzen. Ich bin hier in einige vortrefliche Zirkel gerathen, die mich ohne Zweifel 14 Tage länger zurükhalten werden, als ich bleiben wollte — Die Mäurerey ist hier in der Blüthe, und einige, worunter Graf K** sich vorzüglich ausnimmt, hängen ihr bis zum Enthusiasmus an. Sie thun ausserordentlich viel fürs gemeine Beste, besonders durch Erziehungsanstalten. Der Kaiser soll der Mäurerey nicht abgeneigt seyn. Es ist auch einmal Zeit, die Vorurtheile abzulegen, die man so unbilliger weise gegen eine Gesellschaft gefaßt hatte, die nirgends etwas zum Nachtheil des Publikums, wohl aber viel zum Vortheil desselben gethan hat.

Die Böhmen, welche sich den Künsten und Wissenschaften widmen, bringen es gemeiniglich sehr weit.

Es fehlt ihnen nicht an Genie, und sie haben ungemein viel Fleiß. Ihre Liebe zur Musik ist merkwürdig. Man kann hier einige Orchester zusammenbringen, welche mit den besten zu Paris wetteifern können, und sie im Punkt der harmonischen Genauigkeit und Richtigkeit noch übertreffen. Als Waldhornisten und Harfenschläger durchziehn die Böhmen ganz Deutschland, und bringen immer etwas Gelde zurück. Selten findet man einen Musikanten von der Art, der nicht erträglich wäre. Man schreibt diesen Hang zur Musik gemeiniglich den vielen Prälaturen und Klöstern zu, welche sich ihre Orchester zum Kirchendienst halten. Allein in Oestreich und Bayern sind die Klöster nicht weniger zahlreich und vermögend, und doch hat der Kirchendienst diese Wirkung nicht auf das Publikum. Ich glaube, das natürliche Genie und die Gewohnheit tragen das meiste dazu bey. Die meisten der hiesigen Studenten sind Musikanten, und sie fangen jetzt schon an, auf öffentlichen Plätzen in der Nacht sogenannte Kassationen oder Musiken zu machen.

Zur Lebhaftigkeit der gesellschaftlichen Unterhaltungen trägt die zahlreiche Garnison der Stadt nicht wenig bey. Es liegen hier gegen 9000 Mann Soldaten, worunter 6 Grenadierbataillons sind, die das schönste Infanteriekorps ausmachen, das ich in meinem Leben gesehn. Die Officiers sind vortrefliche Gesellschafter, und ganz frey von den Vorurtheilen, womit noch die Köpfe der Glieder andrer Stände zum Theil benebelt sind.

Die Juden machen einen ansehnlichen Theil der hiesigen Einwohner aus. Ihre Anzahl beläuft sich auf neun bis zehn tausend Seelen. Sie haben hier

ihre Handwerker und Künstler aus ihrem Mittel und in ihrem eignen Quartier, welches man die Judenstadt nennt. Es ist ein seltsamer Anblik, wenn man durch ihre Strassen geht, und ihre Schuster und Schneider mitten auf der Gasse arbeiten sieht. Eine eckelhafte Unreinlichkeit und eine gewisse Plumpheit ihrer Werkzeuge zeichnet sie von den Kristen aus. Es ist immer sehr merkwürdig, daß dieses zerstreute Volk so viel von der Einfalt und dem Sonderbaren seiner Sitten behält, so sehr es auch mit andern Nationen vermischt ist. Ueberall, wo ich sie noch sah, nur Holland ausgenommen, waren sie in der Verfeinerung noch unendlich weit hinter ihren Mitbürgern zurück. In Holland mag der Unterschied ihrer Sitten und Lebensart daher rühren, daß die meisten aus Portugal abstammen, wo sie sich verläugnen und den Kristen, so viel als möglich, ähnlich machen müssen — Hier müssen sie sich durch ein gelbes Läppchen Tuch, welches sie auf dem Arm tragen, von den Kristen unterscheiden. Ihre Industrie ist bewundernswürdig. Fast in jedem Wirthshaus ist ein Jude, der ganz unentgeldlich die Dienste eines Hausknechtes verrichtet. Der meinige hohlt mir Schnupftobak, Kniebänder, Strümpfe und alle die kleinen Dinge, die ich nöthig habe; er puzt mir Schuhe und Stiefel, flikt mir Strümpfe, klopft und bürstet mir die Kleider aus, und kurz, er ist mir eine Art von Lehnlaquay, den ich nicht bezahlen darf. Er hält seine Mühe für hinlänglich belohnt, wenn ich ihm einige alte Kleidungsstücke verkaufe, die er dann weiter in der Welt zu befördern sucht. Auf diese Art bedienen sie die meisten Fremden, und begnügen sich mit dem Bisgen, was sie am Handel und Wandel mit denselben verdienen können, ohne die Mühe für eine Menge Dienste in Anschlag zu brin-

gen. Fällt ihnen nebenher noch ein Trinkgeld zu, so nehmen sie es mit Dank an; aber ich habe nicht bemerkt, daß sie den Fremden mit Betteln lästig fallen.

Welche politische Ungereimtheit! Man gestattet hier den Juden, den Erzfeinden des Kristenthums, öffentlichen Gottesdienst und vollkommene Gewissensfreyheit, und den Protestanten, die in den Hauptgrundsätzen der Religion mit uns einig sind, versagt man sie. Man schüzt ein fremdes, schmuziges, überhaupt genommen — betrügerisches Volk bey seinen Privilegien, bricht dagegen auf die schändlichste Art den Vertrag mit den Hußiten, und die lezten Regenten haben diesen Bruch, wenigstens stillschweigend genehmigt! — Es ist ein unerklärliches Ding um den Menschenverstand, lieber Bruder. Die Philosophie sagt sonst, je mehr sich die Leute ähnlich sind, desto eher werden sie Freunde. Im Punkt der Religion sah ich überall das Gegentheil. Je ähnlicher sie einander sind, desto mehr hassen sie sich. Ein Bürger aus dem hiesigen grossen Haufen wird sich zehnmal eher mit einem Juden vertragen als mit einem Lutheraner, von welchem er in der Religion so wenig unterschieden ist. In Holland sind die Reformirten den Katholiken viel günstiger als den Lutheranern, und den erstern werden die Generalstaaten überall eher den freyen Gottesdienst gestatten, als den leztern. Die Widertäufer und Kalvinisten hassen sich weit mehr, als sie zusammen die Katholiken; und so wirst du überall finden, daß, je näher sich die Religionssekten verwandt sind, desto heftiger sie sich verfolgen.

Die Stadt hat weder eine beträchtliche Handlung, noch einige Manufakturen von Bedeutung. Es war schon einigemal die Rede davon, die Moldau schiff-

bar zu machen; allein der Hof war bisher nicht geneigt, einen groſſen Aufwand für das Publikum zu machen, und ohne schwere Kosten kann das Projekt nicht ausgeführt werden. Bey uns wäre es schon längst geschehen, und wir haben Unternehmungen von der Art ausgeführt, gegen welche diese nur ein Kinderspiel wäre. Offenbar würde Prag viel durch diese Unternehmung gewinnen; allein um die Handlung sehr blühend zu machen, wäre es lange nicht hinlänglich. Der Stolz des Adels, welcher den gröſsten Theil des Nationalvermögens in Händen hat und sich des bürgerlichen Gewerbes schämt, die nach vor 10 bis 15 Jahren üblich gewesene mönchische Erziehung der Jugend in der Stadt, wodurch sie mehr zum frommen Nichtsthun als zur Industrie gebildet ward, und dann die ehemalige Intoleranz der Regierung haben der Handlung und dem Industriegeist Steine in den Weg gelegt, die Joseph mit aller Anstrengung in dieser Generation noch nicht ganz wegwälzen kann.

Es ist hier ein Stift von englischen Nonnen, das man aber: zu den Hibernern, nennt. Im ganzen katholischen Deutschland findet man englische und schottische Mönche und Nonnen zerstreut. Sie mögen zum Theil zur Zeit der Religionsverfolgungen in Groſsbrittanien in Deutschland aufgenommen worden seyn; allein die meisten haben nur den Namen noch, und vielleicht viele schon seit Karls des Groſsen Zeiten her, wo Groſsbrittanien die ächten Mustermönche lieferte, und Deutschland damit versah. Ein englisches und schottisches Kloster hieſs also hernach in Deutschland eben so viel, als eine schottische Freymäurerloge. Sie waren nur von Engländern nach dem wahren Geist der Möncherey eingerichtet worden.

Hier wimmelt es wie zu Wien von jungen Gelehrten, die ihre Zimmer mit Büsten, Medaillons, Silhouetten und Kupferstichen berühmter Männer auszieren, die fliegenden Journale um den Pult herum liegen haben, die Zähne stochern, weder denken noch schreiben, und ihren Titel bloß daher haben, daß sie zu keiner der bekannten bürgerlichen Menschenklassen gehören. Einer, der kein Soldat, kein Civilbedienter, kein Professor, kein Geistlicher, kein Kaufmann, kein Fabrikant, kein Handwerker, kein Hausdiener, kein Taglöhner, und — was mag es sonst für Menschenklassen geben? — kein Scharfrichter ist, der heißt hier zu Lande ein Gelehrter, er mag studieren oder nicht. Im gemeinen Verstand ist der Titel bloß negativ — Ich kenne einige positive Gelehrten hier von Verdienst, aber ihre Anzahl ist im Verhältniß zu den Negativen ganz und gar unbedeutend.

Das hiesige Frauenzimmer ist schön, artig und gesellig. Man pflegt hier der Liebe mit weniger Zurückhaltung, als zu Wien, weil hier keine Polizeyknechte und keine — Nachtlaternen sind. Man ist des Nachts von den Straßenräuberinnen nicht sicher, die in allen Winkeln auf ihren Feind lauern, den sie aber sehr freundschaftlich behandeln — Liebe ist Krieg, sagt Ovid, und diese Mädchen sind die stehenden Miethtruppen des kleinen Gottes, die seine Ehre ritterlich vertheidigen. Aber es sollen hier sehr viele Invaliden und Bleßirten unter dieser Armee seyn. Die Todten werden nicht gezählt.

Da nun die strenge Bücherzensur aufgehoben ist, so strömt von allen Seiten her Witz und Verstand ins Lande. Die hiesigen Gelehrten lassen sich seit dieser Zeit noch einmal so hoch frisiren, tragen ih-

re Degen um eine Spanne höher, und gehn nun auf den äussersten Spitzen der Zehen einher. Nun können sie ihre Therese Philosophe, ihren Dom Boukre, ihre Pucelle, ihren Grekourt, Wieland u. a. m. um die Hälfte wohlfeiler haben. Nun lohnt sichs doch der Mühe, etwas zu schreiben, sagte mir einer von ihnen, der in seinem Leben noch keinen Versuch mit dem Schreiben gemacht, und dem er auch gewiß sehr übel gelingen würde, wenn er einen machen sollte. Die Herrchen gehn immer schwanger, ohne je entbunden zu werden — Nun rückt das goldne Zeitalter heran, rief ein anderer. Die Morgenröthe des schönen Tages unserer Litteratur vergoldet unsern Horizont. Die Dünste der Dummheit und des Aberglaubens fliehn vor der herannahenden Sonne. Schon erwärmen ihre wohlthätigen Stralen unsere Herzen (und Köpfe, dacht ich). Unser Geist schwinget kühn die Flügel zum hohen Adlerflug. Wir werden alle Nationen weit unter uns zurücklassen u. s. w. Glück auf die Reise, dacht ich. Es fiel mir der junge Ikarus ein, der auch seine Flügel zum hohen Adlerflug schwung, aber ins Meer purzelte. Die Flügel der hiesigen Gelehrten sind größtentheils auch bloß von Leim und Wachs zusammengepappt. Sie müssen sich erst ein ganz anderes Vehikulum anschaffen, wenn sie andre Nationen einholen wollen — Die Zensur war hier durch einige Privathändel gegen das Ende noch strenger geworden, als zu Wien. Man nahm hier Bücher weg, die nirgends in der weiten Welt für schädlich wären gehalten worden. — — —

— — — — —

Zum Beschluß dieses Briefes, der nun 10 Tage lang auf sein Ende warten mußte, will ich dir eine

kurze Nachricht von einem Ausfall gegen das sogenannte Riesengebirge sagen, den ich während dieser Zeit gethan habe. Wir fuhren Post bis Königingrätz. Da nahmen wir Pferde, und ritten einige Tage lang um Jaromirs, Neustadt, Nachod, Braunau u. s. w. bis an die flesische Gränze herum, um die Lager und Märsche des Feldzuges vor 2 Jahren zu beschauen, und einige Prälaturen, worin meine Gefährten Freunde hatten, zu brandschatzen. Wir hatten einen Kapitän bey uns, der zu beyden Expeditionen unser Anführer war und sich waker hielt. Die Lager und Märsche interessirten mich nicht sehr, weil so wenig dadurch entschieden worden; aber desto besser gefielen mir die Einfälle in die Klöster. Es war mir nicht um die vollen Schüsseln und vollen Krüge zu thun, womit uns der Feind begrüßte. Die Hauptsache für mich war, die Art und Weise der böhmischen Mönche auf dem Lande kennen zu lernen. Das sind die ausgemachte Epikuräer, Bruder, besonders die reglirten Korherren, die wir in einigen Gegenden besuchten. Zur Fülle aller irdischen Wohllust fehlt ihnen in den Mauern ihres Heiligthums nichts, als ein Nonnenkloster von den Mädchen, die bey Nacht zu Prag sub jove pluvio, in triviis et quadriviis ihre Andacht verrichten. Ich wüßte wahrlich kein besseres Mittel diese armen Geschöpfe zu versorgen, und die Strassen der Stadt sicher zu machen, als wenn man sie in die Klöster des Landes vertheilte. Diese Mädchen und Mönche sind wie für einander geschaffen, und sie verfehlen alle ihren Beruf, wenn sie getrennt bleiben. Die Landdamen würden wohl etwas dagegen einzuwenden haben, und vielleicht die Landjunker und Beamten selbst, die ihre Familien nicht gerne aussterben lassen, und doch die schwere Arbeit nicht selbst

verrichten können. Allein, die Bauern und Handwerker in den Gegenden der Klöster, die ihre Weiber als ihr Eigenthum betrachten, würden desto besser mit dieser Einrichtung zufrieden seyn. Die Mönche und Halbmönche ziehn auf den Dörfern, die ihnen zugehören, und deren Einwohner ihre Leibeigenen sind, als Pfarrer, Jäger u. s. w. umher, und ich glaube sie üben noch das Recht des Prälibats aus, kraft dessen, wie bekannt, in alten Zeiten dem Herrn alle Jungferschaften seiner Leibeignen Unterthanen zugehörten, und kein Knecht heyrathen dorfte, wenn er nicht die Brautnacht an seine Obrigkeit abtrat. Auf allen Dörfern ihres Bezirkes fanden wir einen von ihnen oder auch zwey, die sich gar keine Mühe gaben, zu verbergen, daß sie zu den lustigen Brüdern gehören. Wenn man sich sehr erbauen will, so muß man sich mit ihren eigenen Beamten bekannt machen, die gewiß die artigsten Anekdoten zur skandalösen Kronik beytragen könnten. In einigen Klöstern fanden wir auch Sängerinnen.

Das Leben der reglirten Korherren und auch der Benediktiner, deren Abt oder Prälat den Freuden der Welt noch nicht entsagt hat, oder hat entsagen müssen, und also kein Sauertopfist, ist Ein Schmauß, der nur von Spatziergängen, Expeditionen hinter den Bettgardinen, und einem gewissen Rülpsen in der Kirche unterbrochen wird. Das Singen in der Kirche brauchen sie als eine Art von Kur, um den Schleim von der Brust zu bringen. Ich sah sie an einem Fasttag so viel Eyer, Käse und Butter essen, daß ich einem meine Sorgfalt für seinen Magen äusserte, und ihn vor einer Verschleimung warnte. Sorgen Sie nicht, sagte er, das bringen wir alles wieder durch den Kor von der Brust.

Meine Gesellschaft wollte mir einen sehr sonderbaren Naturauftritt zeigen, und wir nahmen in dieser Absicht den Weg nach Trautenau. Nicht gar eine Stunde von diesem Städtchen both sich unsern Augen der seltsamste Anblick dar, den man sich denken kann. Nahe bey einem Dorf, dessen Namen ich vergessen, erblickten wir einen ungeheuern Haufen Thürme, die an manchen Orten in regelmäßigen Reihen, meistens aber auf eine sonderbare Art zerstreut da stunden. Wir giengen fast eine Viertelstund lang wie in einem Labyrinth zwischen denselben umher, und ich konnte nicht genug staunen. Die meisten sind 60 bis 70 Fuß hoch, und viele auch gegen 100 bis 150. Von der Seite betrachtet bilden ihre Spitze eine Wogen-Linie, wie der Rücken eines Berges, der sich bald senkt und bald erhebt. Sie sind alle aus einem Stück harten Felsensteines, und würden Herrn Buffon viel zu denken machen. Die Natur hat sie größtentheils in mehr oder weniger regelmäßige Vierecke gehauen. Man hält sie gemeiniglich für das Gerippe eines Berges, zwischen welchem das Wasser die Erde weggespült hat. Die Idee scheint viel Beyfall zu verdienen; allein wenn sie wahr ist, und andere Berge auch ein solches Gerippe haben, dann sieht es um Buffons Felsensystem mißlich aus; denn bekanntlich denkt er sich die Masse der eigentlichen Urfelsen, woraus diese Thürme bestehn, als einen zusammenhängenden unförmlichen Körper, in dessen Vertiefungen, oder Runzeln, Sand, Kalch, Erde u. s. w. angeschwemmt liegen, und mehr oder weniger verhärtet sind.

Von da setzten wir unsern Weg nach Freyheit fort, und begannen das eigentliche Riesengebirge zu besteigen, wovon in ganz Böhmen viel Lärmen gemacht

wird, welches aber im Vergleich mit den savoyischen und helvetischen Alpen und mit dem tyrolischen, salzburgischen und steiermarkischen Gebirge immer nur ein Zwerggebirge heissen könnte. Wir erstiegen die sogenannte Schneekoppe oder das Schneehaupt, welches der höchste Gipfel dieses Gebirges ist. Seine Höhe wird von einigen auf mehr als 20000 Fuß angegeben, ich getraue mir aber zu wetten, daß sie keine 8000 beträgt. Der Gotthardt in der Schweitz ist bey weitem noch keiner der höchsten Berge in der grossen Alpenreihe: Seine Erhöhung über das mittelländische Meer beträgt nicht viel über 13000 Fuß, und doch hat er ewiges Eis und ewigen Schnee, da wir hingegen hier keine Spur von Eis oder Schnee sahen, und der hohe Sommer doch noch ziemlich entfernt ist. Wir brauchten nicht viel über 3 Stunden, um seine höchste Spitze vom Fuß auf zu ersteigen. Die Aussicht über den grossen Berghaufen zu unsern Füssen, und in Sleſien und Böhmen war unbegränzt und entzückend. Sein kahler Felsengipfel bildet eine ansehnliche Ebene, worauf eine Kapelle steht, die von frommen Leuthen einmal im Jahr besucht wird. Die Leuthe, die von diesem Berge etwas entfernt wohnen, halten es für eine Art von Wunder, wenn jemand den Gipfel desſelben besteigt, und doch war ich in Deutschland selbst auf Gipfeln, die von ihrem Fuß an gerechnet, wenigstens um ein Drittheil, und nach dem Verhältniß ihrer Erhöhung über die Meerfläche fast noch einmal so hoch waren, als diese sogenannte Schneekoppe.

So sehr ich mich auch betrogen fand, da ich anstatt der erwarteten Riesen nur Berge von mittlerer Höhe sah, so bin ich doch mit dieser Reise ungemein

zufrieden. Wir sahen die romantischesten Landschaften, die man sich denken kann, besonders waren einige Thäler unweit der Schneekoppe im mahlerischen Betracht sehr merkwürdig. Die meisten Berge sind über und über mit mannichfaltigem Gehölze bedekt, und nur hie und da ragt ein kahler Gipfel darüber empor. Die stark bewässerten Thäler sind gut angebaut, und die Einwohner scheinen in bessern Umständen zu seyn als die im flachen Lande von Böhmen.

Briefe

eines

Reisenden Franzosen

über

Deutschland

An seinen Bruder

zu Paris.

Uebersezt

von

K. R.

Zweyter Band.

Zweyte, beträchtlich verbesserte Ausgabe.

MDCCLXXXIV.

Ein und vierzigster Brief.

Dresden —

Ich bin auf einmal in einer ganz neuen Welt, Bruder. So wie man über der böhmischen Gränze ist, erblickt man ein ganz anders Erdreich, einen andern Anbau, andre Leute, und hört eine ganz andre Sprache. Zum erstenmal hört' ich nun das gemeine Volk verständig deutsch sprechen; denn durch ganz Schwaben, Bayern und Oestreich spricht man ein Jargon, das Einer, der das Deutsch von einem Sprachmeister gelernt hat, ohne besondre Uebung unmöglich verstehen kann. Nun bin ich erst in dem eigentlichen Deutschland. Nur ein kleiner Strich von dem Theil des deutschen Reiches, den ich bisher gesehn, nämlich der nördliche zwischen der Donau und dem Rhein in Schwaben, gehört zu dem alten Germanien, dessen Bewohner den Römern so förchterlich waren. Das übrige war alles nur erobertes Land, und hieß Vindelicien, Rhätien und Pannonien. Um die Zeiten Pipins und Karls des Grossen waren aber auch hier die Gränzen Deutschlands beschränkt. Die Slaven hatten zuvor die Burgunder, Schwaben und andre deutsche Völker über die Elbe getrieben, und sich ihrer Wohnsitze bemächtigt, so wie diese dann den Theil der alten Germaner, die an den Ufern des Mayns und Rheins wohnten, nach Gallien trieben. Es war als wenn damals die Völker eine Reihe Kugeln gewesen wären, die von Osten her einen Stoß bekamen, und wo immer eine die andre in gerader Linie forttrieb — In der neuern

Geschichte, nämlich seit Luthers Zeiten, war Sachsen immer in jedem Betracht eine der vornehmsten Provinzen Deutschlands. In Rücksicht auf Literatur waren die Sachsen für die übrigen Deutschen das, was vor einigen Jahrhunderten die Florentiner für die andern Völkerschaften Italiens waren — Doch ich bin zu voreilig. Alles das sollst du zu seiner Zeit umständlicher erfahren. Ich muß dir erst sagen wie ich hieher gekommen bin, und wie das Land aussah, durch welches ich kam.

Der Theil von Böhmen, durch welchen unser Weg hieher gieng, sieht ungleich schöner und reicher aus, als der zwischen Prag und Oestreich. Der Anbau ist so wie das Land selbst, mannichfaltiger, die Menschen wohnen näher beysammen, und scheinen geselliger zu seyn. Hügel, Berge, Ebenen und Thäler wechseln auf eine reitzende Art mit einander ab, und der Weinstock, der jenseits Prag gar nicht zu sehen ist, bedeckt hier häufig die Abhänge der Berge.

Wir sahen die waldigten Gipfel des sogenannten Erzgebirges, dessen höchster Rücken die Gränze zwischen Sachsen und Böhmen ist. Diese Berge sind auch nur von mittlerer Höhe, und machen durch ihre Grösse bloß deswegen einiges Aufsehn, weil von hier bis an die Mündung der Elbe und der Ostsee hin kein erhebliches Gebirge mehr ist. Die Leute, welche aus diesem niedrigen und ebenen Lande heraufkommen, und hier zum erstenmal ein Gebirge erblicken, welches dieses Namens würdig ist, erheben ein grosses Geschrey, und glauben die Grundsäulen des Himmels gesehn zu haben, so wie das Riesengebirge auch seinen Ruhm bloß dem kleinen Maaßstab zu verdanken hat, den die Leute, welche es in Ruf gebracht, von Gebirgen überhaupt hatten. In

alten Zeiten machte man es mit dem Atlas, Olymp, Athos, Parnaß und andern Bergen eben so.

Moore will auf diesem Weg, den ich hieher gemacht habe, eine grosse Verschiedenheit der Fruchtbarkeit zwischen dem sächsischen und böhmischen Boden zum Vortheil des erstern bemerkt haben; allein ich fand grade das Gegentheil. Zuverläßig ist das Erdreich von Böhmen von Natur ergiebiger als jenes von Sachsen, wie denn dieses Land auch seinen beträchtlichen Theil seiner ersten Bedürfnisse aus jenem bezieht. Vorzüglich fruchtbar ist der Leutmeritzer Kreis, wodurch dieser Weg geht, und mit welchem sich der angränzende Theil von Sachsen gar nicht vergleichen läßt; aber der fleißigere Anbau ist auffallend, sobald man den Fuß auf sächsischen Grund und Boden gesetzt hat. Man wird gar bald überzeugt, daß die Verfassung dieses Landes dem Feldbau und Fleiß überhaupt günstiger ist, als jene von Böhmen. Der Bauer verräth in der Bebauung seiner Felder mehr Ueberlegung und Verstand als der Böhme, und sein ganzes Aeusseres bezeugt, daß er kein Sklave ist.

Dresden hat eine stolze Lage, und beherrscht auf allen Seiten eine vortrefliche Aussicht. Sie ist ohne Vergleich die schönste Stadt, die ich noch in Deutschland gesehen. Die Bauart der Häuser hat viel mehr Geschmack, als die von Wien. Auf der langen und prächtigen Elbbrücke ist die Aussicht bezaubernd. Der Fluß, welcher bis auf einige Entfernung von der Stadt sehr eingeschränkt war, fängt sich an merklich auszubreiten, und ist hier schon ein mächtiger Strom, welcher der Pracht der Stadt und Landschaft entspricht. Das Gebürge gegen die Lausnitz zu bietet einen majestätischen Anblick dar, und die theils wilden, theils mit Weinreben bepflanzten

Berge längst dem Fluß hinab bilden ein ungemein schönes Perspektiv.

Die Sitten und die Art der hiesigen Leute sticht mit den Deutschen, die ich bisher gesehen, noch stärker ab, als die Schönheit der hiesigen Strassen, und der Geschmack der Gebäude mit den Städten in Schwaben, Bayern, Oestreich und Böhmen. Ein ungemein schöner Wuchs, sprechendere Gesichtszüge, eine gewisse Rundung und Leichtigkeit der Bewegungen, eine zuvorkommende Höflichkeit, eine durchaus, bis auf die untersten Volksklassen herrschende Reinlichkeit, und ein gewisses gesprächiges, zudringliches und einnehmendes Wesen muß jedem, der auf meinem Weg hieher kömmt, an den hiesigen Einwohnern stark auffallen.

Es war ein unglücklicher Einfall, diese schöne Stadt zu befestigen, und unbegreiflich ist es, daß man, anstatt die Vestungswerke sobald als möglich zu schleifen, sie noch verbessern will. So ausgesetzt wie das Land ist, und in seinen itzigen Umständen, wo es sich in keine Fassung setzen kann, um in einer Fehde zwischen Oestreich und Preussen die Neutralität zu behaupten, ist diese Stadt mehr als irgend eine in Gefahr verwüstet zu werden. Das Andenken der Verwüstungen von 1758 und 1760 ist noch frisch genug, um der Regierung zur Warnung zu dienen.

Die Stadt scheint nach der Grösse ihres Umfanges nicht sehr bevölkert zu seyn. Man schätzt die Anzahl der Einwohner auf 50000. So viel ist gewiß, daß sie seit dem Ausbruch des letzten schlesischen Kriegs und dem Tod Augusts des Dritten fast einen Drittheil ihrer Einwohner verloren hat. Die Fremden und Einheimischen, welche die Stadt vor dieser Epoche kannten, wissen von der Abnahme derselben nicht genug zu erzählen. Die Kriegesverheerungen

haben zu dieser Veränderung lang nicht so viel beygetragen, als die Sparsamkeit des Hofes, welche auf eine grosse Verschwendung desselben erfolgte. Unter dem letztern Kurfürsten war der hiesige Hof vielleicht der glänzendeste in Europa. Man rechnet, daß bloß die Hofmusik, die Oper und das Ballet den Kurfürsten jährlich im Durchschnitt gegen 300000 Gulden sächsisch, oder über 780000 Livres gekostet haben. Seine Tafeln, Jagden, Ställe u. s. w. entsprachen vollkommen diesem Aufwand. Aus allen Ländern strömten Fremde hieher, um all die Herrlichkeit mitzugenieſſen. Dresden war in Norden der Mittelpunkt des Geschmacks und der feinen Lebensart. Das zahlreiche Gefolge des Hofes und der vielen Fremden machten den Umlauf des Geldes, die Künsten und alles Gewerbe lebhaft. Unterdessen häuften sich die Schulden, wodurch sich aber der Kurfürst so wenig irre machen ließ, daß, als er in einer gewissen Oper das schöne Opferfeuer vermißt, welches sonst in einem Tempel zu brennen pflegte und mehrere hundert Thaler kostete, und ihm der Intendant sagte, die heidnische Gottheit müßte sich für dießmal mit einem Feuer für 20 bis 30 Gulden begnügen, weil kein Geld mehr in der Kasse sey, er doch den strengsten Befehl gab, daß bey der nächsten Aufführung dieser Oper wieder wie zuvor die vielen hundert Thaler verbrennt werden sollten.

Ein Hof, der auf diesen Ton gestimmt ist, hat selten gute Staats- und Verwaltungsgrundsätze. Die Minister werden, wie der Fürst selbst, von eitlem Glanz geblendet; wollen sich in der Welt eine bedeutende Miene geben; lassen sich in Unternehmungen ein, denen die durch die Verschwendung geschwächten Kräfte des Landes nicht gewachsen sind. Sie sind in einem gewissen Schwindel, worin sie weder ihre

eigne Lage, noch jene der andern Mächte, mit welchen sie in Kollision kommen, genau ins Auge fassen können. Durch die allgemeine Verschwendung werden Untreue, Bestechung, Verrath und alle Laster begünstigt. Die wichtigsten Stellen werden erkauft, erschmeichelt, erh*rt. Dieser wird geheimer Staatsrath, weil er schön tanzt, und jener General, weil er die Flöte gut blaset. Das Verdienst wird unter dem Unterrock abgemessen, und die ganze Politik eines solchen Hofes ist gemeiniglich in der Sphäre eingeschlossen, welche die schöne Göttin zu Florenz mit der einen Hand bedeckt.

Man ist einig, daß der König für seine Person nicht so sehr die Wollust als die Pracht geliebt; allein die skandalöse Kronik seiner Hofleute übertrift vielleicht alles, was man von der Art kennt, und wenigstens hat er durch seine Prachtliebe die Ausschweifungen seiner Untergebenen begünstigt. In der Trunkenheit der Wollust ließ sich das Ministerium in einen Plan ein, von dem es kein Ende absehn konnte, und worinn es sich nothwendig der Diskretion mächtigerer Höfe überlassen mußte, mit denen es sich gegen einen gefährlichen Nachbar verband. Vielleicht war dieß eine der unpolitischesten Verbindungen, welche die Geschichte kennt. Man nahm die Parthey von Rußland, welches für Polen so förchterlich war, schlug sich zu Oestreich, welches ohnehin ein mächtigerer Nachbar war als Preussen, und wollte diesen Hof entkräften, der doch ganz allein im Stand war, das Gleichgewicht in Deutschland zu erhalten. Man verstieß sich also auf drey Seiten gegen die erste Staatsmaxim eines Hofes, der im Gedränge andrer ist, nämlich nie die Parthey des Stärkern, sondern allzeit jene des Schwächern zu nehmen. Doch man konnte damals nichts vernünftiges von dem

hiesigen Ministerium erwarten. Mitten in dem Taumel überfiel der König von Preussen das Land, wie Karl der Zwölfte Polen unter August dem Zweyten. Die Armee, womit man so grosse Dinge thun wollte, 14000 Mann stark, ergab sich ohne einen Schuß zu thun. Es sollen bey derselben einige Obristen Kastraten gewesen seyn. Die derben Schläge des Königs von Preussen weckten sie nach und nach aus dem Schlaf auf. Die ganze Herrlichkeit, nur das ausgenommen, was die Minister zuvor für sich eingesteckt hatten, war wie weggeblasen. Nun ertönte ein Konzert von Schuldfoderungen, Brandschatzungen, Lieferungen u. dgl. m. welches mit dem Bachanalgetöse kurz zuvor einen schauerlichen Mißton machte. Alle Welt hielt das Land für verloren, und es wäre auch nicht zu retten gewesen, wenn nicht der unbeschreiblich thätige Geist der Nation seine Zuflucht zur Sparsamkeit nnd Industrie genommen hätte, und nicht eben so nüchterne und patriotische Minister ans Ruder gekommen wären, als trunken und feil die vorhergehenden waren. In einem meiner folgenden Briefe werd' ich dir von dem itzigen Zustand des Landes umständlichere Nachricht geben.

Eine von den Merkwürdigkeiten, wovon man hier am meisten Lärmen macht, ist das sogenannte grüne Gewölbe im kurfürstlichen Schloß, oder die eigentliche Schatzkammer. Einige wollten wissen, man habe Bedenklichkeiten, sie den Fremden zu zeigen, weil einige von den vielen Stücken, die im letzten slesischen Krieg in Holland versetzt worden, noh nicht eingelöset wären; allein man machte uns (ich war in Gesellschaft zwey rußischer Edelleute) nicht die geringste Schwierigkeit, und der Mann welchr sie uns zeigte, versicherte, daß alles wieder eingelöset sey. Die Sammlung ist immer sehr merk-

würdig; ich glaube aber, die Schätze an den Höfen zu Wien und München geben ihr wenig nach, und ich müßte mich sehr betrügen, wenn nicht die Schätze einiger Dohmkirchen, die ich gesehn, ihr die Waage halten sollten — Die Gemählde galerie, die Sammlungen von Antiken, Kupferstichen und Naturalien sind in meinen Augen ungleich merkwürdiger, als das berüchtigte grüne Gewölbe, wie dann die Gemählde galerie unter die allererstern in Europa gehört. Sie zählt ohne die Pastellmahlereyen beynahe 1200 Stücke. In derselben ist die Geburt des Heilands von Korreggio, welche man schlechthin die Nacht nennt und für die beste Arbeit dieses Meisters hält, das merkwürdigste Stück. Es soll über eine halbe Million Livres gekostet haben. Einige ziehen ihm den heiligen Georg, auch von Korreggio, noch vor. Dieses Stück sollte eigentlich Maria heissen, denn die heilige Jungfrau ist die Hauptfigur, und der heilige Georg steht neben andern Heiligen neben ihr — Von Karacci hat die Galerie kostbare Werke, und sein beßtes Stuck. Es ist ein heiliger Rochus, der Allmosen giebt. In Italien ist dieß Stück unter dem Namen Opera dell' Elemosina bekannt.

Dresden —

Je länger ich hier bin, Bruder, desto mehr glaube ich in meinem Vaterlande zu seyn. Die Sitten der hiesigen Einwohner, ihre Lebensart, ihre Geberden, Vergnügungen, der Ton ihrer Gesellschaften, kurz alles versetzt mich nach Haus. Ich wünsche nur, daß unsre Damen, Fräulein und Mädchen auch so schön und frisch wären als die hiesigen —

Ich erinnere mich, daß eine Oestreicherin, als einige Herren in einer Gesellschaft den Sächsinnen eine grosse Lobrede hielten, denselben zur Antwort gab: Gebt uns nur so schöne und artige Männer als die Sachsen sind, und dann laßt uns für das Uebrige sorgen.

Mit dem Essen und Trinken sieht es hier nicht so gut aus, als in Süddeutschland. In diesem Punkt ist der Kontrast zwischen den Sachsen und den übrigen Deutschen, die ich bisher gesehn, so groß, daß man zu den Antipoden der letztern gekommen zu seyn glaubt. Die Brühen sind hier so dünne, man hat so oft kalte und immer so schmale Küche, daß ich glaube, ein Wiener könne es hier in einem mittelmäßigen Haus nicht 4 Wochen aushalten. Ich hatte schon mehr als eine Gelegenheit zu bemerken, daß auch in den vornehmen Häusern eine Kärglichkeit in Rücksicht auf Küche und Keller herrscht, die man in Oestreich und Bayern für eine Entehrung halten würde. Diese strenge Oekonomie erstreckt sich über alles, was zum innern Hauswesen gehört, und ich habe noch keine andre Art von grossem Luxus bemerken können, als die Kleidungen, worin der Aufwand im Ganzen noch gröſſer seyn mag als in Süddeutschland. Alle vom Mittelstand, Frauen und Manner, sind hier nach der Mode gekleidet, und sie herrscht auch unter einem ansehnlichen Theil der untern Klasse, da hingegen zu Wien, München u. a. Orten sich bis tief in den Mittelstand hinauf noch eine gewisse Nationaltracht erhält — Ich wohne bey einem Uhrmacher, dessen 2 Töchter ihre vollständige Toilette haben, und täglich koeffirt werden; dagegen nehmen sie öfters Abends mit einer Butterschnitte, und allenfalls einem dünnen Schnittchen Schinken dazu vorlieb, welches Essen zusammen mir anfangs sehr

auffiel — Es sind vielleicht keine 3 adeliche Häuser hier, die 20 Pferde im Stall haben, und die Portiers, Kammerdiener u. dgl. m., die zu Wien eine so grosse Anzahl ausmachen, sind hier ziemlich selten. Man giebt wohl einem der Laquayen, so wie auch zu Paris Sitte ist, den Titel eines Kammerdieners; allein ein Kammerdiener zu Wien hat wenigstens noch einmal so viel Gehalt als ein hiesiger, obschon in Wien viel wohlfeiler zu leben ist — Hier schämen sich die gnädigen Frauen nicht, sich in der Küche umzusehn, den Bedienten die Lichter, auch die Stümpfchen der Lichter vorzuzählen und auszurechnen wie lange sie brennen müssen. Kurz, die Kleidungen ausgenommen, ist hier alles nach der strengsten Oekonomie abgemessen.

Es sind auch der reichen Häuser hier sehr wenige. Kaum einer vom inländischen Adel hat über 30000 Gulden Einkünfte, und die meisten der vornehmsten Häuser stehn zwischen 10 und 15 tausend Gulden. Die Bürgerlichen klagen durchaus über Mangel an Geld, Theurung und geringen Verdienst. In Rücksicht auf den Zustand der Stadt, wie er unter dem letztern Kurfürsten war, mögen sie wohl Ursache zu klagen haben; allein ich hab noch keine Stadt in Deutschland gesehn, wo durchaus so viel Wohlstand herrschte wie hier. Man sieht eben so wenig Armuth, als übermäßigen Reichthum. Das Geld, welches im Umlauf ist, wird größtentheils durch bürgerliche Industrie in Bewegung gesetzt, und in diesem Betracht sticht Dresden mit München und andern Städten Deutschlands, die bloß vom Hof und der Schwelgerey des Adels ihre Nahrung ziehn, stärker ab, als in irgend einer andern Rücksicht. In dieser einzigen Stadt sind ungleich mehr Fabrikanten und nützliche Künstler, als in ganz Bayern. Man verfertigt hier

eine grosse Menge Rasche, Sarsche, Seiden- und Leinenzeuge, Tücher u. dgl. m. und treibt damit einen ausgebreiteten Handel durch ganz Deutschland. Eben deswegen, weil das Geld meistentheils durch Arbeit gewonnen wird, geht man sparsam damit um.

Der Zustand, worin die Stadt unter dem lezten Kurfürsten war, ist eben nicht der gesündeste. Er gleicht dem Zustand eines Körpers, der zu viel Nahrung und keine Bewegung hat, um die Säfte in alle die gehörigen Kanäle zu vertheilen, und so leicht zu machen, daß keine Stockung entstehn kann. Einsichtige Bürger von hier, mit denen ich über diesen Punkt geredet, mußten gestehn, daß zu der Zeit, als der Hof in seinem größten Glanz war, unter einem gewissen Theil der Einwohner ungleich mehr drückende Armuth herrschte, als jezt. Die Verschwendung der Grossen hatte auch die Kleinern angestekt, und die Leichtigkeit des Verdienstes verringerte den Werth des Geldes in den Augen des Besitzers. Ein grosser Theil desselben strömte den Fremden zu, ohne erst durch eine beträchtliche Anzahl hiesiger Hände zu laufen. Schmeichler, Kuppler, Huren, Projektmacher, Tänzer, Sänger u. dgl. m. theilten die Beute des Hofes unter sich, und schleppten den größten Theil davon aus dem Lande. Nur die, welche dem Hof nahe waren, genossen etwas beträchtliches von dem Aufwand. Das übrige verlor sich unter den grossen Haufen in so unzäligen und engen Kanälchen, daß mancher gar nichts davon empfand. Man sieht zu München offenbar, wie wenig auch der ungeheuerste Aufwand des Hofes für Pracht und Vergnügen die Einwohner der Residenzstadt wohlhabend und wahrhaft glücklich machen kann.

Ich glaube gerne, daß es hier jezt trauriger aus-

sieht als vormals. Es ist auch sichtbar genug, daß der gute Humor und die Munterkeit, welche die Natur diesem Volk gegeben hat, öfters von einem gewissen Trübsinn umwölkt wird, der meistens durch die angewöhnte Sparsamkeit und den angestrengten Gewerbgeist verursacht wird. Ohne Zweifel hat man es dieser Bedächtlichkeit zu verdanken, daß man hier mehr wahres Vergnügen genießt, als in irgend einer andern Stadt Deutschlands, die ich gesehn. Der grosse Haufen zu Wien, München u. s. w. kennt keine andre Wohllust, als sich den Bauch zu füllen, sich von dem Unsinn eines Harlekins kitzeln zu lassen, und zu kegeln. Alle öffentlichen Gärten in den Wirthshäusern zu Wien sind zu Kegelbahnen angelegt, und ich erinnere mich in einem einzigen Garten dieser Art gegen 30 Bahnen gezählt zu haben. Hier weiß man aber das Vergnügen des Umgangs, der Freundschaft und Liebe zu schmecken. Man macht, wie bey uns, kleine Parthien auf das Land, und hat Gefühl für die mannichfaltigen Schönheiten der Natur. Auch unter dem Mittelstand herrscht Geschmack an Kunstsachen, und die Lektüre ist fast allgemein. Diese ist nicht wie in Süddeutschland bloß auf Komödien und fade Romanen eingeschränkt, sondern erstrekt sich auch über gute moralische, historische und andre Bücher von höherm Werth. Der Adel hält sich hier sogar für seine Gesellschaften einen eignen Leser.

Ich glaube hier schon bestätigen zu können, was Pilati über den Unterschied der katholischen und protestantischen Deutschen sagt, nämlich daß bey diesen ein Junge von 20 Jahren mehr weiß, als bey jenen mancher alte Gelehrte. Wenigstens ist mir hier der Unterschied so stark aufgefallen, daß ich glaubte, über die Pyrenäen aus Spanien nach Frankreich

gekommen zu seyn. Was man zu Wien in der Normalschule mit so viel Geklatsche erst in Aufnahme zu bringen sucht, das scheint hier schon vor einigen Menschenaltern gethan worden zu seyn. Ich besuchte vor wenig Tagen eine Landschule unweit der Stadt, und fand ungleich mehr Ordnung und wahren Unterricht, als in der besten Schule zu Wien. Die gemeinsten Leute verrathen durchaus ungemein viel Kenntniß von den Dingen, die zur bürgerlichen Gesellschaft und zum sittlichen Leben gehören, dahingegen ein gemeiner Bürger in Süddeutschland, einige kleine Striche in Schwaben ausgenommen, in seinem eignen Zirkel fremd ist, und nichts denkt, als wie er die Woche durch so viel Geld zusammenbringe, daß er am Sonntag schmaussen könne.

Zwischen dem Frauenzimmer ist der Abstich noch stärker, als zwischen den Mannsleuten. Bey einer Schönen in Deutschland hast du nichts zu thun, als die Bettvorhänge auf und zu zuziehn. Das Geschäfte ist so kurz, und so ganz ohne Vor- und Nachgeschmak, daß ich in diesem Punkt ein Kyniker geworden wäre, wenn ich länger unter diesen Waldnymphen hätte bleiben müssen. Für mich hat keine andre Liebe einigen Reiz, als die zwischen der saunischen und platonischen schwebt, und die Vater Ovid lehrt. Man heisse es Koqueterie, Ziererey, Affektation oder wie man sonst will — Die sogenannten natürlichen Mädchen sind meine Sache nicht. Ich halte es mit Montagne, der die Venus auch nicht anderst als in Gesellschaft der Musen und Grazien willkommen hieß, und die köstlichsten Augenblike für mich sind die, wo das Fleisch den Geist noch nicht ganz überwältigt hat, sondern noch eine Art von Lustkampf unter ihnen obwaltet. Das hiesige Frauenzimmer ist ganz dazu gemacht, die kör-

perliche und geistige Wollust zusammenzuschmelzen, und den Eckel zu verbannen, der den bloß sinnlichen Genuß zu begleiten pflegt. Es hat nicht nur die Kenntnisse, die unmittelbar dazu beytragen, seine natürlichen Reitze zu erhöhen, sondern auch sehr viel allgemeine Weltkenntniß, und was noch viel mehr ist, schöne Sitten — Mit Ekel erinnere ich mich eines Auftrittes zu Wien, wo ich einen Bekannten theils aus Gefälligkeit, theils um die Wirkungen der Keuschheitskommißion zu sehn, an einen gewißsen Ort begleitete. Ich war keine Minute da, so floh ich, was ich fliehen konnte. Die Yahoo, welche Gulliver bey den Houyhnhums im Bad anfiel, kann keinen so grossen Abscheu in ihm erregt haben, als ich über dem Anblik und dem Betragen dieser Kreaturen empfand — Die Treue der hiesigen Weiber ist nicht so schwankend, als jener zu Wien, und mit grossem Vergnügen lernte ich hier verschiedne Muster von guten Gattinnen und Müttern kennen. Das Verdienst ist um so grösser, da der Umgang ganz frey ist. Uebrigens fehlt es an öffentlichen Gemeinplätzen der Wollust nicht.

Hier giebt es wahre Ideale von Schönheiten. Schlank von Wuchs, frisch von Fleisch und Farbe, rund von Knochen und lebhaft in Gebehrden hüpfen dir die Mädchen daher, wie die junge Rehen, um mit Salomon zu sprechen, an den ich dich überhaupt verwiesen haben will, um dir von den übrigen Reitzen dieser Mädchen und dem Eindruk, den sie machen müssen, durch Gleichnisse eine Vorstellung machen zu können; denn ich bin wirklich nicht dazu aufgelegt, dir ein dichterisches Gemählde davon zu geben, ob ich schon noch kein Frauenzimmer gesehen habe, das mich so leicht zu einem hohen Lied entzüken könnte, als das hiesige — Es scheint aber

geschwin-

geschwinde zu verblühen, denn ich sah wenig Weiber von 30 Jahren, an denen nicht die Spuren des Verwelkens sichtbar waren. Das heftige Temperament mag viel dazu beytragen, vielleicht aber noch mehr die schlechten Nahrungsmittel verbunden mit der Sorge für das Hauswesen — Die Bayerinnen mögen die Sächsinnen vielleicht in Qualität des Fleisches übertreffen; allein diese sind ungleich schöner von Bau, und ihre Gesichtszüge sind interessanter.

Mit den Schauspielen verhält es sich hier, wie mit allen öffentlichen Belustigungen, die einen Aufwand erfodern. Die Einwohner sind zu sparsam, als daß sie ein Vergnügen bezahlen sollten, welches ihnen der Hof ehedem umsonst gab, und dessen Mangel sie sich durch eine gesellschaftliche Unterhaltung zu Haus leicht ersetzen können. Vor einigen Jahren war eine der besten und vielleicht die erste Schauspielergesellschaft von Deutschland hier. Der Prinzipal, Herr Seiler, hatte kein vestes Engagement, besuchte bald die Messen zu Leipzig, bald andre benachbarte Städte, beschrieb sich Leute aus der ganzen Welt zusammen, so daß seine Gesellschaft gegen das Ende etliche und siebenzig Personen stark war, und gab für einen wandernden Theaterentrepreneur ungeheure Gagen, wie er denn eine der ersten Sängerinnen Deutschlands, Madame Hellmuth, welche izt erste Hofsängerin zu Mainz ist, mit 2000 Thalern, oder mehr dann 7800 Livres bezahlte. Dem ungeachtet hätte er diesen Aufwand leicht bestreiten können, wenn das hiesige Publikum und das zu Leipzig so viel Theaterliebe hätte, als jenes in den Städten von Süddeutschland — Im Vorbeygehn — Dieses ist mir mehr, als irgend etwas anders ein Beweis, daß die hiesige Köpfe heller sind, als die zu Wien, München u. a. Orten —

Herr Seiler fand bey dem Publikum zu wenig Unterstützung, machte Schulden, wollte sein Glück am Rhein versuchen, und ward endlich Bankrutt — Nun hat zwar der Hof ein Nationaltheater nach dem Plan des wienerschen errichtet. Er bezahlt die Glieder der Gesellschaft und hat die Einnahme; allein die Sparsamkeit des Publikums steht auch dieser Einrichtung im Weg, und sie ist in Gefahr, alle Augenblike zu scheitern, wie sie dann der Hof auch gleich bey dem Ausbruch des lezten bayrischen Krieges aufhob. Bey dem geringsten Anlaß von der Art wird er es wieder so machen, und da thut er meines Erachtens sehr wohl daran — Die Familienschauspiele besonders unter Kindern stehn hier in grösserer Achtung, als die öffentlichen.

Einer der schönsten und stärksten Züge, wodurch sich die Sachsen von den Süddeutschen auszeichnen, ist ihre Vaterlandsliebe und ihre warme Theilnehmung an allem, was den Staat interessirt. Bis tief in den Mittelstand hinab ist hier jedermann über den Zustand des Landes und Hofes aufgeklärt. Hier hört ich zum erstenmal das Wort Vaterland mit Nachdruk und einem vernünftigen und edeln Stolz aussprechen. Das hiesige Frauenzimmer braucht wie das unsrige die Galanterie zu einem Sporn für die Männer. Es nimmt Theil an den Gesprächen von Kriegen, Friedensschlüssen, Unterhandlungen und allem, was sich auf den Staat bezieht. Es lobt seine Officiers und Truppen, und spricht mit grossem Vergnügen von den Vorfällen, wo sie sich brav hielten. Die jungen Officiers empfehlen sich bey ihm, wenn sie sich eine eisenfresserische Miene geben, welches in meinen Augen eben nicht so unbedeutend ist. Mit Verachtung und Abscheu spricht es von den Ministern, die Verräther am Vaterlande

waren — Der König von Preussen ist schlecht bey ihm empfolen; doch spricht es mit Bewunderung von seinen Thaten, und stimmt den Männern bey, daß man von jeher würde besser gethan haben, wenn man sich zu ihm gehalten und nie die Parthey von Oestreich genommen hätte, gegen welches man hier, ungeachtet der Bedrängnisse, welche der König von Preussen das Land fühlen ließ, noch einen stärkern und allgemeinen Groll hegt, als gegen diesen, die Person des itzigen Kaisers ausgenommen. Kurz, lieber Bruder; es ist mir, als wäre ich mitten unter meinen Landsleuten, wo die Theilnehmung am Zustand des Vaterlandes, an den öffentlichen Angelegenheiten und Vorfällen alle Gesellschaften beseelt, und man sich fühlt.

Die sächsischen Truppen sehen ungemein gut aus. Sie sind noch nicht so gut disciplinirt, als die Oestreicher und Preussen; aber auch nicht so steif. Sie gleichen den Engländern, die nur beym Angriff selbst Soldaten sind, und sich ausser dem Schlachtfeld nicht gerne ermüden lassen. Brav sind sie, was man brav heissen kann; allein heut zu Tage ist nicht viel mit der Bravour auszurichten. Man erzählt einen Zug von ihnen, der in den Augen eines kaiserlichen oder preußischen Kommandanten vielleicht lächerlich, aber in den Augen eines Menschenfreundes und Weltbürgers gewiß sehr liebenswürdig ist — Die Officiers eines sächsischen Dragonerregiments, welches vor einigen Jahren bey der Armee des Prinzen Heinrich von Preussen in Böhmen stand, legten unter freyem Himmel zusammen den Schwur ab, daß jeder denjenigen von ihnen, den er in einem Treffen würde fliehen sehn, niederschiessen sollte — Seit einiger Zeit bemüht man sich, die Armee, welche ohngefähr 25000 Mann stark ist, auf preus-

sischen Fuß zu setzen; allein bis izt hat man es noch nicht weit mit dieser Reforme gebracht, und ich glaube es wird so schwer damit halten, als wenn man die englischen Truppen an die preußische Taktik gewöhnen wollte.

Dresden —

Man hat es der Verfassung des Landes zu verdanken, daß die Sachsen von einem ganz andern Geist belebt sind, als die Bayern und Oestreicher. Die Gewalt des Kurfürsten ist eingeschränkter als irgend eines andern Regenten in Deutschland. Die sächsischen Landstände wußten sich durch Klugheit und Muth im Besitz der Rechte zu erhalten, welche die Stände der meisten andern Reichslande mehr durch ihre Nachläßigkeit und Feigheit, als durch die Despotie der Fürsten verloren haben.

Der Hof kann ohne Einwilligung der Landesstände nicht die geringste Auflage machen. Diese bestehn aus 3 Klassen. Die Stifter Merseburg, Meißen und Naumburg als Prälaten, die Grafen von Schwarzburg, Solms, Stollberg und Schönburg, als der höhere Adel und die Universitäten von Leipzig und Wittenberg machen die erste Klasse aus. Die zweyte besteht aus der Ritterschaft, die sich nach den 7 Kreisen des Landes eintheilt. Ihre Anzahl ist unbestimmt. Ein Glied dieser Klasse muß 8 Ahnen von väterlicher und mütterlicher Seite beweisen und zwar ein Rittergut besitzen, hat aber doch nur eine Stimme, wenn er auch, wie häufig der Fall ist, 2, 4 und mehrere Güter besitzt, so daß die erfoder-

liche Eigenschaft mehr auf den Personen als den Gütern beruht. Die Städte, 102 an Zahl, machen die dritte Klasse aus. Allgemeine Versammlungen werden nur alle 6 Jahre gehalten, aber es kömmt ordentlicher Weise alle 2 Jahre ein Ausschuß zusammen, der sich auch bey allen ausserordentlichen Vorfällen zu versammeln pflegt — Diese Landstände bewilligen nicht nur die Auflagen und besorgen das Schuldwesen, sondern wachen auch über verschiedene Fideikommisse, über die Aufrechthaltung der herrschenden Religion, über Landesveräusserungen u. dgl. m. — Die Verfassung der Lausnitz ist ohngefähr die nämliche.

Das Schuldwesen giebt denselben am meisten zu schaffen. Die Summe aller Landsschulden beläuft sich noch auf ohngefähr 26 Millionen Thaler, sächsischen Geldes, oder etwas über 100 Millionen Livres. Jährlich werden für 1200000 Thaler oder etwas über 4700000 Livres Schuld- oder Kassenzettel eingelöset und verbrannt. Wenn man also auch nur 3 1/2 Prozent für die Interessen rechnet; so nimmt das Kapital der Schuld sehr langsam ab. Dessen ungeachtet hat die Landskasse einen sehr grossen Kredit, weil sie gegen die willkürlichen Verfügungen des Hofes gesichert ist, und die gewissenhafteste Redlichkeit beweißt. Als das Land nach dem lezten preußischen Krieg fast erschöpft und sein Kredit beynahe vernichtet war, wollten die Kassenbillets keinen Umlauf gewinnen. Einige aus- und inländische Wucherer machten Spekulationen auf die Einsicht, Redlichkeit und das Ansehn der Landstände, und sammelten die Zettel um einen Spottpreiß ein. Es währte keine 3 Jahre, so zeigte sichs, daß das Land noch Hülfsquellen genug habe, und nun stieg der Werth des Papiers auf einmahl. Die meisten

der Spekulanten gewannen 50 bis 60 Prozenten. Zu Hamburg, Lübek, Bremen und auch in Holland erstaunte man über diese schnelle Veränderung, und die Landstände fuhren fort, Schulden zu bezahlen, die auf diese Art von den Unterthanen zum Theil schon bezahlt waren.

Die Einkünfte des Landes belaufen sich wirklich auf ohngefähr 6200000 Thaler, oder ohngefähr 24349000 Livres. Alle Gattungen der Auflagen sind von den Landständen zu einer bestimmten Ausgabe angewiesen. Der Kurfürst kann ohne Einwilligung derselben hierin nichts ändern, und hat seine eigne Kasse, an welche auch gewisse Gefälle angewiesen sind — Die Landstände haben beschlossen, daß die Armee nach dem Verhältniß, wie die Schulden abnehmen, vermehrt werden sollte — Für einen Prinzen von Geblüte sind 50000 Thaler oder ohngefähr 196000 Livres zur Apanage bestimmt, und dieses macht bey der zahlreichen Familie des Hofes einen ansehnlichen Artickel — Der kaiserliche Hof glaubte durch die Verheirathung der Erzherzogin Kristine an einen sächsischen Prinzen dem hiesigen Hof eine grosse Ehre zu erzeigen. Die Sachsen sagen, so groß auch die Ehre sey, so wäre sie doch gewiß noch gröſser, wenn der Herzog von Sachsenteschen durch die Großmuth des kaiserlichen Hofes bewogen würde, auf seine Apanage Verzicht zu thun.

Es sind wenig Länder in Deutschland, die nach dem Verhältniß der Gröſse so viel eintragen, als Sachsen. Es ist wahr, die Auflagen sind groß; allein wenig andre Länder hätten auch Kräfte genug sie zu tragen, und da die Landeskasse gegen die willkürlichen Eingriffe des Hofes gesichert ist, und die Landesstände überhaupt einsichtsvolle Patrioten sind,

so werden sie auch wieder zum Beßten des Landes verwendet.

Auffallender ist nichts in der politischen Welt, als ein Vergleich zwischen Sachsen und Bayern. Beyde Länder sind von gleicher Grösse, und dieses hat von Natur noch etwas vor jenem voraus. Beyde haben eine Verfassung, nur daß die Stände von Bayern in neuern Zeiten ihre Privilegien verschlafen, versoffen, verh**t und auch am Rosenkranz verbetet haben. Beyde sind Theile eines Reiches. Das erstere zählt 18 grosse und 206 kleine, lezteres aber in allem nur 40 Städte, worunter ausser München nicht eine ist, die sich, ich darf nicht sagen an Reichthum, sondern nicht einmal an Zahl der Einwohner mit der geringsten von den 18 sächsischen Städten messen könnte. Im Gegentheil sind unter den 206 kleinen sächsischen Städten wenigstens 50, die in Rükſicht auf Reichthum die beßte bayrische Landstadt noch übertreffen. Sachsen hat 1900000, Bayern 1180000 Einwohner. Jenes trägt über 11 Millionen Gulden (rheinisch) dieses nicht über 6 Millionen ein. Sachsen hat ungleich mehr Schulden, als Bayern, tilgt seine Schulden und kann über 20000 Mann auf seine Kosten zur preußischen Armee stossen lassen, um Bayern dem Haus Oestreich entreissen zu helfen, und dieses hatte keine 6000 Mann auf den Beinen, um nur einen Gedanken von Protestation gegen Oestreichs Ansprüche fassen zu können, und seine Schulden waren noch dabey im Steigen!

In Deutschland schreibt man dieses politische Mißverhältniß insgemein der Religion zu; allein, warum verhindert die nämliche Religion nicht, daß Frankreich, Toskana, Genua, Venedig, die kaiserlichen Niederlande, Oestreich u. a. Länder blühende Staaten sind? Es mag seyn, daß der Katholicismus

der Bayern im theologischen Verstand besser und im politischen schlechter ist, als jener der obbemeldten Länder; allein die Schuld liegt hauptsächlich an der Regierung, welche die Religion, wie die Luft den Barometer, steigen und fallen machen kann. Es hängt allzeit von der Erziehungsart, den eingeführten Gebräuchen, der Regierung und den Lokalumständen ab, wenn eine Religion dem Staat nachtheilig ist. Die Religion artet unter einer schwachen Regierung durch das Interesse ihrer Diener und die Dummheit und Trägheit des Pöbels leicht in einen Mißbrauch aus; allein das nämliche hat jede andre menschliche Einrichtung zu beförchten, und ich glaube jede Religion kann, wie jede Regierungsverfassung ohne Ausnahme gut seyn, wenn sie in guten Händen ist. Eine weise und thätige Regierung ist allmächtig, und Peter der Grosse hat deutlich genug bewiesen, daß man einen Staat blühend machen, und jede Religion zu diesem Endzweck benutzen kann. Die Religion des grossen Haufen, in Rücksicht auf blosse Meinungen ist sich fast überall gleich. Aberglauben und Resignation auf die Leitung seiner Priester, deren Mäntel, Kapuzen, Kragen und Perüken der Hauptsiegel ihres Berufs in seinen Augen sind, machen das Wesentlichste seiner Religion aus. Ich wurde in verschiedenen protestantischen Ländern, die man in Rücksicht auf Religion für die aufgeklärtesten hält, genug davon überzeugt. Der grosse Unterschied der Völker, welcher sie zu guten oder schlechten Bürgern macht, beruht auf den Sitten, die eine Folge der Erziehung und mit den Religionsmeinungen gar nicht verbunden sind. Ich werde dir meine Gedanken hierüber in einem meiner nächsten Briefe, wo ich etwas von der Reformation sagen werde, faßlicher zu machen suchen. Unterdessen

kann ich hier eine Bemerkung nicht übergehn, die ich auf meinen Reisen durch Deutschland häufig gemacht habe, und die zur Erläuterung meines Satzes dient.

Fast in allen katholischen Städten fand ich Italiäner, und die meisten derselben waren Leute von Vermögen. Sie sind durchaus als bettelarme Leute nach Deutschland gekommen, und haben in einem fremden Lande ohne alle äussere Unterstützung ihr Glück gemacht. Noch vor 30 und 40 Jahren waren fast alle reiche Krämer in den mittlern und kleinern Städten des katholischen Deutschlands Italiäner. Ich glaube, dieß ist Beweiß genug, daß Industrie und Sparsamkeit, wodurch diese Leute ihr Glück machten, keine Attributen einer gewissen Religion, sondern des Lokalkarakters sind, der seine Bildung größtentheils von der Erziehung erhält. Die nüchternen, nachdenkenden, und fleißigen Wälschen hatten an ihrem Karakter Kapitals genug, um in dem bürgerlichen Gewerbe über die trägen, verschwenderischen und dummen deutschen Katholiken gar bald eine Ueberlegenheit zu gewinnen. In der Religion waren sie ihnen gleich. Ich sprach mit einigen dieser Parvenus, die sich beklagten, daß es itzt schwerer hielte in Deutschland fortzukommen, als ehedem. Ohne Zweifel ist die durch Regierungsanstalten verbesserte Erziehung der Leute Schuld daran, unter denen sie fortzukommen suchen. Wer staunt nicht über die Verschiedenheit der Italiäner selbst in Rücksicht auf Industrie? Und doch haben sie Eine Religion mit einander gemein — Zu Rom selbst herrscht weniger Aberglauben als in der ganzen übrigen katholischen Welt, und sind die Römer deswegen bessere Bürger als die Genueser, die im Ganzen genommen grössere Bigots sind? — Ich rede hier

nicht von der kirchlichen Disciplin, von den unmäßigen Reichthümern der Klöster, von Annaten, Pallien, Dispensationen und andern päbstlichen Tributen, von den Usurpationen der geistlichen Gewalt u. dgl. m., welche Dinge einem Staat sehr nachtheilig seyn können, aber nicht zum Wesen der Religion gehören.

Die Sachsen haben es also, meines Erachtens nicht ihrer, wie sie glauben, philosophischeren Religion zu verdanken, daß sie glücklichere Bürger sind als die Bayern — Ich hatte vor einigen Tagen in einer Gesellschaft einen harten Stand, wozu diese Materie Anlaß gab. Einige Herren und Damen nahmen sich die Freyheit über die Religion meines Vaterlandes einige satyrische Bemerkungen zu machen: Es wäre unbegreiflich, sagten sie, daß die aufgeklärteste und witzigste Nation in Europa, (ich machte ein Danksagungskompliment im Namen aller meiner Landsleute) sich zu gewissen Meinungen bekennte, welche die Nachwelt mit dem Verstand, den diese Nation in allen ihren übrigen Unternehmungen und Schriften blicken liesse, nicht würde zusammenreimen können. Nach dieser Vorrede war nun auf die Stelle von Swifts Mährchen angespielt, wo Peter seinen Brüdern eine Brodkruste anstatt eines Schöpsenbraten vorlegte (Im Vorbeygehn, Bruder; die Lutheraner scheinen sich itzt in diesem Punkt mit den Reformirten vereinigt zu haben, und die meisten ihrer neuern Theologen gehn in ihren Schriften weit von Luther ab.) Die Männer machten sich sodann mit unsern Nonnen, und die Damen mit den Mönchen lustig. Man zerschnitt unsre Abbes, die das Zelibat erwählen, um ein ganzes Dutzend Weiber besitzen zu können u. s. w. Da ich das Gespräche selbst aufziehn half, so konnte ich es eben nicht übel neh-

men, daß mir der Zeiger in seinem Umlauf ein wenig die Nase berührte. Ich ließ es auslaufen, und hätte wohl gar nichts darauf geantwortet, wenn nicht die Ehre aller meiner Landsleute dabey interessirt gewesen wäre. Ich sagte also zur Vertheidigung derselben: Was unsre Abbes, Nonnen und Mönche beträfe, so würde wohl, wie ich glaubte, der ganzen Gesellschaft bekannt seyn, daß die witzigen Köpfe unter meinen Landsleuten selbst das Lächerliche davon erschöpft hätten. In Rücksicht auf die Geheimnisse unserer Religion, die nach der Meinung der Herren und Damen unsern Verstand bey der Nachwelt würden verdächtig machen, so kennte ich keine Glaubenssekte in Europa, die sich nicht zu einigen Geheimnissen von der Art bekennte. Ich könnte nicht einsehn, was eine Nation, die 12 unbegreifliche und in profanen Augen unphilosophische Sätze annehme, in Rücksicht auf die Beweise ihres gesunden Menschenverstandes vor einer andern Nation voraus hätte, die sich zu 13 solcher Sätze bekennte. Sie wüßten, wie ich glaubte, wohl alle, was ausgelassene Spötter über die Wunder des alten und neuen Testaments, über die Geheimnisse der Dreyfaltigkeit, des Menschwerdens Gottes, der Erlösung, und viele andre Gegenstände von der Art, wozu sich alle Kristensekten bekennten, gesagt haben. Die Vernunft allein würde die Kristen nie gegen diesen Spott sicher stellen können, und die Theologen aller Sekten hätten wohl daran gethan, daß sie sich in die Schantze einer Distinktion geworfen und erklärt hätten, daß diese Sätze zusammen nicht wider, sondern über die Vernunft wären. Nun hätten wir Katholiken diese Retirade höchstens nur zweymal mehr nöthig, als die Kristen der andern Sekten, nämlich im Fall von Peters Traktament, und dann im Punkt des Feg-

feuers, welches im Betracht der vielen Fällen die alle Kristen zusammen beträfen, eben keinen grossen Unterschied ausmachte. Uebrigens hätten die Herren und Damen selbst gestanden, daß alle diese Dinge unserm Verstand und Witz wenigstens in den Augen unserer Zeitgenossen, nichts präjudicirten. In Rücksicht auf die Nachwelt, traute ich derselben die Unpartheylichkeit zu, die wir alle gegen die Griechen, Römer und andre Völker der Vorwelt beobachteten, welchen wir im politischen und litterarischen Betracht volle Gerechtigkeit wiederfahren liessen, ohne uns durch die Religion derselben, die unendlich unphilosophischer war, als die unphilosophischeste aller Kristenfekten, in unserm Urtheil irre machen zu lassen. Ich glaubte, man müsse die Religion von der Sphäre der übrigen menschlichen Kenntnisse platterdings ausschliessen, und meines Erachtens thäten auch alle Theologen, welche über Glaubenssachen philosophirten, ihren Kirchen schlechte Dienste. Was endlich das Gepränge und die Zeremonien unsers Kirchendiensts beträfe, so wäre es mir leicht darzuthun, daß wir und die Italiäner einen grossen Theil unsers Witzes und unserer Kunst diesen Zeremonien zu verdanken hätten u. s. w. — Ich war im Odem, und wäre noch weiter gegangen, wenn ich nicht bemerkt hätte, daß meine Deklamation keine andre Wirkung bey der Gesellschaft hervorbrachte, als ein kleines Lächeln, welches mich der Partheylichkeit für meine Religion zu beschuldigen schien. Indessen hatte ich grade eben so viel Grund, die Gesellschaft der nämlichen Partheilichkeit anzuklagen. Es gieng, wie es überall zu gehen pflegt. Jeder glaubt in solchen Fällen ausschließlich das Recht auf seiner Seite zu haben. Es ist unmöglich einander zu belehren, und man hat von seiner Gegenparthei nie Gerechtigkeit zu erwar-

ten. Ich wurde hier von neuem überzeugt, daß, wenn die Religion als eine Nationaleigenschaft in Betracht kömmt, auch die vernünftigsten und im gemeinen Leben tolerantesten Leute die Vorurtheile nicht ganz ablegen können. Ich sah häufige Beyspiele, daß alsdann auch die Leute, welche sich öffentlich für Unkristen erklären, die hitzigsten Verfechter der Religion werden — Als der bekannte Leßing, der offenbar kein Krist ist, nach Rom reisen wollte, sagten ihm seine Freunde hier und zu Leipzig, sie wären innigst überzeugt, daß er nun wenigstens so lange als seine Audienz beym Pabst währte, der orthodoxeste Lutheraner seyn würde, bloß um seiner Heiligkeit widersprechen und die Religion seiner Landsleute vertheidigen zu können.

Die Religion des hiesigen Hofes ist eben auch nicht darzu gemacht, das grosse Vorurtheil des sächsischen Publikums gegen den Katholicismus überhaupt zu dämpfen. Die Jesuiten haben sie gebildet, und ich habe dir schon gesagt, daß die deutschen Jesuiten gerade das Gegentheil von den französischen und italiänischen, und unter allen Mönchen die größten Mönche waren. Man erzählte mir hier eine Anekdote, die der Hofgeistlichkeit wenig Ehre macht, und zuverläßig seyn soll. Zu Anfang der Regierung befürchteten die Jesuiten, der K — möchte die Religion ändern, besonders da er so jung war, sein Volk liebte, einige der Grossen Anschläge zu dieser Veränderung gemacht hatten, und die K — in, eine liebenswürdige Dame von aufgeweckterm Geist, den Jesuiten eben nicht sehr günstig war. Einer derselben ließ sich also beygehn, den Auftritt zu wiederholen, welcher schon dem Großvater des K — zu Wien gespielt ward. Es kam ein Gespenst zu dem K —, welches ihn mit der ganzen Macht der

Hölle von der befürchteten Veränderung abzuschrecken suchte, ihm aufs nachdrücklichste verbot, jemand etwas von der Erscheinung zu sagen, und in einer gewissen Zeit wiederzukommen versprach. Der K — ward auf einige Zeit nachdenkend. Seine Gemahlin, die er so liebt wie sie es verdient, riß ihm endlich das Geheimnis mit Gewalt aus dem Busen, und entdeckte es dem Prinzen **. Dieser erwartete das Gespenst in der bestimmten Nacht, und schlug es mit seinem spanischen Rohr todt. Den folgenden Tag kam er in ein gewisses Haus, wo er sagte: Ich habe mir eine Besoldung von 500 Thalern erspart, und meinen Beichtvater durch einen Zufall todtgeschlagen.

Ungeachtet des kleinen Zugs von deutschem Jesuitismus ist der Kurfürst doch ein sehr liebenswürdiger Regent. Er kennt keine von den Ausschweifungen, denen sonst Fürsten, die den größten Theil der Regierungsgeschäfte ihren Ministern anvertrauen müssen, nachzuhängen pflegen. Er hat auch Einsicht und Thätigkeit genug, um wenigstens von den wichtigern Angelegenheiten genaue Rechenschaft zu fodern, und öfters belebt er auch durch seine Gegenwart und Befehle den Gang derselben. Seine Minister sind auch durchaus Männer, die seines grossen Zutrauens würdig sind, aufgeklärte und arbeitsame Patrioten, die so wol in der innern Staatsverwaltung, als auch in der äussern Politik einen einförmigen, durchgedachten und vesten Plan befolgen, und sich dadurch von den bayrischen Ministern stark auszeichnen. Bey Anlaß des bayrischen Krieges vor einigen Jahren haben sie bewiesen, daß es ihnen an Entschlossenheit nicht fehlt, so sehr ihnen auch durch den innern Zustand des Landes die Hände gebunden sind.

Wenn einmal das Geld, welches jährlich für Verintreßirung und Tilgung der Landesschulden bestimmt ist, zur Verstärkung der Armee verwendet werden, und der Hof von der ganzen Stärke des Landes Gebrauch machen kann, so wird das Ministerium ohne Zweifel andere Grundsätze annehmen, als es jetzt hat. Das Land würde alsdenn, ohne zu viel Anstrengung etliche und 40 bis nahe an 50 tausend wackere Soldaten auf den Beinen halten, und also in jedem Fall die Neutralität behaupten können. In den jetzigen Umständen aber muß es immer eine Parthey nehmen und sich zu Oestreich oder Preussen schlagen. So lange der Friede währt, macht es, seiner Klugheit gemäß, beyden Höfen gleichviel Hofnung; aber im Fall eines Bruchs wird es nach meiner Meinung allezeit eher auf die preußische als östreichische Seite treten, theils weil der so mächtige kaiserliche Hof seine Rechte mit aller Strenge gegen die Reichsstände überhaupt geltend zu machen sucht, und die Macht desselben immer gefährlicher wird, theils weil Sachsen seiner Seits ganz besondere Ursachen zu haben glaubt, mit dem kaiserlichen Hof unzufrieden zu seyn. Die Grafen Schönburg, deren beträchtliche Besitzungen von den sächsischen Ländern umgeben sind, behaupten, sie wären unmittelbare Reichsvasalen, wogegen Sachsen ihre Güter zu Afterlehen, die es von ihm zu empfangen hätte, erklärte. Der kaiserliche Reichshofrath sprach für die Grafen. Nun war es um die Exekution zu thun, die nach den Reichsgesätzen einem Stand des Kreises, zu welchem der Verfällte gehört, aufgetragen werden soll. Der Kaiser wußte nur gar zu gut, daß eine Exekution gegen einen mächtigen Kreisstand nie statt hat, und nahm sie selbst über sich. Es rückten Truppen aus Böhmen an, und Sach-

sen konnte nun nicht weiter protestiren. Dieses war eine der Haupturſachen, warum 4 oder 5 Jahre hernach, bey dem Ausbruch des bayrischen Krieges, die sächsischen Truppen sich so eilig mit den preußischen vereinigten. Im Teschner Frieden ward die Sentenz des Reichshofraths und die kaiserliche Exekution wieder vernichtet, und die schönburgischen Güter zu Afterlehn erklärt. Der nämliche Auftritt war schon zuvor zweymal mit Kurpfalz, einmal in Betreff einer Streitigkeit mit dem Grafen von Leiningen und das andremal in Sachsen gegen die Reichsstadt Aachen vorgefallen. Der Kaiser bedrohte den Kurfürsten auch mit eigenmächtiger Exekution, und er mußte sich gegen die Gewohnheit der mächtigern Fürsten Deutschlands dem Urtheil des hohen Reichsgerichtes unterwerfen — Man hat häufige Beyspiele, daß zween Ständen eines Kreises gegenseitige Exekutionen, in Betreff anderer ihrer Kreismitstände aufgetragen waren, die sie denn gar freundschaftlich gegen einander aufhoben Dieser schöne Gang der Gerechtigkeit mußte einen Prinzen ungehalten machen, der ein so warmer Vertheidiger derselben und so eifersüchtig auf sein Ansehn ist, wie Joseph der zweyte.

Der Unterschied zwischen der Religion des Hofes und jener des Landes hat hier auf die Staatsangelegenheiten und Geschäfte nicht den geringsten Einfluß. Was mich betrift, so hätte ich eine starke Versuchung ein Türk zu werden, wenn die herrschende Religion meines Landes die mahometanische wäre. Es wäre mir um die Liebe meiner Unterthanen zu thun, die, so groß sie auch seyn mag, doch immer desto gröſſer seyn würde, je weniger ich als Privatmann von ihnen verschieden wäre. Vielleicht will der hiesige Hof die Religion überhaupt nicht

dem

dem Tadel aussetzen, daß sie so veränderlich wäre, so oft sie mit einem zeitlichen Interesse in irgend eine Kollision kömmt, wovon August der Zweyte bey seiner polnischen Thronbesteigung ein auffallendes Beyspiel gegeben. In Deutschland ist die Religion überhaupt sehr launigt. Das Haus Würtemberg dehnt sich in alle christliche Religionssekten aus. Die Familie des Prinzen Eugen ist ursprünglich lutherisch, die Großfürstin hat die griechische Religion angenommen, und die Braut des Erbprinzen von Toskana wird ohne Zweifel katholisch werden, zu welcher Religion sich der Bruder dieses Prinzen der regierende Herzog schon längst bekennt. Nun sind in diesem Haus auch Prinzessinnen von Brandenburg, so daß es auch mit der kalvinischen Sekte verwandt ist. Ohne Zweifel ist dieß das kräftigste Mittel, die Toleranz in Europa auszubreiten, und die Menschenfreunde sind den deutschen Fürsten deswegen grossen Dank schuldig — Uebrigens wären die Sachsen, wenn auch der regierende Fürst ein Herr von weniger gemäßigten Gesinnungen wäre, als der jetzige, doch gegen alle Religionsbedrückungen sicher. Die Landsstände haben in diesem Punkt seine Gewalt so sehr eingeschränkt, daß er sich sogar einen lutherischen Hofprediger bestallen muß. Er darf auch nur wenige, (wenn ich nicht irre, nur zwey) Katholiken zu Staatsräthen ernennen. Diese Sicherheit ist Ursache, daß die Sachsen, die wirklich mehr gegen die Katholiken eingenommen sind, als man glauben sollte, ihren Fürsten doch sehr lieb haben.

Leipzig —

Sachsen ist ein herrliches Land, Bruder. Ich habe einen grossen Umweg durch das Erzgebirg, über Freyberg, Marienberg, Annaberg und dann über Zwickau und Altenburg hieher gemacht. Man sollte glauben, der ganze ungeheure Berghaufen, der sich längst der böhmischen Grenze hinzieht, wäre untergraben. Es sind Gruben an Gruben, und alle Thäler ertönen von Hammerwerken. Ein fleissigeres Volk als die Sachsen hab ich noch nie gesehen. Das ganze Gebirge wimmelt von beschäftigten Menschen, und den nakten Felsen trotzen sie Nahrung ab. Sie verarbeiten nicht nur die Steine und Mineralien auf die mannichfaltigste Art, sondern alle Städte haben auch noch Leinwand, Spitzen, Band, Barchet, Tuch, Flanellen oder irgend sonst eine Art Manufakturen, die unzälige Hände beschäftigen. Ihr empfindsamer und reger Geist ist unermüdet und unerschöpflich. Wenn die Mode oder die Mitbewerbung ihrer Nachbarn ihnen einige Arten von Manufakturen niederschlägt, so haben sie in einem Augenblik zehn andre, um die erstern wieder zu ersetzen. Freyberg enthält über 25000 und Zwickau gegen 12000 Menschen. Die übrigen Städte, die ich sah, sind alle wie die Flecken, ungemein stark bewohnt und vom Kunstfleiß belebt — Auf der andern Seite der Elbe, durch die Lausitz, wohin ich von Dresden einen Ausfall that, herrscht die nämliche Betriebsamkeit und der nämliche Wohlstand unter den Einwohnern. Bautzen, Görlitz und Zittau sind ansehnliche Städte, voll Gewerbe und Nahrung. Welcher Abstich mit Süddeutschland, in

welchem ungeheuren Strich ich auſſer der Haupt- und Reſidenz- und einigen Reichsſtädten nicht einen Ort ſah, der ſich mit einer von den beſſern dieſer ſächſiſchen Landſtädten vergleichen lieſſe! — Es iſt, als wenn der hohe Rücken des Erzgebirges und des Thüringer-Waldes, eine Scheidewand zwiſchen Licht und Finſterniß, Arbeitſamkeit und Indolenz, Freyheit und Sklaverey, Reichthum und Betteley wäre. Vielleicht findet man in der ganzen Welt keinen in der Nähe ſo auffallenden Abſtich zweyer Völker, als zwiſchen den Sachſen und Böhmen; und für dieſe hat die Natur doch ungleich mehr gethan, als für jene!

Der Bergbau iſt ein unſchätzbarer Gewinn für das Land. Faſt alle Gruben gehören Geſellſchaften von Privatleuten zu. Die Werke ſind in gewiſſe Aktien oder Kuxen eingetheilt, wovon die Geſellſchaften einen gewiſſen Antheil für den Hof umſonſt bauen, und deren verhältnißmäßigen Ertrag dieſer zu beziehen hat. Man rechnet den reinen Gewinn des Hofes von allen Bergwerken des Landes auf ohngefähr 400000 Gulden, oder über eine Million Livres, welches kaum der fünfte Theil des ſämmtlichen reinen Gewinnſtes iſt. Durch die Verarbeitung der erbeuteten Mineralien wird noch mehr gewonnen; denn wenig davon wird roh ausgeführt. Man macht eine unbeſchreibliche Menge ſchwarzes und weiſſes Blech. Man verfertigt Stal, Meßing, und Tombak, und hat verſchiedene Gold- und Silberfabriken. Die ſächſiſchen Gewehrfabriken ſind berühmt.

Die Sachſen haben ſich durch ihre Geſchiklichkeit im Bergbau in ganz Europa bekannt gemacht. Man hat ſie deßwegen ſchon nach Neapel und Spanien beſchrieben. Ihre ſtarken Körper, ihr unverdroſſener Fleiß und ihr natürlicher Verſtand machen ſie

vorzüglich zu dieser Art von Arbeit aufgelegt, die unter allen menschlichen Beschäftigungen ohne Vergleich die härteste und mannichfaltigste ist, und deren Produkte in der Verhandthierung so viele Kenntnisse erfodern. Der Bergbau verräth meines Erachtens einen der stärksten Karakterzüge der Deutschen und vorzüglich der Sachsen, wodurch sie sich von unsern Landsleuten auszeichnen. Rasch; verdrossen beym Anstoß hartnäckiger Schwierigkeiten; niedergeschlagen, wenn einige hitzige Anläufe die Hindernisse nicht übersteigen können; verliebt in die schnellen Abwechslungen; gierig auf einmahl viel zu gewinnen; bloß zu Unternehmungen aufgelegt, die ein schnelles Fassen, Genie und Hastigkeit erfodern, werden es die Franzosen in dieser Art von Industrie nie so weit bringen, als die kalt nachdenkenden, forschenden, durchdringenden, anhaltenden und unermüdeten Deutschen, die sich ohne muthlos zu werden, auch mit den undankbarsten Beschäftigungen abgeben können. Ohne Zweifel hat unser Vaterland in seinen vielen Gebirgen wichtige Schätze. Man weiß, was Kolbert und viele seiner Nachfolger, besonders in neuern Zeiten Turgot zur Aufnahm des Bergbaues thun wollten; allein das Genie der Nation vereitelte immer ihre Unternehmungen.

Das Volk in den kleinsten sächsischen Bergstädten, die oft ringsum durch wilde Gebirge von der übrigen Welt getrennt sind, ist artiger, gesitteter und aufgewekter als das in den größten Städten von Süddeutschland. Die Lektüre ist hier zu Lande fast allgemein. Geselligkeit und Gastfreyheit begleiten und ermuntern den angestrengten Fleiß. Freyheit, Weltkenntnis, Witz und munterer Scherz machen auch die Gesellschaften von mittlern Rang unterhaltend. Das Frauenzimmer ist durchaus vom schönsten

Wuchs und den beseeltesten Gesichtszügen, munter, frey und witzig, und doch sanft, wohlgesittet und zum Hauswesen gebildet. Die Männer klagen sehr, daß ihre schönen Hälften seit einiger Zeit von der Eitelkeit zu sehr seyen eingenommen worden. Die Klagen würden bald aufhören, wenn die Weiber in jeder Stadt zusammenstünden, und das Gesetz machten, daß der 8te oder 10te Mann zu Erbauung der ganzen Gemeinde sich ein Weib aus Bayern oder Oestreich holen müßte. Ausser dem Putz hab' ich unter den Sächsinnen noch keine Ausschweifungen bemerken können. Die Oestreicherinnen und Bayerinnen aber lieben den Putz eben so sehr, und pflegen nebstdem noch zu Tisch und Bette auszuschweifen, und sich wenig um die Wirthschaft zu kümmern.

Die ungemein starke Bevölkerung des Erzgebirges setzt die Einwohner bey einer Theurung in nicht geringe Verlegenheit. Es bringt nicht den zehnten Theil des zum Unterhalt derselben nöthigen Getreides hervor; sondern bezieht den größten Theil desselben aus Böhmen. Die Theurung, welche vor 9 und 10 Jahren in dem größten Theil von Europa herrschte, hat vielleicht nirgends so traurige Wirkungen gehabt, als hier. Viele tausend Menschen sind theils durch Hunger, theils durch schädliche Nahrungsmittel umgekommen. Eine Menge Menschen hatten ihre Rettung den verschiedenen Mäurerlogen zu Dresden, Leipzig, Freyberg und andern Orten zu danken, welche unglaublich viel für ihre leidenden Mitbürger thaten. Wenn ein Land Vorrathshäuser nöthig hat, so ist es dieses. Sobald die geringste Theurung einreißt, werden die benachbarten Länder geschlossen, und die Ebenen von Sachsen sind auch zu stark bewohnt, als daß sie viel von ihren Erndten entbehren könnten. Die Regierung hat einige

Anstalten gemacht, allein in der itzigen Lage der Finanzen kann sie nicht so viel thun, als hinlänglich wäre, um diese Bergleute ganz sicher zu stellen.

So blühend die Handlung und Industrie in diesem Land' ist, so elend ist im ganzen der Zustand der Bauern. Der Fehler liegt weder an der Verfassung, noch an ihnen selbst. Sie sind freye, fleißige und verständige Leute. Ohne Zweifel ist die gar zu grosse Zertheilung des Bodens Schuld daran. Längst dem Fuß des Erzgebirges hin steht Dorf an Dorf, und in den ebenern Gegenden kann man kaum die vielen Kirchthürme zählen, die man auf allen Seiten erblickt. Die Anzahl aller Dörfer in den kurfürstlichen Ländern, die Lausitz mitgerechnet, soll sich auf beynahe 6000 belaufen. Ich sah viele Bauern, die mit einem Ochsen und einer Kuhe pflügten, und sehr viele sollen nur eine Kuhe haben, die ihnen Milch giebt, und zugleich zum pflügen dient. Die lokere und feine Erde in diesem Strich erfodert freylich keine mühsame Bearbeitung; allein ein Bauer mit so wenig Vieh kann unmöglich wohlhabend seyn. Man sieht auch in ihrer ganzen Wirthschaft, daß es sehr knapp bey ihnen zugeht. Ein grosser Theil derselben lebt fast bloß von Erdäpfeln, Hülsenfrüchten und Rüben, und sehr selten erblikt man auf ihrem Tisch Fleisch. Unbegreiflich ist ihre Verschwendung im Kafee, der die einzige Nahrung von vielen zu seyn scheint, und dessen unmäßiger Gebrauch mit der durchaus herrschenden Kärglichkeit sehr kontrastirt. Sie trinken ihn nicht Schalen- sondern Kannenweise: aber freylich so dünne daß er kaum die Farbe von den Bohnen hat. Ihre Reinlichkeit ist bey ihrer Armuth auffallend — Die schwäbischen Bauern sind, im Vergleich mit den sächsischen, Freyherren und im Ganzen die glücklichsten, die ich noch gesehen habe.

Durch das ganze Land sprechen auch die gemeinen Leute in den Städten ziemlich rein deutsch, und ausser dem Gebirge auch die Bauern. Frankreich hat keine Provinz von gleicher Grösse, worin das Volk durchaus seine Sprache so gut spricht, als die Sachsen das Deutsche.

Einige Meilen von Leipzig besuchte ich einige Edelleute auf ihren Gütern, an die man mir zu Dresden Addressen gegeben. Ich glaubte in eine Schule des ländlichen Vergnügens gekommen zu seyn. Die wenigen Tage, die ich bey ihnen zubrachte, gehören unter die wollüstigsten meines Lebens. Die Einkünfte dieser Herren sind ziemlich eingeschränkt, wie denn der sächsische Adel eben so unvermögend als zahlreich ist. Allein diese Eingeschränktheit selbst ist eine der Hauptquellen ihres Glückes. Sie verstehn es das Schöne mit dem Nützlichen, Einfalt mit Geschmack, Sparsamkeit mit mannichfaltiger Abwechslung und die Kunst mit der Natur so schön zu verbinden, daß die Beschäftigungen, welche der größte Theil der Menschen als eine Last betrachtet, für sie Wollust und ihre Tage ein Gewebe von Freuden werden. Sie schlürfen das Vergnügen hinab, wie man einen seltenen Wein zu kosten pflegt, den man zwischen dem Gaumen und der Zunge lange spielen läßt, um seinen Geist besser zu empfinden. Der Feldbau, die Viehzucht, die Jagd, der Vogelfang, die Fischerey, die Bienenzucht, die Gärtnerey, die Försterey, alles wissen sie so wohl zu ihrem Vortheil als ihrem Vergnügen so sehr zu benutzen, daß ich mir vorgenommen habe, wenn es irgend nur möglich ist, noch einige Tage bey Einem von ihnen zuzubringen, bloß um Virgils Georgika mit Verstand, Geschmack und Gefühl lesen zu können, die man gewiß nirgends so gut verstehen lernt als bey ihnen. Die

Fischzucht ist für sie ein ganz besonders angenehmes, wichtiges Studium, und gewiß nirgends auf den Grad der Vollkommenheit gebracht, wie hier. Sie haben ihre Teiche, worin die Fische in verschiedener Absicht, und nach dem Alter eingetheilt sind. Diese Teiche sind in Brachfeldern, die dann zur bestimmten Zeit wieder abgelassen und bebaut werden, so daß der nämliche Boden doppelt benutzt wird. Das Forstwesen und die Schäferey sind hier auch zu einem seltenen Grad von Vollkommenheit gebracht. Die Waldungen werden nicht nur mit der ängstlichen Regelmäßigkeit gelichtet, sondern man studiert auch die Baumarten und den für sie tauglichern Boden mit einem unbeschreiblichen Fleiß. Ich glaube, wir Franzosen könnten in diesem Punkt, so wie in der Landwirthschaft überhaupt viel von den Sachsen lernen. Die sächsische Wolle ist berühmt, und gehört nach der spanischen und englischen unter die beßte von Europa. Sie wird theils roh, theils zu Tüchern, Zeugen, Strümpfen, Mützen und Handschuhen verarbeitet, noch häufiger aber gefärbt und unverarbeitet ausgeführt. Die unnachahmlich schön gefärbte blaue Wolle, die den Namen vom Lande hat, kömmt bis zu uns. Diese mannichfaltigen Geschäfte der Landwirthschaft, theoretisch und praktisch behandelt, wechseln bey dem Adel mit kleinen Spazierreisen, Besuchen der Freunde auf dem Land und in der Stadt, der schönen Lektüre, Sammlungen von Natur und Kunstsachen, Bemühungen für die Verbesserungen der Schulen ihres Bezirkes, häuslichen Familienmusiken, Versuchen im Zeichnen, Mahlen und auch manchmal in der Poesie oder über Gegenstände der Landwirthschaft, und andern Geistesbeschäftigungen ab. Die Reichern, worunter schon die gehören, welche 8 bis 10000 Gulden Einkünfte

haben (die meisten stehn so zwischen 3 und 6000, und gar viele zwischen 800 bis 2000 Gulden) besuchen regelmäßig im Winter auf 1 oder 2 Monathe die Stadt — Ihre Töchter sind die artigsten und verliebtesten Geschöpfe von der Welt — Ihre natürliche Empfindsamkeit und Lebhaftigkeit nimmt in der Stille des Landlebens gemeiniglich einen romantischen Schwung, der in allen ihren Geberden, Blicken und Reden sichtbar ist, und in den ersten Jahren der Jugendhitze so oft zu unbesonnenen Schritten hinreißt. Mißheirathen, Entführungen und Entfliehungen sind hier zu Lande ungemein häufig. Ich fand in Schwaben, Bayern und Oestreich Sächsinnen aus guten Häusern, die im letzten schlesischen Krieg mit Offiziers von der kaiserlichen und Reichsarmee entliefen; aber alle zärtliche Gattinnen und Mütter geworden sind. Zu Prag fand ich ein sächsisches Fraulein von gutem Haus, das aus lauter Uebermaaß von Empfindsamkeit, wie es selbst mit Thränen gestand, und aus Mangel an Weltkenntniß ein sehr gemeines Mädchen ward. Leßings Minna von Barnhelm, die du ohne Zweifel kennst, hat etwas von diesem Zug verliebter Schwärmerey; allein ihre karakteristische Laune ist mehr die Art der sächsischen Stadtfräulein. Die Landfräulein überhaupt genommen haben das Piquante und Nekende der Minna nicht, sondern sind viel nachdenkender und schmelzender; aber alle sind gleich schön, wie die Engel — Die Modelektüre, welche itzt in Deutschland überhaupt herrscht, nämlich die Komödien und Romanen sind keine gute Nahrung für die von Natur so zärtlichen Landfräulein in Sachsen.

Leipzig ist eine kleine, aber ungemein schöne und zum Theil prächtige Stadt. Die Zahl der Einwohner, die Vorstädte mitgerechnet, muß nahe an die

30000 steigen. Die Lebensart ist von jenen in den andern sächsischen Städten, die ich gesehen, sehr verschieden. Es herrscht hier mehr Verschwendung und Luxus als zu Dresden. Man spielt fast in allen Gesellschaften, und oft unmäßig hoch. Das hiesige Frauenzimmer ist unthätiger im Hauswesen, als seine Landsmänninen in den andern Städten, und hat mit denselben die Liebe des Putzes und der Koquetterie gemein. Unter dem Schwarm der hiesigen Gelehrten giebt es zu viel Stutzer, Kleinmeister und Unwissende, so daß ich in einigen Gesellschaften mich wieder nach Wien versetzt zu seyn glaubte, wo die Gelehrten und Friseurs in einem Rang roulieren, und auch gleich zahlreich sind. Allein die beträchtliche Anzahl der Männer von Verdienst, welche den Troß dieser vorgeblichen Litteratoren ihrer Vaterstadt so verachten, wie ers verdient, machte mich bald wieder den Unterschied bemerken. In allen Fächern findet man hier einige vortrefliche Männer, die sich sowohl durch die Tiefe als auch die Ausbreitung ihrer Kenntnisse, und besonders durch eine grosse Bekanntschaft mit der übrigen Welt von dem Gelehrten zu Wien stark auszeichnen, für welche meistens alles was ausser der Linie ihrer Stadt liegt, todt ist. Die Kleinmeister machen hier wirklich den — zwar etwas zu dicken — Troß, zu Wien aber die eigentliche Armee der Pallas aus, an deren Spitze einige Helden in Riesengrösse stehn, um den Zug der Zwerge hinter ihnen desto lächerlicher und verächtlicher zu machen.

Ich besuchte Herrn Weisse, dessen Kinderfreund Herr Berquin theils übersetzen, theils nachahmen will. Er ist nicht nur einer der artigsten Dichter Deutschlands, sondern auch ein merkwürdiger Gelehrter im ganzen Umfang des Wortes. Er ist die

Eleganz selbst, und das Einkommen von einer ansehnlichen Stelle, die er bekleidet, setzt ihn in den Stand seine alten Tage der philosophischen Ruhe, dem Wohlthun und den Musen zu weihn. Er ist einer der stärksten Antagonisten der litterarischen Kalmüken, von denen ich dir bey Anlaß des Theaters von München schrieb, die gleich den Truppen des Gengiskans vor einigen Jahren einen Einfall auf den deutschen Parnaß thaten, die Musen nothzüchtigten, die schönen Blumenbetten der alten deutschen Dichter verheerten, die Sprache verstümmelten, die Wörter mit tartarischer Wuth zerfezten, und vielleicht auch im Hunger noch Kinder gefressen hätten, wie ihre Originale, wenn ihre Disciplin der Wuth ihres Angriffes entsprochen hätte, und nicht so geübte Leute, wie Herr Weisse ist, sie nach der Hitze des ersten Anfalls zerstreut hätten. Nun haben sie sich allgemach hinter die Hecken und Gebüsche verlaufen, wo sie manchmal noch Feuer auf die vorübergehenden geben, aber sich nicht lange mehr halten können.

Leipzig —

Die Handlung und die Manufakturen dieser Stadt sind sehr beträchtlich. Sie ist der Mittelpunkt des Bücherhandels von ganz Deutschland, des Wollhandels von fast ganz Sachsen, und wenige deutsche Städte werden ihr es auch in Wechselgeschäften zuvorthun. Man verfertigt hier Sammet, Seidenzeuge, Plüsche, Leinwande, Tücher, Kattun, Tapeten und noch verschiedne andre Sachen. Mit Materialien und Spezereyen versieht die

se Stadt den größten Theil von Sachsen, und sie hat einen grossen Theil des gegenseitigen Handels zwischen Süddeutschland, der Schweiz und Italien, und dem Norden. Es giebt mehrere Millionärs hier.

Die Messe, welche 8 Tage vor meiner Ankunft vorüber war, soll nach dem Geständniß aller Einwohner und der fremden Kaufleute kaum ein Schatten mehr von dem seyn, was sie vor 30 und mehrern Jahren war. Das merkwürdigste ist noch auf derselben der Bücherumschlag zwischen den Buchhändlern Deutschlands, die sie theils durch Kommissärs beschicken, größtentheils aber in eignen hohen Personen erscheinen. Ihre Anzahl soll sich auf etwa 300, und der Werth der Bücher, die sie gegen einander vertauschen, über 500,000 Rthlr., ohngefähr 1751000 Livr. im Durchschnitt der letztern Jahre belaufen.

Leipzig erhält sich im Besitz dieses Buchhandels nicht so sehr durch die unter den Buchhändlern einmal eingeführte Gewohnheit, als vielmehr durch den häufigen Verlag, den es selbst von neuen Büchern hat, und weil es mitten in der Gegend von Deutschland liegt, wo die Künste und Wissenschaften vorzüglich blühen, und das Lesen und Schreiben am gemeinsten ist. Man hat schon einige Versuche gemacht, dieser Stadt diesen Handlungssaft zu rauben, allein jetzt noch ist es meines Erachtens wegen obbemeldten Ursachen platterdings unmöglich. Die östreichischen Buchhändler waren bis an jetzo die einzigen, die nicht regelmäßig und zahlreich bey diesem Litteraturhandel erschienen sind. Die Einschränkung durch die Zensür, und dann die Eingeschränktheit der Köpfe ihrer Schriftsteller verhinderten bisher, daß sie kein Papier von so gutem

Gehalt zu Markte bringen konnten, daß die andern Verleger das ihrige dagegen vertauschen wollten.

Leipzig kam durch die Verdienste seiner Bürger und Landsleute in den Besitz dieses sonderbaren Handels, der meines Wissens in Europa der einzige in seiner Art ist. Sachsen war die Wiege der Litteratur und des Geschmacks in Deutschland.

Der erste Saamen der Litteratur und des Geschmacks ward in Deutschland von Leuten ausgestreut, die keine Gelehrten von Profeßion waren. Seit der blühenden Epoche unserer Litteratur stand ein Theil der deutschen Fürsten immerfort in Verbindung mit unserm Hof. Die Unterhandlungen, welche dadurch veranlaßt wurden, und die Feldzüge unserer Truppen in Deutschland machten die Kenntniß unserer Sprache zu einem Bedürfniß des deutschen Adels und aller Leute von Stand. Minister, Räthe, Officiers, Sekretärs u. dgl. m. verfeinerten sich durch den Umgang mit unsern Landsleuten, und der Geschmack verschiedner deutscher Höfe war schon gebildet, ehe noch Deutschland selbst einen Literator von Verdienst aufzuweisen hatte. Schon Prinz Eugen der seine Jugend an unserm Hofe zugebracht, arbeitete mit allen Kräften für die Aufnahme der schönen Wissenschaften und Künste in Deutschland. Die Jesuiten standen ihm am Hof zu Wien im Weg, und dieser Hof war zu der Zeit der einzige in Deutschland, bey welchem unsre Sprache keinen Eingang finden wollte. An den meisten andern Höfen waren auch Leute von dem Geschmack und der Denkungsart des Prinzen Eugens, Gönner der Musen, die in ihren Bemühungen für die Ausbreitung des guten Geschmacks mehr oder weniger glücklich waren — Auf die nemliche Art kamen die Künste

aus Italien zu uns, und aus der Levante nach Italien.

Nun fehlte es nur noch an der Sprache, um das deutsche Genie zur Nacheiferung aufzuwecken. Hierin hatte Sachsen einen grossen Vortheil über die andern Provinzen Deutschlands. Seit Luthers Zeiten hatte dieses Land immerfort einige Männer, die sich von dem barbarischen lateinischen Schulton, welcher durch ganz Deutschland herrschte, entfernten, und ihr Wissen populär zu machen suchten. Der Kirchendienst hatte hier vorzüglich viel zur Verbesserung der Sprache beygetragen. Die Schulen für die kleine Jugend waren in Sachsen schon lange vor der blühenden Epoche der Litteratur in einem guten Zustand. Die Sprachen einiger sächsischen Schriftsteller aus der Zeit zwischen 1715 und 25, wo das übrige Deutschland noch den unsinnigen Kanzleystil schrieb, hat schon ziemlich viel von dem Gepräge der grammatikalischen Richtigkeit und Reinlichkeit. Der natürliche Witz der Sachsen und die ihnen ganz eigne und wie angebohrne Liebe zu allem, was schön ist, machte gar bald Eifer und Stolz, ihre Sprache gut und schön zu sprechen, unter ihnen rege, der ehedem die Athenienser auszeichnete. Der geringste Handwerker hier bemüht sich mehr, gut zu sprechen, und ist viel glücklicher in der Wahl seiner Ausdrücke, als irgend ein Gelehrter von Profeßion in Süddeutschland, mit dem ich zu reden die Ehre hatte. Sogar die hiesigen Mädchen sind empfindlich gegen die Sprachfehler, und ahnden sie.

Sachsen hatte nebst der verfeinerten Sprache noch andre Vortheile, welche dazu beytrugen, daß sich die Litteratur unter seinen Einwohnern früher und schneller ausbreitete, als unter den übrigen

Deutschen. Die Philosophie und höhern Wissenschaften waren schon lange vor der ästhetischen Epoche von dem scholastischen Staub gesäubert. Leibnitz, Puffendorf, Thomasius, Wolf und andere hatten das ganze weite wissenschaftliche Feld umgerissen, mit Einsicht und Geschmack angebaut, und in ganz Norddeutschland, vorzüglich aber in Sachsen eine glückliche Revolution in den Köpfen veranlaßt. Die bekannten Acta Eruditorum nahmen hier schon 1682 ihren Anfang, und wetteiferten mit den Recensionen der aufgeklärtesten europäischen Völker, mit dem Journal des Savans, den englischen Transactions, und den Giorneli de' Leterati, indessen der Geschmack in den meisten andern Gegenden Deutschlands, sogar zu Berlin, noch bloß das Eigenthum einiger Hofleute war. Schon im ersten Vierthel dieses Jahrhunderts besorgte man hier gute Ausgaben der alten, die zur Entwicklung des Genies überall mehr beytrugen, als die besten Regeln und Theorien.

Die Prachtliebe und der Aufwand für Kunstsachen der sächsischen Auguste trugen ohne Zweifel sehr viel zur frühern Verfeinerung des Geschmackes und zur Ermunterung des Genies in diesem Lande bey. Die Künste haben eine schwesterliche Liebe gegen einander, und selten lassen sie sich lange trennen. Die Mahlerey, Bildhauerey, Musik, Baukunst und alle mit ihnen verwandten Künste waren an dem Hof Augusts des dritten blühender als an irgend einem europäischen Hofe. Aus der Schule der Künstler, die sich damals hier bildeten, kamen Mengs, der größte Mahler unsers Jahrhunderts; Hasse, dessen musikalisches Genie mit dem dichterischen eines Metastasio wetteiferte, Gluk, Hiller u. a. m. Es war sehr natürlich, daß sich zu diesen

vielen Künsten auch endlich die Dichtkunst gesellte. Die Opern machten die Sachsen mit italiänischen Dichtern bekannt, so wie sie die Hofsprache, mit den französischen bekannt gemacht hatte. Endlich machten sie selbst einige Versuche in ihrer Sprache, und sie gelungen ihnen. Gellert, Rabener, u. a. m. haben sich offenbar nach den Franzosen, Italiänern und Engländern gebildet.

Seit dieser Zeit hatte Sachsen nach dem Verhältniß immer die meisten schönen Geister unter den übrigen Provinzen Deutschlands. In der Zahl der Handlanger der schönen Literatur übertrift es das übrige Deutschland zusammen. Der Uebersetzer, Journalisten, Magazinen, Almanachen- und Verzeichnißmacher, u. a. dgl. ist eine unendliche Menge. Es giebt hier zu Lande viel Leute, die mit der alten und neuen Literatur der Franzosen, Italiäner und Engländer so bekannt sind, als die Gelehrten dieser Völker selbst. Man hat auch ein Magazin der spanischen und portugiesischen Literatur. Sogar im tiefen Norden auf dem dänischen, schwedischen, russischen und polnischen Parnaß fouragiren sie. Vortheile, welche Deutschland vor allen andern Ländern voraus hat.

In Rücksicht auf das Mechanische der Literatur, die Verhandthierung der ersten Materien, und den Verkauf der Manufakturen dieser Art wird Sachsen deswegen noch lange dem übrigen Deutschland überlegen bleiben; allein sein Genie selbst scheint erschöpft zu seyn. Die neue Zucht seiner schönen Geister ist die Frivolität selbst, indessen erst in andern Provinzen Deutschlands das Genie in seiner Jugendstärke erwacht — Es verhält sich mit dem dichterischen Genie, wie mit der physischen Zeugungskraft des Menschen, mit welcher es auch ohne Zweifel

eine

eine natürliche und wesentliche Verbindung hat, und ich getraue mir zu wetten, daß wenn es jemand untersuchen wollte, die gutwilligen Mädchen sich an jedem Ort mit den Schöngeistern in gleichem Verhältniß gemehrt haben. Das Dichten ist wirklich eine Debauche des Geistes, oder wie Swift in der Vorrede zu der bekannten Bücherschlacht sagt, und welches Eins ist: „Witz ist eine Abschäumung des Rahmes, welcher sich oben im Hirn ansetzt.„ Nun hat das Hirn bekanntlich mit den Zeugungssäften des Menschen eine sehr enge Verbindung, und beyde Substanzen werden durch das öftere Rahmen verdünnert, und endlich gar zu einem bloßen Pfützenwasser gemacht. Durch einige Debauchen, die im Anfang vielleicht die Wirkung des Uebermaasses der Zeugungssäfte waren, läßt sich der Geist leicht zur Geilheit hinreissen, und anstatt sich nach den Gesetzen mit einer Wissenschaft zu verheyrathen, die ihn in Zucht und Ehren und mit Maaß und Ziele abrahmen könnte, verschwendet er in der Geilheit seine Säfte, nimmt bey der Abnahme derselben Schokolade, Stanza marina u. dgl. die seine gänzliche Entkräftung beschleunigen, und schwindet endlich zu einem Schatten zusammen. Ich seh es an den Waden der hiesigen Literatoren, daß ihr Geist unvermögend ist — Eben diese ansteckende Geilheit des Geistes, die bey Annäherung der Kunstepoche bey allen Nationen einriß, und bey allen Völkern der Nachwelt in diesem Fall einreissen muß, weil die Bastarten, die sie auf die Welt setzt, wie alle Bastarten, eher ihr Glück machen, als ehrliche Kinder, und sie durch den Beyfall der andern Menschen begünstigt und zu ihren Ausschweifungen ermuntert wird, macht mich der sogenannten schönen Literatur überhaupt so abgeneigt. Die Polizey sollte

darauf sehn, daß sich der Witz allzeit mit der Vernunft begattete, und sollte die literarischen Bordels nicht Mode werden lassen, die im Anfang einige hübsche Kinder der Liebe liefern, aber für die Waden der jungen Leuthe gefährlich sind. — Aus meiner Republik schließ ich, wie ein kluger Alter, alle Dichter, Musikanten u. dgl. für immer aus. Haben meine Unterthanen Witz, so soll nie zu den sogenannten schönen, sondern bloß zu den nützlichen Wissenschaften und Künsten Gebrauch davon gemacht werden. In meinen Augen (ich weiß du wirst wieder auf einen Augenblik böse) hat der unbekannte Mann, der die Nähnadel erfand, mehr Verdienst als Homer, Virgil und alle alten und neuen Dichter zusammen.

Leipzig —

Ich that von hier einen Ausfall nach Weimar und Gotha. Dieser Strich Landes ist der angebauteste und im politischen Betracht der schönste, den ich noch in Deutschland gesehn. Alle 2 bis 3 Meilen hat man eine Stadt, und fast in allen blühen Manufakturen. Die Dörfer sind unzälig, und der Feldbau ist auf dieser Seite mannichfaltiger, als gegen Dresden hin. Die Natur scheint auch dieser Gegend günstiger gewesen zu seyn.

Weimar ist ein artiges Städtchen. Der Hof ist äusserst populär, und der regierende Herzog treibt die Popularität und Philosophie vielleicht zu weit. Er setzt sich mit allen Menschen parallel, und nimmt Rollen in gesellschaftlichen Schauspielen, welche die schönen Geister und Bedienten seines Hofes unter

sich aufführen. Er liebt das Romantische, und erkletterte nicht sonder Lebensgefahr in Gesellschaft seines eben so ritterlichen Busenfreundes, Herrn Göthe, auf seiner letzten Schweitzerreise den sturzdrohenden Felsen, mitten im Fall des Rheines unter Schafhausen, an dem die Gewalt des Sturzes schon grosse Stücke weggerissen hat, und der immerfort bis in seine Grundveste erbebt; eine That, die des berühmtesten Ritters aus den vorigen Jahrhunderten würdig wäre. Mit diesem liebenswürdigen Gefühl für das Kühne und Abentheuerliche verbindet er einen ausgebildeten Geschmak an allem, was Kunst heißt. Sein Hof besteht fast bloß aus schönen Geistern, und sogar sein Generalsuperintendent, (welcher die ganz unbekannte Titel so viel als ein kleiner Pabst heißt) ist ein schöner Geist, der das erste Buch Moses als eine poetische Rapsodie erklärt und auch in der neuern rapsodischen Gestalt unter dem Titel: Urkunde der Menschheit, herausgegeben hat.

Die vortrefliche Bildung des Herzogs ist ein Werk des berühmten Wielands, den romantischen Zug seines Karakters ausgenommen, den er Herrn Göthe größtentheils zu verdanken hat. Wieland ist ohne Widerrede der beste Kopf unter den Schriftstellern Deutschlands. Keiner verbindet so viel Studium mit so viel Genie als er, den einzigen Leßing ausgenommen. Er hat nicht nur sein literalisches Augenmaß durch anhaltendes und durchdringendes Anschauen der Schönheiten des Alterthums geübt und fixirt, sondern umfaßt auch die ganze Literatur der Franzosen, Italiäner und Engländer. Seine Werke sind keine Rapsodien im Geschmack der neuern deutschen Dichterlinge, sondern haben das wahre Gepräge der Kunst. Auch die flüchtigen Produkte seiner frohen und launigten Augenblicke verra-

then eine Meisterhand, die im Zeichnen geübt ist, und ihren gewissen Pinselstrich hat. Man sagt von den grossen Mahlern, daß man sie sogar in den Zügen erkennt, die sie mit dem Abwischen ihrer Pinsel machen. Wieland ist einer von den wenigen deutschen Schriftstellern, welche die Nachwelt unter die klaßischen setzen wird, nachdem die Schriften der meisten andern zum Düngen der Felder werden verbraucht seyn. Man macht ihm den Vorwurf, er wiederhole sich zu oft. Ich meines Theils hab in seinen Schriften wenig eigentliche Wiederholungen bemerkt, wohl aber, daß er, wie alle grossen Schriftsteller, seine Lieblingsideen hat, die er immerfort dreht und wendet, um sie den Lesern auf allen Seiten und in jedem Licht zu zeigen. Ich wüßte nichts an ihm zu tadeln, als daß er sein Studium zu wenig verstekt, seine ungeheure Lektüre zu viel auskramt, und manchmal vergißt, daß seine Leser in gewisse Vorstellungen nicht so verliebt seyn mögen, als er; und dann auch, daß er ehedem, als er noch nicht Hofrath und Prinzenhofmeister war, wahrscheinlicherweise manchmal schreiben mußte. Seine Epoche ist nun vorüber. Sein ungemeiner Scharfsinn und seine unbeschreibliche Thätigkeit, alle Vortheile, welche die Umstände seinem Beutel darbieten, so viel als möglich zu benutzen, brachten ihn auf den Einfall, ein Journal in die Abschnitte seines grossen Ruhms zu emballiren, um im Alter seinen literarischen Handel nicht ganz aufgeben zu müssen. Keiner der deutschen Schriftsteller kennt sein Publikum so gut als Wieland. Er ist unerschöpflich in Erfindungen, seinem Merkur, der immer noch so viel werth ist als der unsrige, durch abwechselnde Kleinigkeiten den Abgang zu erhalten. Bald klebt er, wie die holländischen Tobacksh[illegible]ndler auf ihre Päk-

chen, ein Bildchen auf die Emballage, bald verspricht er, in folgenden Bänden Schlüssel zu Dingen in den vorhergegangenen zu liefern, und giebt dann dem Publikum anstatt des Schlüssels eine Rassel oder ein Pfeifchen, womit die Kinder zu spielen pflegen, in die Hand; bald dehnt er ein Stück durch einen ganzen Jahrgang aus, bald füllt er ganze Bände auf einmal damit an. Räthsel, Zeitungen, Anekdoten, Zänkereyen andrer Schriftsteller, kurz alles mögliche nahm er zu Hülfe, um seiner Waare immer den Anstrich von Neuheit zu geben, und das Publikum zu — amusiren. In Deutschland kann man es einem grossen Mann weniger übel nehmen, wenn er zu all den schriftstellerischen und buchhändlerischen Pfiffen und Kniffen seine Zuflucht nimmt, als in andern Ländern; denn der größte Mann könnte da Hungers sterben, wenn er nicht die Industrie aufs äusserste treibt.

Wieland ist, was sonst wenige Dichter sind — ein guter Hausvater. Wirklich lebt er jetzt mehr für seine Familie als für das Publikum. Er ist ein neuer Beweis von dem Satz, der den Schluß meines letzten Briefes ausmachte, nämlich daß die Zeugungskräfte des Menschen mit dem Genie in einem Verhältniß stehn, und daß es gut ist, wenn man den zum Zeugen erfoderlichen Vorrath von Säften eben so vorsichtig und ordentlich abrahmt, als den Witz vom Hirn. Er hat 7 oder 8 eheliche Kinder. So viel hat kein Dichter je zur Welt gebracht, wie er selbst versichert; indem er die Lebensbeschreibungen der Dichter bloß in der Absicht, um sich dieses Vorzugs zu vergewissern, nachgeschlagen hat. Eine artige Pension von Hofe setzt ihn nebst dem Gewerbe mit seinem Merkur, in den Stand, seinem heran-

nahenden Alter mit Ruhe entgegenzusehn, die Freuden des Lebens bis an sein Ende zu schmecken.

Sein Karakter hat viel Sonderbares. Ich will dir nur einige Züge von ihm mittheilen, die mit seiner Schriftstellerey in Verbindung stehn. Aus allen seinen Schriften leuchtet eine grosse Weltkenntniß, und man sollte ihn nach denselben für einen ausgedienten Hofmann halten. Er ist aber nichts weniger als dieses. Er weiß sich weder in grossen und feinen Gesellschaften, noch in irgend einer Intrigue des alltäglichen Lebens, die eine Dreistigkeit erfodert, so zu fassen, als man von einem gewöhnlichen Weltmann erwarten sollte. Man weiß Fälle, wo er vis à vis von einer Dame in seinem Reden und Betragen verlegen war, ob er gleich damals schon den Agathon und eine Menge Werke herausgegeben hatte, die ihm unter den politesten Schriftstellern einen Rang anweisen. Seine Kenntniß der feinern Welt ist bloß theoretisch, und man muß ihm etwas Zeit lassen, wenn er Gebrauch davon machen soll. Er ist nicht einmal im alltäglichen Leben ganz abgerundet. Der Mangel an Umgang mit der grossen Welt und ein anhaltendes Studieren scheinen nicht die einzige Ursache davon zu seyn. Sein Temperament mag viel dazu beytragen. Er ist von Natur sehr lebhaft, aber nicht sehr entschlossen, mißtrauisch auf sich selbst und leichtgläubig gegen andre, und kurz, einer von denen, welchen die Natur alle Anlage zur Suffisance im menschlichen Leben versagt hat, von welcher doch eine kleine Dosis sehr nützlich ist. Seine Weltkenntniß ist, wie Montagne von einem seiner Art sagt, en lieu d'ou il l'emprunte, & non en lui. Das Gefühl hievon in Fällen, wo er Blösse gab, mag ihn vollends zu einem Poltron gemacht haben. Daraus muß

man die schnellen Uebergänge in seiner Denkensart, die Schmeicheleyen gegen Leuthe, die ihm den Rücken decken können, das Nachgiebige gegen die, welche ihm die Stirne biethen, seine verträgliche Art gegen jene, deren Grundsätze von den Seinigen himmelweit entfernt sind, seine Liebe zum Partheymachen, und alle die Retiraden erklären, zu denen er seine Zuflucht nahm, so oft er seinen Ruhm in Gefahr glaubte, für welchen er doch nie etwas wichtiges zu beförchten gehabt hätte, wenn er seine Stärke besser gefühlt hätte.

Vor Göthes Epoche stand Wieland, wie er es verdiente, an der Spitze des Heeres der deutschen Pallas. Das Schicksal fügte es, daß sich gegen seinen Willen eine ungeschikte Rezension des Götzes von Berlichingen in sein Merkur einschlich. Göthe rächte sich durch eine Farce, nach seiner Gewohnheit, auf eine — starke Art. Wieland, immer bereit, auf den ersten Wink ins Bokshorn zu kriechen, suchte den Fehler durch eine zweyte, geschiktere Rezension gut zu machen. Zum Glück für ihn reisete sein Eleve, der regierende Herzog bald darauf nach Frankfurt, wo er Herrn Göthe besuchte, ihn mit sich nach Weimar nahm, und natürlicher Weise mit seinem ehemaligen Hofmeister aussöhnte. Der geschmeidige Wieland nahm hierauf nicht nur etwas von Göthes Ton an, sondern schrieb auch Apologien für Leuthe von der Parthey desselben, auf welche doch fast alle seine vorhergehenden Schriften Satyren waren. Ueberhaupt ist er einer der größten Sophisten unsers Jahrhunderts, der auf alles eine Apologie und Satyre fertig hat, und das hergiebt, was man ihm bezahlt.

Göthe ist der Liebling des Herzogs. Sie sind Du zusammen. Was die Natur Herrn Wieland gänzlich versagte, das gab sie Herrn Göthe im Uebermaaß.

Ehedem verleitete ihn seine Suffisance wirklich zu Ausschweifungen; allein er hat seit einigen Jahren merklich geändert. Er ist nicht nur ein Genie, sondern hat auch wirklich viel Ausbildung. Einige sonderbare Grundsätze trugen mehr dazu bey, als seine natürliche Raschheit, daß er — gewiß gegen seine Erwartung — einer Kalmückenhorde das Signal gab, den deutschen Parnaß, der in voller Blüthe stand, vor einigen Jahren zu verheeren. Er ist in allen Dingen — aus Grundsatz — für das Ungezierte, Natürliche, Auffallende, Kühne und Abentheuerliche. Er ist der bürgerlichen Polizey eben so feind als den ästetischen Regeln. Seine Philosophie gränzt ziemlich nahe an die rousseauische. Ich will mich nicht damit aufhalten, sie zu zergliedern — Als das Gefühl seines Genies in ihm erwachte, gieng er mit abgekrempetem Hut und unfrisirt, trug eine ganz eigne und auffallende Kleidung, durchirrte Wälder, Hecken, Berg und Thal auf seinem ganz eignen Weg; Blick, Gang, Sprache, Stock, und alles kündigte einen ausserordentlichen Mann an. Auch in seinen Schriften hielt er eine gewisse Nachläßigkeit für anständiger, als eine gesuchte Delikatesse. Er kürzte seine Perioden auf die seltsamste Art ab, nahm veralte te und vulgare Wörter an, und apostrophirte die Hälfte der Vokalen, welches für die so vokalenarme deutsche Sprache eben kein Freundschaftsdienst war. Seitdem er sich aber auch seine Waden und Backen apostrophirt hat, ist er in allen Sachen geschmeidiger und gelassener geworden — Seine Schriften enthalten sehr viele von den glücklichen Zügen, die eine richtige Menschenkenntniß mit einer starken und reichen Phantasie und einer piquanten Laune vereinbaren. In allen sieht man auch, daß er einen Plan anlegen und übersehen kann, und Herr von

den Mitteln ist, ihn auszuführen, wodurch er sich von allen seinen Nachahmern auffallend unterscheidet. Wenn irgendwo ein Theil nicht sehr genau mit dem Ganzen zusammenhängt, so sieht man, daß es nicht aus Ungeschicklichkeit geschah, sondern er sich nur die Mühe nicht nehmen wollte, denselben besser anzuknüpfen. Er hat viel Studium, ist ein Kenner der alten und bekanntesten neuen Sprachen, zeichnet, ist Musikant, ein guter Gesellschafter, Bonmotist und herzoglicher Legationsrath.

Ohne Zweifel sieht er itzt selbst ein, daß er der deutschen Litteratur viel geschadet hat. Viele junge Leute glaubten, es wäre bloß um Dreistigkeit, Unverschämtheit, Verunstaltung der Sprache und Vernachläßigung alles dessen, was Ordnung und Wohlstand heißt, zu thun, um Genies zu werden. Sie behaupteten öffentlich, daß alles Studieren, alle Regel und aller Wohlstand Unsinn, und alles, was natürlich ist, schön wäre, daß ein wahres Genie keine Bildung nöthig hätte, sondern, wie Gott, alles aus seinem Wesen schöpfen, und sich selbst genug seyn müßte, daß ein Genie berechtigt wäre, sich im blossen Hemd, oder auch nach Belieben in puris naturalibus, auf dem offenen Markt und bey Hofe zu produciren, daß die kalte Vernunft die Menschen zu Schöpfen, eine unbezähmte Phantasie aber zu Halbgöttern machte; daß Träumen, entzückt seyn und Rasen der natürliche und glückliche Zustand des Menschen wäre, daß alle Beschäftigungen, wodurch der Mensch sein tägliches Brod verdiente, ihn unter seine Natur und Würde erniedrigten, daß in der besten Welt die Menschen auf allen vieren gehn und Eicheln fressen müßten u. s. w. Du mußt nicht glauben ich übertreibe. Ich kann dir das alles urkundlich vor Augen legen. Göthe hatte das mit

Rousseau gemein, daß seine Philosophie, die (auf falschen oder wahren, Grundsätzen beruhte, der Liederlichkeit und Ausgelassenheit schmeichelte, und deswegen von Leuten ausgeübt ward, die gar keine Grundsätze hatten, sondern durch blinden Glauben an ihren Propheten selig werden wollten. Seine Jünger begiengen die lächerlichsten Ausschweifungen, indessen er immer seiner selbst Meister war, und das Eigensinnige seines Betragens durch eine Uebereinstimmung desselben mit seinen Grundsätzen, durch eine gewisse Mäßigung und durch eine Umgänglichkeit mit allen Menschen rechtfertigte. Nun erschien ein Schwall von dem elendesten Geschmiere, das je die Welt gesehn. Ich glaube, viele dieser Herren wären selbst nicht im Stand, von manchen Stellen ihres Geschreibsels eine Erklärung zu geben. Der platteste Unsinn ward von Kritikern dieser Parthey als die Quintessenz des menschlichen Witzes und der menschlichen Phantasey (dem menschlichen Verstand kündigten sie, wie ich dir oben sagte, öffentlich und ausdrücklich den Krieg an) ausgeschrieen. Wenn man den Beyfall des Publikums, im Grossen genommen will verachten lernen, so muß man die Produkte mancher dieser Herren lesen, die zum Theil noch izt für Wunder gehalten werden. Diese Kalmükehorde rekruttirte unter allen Klassen Künstler. Es gab Aerzte, die ihr Sistem nach den Glaubensartikeln dieser Schwärmersekte einrichteten, und lehrten, sich im Schnee wälzen, im kältesten Wasser baden, Bocksprünge machen, sich auf den Kopf stellen, abstürzige Felsen erklettern, nichts warmes zu sich nehmen, sondern bloß von den rohen Früchten der Erde leben, der Natur nicht den geringsten Zwang anthun, sondern sich der Naturlast stehenden Fusses an jedem Ort und zu jeder Zeit entbürden, u. dgl.

m. wäre alles, was der Mensch sowohl zur Erhaltung als zur Wiederherstellung seiner Gesundheit thun könnte. Ein bekannter Doktor, welcher verschiedne Leute durch diese Kur zu Grunde gerichtet, berief sich in seinen Vorschriften bloß auf das Beyspiel der grossen Geister Deutschlands. Wenn er einem Kranken das kälteste Bad verordnete, und dieser aus Erfahrung befürchtete, er möchte ein Fieber oder einen Fluß holen, so versicherte ihn der Herr Doktor, er habe nichts von allem dem zu befürchten, denn der grosse Göthe gieng mitten im Winter ins Wasser und ins Eis — Die jungen Mahler mahlten nichts mehr, als Stürme, Blitze und Alpengebirge; Elephanten, Löwen und Tiger; Didonen auf den Scheiterhaufen, Lukretien und Medeen, die ihre Kinder zerrissen. Alle sanftern Landschaften, die alltäglichen Thiere und die gewöhnlichern Situationen der Menschen schloß jeder aus seinem verschiedenen Fach aus. Um Zeichnung, Haltung und Wahrheit war es ihnen nicht zu thun. Diese Kleinigkeiten überliesse ein Genie, sagten sie, den kalten Vernunftmenschen und Brodarbeitern. Die Kunst bestand nach ihren Begriffen darin, daß alles, was sie machten, ausserordentlich wäre. Je unnatürlicher eine Dido die Arme zerränge, je gewaltsamer sie die Augen verdrehte, und je mehr Unordnung im Haar und in die Draperie herrschte, desto schöner wäre sie — Auf diese Art mißbrauchten Künstler jeder Gattung Göthes Theorie. Seine Anhänger ahmten ihm auf die lächerlichste Art in der Kleidung, im Gange und sogar im Reden nach.

Ganz unschuldig ist er nicht an diesen Ausschweifungen. Er entdeckte bey einigen seiner Freunde, z. B. Lenz, Klinger und andern, Funken von wahrem Genie, die durch einige Aufmunterung in lichte

Flammen zu bringen wären. Da er aber einmal angefangen hatte, den Protektor zu machen, so drängten sich auch Leute an ihn zu, die seiner Protektion ganz unwürdig waren, und die er graden Weges wieder zu ihren Brüdern auf die Waide hätte zurückweisen sollen. Der Kitzel des Ruhms mogte ihm aber vielleicht nicht mißbehagt haben, und er schämte sich nicht, wenigstens einige Zeit lang wirklich an der Spitze der Rotte zu stehn. Rousseau war hierin sehr verschieden von ihm. Der protegirte nicht und kommandirte nicht. — Itzt scheint sich Göthe um das Litteraturwesen überhaupt wenig mehr zu kümmern. Er arbeitet an einer Lebensbeschreibung des berühmten Bernards von Weimar, und genießt das Leben in so weit es sich mit ziemlich welken Lenden genieſſen läßt. Er wird, wie man mir in Weimar sagte, von allen Seiten her, unablässig mit Rekommandationen bestürmt, und aus Osten, Süden, Westen und Norden besuchen ihn zu Zeiten Jünger seiner Apostel, in der Hofnung, angebracht zu werden. Er hat es sich aber itzt zur Regel gemacht, mit seiner Protektion sehr haushälterisch zu seyn; und da thut er wohl daran. Die Sottisen dieser Leute würden alle auf ihn fallen. Es ist auch keine Folge, daß, wenn die Minister, Räthe und Kabinetssekretäre eines Hofes schöne Geister sind, auch die Küchen- und Kellermeister, Kammerdiener, Laquayen, Jäger und endlich auch die Stallknechte schöne Geister seyn müssen.

Gotha ist viel gröſſer, reicher und schöner als Weimar. Man schätzt die Anzahl der Einwohner auf neun bis 16000 Menschen, die einige beträchtliche Manufakturen treiben. Der Hof ist so populär und artig gegen Fremde, als der zu Weimar. Der Herzog hatte eines der besten deutschen Theater,

dankte aber die ganze Gesellschaft vor einigen Jahren ab, weil der Aufwand ein wenig zu groß ward, er sich satt gesehen hatte, und die Herren Schauspieler den Kavalierton übertrieben.

Die Unterthanen beyder Herzoge befinden sich sehr wohl. Die Abgaben sind mäßig und reglirt. Die Verwaltung der Gerechtigkeit und Polizey ist vortreflich. Beyde Herren haben die Schwachheit anderer Fürsten Deutschlands nicht, den größten Theil ihrer Revenüen an ein oder zwey Regimenter Soldaten zu wenden, und die gesammte junge Mannschaft ihrer Lande, anstatt pflügen, exerzieren zu lassen. Die Einkünfte eines jeden derselben sollen sich auf beynahe 500000 rheinische Gulden belaufen. Ihre Länder sind sehr fruchtbar und ausserordentlich stark bewohnt.

Erfurt ist eine sehr grosse, alte, finstre und schlecht bewohnte Stadt. Sie hat beynahe eine Stunde im Umfang, und enthält kaum 18000 Menschen. Das merkwürdigste hier ist der Gartenbau, der an keinem Ort in Deutschland, den ich gesehen, so hoch getrieben ist, als hier. Man treibt mit verschiednen Pflanzen und Früchten einen ziemlich beträchtlichen Handel. Die Einwohner sind, so wie in ganz Sachsen, sehr artige, gesellige und freundschaftliche Leute. Der jetzige Statthalter des Kurfürsten von Maynz, welchem die Stadt nebst etlichen und 70 umliegenden Dörfern zugehört, ist ein Baron von Dahlberg, Dohmherr von Maynz, den du vielleicht zu Paris sahest. Er war in dem Haus des Marquis de V—te, und, wenn ich nicht irre, auch bey dem Herzog von Choiseul, nebst dem Baron von Gr—g, maynzischen Gesandten wohl bekannt. Er ist ein Mann von ungemeiner Weltkenntniß, ein Gelehrter im ganzen Umfang des Worts, ein Menschenfreund und Pa-

triot. Er hat in allen Geschäften der höhern Welt und in allen Fächern der Staatsverwaltung ausserordentlich viel Routine, beschützt die Wissenschaften und Künste, und steht mit den besten Köpfen Deutschlands in Verbindung. Er hat Hoffnung mit der Zeit der erste Fürst des deutschen Reichs, und nach dem Pabst der reichste und angesehenste Prälat in der katholischen Welt zu werden — Der Staat von Erfurt soll jährlich gegen 180000 Gulden rheinisch abwerfen. Er zählt in allen gegen 36000 Menschen.

Leipzig —

Ich kann Sachsen nicht verlassen, ohne dir etwas von der Reformation zu sagen, die hier ausbrach.

Ihr eigentlicher Ursprung in Rücksicht auf die Lehrsätze ist schwer zu bestimmen. In der Mitte zwischen Luther und Huß stehn Paul von Tübingen, Brulfer, Basilius von Gröningen und einige Engländer, welche die Hauptsätze der Protestanten öffentlich vertheidigten. Lange vor Huß hatten sich die Waldenser nach ihrer Verfolgung wieder erstaunlich ausgebreitet, und zwischen ihrem Anfang und Hussens Epoche lehrten Wikleff, Jean de Paris, Arnauld de Ville-neuve, Guillaume de St. Amour, Eberhardt, Bischof von Salzburg und viele andre öffentlich, was Luther und Kalvin lehrten. Es ist leicht zu beweisen, daß zwischen der Entstehung der Albigenser und der Epoche der Reformation kein Zwischenraum von einem Menschenalter war, worin die Hauptsätze der heutigen Protestanten nicht von irgend einem angesehenen Mann öffentlich vertheidigt wurden. Zwischen Peter de Valdo, der das meiste

zur Ausbreitung der Sekte der Waldenser beygetragen, ob sie schon nicht von ihm den Namen hat, wie einige glauben, und dem berühmten Berengarius, welcher Zwischenraum kaum ein Jahrhundert beträgt, standen Pierre de Bruis, Henri de Toulouse und Arnaud Hot; die nebst vielen andern fast in ganz Frankreich die Lehre der heutigen Protestanten in Aufnahme brachten. Der bekannte Bischof Honore von Autun, der über den freyen Willen geschrieben, und im Ton der heutigen Protestanten den Pabst das grosse Thier und die babylonische Hure nannte, schrieb gegen 1115, und Berengarius starb 1091, so daß wieder kaum ein Menschenalter zwischen beyden ist. In dem Jahrhundert von Berengarius hat sich Arnulph, Bischof von Orleans, auf der Kirchenversammlung zu Rheims durch eine Rede berühmt gemacht, die nachdrüklicher war, als irgend etwas, was Luther gegen die Macht des Pabstes geschrieben. Kurz die Lehre der Protestanten selbst steigt bis in die ersten Jahrhunderte des Kristenthums zurük, und ein aufmerksamer Leser der Kirchengeschichte überzeugt sich leicht, daß sie mit den Lehren der ersten Sektirer in der Kirche ununterbrochen zusammenhängt, und daß Luther durch die blosse Lehre keine Epoche gemacht hat.

Wer mit der Geschichte des Jahrhunderts vor Luther nur ein wenig bekannt ist, und sich eine etwas deutliche Vorstellung von der Lage der Sachen um die Zeit der Reformation machen kann, der findet leicht, daß andre Dinge mehr zu dieser Revolution beytrugen, als die Theologie selbst, und daß Luther nur das Signal zum Ausbruch gab. Seit Kayser Sigismund, der diese Revolution schon bewirkt hätte, wenn seine Kenntniße seinem Eifer zu Reformiren entsprochen hätten, und der wegen Man-

gel derselben sich von einigen verschmitzten Kardinälen bey der Nase herum führen ließ, arbeitete Deutschland unablaßig an der Reformation. Wenn ein Katholik es heut zu Tage in Deutschland wagte, das, was auf der Kirchenversammlung zu Kostanz vor der ganzen Nation und hernach auf den Reichstagen und in den Unterhandlungen einiger einzeln Fürsten im Namen der ganzen Nation öffentlich gesagt wurde, nur in der Schule oder in einer fliegenden Schrift zu behaupten, er würde als der ärgste Ketzer eingefangen werden. So sehr änderten sich die Gesinnungen der katholischen Fürsten Deutschlands durch die Hitze der Zänkereyen, nachdem der Schritt geschehen war, den sie selbst zuvor beförderten! Die bekannten hundert Beschwerden der deutschen Nation, die endlich weit über die hundert anwuchsen, beweisen offenbar, daß die Politik des größten Theils von Deutschland bereit war, den ersten kühnen Mann, der gegen den römischen Hof auftreten und ihre Beschwerden mit theologischen Gründen unterstützen würde, in Schutz zu nehmen. Der verschlagene, thätige und sehr beredte Aeneas Sylvius, welcher die Konkordaten zwischen Pabst und Reich zu Stand gebracht, hat durch seine listige Betriebsamkeit die Eifersucht der denkenden Patrioten in Deutschland nur noch mehr gereizt. Er war ein glänzendes Genie, welches den kalten Humor der Deutschen seinen Ascendant wohl auf einen Augenblick fühlen lassen und zum Schweigen bringen konnte; allein die Hartnäkigkeit, welche diesem Humor eigen ist, nahm nach den betäubenden Deklamationen und den kühnen Intriguen dieses Ciceros seines Jahrhunderts immer wieder die alten Beschwerden zur Hand. Aeneas Sylvius hielt seine Feinde für schwächer als sie waren. In allen seinen Schriften sieht man, daß

er

er die Deutschen weit zu übersehn glaubte. Ihr Genie war aber erwacht, und im Grunde übersahen sie ihn; nur waren sie weder geübt, noch einig genug, um den Maschienen, die er rasch auf sie spielen ließ, augenblicklich widerstehn zu können. Mayer, damaliger Kanzler des Hofes zu Maynz, welcher Hof zu der Zeit der aufgeklärteste, feinste und glänzendste in Deutschland war, und zur Reformation unglaublich viel beytrug, spricht in seinen Briefen, die man in verschiedenen Kompilatoren zerstreut findet, mit dem Italiäner in einem Ton, der jeden andern Advokaten des römischen Hofes, den unerschöpflich witzigen Sophisten Aeneas ausgenommen, würde stumm gemacht haben. Wenn man liest, welche Intriguen und Bestechungen der römische Hof damals anwenden mußte, um den Kaiser, die Herzoge von Bayern und die Pfalzgrafen am Rhein bey guter Laune zu erhalten (wovon Febronius einige Pröbchen giebt), so muß man sich wundern, daß der Ausbruch der Reformation noch bis zu Luther hin verschoben werden konnte.

Indessen die Politik vieler Höfe Deutschlands gegen den römischen Hof gespannt war, wurde das Ansehn desselben durch die Philosophie in den Schulen und durch den gesellschaftlichen Umgang der Gelehrten nach und nach untergraben. Die Buchdruckerkunst, welche in dem letzten Viertheil des fünfzehnten Jahrhunderts allgemein zu werden begann, beschleunigte in Deutschland die Ausbreitung der Wissenschaften. Gleich zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts fiengen sie schon an, ihre Sprache gut zu schreiben. Der Weg ward gebahnt, dem Volk eine Lehre schnell und leicht mitzutheilen. Deutschland hatte damals überhaupt eine seiner glänzendsten Epochen. Es hatte warme Patrioten, werkthätige Phi-

losophen, denkende und unternehmende Fürsten. Der erwachte Verbesserungsgeist hatte sich schon in der Gesetzgebung und den Polizeyanstalten geäussert. Die innere Ruhe war bevestigt. Die Künste und der gute Geschmack fiengen an sich aus Italien über Deutschland auszubreiten. Bologna war die Schule für den jungen deutschen Adel. Wenn dieser gleich das barbarischeste Gemengsel von römischen, päbstlichen und lombardischen Rechten von dort hohlte, so brachte er doch auch zugleich gute Sitten, eine Kenntniß der italiänischen und lateinischen Sprache und den Geschmack an den schönen Künsten und Wissenschaften mit sich zurück. Erasmus von Rotterdam, Reuchlin, Hutten, u. a. m. sind ein Beweis, wie sehr sich der Geschmack in Deutschland schon verfeinert hatte. Sachsen hatte besonders vortrefliche Schulen. Die Universität zu Leipzig gewann den Ruhm, den zuvor jene zu Prag hatte, und die neugestiftete zu Wittenberg, auf welcher Luther das Signal zum Schlagen gab, ward nicht nur von Deutschen, sondern auch von den Hungarn, Polen, Dänen und Schweden häufig besucht. Luthers Schriften überhaupt beweisen, daß die deutsche Sprache in seinem Vaterland schon sehr kultivirt war, so wie seine Bibelüberseßung ein Beweis ist, daß die alten Sprachen sehr fleißig in den Schulen getrieben wurden. Wahrscheinlicher Weise wäre Deutschland unter allen europäischen Ländern nach Italien zuerst aufgeklärt worden, und es wurde in der Literatur damals schon die Epoche gehabt haben, in die es jezt getreten ist, wenn nicht die Religionsgezänke auf einmal wieder die Köpfe verfinstert, und die darauf erfolgten Kriege das Reich verwüstet hätten.

Italien, welches damals das aufgeklärteste und

blühendste Reich in Europa war, dachte an keine Reformation, obschon es die Gebrechen der Religion besser mochte eingesehen haben, als Deutschland selbst. Die guten Köpfe in Italien begnügten sich mit Satyren auf die Päbste, Kardinäle und ihr Gefolge von Mönchen und Nonnen. Man behandelte die Misbräuche der Religion so wenig ernstlich, als man heut zu Tage in der feinern Welt die Ehebrüche und die übrigen Galanterien behandelt, die zu allgemein sind, als daß die Polizey hoffen könnte, sie zu hemmen. Die Ausschweifungen der italiänischen Geistlichen fielen ohne Zweifel auch nicht so ins Grobe und Wilde, als jene der deutschen, und vertrugen sich besser mit den feinen Sitten, dem Karakter der Nation und dem gesellschaftlichen Leben. Die Kunst, welche alles, was in ihren Kräften ist, zur äusserlichen Verschönerung der Religion in diesem Lande beytrug, verdekte in den Augen vieler denkenden Leute manche Mängel derselben, wie die Koquette durch ein Schönpflästerchen gewinnt, welches sie auf irgend ein Wärzchen oder einen häßlichen Flek zu legen pflegt. Wenn man nebstdem bedenkt, daß Italien vermittelst der Religion, und also ohne die geringste Auslage, ungeheure Reichthümer aus seinen geistlichen Kolonien zog, die sich seit Karl dem Grossen bis nahe an das Eismeer ausgedehnt hatten, und daß der italiänische Adel im Kirchendienst sein Glück machte, so hat man sich nicht zu wundern, daß dieses Land keine Hand an die Reformation legen wollte, ob es schon in der Philosophie und Politik viel vor dem übrigen Europa voraus hatte, und gewiß das Verderbniß der Kirche früher einsah, als Luther und seine Gesellen.

Frankreich hatte seit Philipp dem Schönen gelernt, mit dem römischen heiligen Geist zu spielen.

Der römische Hof war ihm nicht förchterlich. Unsere Könige wußten im Gegentheil aus dem Einverständniß mit demselben wichtige Vortheile zu ziehn, und den Statthalter Kristi zu ihrem politischen Unterhändler zu gebrauchen. Unsere Sitten waren auch damals feiner, als jene der Deutschen, und unsre Geistlichkeit hielt sich mehr in den Schranken des Wohlstandes und der Ehrbarkeit. Man sieht es am deutlichsten daraus, daß das tridentinische Konzilium in unserer Disciplin nichts änderte, da es doch in den Sitten der katholischen Geistlichen in Deutschland eine so grosse Revolution verursacht. Wir hatten zwar damals in den Wissenschaften keine so glänzenden Genies, als die Deutschen; allein die Kenntnisse waren bey uns ausgebreiteter, und wir können Beweise genug aufzeigen, daß man bey uns die Misbräuche der Religion so gut einsah, als irgend anderstwo. Unsere Gesandten auf der Kirchenversammlung zu Konstanz hatten es schon 100 Jahre vor Luther bewiesen, und die Art, wie unser Hof mit den Protestanten in Deutschland in Verbindung trat, zeigt, wie viele andre Beyspiele von der Art, daß bey ihm die Religion immer der Politik untergeordnet war.

Es mußten also viel dringendere Ursachen, als die Erkenntniß der Religionsirrthümer, und ganz besondre Schwungfedern mitwirken, daß die Reformation vorzüglich in Deutschland ausbrach. Sie sind sehr verschieden. Eine der wirksamsten war ohne Zweifel die Härte und der Stolz, womit der römische Hof besonders den Deutschen begegnete. Er hatte so oft durch List und Gewalt über diese nachgiebige und vor dem fünfzehnten Jahrhundert so undenkende Nation gesiegt, daß er glaubte, ihre Last ohne Gefahr ins Unendliche häufen zu können. Un-

terdrükung ist nach einem alten Sprüchwort die Mutter der Freyheit. Er glaubte sich durch die Konkordaten von Aschaffenburg gegen ihre weitern Unternehmungen sicher gesetzt zu haben, sie hatten aber gerade die entgegengesetzte Wirkung, weil die erwachte Nation nun einsehn konnte, daß sie durch die List der päbstlichen Unterhändler ist betrogen worden — Eine andre Ursache war der Humor der Nation. Ein Phlegmatiker, wenn er einmal sieht, daß er betrogen wird, und in den Harnisch kömmt, ist der unternehmendste und unbändigste Mensch. Die vielen Religionsgährungen in unserm Vaterlande schon vor der Reformation giengen immer so schnell vorüber, wie unsre Moden — Die wilde Ausgelassenheit der Geistlichen in Deutschland war auch eine dieser Triebfedern. Die Nonnenklöster dieses Landes waren öffentliche Bordels, und wo die Klöster und Stifter die Gerichtsherrlichkeit hatten, übten sie wie die Ritter das Recht des Prälibats über die Töchter ihrer Leibeignen aus. Die Wohllust war in diesem Lande nicht, wie in Italien und Frankreich, durch Geselligkeit und gute Sitten bezähmt, sondern fiel ins Viehische und äusserst Abscheuliche. Die Pfaffen brachten bey Anlaß öffentlicher Lustbarkeiten wegen Huren auf der offenen Strasse Leute um. Noch kurz vor der Reformation ereignete sich ein solcher Fall in Augspurg. Nothzüchtigungen, Kindermorde, Blutschändereyen, Sodomitereyen und alle die unnatürlichen Laster waren unter der deutschen Geistlichkeit im Schwung. Der Greuel mußte also dem Theil des deutschen Publikums, der sich zu der Zeit durch Bekanntschaft mit den Wissenschaften, Künsten und den Sitten andrer Völker verfeinert hatte, mehr auffallen, als den hellen Köpfen jener Län-

der, deren Geistlichkeit die Ausschweifungen nicht weiter trieb, als die übrigen Stände des Volks.

Zu allem diesem kam noch die Hitze, womit Luther Lärmen blies. Die Protestanten läugnen es selbst nicht, daß die Privatleidenschaften dieses Mannes, Stolz und Rachsucht, seinen Beruf ausmachten. Ein erhitzter Theolog würde sich heut zu Tage eher lächerlich machen, als eine Revolution durch einen Schulstreit bewirken können. Es mag immer sehr demüthigend für die Menschheit seyn, daß die größten Revolutionen oft von so einer Kleinigkeit abhängen, als theologische Theses sind; und wenn man bedenkt, daß diese Theses ganz Deutschland verwüsteten, die Hugenottenkriege in Frankreich veranlaßten, England zum Schauplatz aller Greuelthaten machten, Könige ihrer Kronen beraubten u. s. w. daß ohne dieselbe weder Gustav Adolph, noch Heinrich der Vierte, noch Kromwell, noch viele andre Männer bekannt geworden wären, so weiß man kaum mehr, was man groß und wichtig nennen soll. Allein, das ist nun einmahl unser Schikfal. Ohne die Leidenschaften der Menschen wäre die moralische Welt so todt, als die physische ohne Fermentation, und so demüthigend es in Rükficht auf die erstere für uns seyn mag, daß die an sich noch so unbedeutende Grille eines Menschen eine halbe Welt erschüttern kann, eben so eckelhaft ist es in Rükficht auf die leztre, daß wir und alle Dinge, die wir genieſſen, durch Fäulung entstehn — Rom hatte seine Freyheit auch der Privatleidenschaft einer Familie zu verdanken.

Bey uns kennt man Luthern fast gar nicht. Er ist von unsern Geschichtschreibern und Theologen abscheulich mißhandelt worden. Voltäre, der so glükklich war, die karakteristischen Züge merkwürdiger

Männer, welche vielen andern entgiengen, zu haschen, weiß von Luthern nichts mehr, als daß er den Pabst ein Eselchen genennt. Luthers Schriften verrathen nicht nur einen grossen Vorrath von Gelehrsamkeit, sondern auch ungemein viel populären Witz und mitunter auch starke Züge einer lebhaften Einbildungskraft. Seine vortrefliche Laune schwebt zwischen der Art und dem Ton eines wohllebenden Mönchs oder eines sogenannten lustigen Bruders, und der Art und Weise eines witzigen, umgänglichen, gelehrten und patriotischen Professors. Er fällt öfters nach unserm heutigen Geschmak ins Grobe und Pöbelhafte: allein man muß bedenken, daß er mit dem Pöbel zu schaffen hatte, und seine Schüler in der Begeisterung, in welche sie der Reformationseifer sezte, Dinge bekannt machten, die er nicht wollte ans Licht kommen lassen. Sie fiengen alles von ihm auf, und wollten von ihrem Propheten kein Wörtchen verlohren gehn lassen, und wenn er es auch im Taumel des Weines gesprochen. Auf diese Art sind seine berüchtigten Tischreden entstanden. Man liest in einer Ausgabe derselben „und da sah der grosse Mann, daß einige der Anwesenden seine Scherzreden niederschrieben, und sprach zu ihnen: Ihr Esel, warum fängt ihr denn allen D—k auf, den ich fallen lasse.„ Die Popularität seines Witzes und seiner Gelehrsamkeit trug viel dazu bey, daß sich seine Lehre so schnell ausbreitete. — Als ein wahrer Phlegmatiker war er unversöhnlich und unbändig, wie er einmal aufgebracht war. Er machte Himmel und Hölle gegen den Pabst rege. Aus den Klöstern und den lustigen Gesellschaften, wo er alles auf Kosten des Pabstes lachen machte, eilte er an die Höfe der Fürsten, um sie zu hetzen, oder schrieb die nachdrücklichsten Briefe

an sie, und wenn er sich gleich mit andern Reformatoren auf eine nicht sehr anständige Art herumzankte, so wußte er doch unter den Fürsten immer die Einigkeit zu erhalten; ein Beweis, daß er auch ein Weltmann war, und die Grossen eben so gut zu behandeln wußte, als den Pöbel. Uebrigens war er ein guter Mann, führte eine kostbare Wirthschaft, hinterließ Schulden, und was den damaligen protestantischen Fürsten Deutschlands wenig Ehre macht, seine hinterlassene Frau wäre mit ihren Kindern beynahe in drückende Armuth gerathen.

Erasmus von Rotterdam und einige andre, die anfangs mit Luthern in Verbindung standen, waren ohne Zweifel gelehrtere und ausgebildetere Männer als Er. Allein um den Schlag zuthun, wurde ein ganz andrer Mann erfodert, als ein blosser Gelehrter. Der, welcher den ersten Schritt that, mußte mit einem beträchtlichen Vorrath von Kenntnissen eine gewisse Kühnheit und Starrheit verbinden, die ein ausgefeilter Gelehrter nie besitzt. Er mußte zugleich ein Mann für das Volk seyn, welches Einer von des Erasmus Karakter auch höchst selten ist. Kurz er mußte Luther seyn.

Einige wollen ihm die Ehre des ersten Schritts streitig machen, die in meinen Augen eben so groß nicht ist. Man führt zu einem Beweis an, daß Zwingli noch vor 1517, wo Luther seine Theses anschlug, in der Schweiz gegen die Mißbräuche der Kirche geprediget. Allein das thaten in Deutschland hundert andre vor Zwingli und Luther. Seit dem konstanzischen Konzilium fehlte es nie an Männern, die gegen den Unfug predigten und schrieben, und deren Freyheit in Bestreitung der Mißbräuche mit der damaligen despotischen Kirchenverfassung stark

genug abstach. Mit predigen allein war nicht geholfen. Nicht einmal politische Handlungen ansehnlicher Höfe konnten vor Luther etwas bewirken. Es erfoderte einen Mann, der sich an die Spitze einer grossen Parthey stellte, hinter den sich alle Gelehrten der damaligen Zeit steckten, der von einem der mächtigern Fürsten unterstützt ward, und an einem so ansehnlichen und so öffentlichen Ort stand, als die Universität von Wittenberg damals war. Es mußten Umstände mitwirken, die wir jetzt nicht mehr genau abwägen können. Mit predigen ward in der Schweitz so wenig gethan als in Deutschland. Es mußte irgendwo zur Exekution geschritten, und Hand angelegt werden. Alle übrigen Reformationen erfolgten erst auf das Beyspiel, welches Sachsen gegeben hatte, und obschon verschiedene Reformatoren nachher mit Luther zerfielen, und weiter giengen als er, so betrachteten sie ihn doch anfangs alle als ihren Mittelpunkt und den Mann, der ihnen das Eis gebrochen. Ohne ihn, oder vielmehr ohne den Zufall, der ihn in die Hitze brachte, wäre es nach aller Wahrscheinlichkeit nicht zu Thätlichkeiten gekommen. Die guten Köpfe hätten immer Satyren geschrieben, patriotische Vorschläge gethan, gepredigt, an den Höfen gehetzt u. s. w. und der Pabst hätte sich endlich mit den Deutschen auf den Fuß setzen müssen, worauf er mit Frankreich stand, welches Reich die Ablaßkrämerey, die den Anlaß zur Rebellion in Deutschland gab, so wie den groben Greuel überhaupt ohne Reformation abgeschaft hatte.

Man macht in neuern Zeiten viel Aufsehens von der Aufklärung, welche die Reformation über Europa ausgebreitet. Das heißt die Sache gewiß sehr einseitig und partheyisch betrachten. Die Aufklärung wurde offenbar durch die Reformation gehemmt,

und die Kultur von Deutschland beynahe um 200 Jahre zurückgesetzt. Frankreich und Italien waren damals ohne Reformation aufgeklärte und sehr blühende Reiche, und Deutschland würde mit ihnen zugleich in der Kultur fortgeschritten seyn, wenn nicht der theologische Unsinn die Philosophie wieder verdrängt hätte, und das Land nicht durch die Religionskriege verheeret worden wäre. Italien war damals auf einem Grad von Kultur, den Deutschland sobald noch nicht erreichen wird. Venedig, Genua und Toskana waren so aufgeklärte, polizirte und nach ihrer Grösse so mächtige Staaten, daß Europa — das Verhältniß der Grösse beybehalten — heut zu Tage nichts ähnliches aufzuweisen hat. Venedig ganz allein konnte dem Kaiser und dem ganzen römischen Reiche Trotz biethen, und erregte die Eifersucht aller der mächtigsten Fürsten des damaligen Zeitalters. Auch Neapel war ein blühendes Reich. Ich kann auch nicht sehn, was die Protestanten heut zu Tage, in Rücksicht auf die Aufklärung des Volkes, vor den Franzosen und einem Theil der Italiäner voraus haben sollen. Die Aufklärung des Menschenverstandes wird doch nicht von 2 bis 3 Religionsgeheimnissen, mehr oder weniger abhangen? Ich nahm auch das Vorurtheil mit auf meine Reisen, der grosse Haufen der Protestanten müßte erleuchteter seyn, als der katholische Pöbel; allein ich mußte es bald ablegen, und fand, daß der grosse Haufen unsrer Landsleuten viel heller in den Köpfen ist, als jener verschiedner protestantischen Länder, von deren Erleuchtung man so viel Lärmen macht. Unter den Protestanten selbst steht die Aufklärung des Volkes in keinem Verhältnis mit der Simplicität ihrer verschiedenen Religionen. Die Sachsen, deren Religion bey weitem nicht so ein-

fach, und wenn mans so nennen will, so philosophisch ist, als jene der Reformirten, sind im Ganzen genommen, doch ein viel aufgeklärteres Volk, als die reformirten Holländer, und Schweitzer. Unter den Bauern ist der Abstand auffallend. — In Deutschland fiengen nach der Finsterniß, welche die Theologie und der Krieg über das Reich ausgebreitet hatten, die Katholiken eher an, sich auf die Wissenschaften zu legen, als die Protestanten. Sturm, der erste protestantische Schulverbesserer gesteht in seiner Abhandlung de institutione scholastica selbst, daß die Jesuiten vor den Protestanten einen Vorsprung in den Schulen hätten, und diese sich Mühe geben müßten, sie einzuholen. Es hieng bloß von der Dummheit und Indolenz der katholischen Fürsten Deutschlands ab, daß die Protestanten die deutschen Katholiken nicht nur bald einholen, sondern ihnen auch bald einen grossen Vorsprung abgewinnen konnten. Während die ersten die Freyheit benutzten, welche ihre kirchliche Verfassung den Schulverbesserungen gestattete, liessen sich die letztern von den päbstlichen Jägern unter Begünstigung ihrer undenkenden Fürsten Fußangeln anlegen. Das gieng aber in Frankreich, Venedig, und andern katholischen Ländern nicht an.

Durch den gänzlichen Umsturz der römischen Kirchenverfassung haben sich die Reformatoren um das Wohl ihrer Anhänger vielleicht eben so wenig verdient gemacht, als durch die Abschaffung einiger unphilosophischer Lehrsätze um die Aufklärung derselben. Wenigstens hörte ich in allen Protestantischen Ländern die Geistlichen über die Abnahme ihres Kredits, über die Eingeschränktheit ihrer zeitlichen Glücksumständen, und über die Unordnungen klagen, die eine Folge davon sind, daß sie keine veste Verbindung unter

sich haben, und jedem erlaubt ist, Pabst in seinem Sprengel zu seyn. Ein Theil ihres Verdienstes beruhte auf der Verbesserung der kirchlichen Polizey, in so weit sie auf die weltliche Bezug hat, auf der Abschaffung des Zelibats, der Fasten, der päbstlichen Dispensationen, und Ablaßkrämerey, der reichen und müßigen Mönche u. dgl. m. welche Verbesserungen sich mit dem Wesen und der Verfassung der katholischen Religion gar wohl vertragen können, und auch in verschiednen katholischen Ländern, mehr oder weniger, eingeführt sind. Der päbstliche Ablaßhandel ist fast in der ganzen katholischen Welt vernichtet, und auch von der Kreuzbulle der Spanier und Portugiesen zieht der heilige Vater wenig mehr. Das Fegfeuer, welches den Protestanten ein Hauptstein der Aergerniß ist, zieht kein Geld mehr aus den Staaten, die Kleinigkeit ausgenommen, welche die Klöster, Brüderschaften u. dgl. Gemeinden, deren Feste mit Ablassen verbunden sind, für ihre Bestätigungsbullen zu bezahlen pflegen. Allein auch diese Quelle ist für den römischen Hof seit einiger Zeit so gut als völlig verstopft. In den meisten katholischen Ländern gestattet man weder neue Klosterstiftungen, noch Errichtungen neuer Bruderschaften, noch Einführungen neuer Feste. Im Gegentheil man sucht die alten abzuschaffen. Das Fegfeuer ist also itzt bloß für die inländische Geistlichkeit der katholischen Staaten einträglich. Ich sah aber, daß sich die protestantischen Geistlichen in den Ländern, wo ihre Einkünfte sehr eingeschränkt sind, Erpressungen und Kniffe gegen das Volk, besonders auf dem Lande, erlauben, die viel abscheulicher sind, als das Messelesen für die Seelen im Fegfeuer, welches bloß von dem freyen Willen des Volks abhängt, und auf einem allgemein angenommenen Lehrsatz beruht, an

den Priester und Layen glauben, wie man wenigstens so gut, als in den kritischen Glaubenspunkten der Protestanten voraussetzen muß.

Die Revolution, welche die Reformatoren in den Sitten des Volks bewirkten, macht den Hauptheil ihres Verdienstes aus. Ablässe, Prozeßionen, Feyertäge, Fasten u. s. w. konnten immer von der weltlichen Polizey abgestellt werden, ohne daß es eine Trennung in der Kirche veranlaßt hätte. Allein keine Polizey kann ein verschwenderisches und liederliches Volk geschwinde nüchtern und sparsam machen. Luther, der für sich eben nicht der beste Oekonom war, predigte nichts so sehr, als Abstinenz, Frugalität und Arbeitsamkeit. Die Kalviniſten giengen noch weiter. Sie lehrten, „die Welt hienieden wäre ein Jammerthal, und Abtödung des Fleisches wäre des Menschen wahres Leben.„ Ihre Sittenlehre verdammte alle Ergötzlichkeiten, und sie machten das Lachen zur Sünde. Man muß Swifts Schriften lesen, wenn man sehen will, um wie viel die Kalviniſten hierin weiter giengen, als die Lutheraner. Unterdessen sind diese strengen Begriffe von Fleischesabtödung die einzige Ursache, warum die Kalviniſten überall reicher sind, als die Lutheraner. Sie sind diesen weder an Thätigkeit noch Geschicklichkeit überlegen. Im Gegentheil, ihr melancholischer Humor, der eine Folge ihrer Erziehungsart und ihrer Sitten ist, macht sie in allen Dingen schwerfällig, und gränzt bey dem gemeinen Volk in vielen Gegenden an die äusserste Stupidität. Dieß ist auch die Ursache, warum sie es in Kunstsachen nie so weit brachten, als die Katholicken und Lutheraner. Ich erinnere mich in einem englischen Journal eine Untersuchung gelesen zu haben, wie sich die Zahl der Künstler und schönen Geister unter den

Puritanern oder Kalviniſten zu jenen unter den Epiſkopalen oder Lutheranern verhalte, und nach dieſer Rechnung ſtanden die erſtern gegen den letztern wie 1 gegen 6, obſchon jene ohngefähr 2 Fünftheile von den Einwohnern Englands ausmachen — Der Holländer lebt mitten in ſeinem Geldhaufen kärglicher, als anderſtwo der Katholik und Lutheraner von mittelmäßigem Vermögen. Er kennt auf der weiten Welt kein Vergnügen, als im Winter bey einer Taſſe Thee von Krieg und Frieden zu ſchwätzen, und im Sommer einmal die Woche ſeinen vertrakten Garten zu beſchauen. Er iſt ſchwerfällig und auf eine gewiſſe Art träge in ſeinem Thun und Laſſen, und hat ſeinen Reichthum bloß einem gewiſſen immerfort anhaltenden Schlendrian ſeiner Geſchäfte, beſonders aber ſeiner Filzigkeit zu verdanken. Dieß iſt der Karakter der Kalviniſten überhaupt. Der Geitz, welcher ein Hauptzug derſelben iſt, und ihrem melancholiſchen Humor entſpricht, erlaubt ihnen im alltäglichen Handel und Wandel gewiſſe Knauſereyen, die ein Katholik oder Lutheraner für offenbare Betrügereyen halten würde. Da ſie auf alles einen Schrifttext haben, ſo geben ſie einem Kapitel das Motto: Seyd liſtig wie die Schlangen — Die Mennoniten und Quäker ſind noch filziger als die Reformirten, und daher auch überall reicher, zugleich aber auch noch finſterer und ſchwerfälliger. Dieſe haben, ſo viel ich weiß, für die Kunſt noch kein einziges Genie geliefert.

Es war ſehr natürlich, daß die Reformationshitze hie und da zur Schwärmerey ward, und man von einem Extrem auf das andre fiel; allein, wenn auch gleich ein Theil der Proteſtanten die Strenge ſeiner Sittenlehre übertrieb, ſo war dieſe Uebertreibung doch dem ganzen Staat eben ſo vortheilhaft, als

sie vielleicht dem Glück des Privatlebens nachtheilig war. So wenig die Holländer durch ihre ungeheure Reichthümer im Privatleben glücklicher sind, als ein anderes ärmeres Volk, so können sie doch in ihrer jetzigen Lage nicht nur den nöthigen Kriegsaufwand für sich bestreiten, sondern auch noch Freunden und Feinden ungeheure Summen vorschiessen.

Die Lutheraner behielten etwas von dem Humor ihres Stifters bey, und wußten sich zu mäßigen. Sie verbinden einen hohen Grad von Sparsamkeit und Fleiß mit einer gemäßigten Liebe des Vergnügens und der Munterkeit, welche das gesellschaftliche Leben angenehm macht. Der unnatürliche Freudenhaß erstickt bey ihnen nicht den Witz und die gute Laune, und sie haben nichts von der tückischen Zurückhaltung, der finstern Gleisnerey, und die Grobheit, welche den grossen Haufen andrer Sekten auszeichnen.

Bey dieser Revolution in den Sitten sah man, wie allmächtig die Religion über das Volk ist. Sie war ein Wunder. Deutschland war vor derselben in einer beständigen Raserey. Wein, Tanz und viehische Liebe erhielten Priester und Layen in einem anhaltenden Taumel, und schon fiengen auch die geschmaklosen Schauspiele an, das Ihrige zur Zerrüttung des Verstandes beyzutragen. Auf einmal rennte das Volk aus den Saufhäusern und Lustgelagen in die Kirchen, rieb sich die Augen, glaubte, ward nüchtern, sparsam und fleißig — Zu dieser Veränderung wird ein Grad von Entschlossenheit erfodert, der nur einem so wilden Volk, als die Deutschen damals waren, eigen ist. Wenn die Wohllust einmal das Volk unter diesen Grad von Entschlossenheit entnervt hat, so ist eine solche Revolution nicht mehr zu erwarten. In Süddeutschland, besonders in

Bayern ist sie eben so wünschenswerth, als schwer zu bewirken.

Berlin —

Mein Weg hieher gieng über Wittenberg, einer mittelmäßigen Stadt von ohngefähr 6000 Einwohnern, die aber noch Spuren von den öftern Verheerungen hat, die sie im letztern schlesischen Krieg trafen. Sie hat sich seit dieser Zeit noch nicht ganz erholen können. Sie sollte eigentlich die Hauptstadt der kursächsischen Lande seyn, muß aber Leipzig den Vorrang lassen, und steht in Rücksicht auf Bevölkerung und Reichthum weit hinter mehrern sächsischen Städten. Auf dem sogenannten Kurkreis, dessen Hauptstadt sie ist, und welcher einer von den kleinern Kreisen der sächsischen Lande ist, beruht nicht nur die kurfürstliche Würde, sondern auch jene eines Reichshalters während des Interregnums in Norddeutschland.

Bis über die Elbe hin war das Land so gut angebaut, als das übrige Sachsen, und schien durchaus den nämlichen Boden zu haben; allein kaum hat man von Wittenberg eine Station zurückgelegt, so bemerkt man eine auffallende Veränderung des Erdreichs. Anstatt der grauen und fetten Erde in Sachsen erblikt man nichts mehr als Sand. Das Land sticht mit Sachsen durch eine fast ermüdende Einförmigkeit ab. An den Flüssen erblickt man weite Moräste, und das viele und dicke Schwarzholz giebt der Landschaft eben kein munteres Aussehn. Unter allen deutschen Provinzen, die ich noch sah,

scheint

scheint Brandenburg von der Natur auf das stiefmütterlichste behandelt worden zu seyn.

Die Einwohner ersetzen zum Theil durch ihren Fleiß die Kärglichkeit der Natur. Wo der Boden nur irgend einigen Anbau gestattet, haben sie daraus gemacht, was möglich ist, und das Aeusserliche der Flecken und Dörfer und ihrer Einwohner verräth ziemlich viel Wohlstand.

Ich kann es bestätigen, was schon einige andre Reisende angemerkt haben, daß das Visitiren in den preußischen Landen weder so langweilig, noch so lästig und kränkend für einen ehrlichen Mann ist, als bey den östreichischen Mauthen. Die hiesigen Zollbedienten sind vernünftige und artige Leuthe, und handeln bey weitem nicht so eigenmächtig und herrisch als die östreichischen Mauthbeamten.

Berlin ist eine ausserordentlich schöne und prächtige Stadt. Man darf sie immer unter die schönsten Städte Europens setzen. Sie hat die Einförmigkeit nicht, welche den Anblick der meisten neu und regelmäßig gebauten Städte in die Länge ennuyant macht. Die Bauart, die Eintheilung, die Gestalt der öffentlichen Plätze, die Besetzung derselben und einiger Strassen mit Bäumen, kurz, alles ist abwechselnd und unterhaltend.

Ich bin seit einigen Tagen nach meiner Art die Kreutz und Quere durch die Stadt gerennt. In der Grösse giebt sie Paris und Wien nichts nach. Sie hat beynahe anderthalb Stund in die Länge, nämlich von dem sogenannten Mühlenthor gegen Südosten bis an das Oranienburgerthor gegen Nordwesten, und eine starke Stunde in die Breite, nämlich von dem Bernauerthor gegen Nordosten bis an das Potsdamerthor gegen Südwesten. Allein in diesem ungeheuern Umfang sind eine Menge Gärten,

und auf einer Seite sogar auch Felder mit eingeschlossen. Sie hat nicht viel über 6000 Häuser, da Paris hingegen beynahe 30000 zählt. Die Oedheit vieler Gegenden sticht mit der Pracht der Gebäude sonderbar ab.

Der Abstich dieser Pracht ist noch auffallender in Rücksicht auf den Zustand der Einwohner. Du stehst voll Bewunderung vor einem Gebäude in jonischen Stil, das niedlich vergypset ist, eine prächtige Fronte darbiethet, und eine Miene macht, wie die Wohnung eines Fermier-General, oder wenigstens wie die eines Ducs. Auf einmal öfnet sich im untern Stock ein Fenster, und da stellt dir ein Schuhflicker einen neubesohlten Stiefel vor die Nase, um auf dem Gesimse die Schwärze eintrocknen zu lassen. Du fängst an über dieses Räthsel Betrachtungen zu machen, und siehe, da geht dir im zweyten Stock ein anderes Fenster auf, wo ein Hosenflicker dir ein paar neugefärbte Beinkleider zum beliebigen Schau vor die Augen hängt. Wenn du das Räthsel noch nicht aufgelöst hast, und noch einige Minuten stehen bleibst, so thut sich auf der andern Seite des nämlichen Stockes wieder ein Fenster auf, und da lüftet dir ein Schneider einen geflickten Wams vor der Nase aus. Hast du noch nicht Erläuterung genug, so schwingt dir endlich aus dem dritten Stock jemand das Tischtuch über dem Kopf aus, und da fällt dir nichts heraus, als die Haut von einigen Erdäpfeln — Du gehst nun einige Schritte weiter, und setzest Fuß vor einem Pallast in korinthischem Stil, der die Miene hat, als wenn er einer Mätresse des Königs oder eines Prinzen von Geblüt zugehörte. Kaum hat dein bewunderndes Auge sich bis zum Dach erhoben, so sieht dir aus dem obern Stockwerk ein Jud heraus, der dich fragt, ob du was zu schachern habest.

Du schlägst die Augen um ein Stockwerk nieder, und da hängt dir zur Rechten ein Musquetier ein gewaschenes Hemd vor die Nase, welches einem Officier gehört, den du zur Linken am Fenster stehn und sich rasiren siehst, und wobey du leicht ausrechnen kannst, daß der Herr Officier nur im Besitz von 2 Hemdern ist. Deine Augen fallen noch um ein Stockwerk, und da nickt dir ein Jüngferchen durch das Fenster zu, und winkt dir gar heftig, ihm auf einige Minuten einen Besuch hinter der Bettgardine abzustatten, die du im Hintergrund des Zimmers erblickst. — Du gehst durch 2 bis 3 Strassen fort, deren Gebäude alle im größten Stil sind, und in allen entdeckst du die nämliche Art von Hausleuthen. Endlich kömmst du an die Wohnung eines Generals, wie du leicht an der Wache vor der Thüre sehen kannst. Aber da siehst du weder Portiers, noch Läufer, noch irgend etwas von dem Gefolge des Adels von Wien.

Seit 3 Tagen hab' ich mich bey einem Kriegsrath eingemiethet, und hätte auch die Ehre haben können, neben einem geheimen Rath in einem Pallast von toskanischem Geschmack zu wohnen. Ich konnte in dem Wirthshaus, wo ich abstieg, unmöglich länger bleiben. Der Wirth machte Bücklinge über Bücklinge, und that so geschäftig um mich, daß ich gleich in der ersten Minuten Verdacht schöpfte. Den zweyten Tag war ich Gast zu Mittag in einem Haus, an welches ich von Dresden aus addreßirt war, und Abends machte mein Herr Wirth schon seine Bemerkungen darüber. Des andern Tages verlief ich mich etwas weit von meinem Logis, und speißte in einem Gasthaus, welches einen schönen Garten und gute Gesellschaft hatte. Ich war im Rekognosciren der Stadt begriffen, und wollte mich nicht durch den

weiten Rükmarsch zu meinem Wirth irre machen lassen. Ich erzählte ihm Abends von dem Garten des Gasthauses und der guten Gesellschaft, mit welcher ich zu speisen die Ehre hatte, und da nahm es der Herr Wirth ernstlich übel, daß ich nicht eine Stunde Wegs machen wollte, um ein neues item auf seine Rechnung zu machen. Er sah, daß ich einer von denen bin, die mit Wirthen kurzen Prozeß machen, und da kam er des andern Tages mit der hiesigen Zeitung, die im Unsinn und in der Heucheley der Gazette de France nichts nachgiebt, zu mir auf mein Zimmer gekrochen — wirklich gekrochen, denn er berührte in seinen Bükkingen beynahe mit der Nase die Erde — las mir die wichtigen Neuigkeiten vor, daß ein preußischer Major am Podagra gestorben, daß se. königl. Hoheit der Prinz Heinrich nach Rhinsberg abgereiset ist, daß ein Pastor in der Neumark, der ein Gelehrter seyn soll, mit der Kolik geplagt ist, und daß in Slesien eine Frau Generalin glücklich ist von einem Töchterchen entbunden worden. Ich nahm ihm das Blatt aus der Hand, um nicht mit noch mehr Neuigkeiten von der Art überhäuft zu werden. Er that so demüthig, daß ich ihm seine Grobheit vom vorhergehenden Abend eben vergeben wollte, als er mir zu verstehn gab, daß ich auch bey ihm nach Belieben mit einem lebendigen Bedürfniß zu Bette bedient werden könnte. Nun entschloß ich mich augenblicklich, auszuziehn und in einem Bürgerhaus Quartier zu suchen, denn der Wirth, welcher zugleich den Maquerau macht, ist gewiß ein Schurke.

Ueberhaupt scheinen die hiesigen Wirthe ein ganz eigner Schlag Leuthe zu seyn. Sie sind alle kriechend höflich, zudringlich bis zum Eckel, grob, wenn sie einen finden, der sich nicht von ihnen beschnei-

den läßt, lästig durch eine Menge Querfragen, von denen du gar keine Absicht errathen kannst, und wenn sie auch gleich keine Mädchen im Haus haben, so machen sie doch kein Geheimnis daraus, daß sie die Fremden mit diesem Artickel reichlich bedienen können. Sie haben ihre Listen, worauf die schöne Jugend der ganzen Nachbarschaft nach den verschiedenen Preisen sortirt ist, und der Hausknecht ist immer bereit, die Waare herbeyzuschaffen, die sich der Fremde auszusuchen beliebt. Mein Hausherr, der Kriegsrath versicherte mich, daß unter hiesigen 20 Wirthen kaum einer wäre, der sich mit diesem Nebenhandel nicht abgebe.

Wenn man aus Böhmen nach Sachsen kömmt, so fällt einem die Theurung der Lebensmittel in dem leztern Lande stark auf; allein noch viel auffallender ist sie hier im Vergleich mit Sachsen.

Die Armuth des Landes an vielen Bedürfnissen, die ungeheuern Accise, und dann die vielen Monopolien sind Schuld daran. Um dir von den leztern einigen Begriff zu geben, so dient dir zur Nachricht, daß das pariser Klafter Brennholz, welches hier auch ein Monopolium ist, ohngefähr auf 40 Livres zu stehen kömmt, obschon das Brandenburgische einen Ueberfluß an allen Holzarten hat. Berlin hat in Rükficht auf die Masse des zirkulirenden Geldes und der Theurung der Lebensmittel ein umgekehrtes Verhältnis zu Wien. In der leztern Stadt wundert man sich, daß bey der ungeheuern Geldmasse, welche im Umlauf ist, alles so wohlfeil seyn kann, und in der ersten kann man kaum begreiffen, wie bey der kleinen Geldmasse alles so ungeheuer theuer ist. Denke dir Bruder, man zahlt hier die Bouteille Burgunder mit 5 bis 6 Livres, und der hat doch öfters nichts als den Namen von Burgund. Von

unsern ordinären Weinen aus Orleannois, Isle de France, Guyenne, u. s. w. die man hier überhaupt unter dem Titel Franzweine begreift, wird die Bouteille mit 3 bis 4 Livres bezahlt. Der König geht mit den Weintrinkern wirklich zu grausam um.

In den Privathäusern, die ich bisher sah, herrscht eine fast eckelhafte Kärglichkeit in der Küche, im Keller, und in allen Theilen derselben. Nur in der Kleidung bemerkt man einigen Aufwand, und vielen sieht man an den Gesichtern an, daß sie Hunger leiden, um sich pudern und Manschetten tragen zu können. Der Putz der Damen ist ganz nach der Mode, und ich sah auch wirklich schon etwas Schmuk von beträchtlichem Werth und von Geschmack.

Es ist wohl keine Stadt in Europa, Konstantinopel ausgenommen, die eine so zahlreiche Garnison hat, als Berlin. Es liegen hier gegen 26000 Mann. Man kann zu allem einen Soldaten um ein kleines Geld haben. Sie putzen die Schuhe, waschen, flicken, kuppeln und thun alles, was anderstwo die Savoyarden und alten Weiber thun. Sie sprechen auch die Fremden — nicht um ein Almosen — sondern um ein Trinkgeld an, wofür sie sich aber gemeiniglich etwas zu Essen kaufen, denn um ihren Durst zu löschen hat die Spree Wasser genug. Sie sind lange nicht so grob, als die kaiserlichen Soldaten, und man findet sehr viele offne Köpfe unter ihnen.

So viel seh' und hör ich überall, daß das hiesige Publikum, in seiner höhern Region, nämlich, um die Köpfe besser bestellt ist, als das wienerische, ob es sich schon in der mittlern Gegend, um den Bauch und die Hosensäcke herum, mit demselben nicht vergleichen kann. Da die Leerheit, welche in dieser Gegend, besonders in den Börsen herrscht, ziemlich

allgemein ist, so hat man sich dieselbe durch einen stillschweigenden Vertrag im gesellschaftlichen Leben verziehen, und nur ein Fremder bemerkt sie. Sie hat für hiesige Augen und Ohren so wenig auffallendes, daß Officiers und Räthe auf den offenen Kaffeehäusern, ohne Zurückhaltung, bey Juden einige Gulden negociren, wovon ich schon den zweyten Tag nach meiner Ankunft ein Augenzeug war. Die Kaufleute, Fabrikanten und der Theil des Adels, welcher einiges Vermögen hat, thun so geheim mit der Münze, daß man sie im alltäglichen Umgang von dem grossen Haufen, der völlig ausgebeutelt ist, nicht unterscheiden kann. Dagegen herrscht hier eine Aufklärung über den Zustand des Landes, eine Freyheit in Beurtheilung der Regierung, ein Nationalstolz, eine Theilnehmung an den öffentlichen Angelegenheiten, und unter den Militär- und Civilbedienten eine Thätigkeit für den Staat, und, der geringen Besoldung ungeachtet, ein Bewerbungseifer, daß man in Betracht alles dessen glauben sollte, man wäre nach London versetzt worden. Ein offenbarer Beweis, daß nicht die Verfassung der Regierung, sondern die Verwaltung den Geist eines Volkes bildet, und daß das patriotische Gefühl kein ausschließliches Vorrecht des Republikaners ist. Man spricht hier von den Verordnungen des Königs und seinem häuslichen Thun und Lassen mit einer Freyheit, die man nur von einem Engländer erwarten sollte.

So kurze Zeit ich auch hier bin, so glaube ich doch mit aller Zuverläßigkeit der Vorstellung widersprechen zu können, die man auswärts von der preußischen Regierung hat, und die durch die Relationen einiger Extrapostreisenden ist ausgebreitet worden, nämlich daß der König wie aus einem undurchdringlichen

Gewölke durch Machtsprüche seinen Staat verwalte. Ich meines Theils habe noch keine offenere und populärere Regierung gesehn als die hiesige, die von England nicht ausgenommen. Der ganze Verwaltungsplan scheint mir so einfach zu seyn, und liegt so offen vor jedermanns Augen, daß es mir fast unbegreiflich ist, wie man sich eine so falsche Vorstellung machen konnte. Einige Engländer, die den Werth und das Wesen der Freyheit darein setzen, daß sie in ihren Parlamentskammern ihren schalen Witz, ihre Spleen, ihre Radoterien und ihre Sottisen ungehindert auslassen können, und die, trotz ihrer Sufficance und Dreistigkeit, unter allen Reisenden die schlechtesten Beobachter sind, haben vermuthlich das meiste zur Verbreitung derselben beygetragen. Man braucht nicht lange in den preußischen Landen zu seyn, um sich zu überzeugen, daß der König von geheimnißvollen Anstalten so wenig als von eigentlichen Machtsprüchen Liebhaber ist. Das Departement der auswärtigen Geschäfte, und vielleicht einige Dinge, welche das Grosse der Armee betreffen, sind die einzigen Gegenstände, worüber etwas Dunkel liegt, und man wird doch nicht begehren, der König solle die Briefe seiner Gesandten und seine Schreiben an dieselbe, so wie auch seine Taktik öffentlich drucken lassen? — Doch hievon will ich ein andermal umständlicher mit dir reden.

Berlin —

Verzeihe, Bruder, daß ich dich einmal etwas lange auf einen Brief warten ließ. Ich machte verschiedne irrende Ritterfahrten durch das Land, und will dir nun die Resultate meiner Beobachtungen mittheilen.

Ich war 3 Tage zu Potsdam. Diese Stadt hat zum Theil noch schönere Gebäude, als Berlin, die aber, wie hier, auch bloß von Leuten aus der untern und mittlern Klasse bewohnt werden. Man rühmte mir die Lage und Gegend derselben sehr. Für ein so einförmiges Land, als Brandenburg ist, mag sie immer schön heissen. Weder die Gebäude, noch die Lage und Gegend der Stadt waren aber die Hauptabsicht meiner Reise dahin. Es war mir darum zu thun, den König zu sehn, der seit so vielen Jahren der Abgott des Pariser-Publikums, die Bewunderung von ganz Europa, das Muster und zugleich der Schrecken seiner Feinde ist, und den man in den benachbarten Staaten durchaus nur den König par Excellence nennt.

Man hatte mir gesagt, daß es ausserordentlich leicht wäre, Sr. Majestät vorgestellt zu werden. Allein ich halte es immer für eine grosse Impertinenz, die Herablassung eines grossen Fürsten so zu mißbrauchen, daß man sich ihm, oder vielmehr ihn sich ohne den geringsten Titel präsentiren läßt. Ich hatte das Glück, ihn zweymal zu Pferd bey der Parade zu sehn, bey welcher er jetzt nicht mehr so regelmäßig wie ehedem erscheinen soll.

In keinem Kupferstich, den ich noch sah, ist er nur halbwegs getroffen; allein man hat sehr viele Kopien von einem sehr treffenden Gemählde, wor-

auf er in halber Leibesgrösse abgebildet ist. Bey Madame de S** zu Paris kannst du eine dieser Kopien sehen, und sie sind so wenig selten, daß ich einige sogar in öffentlichen Gaststuben deutscher Wirthshäuser sah. Das Original ist von einem Italiäner, und da dieser ausserordentlich glücklich war, so ließ es der König von guten Meistern einigemal kopiren und machte verschiedenen deutschen Fürsten Geschenke damit, wodurch sich die Kopien so sehr ausbreiteten. So schwer auch das Alter auf dem Körper dieses unsterblichen Mannes liegt, so bleiben sich doch seine sehr starken Gesichtszüge immer getreu.

Er ist kaum von mittlerer Grösse, starkknochigt und untersetzt. Seine Brust ist nun sehr eingebogen, und sein Hals sehr gebeugt. Sein Auge ist noch durchdringend, erweitert sich sehr, wenn er beobachtet, und tritt merklich vor. Ruhe, Ordnung, Entschlossenheit und Ernst sprechen aus seiner Miene. Es ist noch ein gewisser, unerklärlicher Zug in seinem Gesicht auffallend, der allen wirklich grossen Männern eigen ist, und den ich Gleichgiltigkeit gegen alles, was ihn umgiebt, nennen würde, wenn er nicht durch seine unbeschreibliche Thätigkeit zeigte, daß er sich um die Sachen, welche in seinem Wirkungskreis sind, ungemein interessirt.

Der Verfasser der Voyages en differens pays de l'Europe (Pilati) sagt, zu Berlin und Potsdam werde alles im tiefsten Stillschweigen behandelt, und man wisse weder von den Staatsgeschäften noch von dem Privatleben des Königs etwas zu reden. Es ist die allgemeine Vorstellung, die man auswärts vom hiesigen Hof hat, daß er so verschlossen sey. Wenn man einigen Engländern, besonders Herrn Wraxall glauben wollte, so wäre der Geist, welcher den preußischen Staat belebt, ein menschenfeindlicher,

lichtscheuer Genius, der beständig in einem finstern Hinterhalt Anschläge auf die Güter der Unterthanen machte, und Fallstrike für sie spinnte. Einen falschern Begriff kann man sich nicht von dem König machen. Herr Pilati, der sich an mehr als einer Stelle widerspricht, sagt an einem andern Ort seiner Briefe selbst, der König habe seine Stunden so genau und ordentlich eingetheilt, daß man in jedem Augenblik wüßte, was er thäte. Die grosse Simplizität und Ordnung seines Privatlebens ist also die Ursache, warum man so wenig davon zu reden weiß. Es ist keine Mätresse da, die mit den Ministern Intriguen anspinnt, um einen ehrlichen Mann, der ihr im Wege steht, zu stürzen; welche die Stellen verkauft, das Land brandschatzet, und der Mittelpunkt aller Bewegungen des Hofes ist; deren Launen man studieren muß, um die günstigen Augenblicke zu einer Beförderung oder zur Entscheidung eines Rechtshandels haschen zu können, und von welcher man ein geheimes Tagebuch hält, um sich durch aufgestutzte Anekdoten, Bonmots und Epigrammen für ihre Bedrückungen an ihr rächen zu können. Es ist nicht einmal eine Königin da, welche den Hof alle Morgen zur Untersuchung reizt, ob sie die verwichene Nacht bey ihrem Gemahl geschlafen, ob sie in gesegneten oder ungesegneten Umständen sey, und ob die Mode nicht für die künftige Woche von ihrer Majestät mit einer Revolution bedroht werde. Die Prinzen und Prinzeßinnen vom königlichen Haus und Geblüte *haben weder unabläßige Rangstreitigkeiten, noch Kabalen zu betreiben, noch grosse Spielschulden zu bezalen, noch irgend eine von den Angelegenheiten, welche sie an-

* Deutschen Lesern ist es wohl nicht bekannt genug, daß zwischen der Famille Royale und den Princes du sang Royal ein wesentlicher Unterschied ist. D. U.

derstwo in den täglichen Wirbel des Hofes ziehn. Der König geht weder auf die Jagd, noch auf den Ball, noch in die Komödie (einige Opern das Jahr durch ausgenommen, die aber auch fest gesetzt sind). Er braucht nicht mit dem Finanzminister Rath zu halten, ob und wie der Schmuk oder das neue Haus, oder der neue Garten, für die Mätresse, oder die Reise nach — — bezahlt werden könnte. Hier wird nichts unternommen, wozu nicht das Geld vorräthig da liegt. Der König hat weder einen eigentlichen Liebling, noch einen Beichtvater, noch einen Hofnarrn, der noch bey einigen andern deutschen Höfen mutatis mutandis im alten Kredit steht, und dessen Rolle öfters der Beichtvater zugleich spielen muß.

In diesen Umständen muß nun freylich die Hofgeschichte du jour arm seyn. Der König giebt sich aber so wenig Mühe, sich zu verbergen, daß es, wie der Engländer Moore bemerkt, eben nicht schwer seyn würde, unaufgehalten bis an sein Schlafzimmer zu kommen. Weder eine ansehnliche Wache, noch ein Schwarm von Kammerherren und Kammerdienern umgiebt ihn. Er geht öfters ganz allein in dem Garten von Sanssouci spazieren, und er mag seyn, wo er will, die Revuen seiner Truppen ausgenommen, so hat niemand zu beförchten, daß er sich des Königs wegen entfernen müsse.

Die nämliche Simplicität und Ordnung, welche die einzige Ursache der Stille seines Privatlebens sind, machen auch den Gang der Staatsverwaltung so wenig rauschend. Wer die Regierungsgeschäfte des Königs für geheimnisvoll, und seine Anstalten für intriguant hält, der begeht entweder den Fehler, der uns Sterblichen so gemein ist, nämlich daß man eben deswegen ein Geheimnis voraussetzt, weil die Sache gar zu offenbar und einfach ist, und man

die Wahrheit darum übersieht, weil sie zu nahe vor unsern Augen liegt, oder seine eigne Galle wirft etwas Dunkel auf die Gegenstände, welches meines Bedunkens Herrn Wraxalls Fall war.

Es ist wahr, der König hält weder ordentliche Staatsräthe, noch ein Lit de Justice. Er hat kein Parlament, dessen Glieder wegen Schmeicheley befördert, und wegen Widersetzlichkeiten exilirt werden. Das Korps der Prinzen von Geblüte kann gegen seine Verordnungen keine Repräsentationen und Protestationen eingeben, um ihn zu zwingen ihnen auf einige Tage die Erscheinung bey Hofe zu verbiethen, oder ihre Schulden zu bezahlen. Die ehrlichen Leute werden durch keine Cachetbriefe von ihnen verfolgt, noch können die Minister eine Kabale gegen sie machen. Er hat weder nöthig an die Liebe und den Patriotismus seiner Unterthanen zu appelliren, wenn der Witz des Finanzministers erschöpft ist, und dieser keine Künste mehr ausfindig machen kann, ihnen die letzten Pfenninge ohne Apellation aus der Tasche zu spielen. Er weiß nichts von Staatslotterien, von Leibrenten, von Anlehn, von neuen Vingtiemen und Erhöhung der Kopfsteuern und andern Gefällen. Er hat keine Dongratuits von seiner Geistlichkeit zu empfangen, die er mit Religionsreformen bedrohen muß, wenn sie ihm nicht schenken will, was er fodert. Er hat keine Bischöfe, und keine Sorbonne, welche wohldenkende Männer verketzern und in den Augen des Publikums infamiren können, um sie von den öffentlichen Stellen auszuschliessen. Seine Minister können weder Partheyen unter sich machen, noch die blinde Kuhe mit ihm spielen. Alles das muß die Regierung nun freylich sehr einförmig und unnouvellistisch machen.

Unterdessen könnte ich Tage lang nachsinnen, in

welche Regierungsgeschäfte der König irgend einen geheimnisvollen Anschlag verweben sollte, ohne nur etwas wahrscheinliches hervorzubringen. Die auswärtigen Staatsgeschäfte erfodern ihrer Natur nach eine gewisse Verschwiegenheit, die auch das englische Ministerium gegen das Parlament sehr heilig beobachtet. Was die innern Staatsangelegenheiten betrift, so liegt hier weder die Religion noch der Adel, noch irgend sonsten ein Theil des Staats mit dem Ganzen im Streit. Weit entfernt die begründeten Rechte des Adels zu untergraben, giebt sich der König alle erdenkliche Mühe, ihn bey seinem Ansehn zu erhalten. Er hat den flesischen Adel, den mächtigsten in seinen Landen durch grosse Vorschüsse zu 1 und 1 1/2 Prozent von seinem Verfall gerettet. Der Adel einiger andrer Provinzen flehte ihn um die nämliche Hülfe an, und er hat sie ihnen gewährt. Keine Gemeinde, keine Stadt, keine Stiftung ist nur in der entferntesten Gefahr, daß ihre Privilegien, insoweit sie nicht offenbar dem Staat nachtheilig sind, angetastet werden sollten. Sogar die reichen Klöster in Slesien und Westpreussen haben nicht das geringste zu beförchten.

Man hält die preußische Regierung auswärts für die willkürlichste in Europa; und doch ist sie nichts weniger als das. Der Grundsatz der englischen Verfassung: Rex in regno suo superiores habet Deum & legem, wird nirgends so gewissenhaft beobachtet, als hier. Man wird doch eine strenge Vollziehung der Gesetze und der Anstalten, welche unmittelbar zum Besten des Staats abzwecken, nicht Despotie nennen wollen? Und wo hat sich sonst der König irgend etwas erlaubt, welches eine willkürliche Strenge verriethe? In keinem Staat werden die Gesetze der Vernunft, die Rechte der Natur und die Ver-

träge, Gebräuche und besondern Statuten, die dem Wohl des ganzen nicht widersprechen, heiliger beobachtet und geschützt, als in den preußischen Landen. Nirgends mißt die Regierung ihre Schritte so gewissenhaft nach der Billigkeit ab, als hier.

Der stärkste Beweis hievon ist die Verwaltung des Finanzwesens. Die Auflagen sind das eigentliche Feld der Despotie; denn alle übrige Gewaltthätigkeiten eines Despoten treffen nur einzelne Menschen, und gerade die, welche von ihrem Interesse zu nahe an den Thron getrieben werden. Die Auflagen aber dehnen sich über das ganze Volk aus.

Nebst den Domänen, Forsten, Bergwerken, Fabriken und dergleichen besondern Einkünften des Königs, beruht sein Finanzsistem auf den zween einfachsten Grundsätzen, nämlich den Akzisen und Steuern. Die Steuern liegen auf der zahlreichsten und nützlichsten Volksklasse, nämlich auf den Bauern, und sie sind daher nach dem Verhältniß des Werths der Dinge so mäßig, als irgend in einem europäischen Land. Die Bauern in den preußischen Landen, wie sogar der Engländer Moore selbst gesteht, befinden sich daher so gut, als irgend anderstwo. Sie machen wenigstens 3/4 von den Unterthanen des Königs aus, und der gute Zustand dieses so ungleich grössern Theils der Nation wiegt doch wohl auf der Wage der Menschlichkeit den Reichthum des Adels und der Handelsleute in England und Frankreich auf, in welchen Staaten die Bauern, ob sie schon eigentlich das Volk oder die Nation ausmachen, von der Regierung doch zuletzt und am wenigsten in Betrachtung genommen werden.

Es ist der Mühe werth, die Lage der Bauern in Großbrittanien mit den preußischen zu vergleichen. Das Resultat dieses Vergleichs ist der schönste Be-

weis, welche schiefe Begriffe man sich von dem Wohl eines Staates, von Freyheit und Despotie machen kann, und wie wenig man sich auf die Nachrichten der englischen Reisebeschreiber zu verlassen hat, die ein Volk für Sklaven erklären, weil es keine indischen Nabobs, keine Lords, keine bestochene Schwätzer im Parlament und keinen König hat, den jeder Bube unter der Maske des Patriotismus mit Koth bewerfen darf.

Die sogenannten Substantial Farmers der Engländer können wegen ihrer geringen Anzahl nicht in diesen Vergleich kommen. Sie sind beynahe das, was hier zu Lande die Besitzer kleiner Rittergüter und die Pachter von königlichen Domänen sind, deren Anzahl in den preußischen Landen ungleich gröſſer ist, als jene der englischen Substantial Farmers. Die Zahl der Yeomen, Freeholders und Kopyholders, welche unter den Landleuten das Wahlrecht für das Unterhaus haben, ist auch sehr gering, und es ist bekannt genug, daß ihr Wahlrecht ein leerer Titel ist. Die adelichen, deren Lehnleute sie guten Theils sind, oder die doch das Jagd- Zoll- und Marktrecht in ihren Bezirken auszuüben haben, haben sie theils durch Gewaltthätigkeiten, theils durch öffentlichen Kauf und Bestechung um dieses Recht gebracht. In der jetzigen Lage Groſsbrittaniens hat der Bauer platterdings keinen Theil mehr an der Gesetzgebung.

Der englische Bauer ist im strengsten Verstand des Worts ein Sklave der übrigen Stände. Er muſste als Matrose und Soldat Amerika, Ost und Westindien erobern, wovon ausschlieſslich die höhern und unzahlreichsten Klassen der Nation die Früchte genieſſen. Durch das ungeheure Geld, welches aus diesen mit seinem Blut eroberten Ländern nach Eng-

land

land strömte, ward der Preiß der Dinge so erhöht, daß er seine Früchte wegen des hohen Preises auf ser Landes nicht mehr absetzen konnte, und er hätte einen Theil des besten Bodens von Europa ungebaut müssen liegen lassen, wenn das Parlament nicht so ansehnliche Preise auf die Ausfuhr des Getreides gesetzt hätte, daß er mit andern Nationen in diesen Handel konkurrieren können. Dieser prekäre Zustand des Getraidehandels dauert aber nur so lange, als die Schiffahrt der Russen und der Länder, welche die Küste von Polen ausmachen, eingeschränkt ist. So wie die Schiffarth von Rußland und Preussen, und der Ackerbau in Polen steigen, kömmt der englische Bauer immer in gröffere Verlegenheit. Das System der Konvenienz, welches Großbrittanien schon seit so vielen Jahren mit Hintansetzung aller Gerechtigkeit und des Völkerrechtes zu seiner Staatskunst gemacht hat, ist eben so drückend für den Bauern, als es für den Adel und die Kaufmannschaft gemächlich ist. Er muß die unzählige Kriege ausfechten, welche dieses Sistem veranlaßt. Er empfindet das Steigen und das Fallen des Nationalkredits, die schwere Last der Schulden, welche sich über seinem Vaterlande häuft, und die Verwandlung des Geldes in Papier, welche der auf seine Unkosten bereicherte Grosse durch seine Verschwendung und die Verschickung der Münze in die Fremde beschleunigt. Ihn trift am derbsten die Erhöhung der Auflagen im Fall eines Krieges. Auf einmal werden alsdann dem Ackerbau so viele Hände entzogen. Die innere Konsumtion wird durch die Entfernung so vieler Verzehrer aus dem Vaterlande verringert. Der Absatz des Getreides wird durch die Gefährlichkeit der Schiffahrt, und in der politischen Lage, worin sich Großbrittanien seit beynahe 80 Jahren befindet, ge-

rade in die Länder gehemmt, wohin es das meiste Getreide in Friedenszeiten auszuführen pflegt. Aus dieser Ursache wimmelt nach einigen Kriegsjahren England allezeit von Strassenräubern und Dieben, die alle aus der Klasse der Bauren sind, und eine neue Plage des Landvolks werden. Durch die vielen Kriegsjahre, welche von den lezten hundert Jahren gerade die Hälfte ausmachen, wurde die Bevölkerung von Großbrittanien zum grossen Nachtheil des Ackerbaues gehemmt. So viel Lärmen man auch von der Bevölkerung Englands macht, so läßt sie sich doch im Verhältniß der Grösse der Länder mit jener von Frankreich, Deutschland und Italien nicht vergleichen. In diesen leztern Ländern kommen im Durchschnitt bekanntlich 2500 Menschen auf eine geographische Quadratmeile, und in England kaum 1900. Und doch gab ihm die Natur die ersten Bedürfnisse des Lebens in einem grössern Ueberfluß, als jenen Ländern. Geblendet durch einen falschen Schein von Freyheit glaubt der englische Bauer für das Wohl des Vaterlandes zu opfern und zu fechten, und im Grunde ist er das Lastvieh der Grossen. Daraus muß man die Grundsätze einiger Engländer erklären, welche behaupten, die Aufklärung des Bauern sey dem Staat schädlich, und eine gewisse Wildheit desselben zur Stärke des Staates unumgänglich erforderlich. Es ist ihnen darum zu thun, Matrosen und Soldaten zu haben, die fühllos, wie die Thiere, gegen Stürme und Batterien eine Freyheit vertheidigen, die kaum für den zwanzigsten Theil der Nation Früchte trägt.

Moore glaubt, der König von Preussen halte seine Bauern so gelinde, weil er aus ihnen seine Soldaten zieht. Nur ein Engländer, der alles auf seinem beliebigen Standpunkt nur einseitig betrach-

tet, kann der Verwaltung des Königs diese Erklärung geben. Kaum 2 Fünftheile der preußischen Armee bestehn aus inländischen Bauern. Ueber die Hälfte derselben besteht aus geworbener fremder Mannschaft, und zu der übrigen Hälfte tragen die Städte des Landes so gut als die Dörfer das Ihrige bey. Pilati widerspricht hierin Herrn Moore stark genug, indem er behauptet, die preußische Armee bestehe nur aus solchen Leuten, welche die alten Römer für untüchtig zum Soldatenstand gehalten hätten, nämlich aus Handwerkern. Ich will mich nicht damit aufhalten, noch mehr Widersprüche von der Art über die preußische Regierung anzuführen die einem unpartheyischen Mann Stoff genug zum Lachen geben könnten. Der König von Preussen betrachtet im Gegensatz mit der englischen Regierung und der Natur der Dinge gemäß die Bauern, als den wesentlichsten Theil des Staates. Er bewirbt sich nicht um auswärtige Kolonien, die dem Landbau Hände entziehn, und die der Bauer bloß zum Vortheil des schwelgenden Theils der Nation vertheidigen muß. Sein politisches Sistem gründet sich weder auf die Herrschaft über die See, noch auf die Eitelkeit sich in alle Händel der europäischen Mächte einzumischen, um den zweydeutigen Namen eines Vertheidigers des Gleichgewichts und der Freyheit von Europa zu haben, wodurch sich England in so viele Kriege verwickelt hat. Seine Bauern sind nichts weniger, als in Gefahr, Schlachtopfer eines Ehrgeitzes zu werden, den man ihm auf die ungerechteste Art, wie ich dir in der Folge meiner Briefe zeigen werde, angedichtet hat, den aber die großbrittanische Regierung im höchsten Grade besitzt. Es ist eine Unmöglichkeit, daß der preußische Bauer je in die Verlegenheit komme, seine Produkten nicht

abſetzen zu können. In England liegen, nach dem Zeugniß aller Politiker, ungeheure Striche des beſten Bodens wüſt, in den preußiſchen Staaten wird der dürre Sand angebaut. In England kann ein Adelicher oft zu ſeinem Vortheil und zum groſſen Schaden der benachbarten Bauern einen Zwangpreiß auf den Märkten für das Getraide machen; hier zu Lande iſt nicht nur der Bauer gegen alle ſolche Gewaltthätigkeiten des Adels, wie auch gegen die Beſchwerden der Jagd- und Forſtfreyheiten geſichert, ſondern der König erhält auch durch ſehr kluge Anſtalten und den Aufkauf für ſeine ungeheuern Magazine das Getraide zum Vortheil des Bauern in einem ziemlich gleichen und hohen Preiß. Die Preiſe, welche das engliſche Parlament für das auszuführende Getraide bezahlt, wiegen bey weitem das Geld nicht auf, welches der König von Preuſſen zur Aufnahme des Ackerbaues verwendet. Er giebt nicht nur denen, welche wüſtes Land urbar machen, Holz zum Bauen, Vieh und anſehnliche Geldvorſchüſſe, ſondern theilt auch jährlich unter die ſchon angeſeſſenen ärmern Bauern beträchtliche Summen aus. In den letztern Jahren hat er bloß den Bauern in der ſogenannten Mittelmark jährlich gegen 100000 Thaler geſchenkt. Man ſchätzt, daß er im Durchſchnitt jährlich gegen 700000 Thaler, oder über 2 1/2 Millionen Livres unter die ärmſten Bauern ſeiner Lande vertheilen läßt. Der jährliche Aufwand für Koloniſten, für Dämme, Einteichungen, Kanäle u. ſ. w. welche hauptſächlich die Aufnahme des Ackerbaues zum Endzweck haben, beträgt noch mehr als dieſe Summe.

Der Hauptvortheil, den der preußiſche Bauer vor dem engliſchen hat, und der ihn ohne Vergleich zum freyſten und glücklichſten Bauern von Europa

macht, ist, daß seine Landtaxe oder Steuer nie erhöht wird. Diese einzige Wahrheit wäre hinlänglich, das elende Geschrey von der Despotie der preußischen Regierung zu schanden zu machen, wenn die Schreyer einiger Schaam fähig wären, oder sie sich die Mühe nähmen, etwas tiefer in das Land einzudringen, als sie auf der Extrapost zu thun gewohnt sind.

Die Steuer ist in den preußischen Landen unveränderlich. Selbst in dem Gedränge des letzten siebenjährigen Kriegs, wo ganz Europa glaubte, die Lande des Königs müßten bis auf den letzten Pfenning erschöpft seyn, ist sie um keinen Heller erhöht worden. Wenn derselbe auch einen Krieg auszufechten hätte, der noch viel lästiger und anhaltender wäre, als jener war, so würde sie doch nie erhöht werden. Diese weise Verfügung ist eine Folge von der wahren Kenntniß der Lage des Landmannes und der redlichen und undespotischen Gesinnung des Regenten. Er wußte, daß in den Verheerungen und Bedrängnissen des Krieges die Auflagen für den Landmann doppelt lästig sind; daß zu einer Zeit, wo durch die Entfernung der stehenden Truppen die Konsumtion der Produkten verringert, die Felder öfters vom Feinde geplündert oder gänzlich verwüstet und durch Rekrutirungen dem Landbau so viele Hände entzogen werden, die Erhöhung derselben für den Staat äusserst verderblich seyn müßte.

Herr Pilati, welcher den Bemühungen des Königs für die Aufnahme des Ackerbaues Gerechtigkeit widerfahren läßt, schließt mit der Bemerkung, daß der Feldbau in den preußischen Landen, ungeachtet des grossen Aufwandes des Königs für das Beste desselben, doch nicht gedeihen wolle, weil zu wenig Geld im Lande zirkulire. Unter den Bauern konnt' ich nun eben keinen Geldmangel bemerken. Im Ge-

gentheil, ihre Kleidung, ihr Hausgeräthe und ihre Lebensart verrathen einen hohen Wohlstand und gränzen wirklich sehr nahe an den Luxus. Es läßt sich auch à priori beweisen, daß die Bauern in den preußischen Staaten den Geldmangel, welcher unter den übrigen Ständen herrscht, nicht verspüren können. Sie müssen der Hauptkanal, oder so zu sagen, der grosse Behälter des Geldes seyn, welcher es aus den kleinen Kanälen des Staates an sich zieht, und es wieder durch kleine Kanäle in den Körper zurükergießt. Die ganze Einrichtung des Staates ist hauptsächlich zu ihrem Vortheil angelegt. Die Akzise und Monopolien treffen sie am wenigsten, und sie können sich von diesen Auflagen ganz frey machen, wenn sie nach dem väterlichen Willen des Königs den entbehrlichen Luxus vermeiden. Der Handwerker, Künstler, der kleine Kaufmann, und überhaupt die unterste und mittlere Klasse der Städtebewohner werden durch die Akzise bloß auf die Verzehrung der innern Landesprodukte eingeschränkt, und der Bauer zieht eigentlich den Hauptheil des Verdienstes derselben. Das ganze preußische Akzissistem ist zu Gunsten der Bauern angelegt. Z. B. die ungeheure Auflage auf die fremden Weine hat die Absicht, bloß die Verzehrung des inländischen Bieres zu vermehren, wodurch dem Bauer seine Gerste, seine Hopfen u. s. w. besser versilbert werden. Der Soldat giebt alles dem Bauern. Seine ganze Kleidung, sein Essen und Trinken, alles kömmt dem Bauern zu gut. Der offenbarste Beweis, daß die preußischen Bauern grade die Leute sind, unter denen kein Geldmangel herrschen kann, ist, daß die Landesfrüchte im Vergleich mit den benachbarten Staaten in einem sehr hohen Preiß stehn, und der Absatz derselben doch leichter ist, als in irgend einem andern

Land. Ich hab sogar in einem deutschen Journal ein Schreiben eines preußischen Ritters gelesen, worin behauptet wird, die Bauern würden durch die überwiegenden Vortheile, welche sie vor den andern Ständen genieſſen, dem preußischen Staat gefährlich werden. Ist es aber nicht billig, nicht natürlich, nicht republikanisch und der Würde der Menschheit gemäß, daß der zahlreichste und nützlichste Theil des Volkes das Uebergewicht in einem Staat hat? Soll ein Pak Lords allein die Vorrechte der Freyheit genieſſen, welche der Bauer doch vertheidigen muß?

Herrn Pilati, der oft wieder gut macht, was er verdorben hat, und oft wieder verdirbt, was er gut gemacht hat, entfährt in Sicilien eine Bemerkung, welche seiner obbemeldten Beobachtung über den Zustand des Ackerbaues in den preußischen Landen eben nicht genau entspricht, und der preußischen Regierung unendlich viel Ehre macht. Nachdem er die verschwenderische Güte der Natur gegen diese Insel mit ihrer stiefmütterlichen Sparsamkeit gegen die preußischen Lande in einen Kontrast gesetzt hat, gesteht er, daß die preußischen Bauern doch ungleich reicher sind, als die sicilianischen. Welch eine göttliche Regierung muß die seyn, welche die Bebauer von Sandwüsten glücklicher macht, als die Einwohner des Landes, das die Alten und Neuen für ein Wunder von Fruchtbarkeit und natürlichen Reichthum halten! Der Boden von Sicilien giebt den Saamen des Korns hundertfältig zurück, und in Preussen ist es ein Glück, wenn man den gesäeten Waitzen 7 und 8 mal und das Korn 12 bis 15 mal erndtet. — Der Sicilianer hat nebst dem Getraidebau Oel, Seide, Baumwolle, Wein, Zitronen, Pomeranzen, Zucker, und noch eine Menge andrer Produkte vom ersten Werth; und der Preusse hat

kaum neben dem Ackerbau etwas Rüben, Holzäpfel, Tannenzapfen u. dgl. Und doch ist er reicher, als jener! Und macht es der preußischen Regierung nicht mehr Ehre, daß der größte Theil ihrer Unterthanen bey der Kärglichkeit der Natur gegen sie wohlhabend und glücklich ist, als wenn sie einige Milords Baltimore, Klive, Kavendish, einige Ducs de Pignatelli, Monteleone, Matalone, und einige Fürsten Esterhazy hätte?

Wenn man, wie es billig ist, die Härte der Natur in den preußischen Landen mit in den Anschlag bringt, so hat der König in der Beförderung des Ackerbaues wirklich Wunder gethan. Ich sah Gegenden angebaut, die noch vor 10 und 15 Jahren trockener Sand waren. Die Anzahl der in seinen verschiedenen Landen von ihm neuangelegten, oder doch so verbesserten Dörfer und Höfe, daß man sie für fast ganz neu halten muß, soll sich auf viele hundert belaufen. Da die Moräste an den Flüssen hier zu Lande der beste Boden sind, so verwendet er unglaubliche Summen auf die Eindeichung und Austrocknung derselben — Ueberall sieht man, daß der Ackerbau hier der Natur gemäß, als die Grundveste des Staates angesehen wird. Die Minister und geheimen Räthe des Königs wiedmen demselben ihre Nebenstunden, welche diese Herren an andern Höfen der Wohllust, dem Spiel und der Kabale zu opfern pflegen. Der Minister Herzberg, der in jedem Betracht unter die grossen Männer unsers Jahrhunderts gehört, hat einige Stunden von hier ein Landgut, dessen Wirthschaft seine Erholung von den Staatsgeschäften ist. Fast in jedem Dorf findet man einen von Adel, dessen Hauptbeschäftigung der Landbau ist, und der sein Vergnügen mit seinem Nutzen aufs schönste zu verweben weiß. Man beschreibt

nicht nur Getraidearten aus Polen, Rußland, England, Sicilien und andern europäischen Ländern, um diejenigen ausfindig zu machen, die auf preußischem Boden am besten gedeihen, sondern hat sogar schon Versuche mit barbarischem und ägyptischem Korn gemacht. In den Augen des Königs macht der Mann eine der merkwürdigsten Epoche der Geschichte seiner Regierung, der in dem Feldbau eine merkliche Revolution veranlaßt. Man erzählte mir eine Anekdote, die ihm mehr Ehre macht, als das gepränge volle Ackern des sinesischen Kaisers mit einem vergoldeten Pflug. Der geheime Rath von Brenkenhof, ein Mann, der ohne Heller und Pfenning durch seine Industrie ein Millionär (von Livres) ward, hat sich besonders um den Ackerbau in den preußischen Landen verdient gemacht. Unter andern beschrieb er Roggen aus Archangel, der auf preußischem Boden so gut fortkam, daß man nach und nach durch Pommern, Brandenburg, Slesien und Preussen Saatroggen von ihm beschrieb, und das Land durch die bereicherten Erndten erstaunliche Summen gewann, die es ehedem den Polen und Russen für diesen Artickel geben mußte. Wenn Herr von Brenkenhof nachher eine Bittschrift für sich oder die Provinz an den König zu machen hatte, so fieng er sie immer so an: „Wenn ich keinen Roggen aus Archangel ins Land gebracht hätte, so würden Eure Majestät und Ihre Unterthanen so viel tausend Thaler weniger haben: Es ist also billig, daß Sie mir die Bitte für die Provinz gewähren „ u. s. w. Der König hat ihm nicht nur nie etwas abgeschlagen, sondern auch öffentlich gesagt: „Brenkenhof ist der merkwürdigste Mann, der in meinen Landen unter meiner Regierung ist gebohren worden, und ich bin stolz darauf „. Der nämliche Herr von Brenkenhof

hat zur grössern Aufnahme der Viehzucht Kameele und Büffel aus Asien kommen lassen. Die Zucht der letztern soll unter dem preußischen Himmel gut fortkommen. Ich sah sie auch in Salzburg, wo das Klima, der südlichern Lage ungeachtet, nicht wärmer ist, als in den preußischen Landen. Allein die Trägheit dieses Thieres vernichtet immer seine andern Vorzüge. Der Versuch mit den Kameelen wollte gar nicht gelingen.

Die Schaafzucht und der Tabacksbau sind nebst dem Getraidebau die vorzüglichsten Ressourcen des hiesigen Landmanns. Man gewinnt auch schon eine beträchtliche Menge grober Seide; allein dieses Produkt ist immer noch eher eine Unterhaltung spekulativer Landwirthe, als ein ordentliches Landeserzeugniß. Der Adel, die Pfarrer und die Besitzer grosser Ländereyen geben sich eigentlich nur damit ab. Unterdessen ist es immer merkwürdig, daß in den preußischen Landen jährlich gegen 12000 Pfund Seide gewonnen werden, da man in Hungarn, dessen Klima diesem Produkt so günstig als irgend eines Landes in Europa ist, bey allen den grossen Anstalten, welche die Regierung seit manchen Jahren gemacht hat, kaum 7 bis 8000 Pfund jährlich gewinnt.

Der preußische Bauer, dessen Stand durch das Beyspiel der Grossen geehrt, der gegen alle willkürliche Auflagen gesichert, und auf alle mögliche Art geschützt und unterstützt wird, ist also ein gröſſerer Beweis von Nationalfreyheit, als ein Dutzend fette Lords, oder ein bestochenes Parlament. In meinem nächsten Brief werde ich dir etwas von den Volksklassen sagen, die eigentlich in das Gebiete der Akzise und Monopolien gehören.

Ich kann diesen Brief nicht schliessen, ohne eine

Bemerkung zu machen, die dem Anfang desselben entspricht, nemlich, daß die Art, wie der König seinen Staat verwaltet, an sich schon ein Beweis ist, daß er nicht daran gedenkt, geheime Anschläge gegen irgend einen Theil seiner Unterthanen in seine Regierung zu verflechten. Ein Despot, der sich nicht strenge an die Gesetze der Billigkeit und Gerechtigkeit binden will, zwischen seinem Nutzen und dem Vortheil des Ganzen einen Unterschied macht, und Intriguen spinnt, um seinen Nutzen über jenen seiner Unterthanen siegen zu machen, ohne daß sie es merken, müßte, wenn er den ganzen Staat selbst und allein regieren könnte, seinen Absichten gemäß entweder lauter Schöpsen zu seinen Ministern und Räthen wählen, die er, wie das Volk täuschen könnte, oder er müßte einen Liebling haben, den er zur Vollziehung seiner geheimen Anschläge gebrauchte. Keines ist der Fall des Königs von Preussen. Seine Minister und Räthe sind die aufgeklärtesten Patrioten. Die meisten von ihnen würden auch als Gelehrte Figur machen, wenn sie sich mit schreiben abgeben könnten, oder wollten. Von einem eigentlichen Liebling hat man hier noch nie etwas gehört. Voltäre, Marquis d'Argens, Algarotti, Quintus Jcilius und Bastiani dienten ihm bloß zur Unterhaltung in seinen Nebenstunden, und wußten von den Regierungsgeschäften unter allen am wenigsten, wie Voltäre öfter durch Bonmots bezeugt hat. Diese Schöngeister mußten auch immer in den Schranken der gebührenden Ehrfurcht bleiben, und brachten den König nie zur Vertraulichkeit, so wenig er sie auch den Unterschied seines Standes fühlen ließ. Der König hat das grosse und seltne Talent, sich gegen jedermann herabzulassen, ohne sich das geringste zu vergeben. Sein Leser oder Sekretär darf ihm nicht mund-

lich eine Klage oder eine Bitte vorbringen. Der König scheint wirklich mistrauisch gegen sich selbst zu seyn und zu beförchten, er möchte durch eine ungefühlte, und bloß durch den alltäglichen Umgang mit den Leuten in seinen Busen eingeschlichene Partheylichkeit in seinem Urtheil irre geführt werden. Sein Sekretär, der täglich so viele Stunden um ihn ist, muß ihm seine Angelegenheiten schriftlich und in der Form vorlegen, an die jedermann gebunden ist. Seine Minister sind im Grunde nur Referenten, und die ersten Kanäle der Exekution seiner Befehle.

Es haben schon viele Leute angemerkt, daß kein Monarch in der Welt so getreu und gut bedient wird, als der König von Preussen, ob er schon seine Bedienten am schlechtesten bezahlt. Mit bloßer Strenge läßt sich diese gute Bedienung nicht erzwingen.. Die Bedienten müssen fühlen, daß der Herr ihnen an Verstand überlegen ist, und daß er sich strenge an den Vorschriften der Gerechtigkeit und Billigkeit hält. So bald sie in seinem Kopf oder in seinem Herzen eine schwache Seite ausfindig gemacht haben, ist es um die gute Bedienung geschehen. Bloß der strengen Unpartheilichkeit, Gerechtigkeit und dem überlegenen Verstand des Königs muß man die Thätigkeit und Ordnung in den preußischen Dikasterien zuschreiben. Kein Prinz vom Geblüte hat vor dem Bauern vor Gerichte nur ein Haar breit voraus. Wenn sein Domäne, oder irgend ein Kronfonds, mit dem Eigenthum eines seiner Unterthanen in Kollision kömmt, so fällt keinem Richter ein, für den König ein Vorurtheil zu fassen. Im Gegentheil, er befahl bey seiner Thronbesteigung, in diesem Fall vorurtheilig gegen ihn zu seyn. Aus der nämlichen undespotischen Gesinnung macht er gar kein Geheimniß daraus, daß die Könige in seinen Augen eben

nicht durch eine unmittelbare Verordnung Gottes über die Völker der Erde gesetzt und Statthalter des Allmächtigen hienieden sind. Er hält die königliche Würde für einen Stand, der durch menschliche Verfügungen, wie der Stand eines Generals, u. s. w. aufgekommen ist, und wozu nach der einmal geltenden Ordnung bloß die Geburt den äusserlichen Beruf ausmacht. Anderstwo würde man durch eine solche Behauptung in den Kerker kommen oder des Landes verwiesen werden. Er braucht die Religion eben so wenig als die politische Theorie, um sein Volk zu blenden, und sein Ansehn mit Glauben und Meinungen zu unterstützen. Das Bewußtseyn, daß er keiner vorsetzlichen Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit fähig ist, kann ihn ganz allein über diese sogenannten machiavelischen Künste hinaussetzen. Zum Beschluß meiner Beweise, daß der König nichts weniger als Despot im gewöhnlichen Verstand ist, muß ich noch bemerken, daß er keine überwiegende Leidenschaft hat. Ruhmsucht ist seine Sache gar nicht. Er verachtet alles Geschrey der Menschen von Herzen. Der grosse Physionomist Lavater will sogar in seinem Gesicht gelesen haben, daß er die Menschen selbst verachtet. Wenigstens glaub ich mit Zuverläßigkeit behaupten zu können, daß der König in keines Menschen Augen kleiner ist, als in seinen eignen. Schmeichler sind die, welche sich am schlechtesten bey ihm empfehlen, und Schriftsteller, die ihn mit aller Bitterkeit getadelt haben, können sicher seyn, daß er keine Galle gegen sie hat. Er achtet wahrlich nicht darauf. Abt Raynal, welcher wirklich hier ist, ist ein Beweis davon. Nirgends, in der weiten Welt wird von den Thaten des Regenten weniger Lärmen gemacht, als hier. Es währte lange Zeit, bis man es endlich bemerkte, was der König

für seine Bauern und Armen thut. Keine der inländischen Zeitungen meldete ein Wörtchen davon, und es wäre auch nie ein Wörtchen davon gesprochen worden, wenn nicht einige Patrioten die Betrachtung gemacht hätten, daß auswärtige Hofzeitungen hinten und vorn die Posaune der Fama ansetzen wenn der Fürst einige Batzen verschenkt, oder etwas thut, was keine offenbare Sottise ist; denn wirklich las' ich viele Beschreibungen von vorgeblichen schönen Handlungen verschiedener Regenten, die nur darum schön genennt wurden, weil sie nicht das Gepräge sultanischer Impertinenz hatten. Einige Preussen, die ihren König liebten, wurden durch dieses Geschrey gereizt, der Welt Beweise vorzulegen, das ihr von den meisten Fremden so verkannter König in der Stille mehr thut, als irgend ein halbes Dutzend der andern Halbgötter auf der Erden zusammen. Die Welt staunte, als sie vernahm, daß der König schon seit vielen Jahren Millionen unter seine Unterthanen verschenkt, und die Journalisten nahmen es ihm übel, daß er es ohne ihr Wissen that. Es sind auch erst wenige Jahre her, daß man weiß, daß die Landtaxe in den preußischen Staaten für immer vestgesetzt ist, und man kein Beyspiel von einer Erhöhung derselben hat, obschon dieses Sistem so alt als die Regierung des Königs ist. Schon lange zuvor, als es unsern neuern Philosophen einfiel, gegen Todesstrafen, Folter, Langwierigkeit der Prozesse, u. dgl. m. zu deklamiren, waren alle diese Dinge in Preußischen Landen abgeschaft, ohne daß sich ein Schreyer die Mühe nahm, das Te Deum anzustimmen. Beccaria macht selbst diese Bemerkung — Geiz ist eben so wenig des Königs Schwäche, als Ruhmsucht. Niemand giebt williger her, als er, wenn er sieht, daß das Geld gut verwendet wird. Das

Geld ist bey ihm im Kopf, und nicht im Herzen, und Oekonomie ist eine der ersten Tugenden eines Regenten. Doch hievon in meinem nächsten Brief.

Berlin

Durch ganz Deutschland, und besonders durch ganz Sachsen nimmt man es als die ausgemachteste Wahrheit an, der König von Preussen habe falsche Handlungsgrundsätze. In den holländischen Kaffeehäusern, den wahren Pfützen alles politischen Unsinns, spricht man ihm sogar auch die allerersten Begriffe vom Handlungswesen ab. Den auswärtigen Kaufleuten kann ich es nicht übel nehmen, wenn sie den König lästern; denn sie sprechen wie Cicero für sein Haus. Sie können mit den Grundsätzen des Königs, die ihnen alle Wege verschliessen, seinen Unterthanen das Geld abzunehmen, unmöglich zufrieden seyn.

Aber auch hier und in den übrigen preußischen Städten hört man die nämlichen Klagen. Man schreyt über die Akzise, Zölle, Monopolien, und preißt allgemein die Freyheit als die Seele der Handlung an. Es ist wahr, die Akzise machen die Verarbeitung in den Fabricken so kostbar, daß verschiedne preußische Manufakturen, deren Produkte von der ersten Güte sind, mit andern Nationen nicht konkurriren können. Es ist wahr, die Monopolien versperren der bürgerlichen Industrie viele Wege. Ich glaube aber, daß alles das eine wesentliche Verbindung mit dem ganzen Regierungssistem des Königs hat, und daß man die politische Wahrheit der Grundsätze, worauf das Akzis- und Monopolienge-

bände beruht, wie viele andre Dinge in den preußischen Landen, deßwegen nicht einsieht, weil sie zu einfach ist, und zu nahe vor unsern Augen liegt.

Weder die Handlung, noch die Manufakturen, noch irgend sonst ein Fach der bürgerlichen Industrie, welches eine grosse Ungleichheit in dem Nationalvermögen machen, und einem Theil der Unterthanen zu einem schnellen und unmäßigen Reichthum verhelfen könnte; sondern bloß der Feldbau ist der Hauptgrundstein des preußischen Staatsgebäudes. Auf diesem Standpunkt muß man die Politick des Königs betrachten, die in allen ihren Theilen die schönste Symmetrie hat.

Es war also diesem Hauptgrundsatz gemäß, daß der Theil der Unterthanen, welcher der unzahlreichste ist, die leichtesten Beschäftigungen hat und sehr geneigt ist, auf Kosten des arbeitenden Landmanns zu schwelgen, nach dem Verhältniß das meiste zu der Staatskasse beytragen sollte. Wer sich die Mühe nimmt, die preußischen Akzise mit einander zu vergleichen, der findet leicht, daß sie mit dem Luxus in dem genauesten Verhältniß stehn, und wie es ihre Natur erfodert, immer desto schwerer sind, je weiter sich der Konsumtionsartickel, worauf sie liegen, von den einfachen Bedürfnissen des Lebens entfernt, die der inländische Feldbau liefert. Die Akzise sind daher auch veränderlich, und müssen es seyn. Der König bekömmt die genauesten Tabellen von den Sachen, welche der Luxus aus der Fremde bezieht. Sieht er, daß ein Artickel unmäßig steigt, so erschwert er durch die Erhöhung der Akzise die Konsumtion desselben, wie er es vor kurzem mit dem Kafee machte, der nach seinen Listen in den leztern Jahren einige Millionen Livres aus seinen Landen zog. Er empfahl dafür seinen Unterthanen warmes

Bier,

Bier, welches das Inland liefere, das eine gesundere und wirklich auch schmakhaftere Nahrung sey, als der Kafee, und bey welchem er sich selbst in seiner Jugend sehr wohl befunden habe. Er bemerkte sogar, daß aus Sachsen jährlich für ohngefähr 12000 Gulden Eyer nach Berlin gebracht wurden, und um seinem Land diese Abgabe zu ersparen, belegte er die sächsischen Eyer mit einer grossen Abgabe, und munterte seine eignen Bauern zur Hühnerzucht auf. Doch dieser Grundsatz ist einer der einfachsten in der Staatswirthschaft, der in allen aufgeklärten Ländern, nur nicht mit der preußischen Genauigkeit und Billigkeit, beobachtet wird. Das Zoll- und Akzissistem der Engländer und Holländer ist gegen das Essen und Trinken viel unbarmherziger, als das preußische. Es ist ein Sprüchwort, daß man in Holland eine Schüssel Fische fünfmal dem Staat, und einmahl dem Fischer bezahlen müsse.

Die Klagen, welche einigen Schein von Grund haben, beziehen sich auf die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens, deren Auflagen immer auch sehr hoch sind, und wodurch der Arbeitslohn so erhöht wird, daß die preußischen Manufakturen darunter leiden müssen, und dann auch die Monopolien. Diese Abgaben treffen also nur die Städtebewohner, die Künstler, Handwerker, Fabrikanten, Kaufleute und die, welche vom Dienst des Staates leben.

Um das Verhältniß der Auflagen auf die Konsumtion der ersten Lebensbedürfnisse genau abzuwiegen, muß man die bürgerliche Industrie erst nur in so weit betrachten, als sie mit dem Innern des Landes in Verbindung steht, ehe man auf ihren Bezug auf den auswärtigen Handel Rücksicht nimmt. Der König, welcher in allen Dingen die Ordnung der Natur strenge befolgt, arbeitete lange nicht so sehr

daran, Geld vom Auslande zu gewinnen, als vielmehr die Kanäle zu stopfen, wodurch aus seinen Staaten Geld in die Fremde ausfliessen könnte. In diesem Betracht waren die Auflagen auf die nöthigsten Bedürfnisse des Lebens der bürgerlichen Industrie nicht hinderlich. Der Arbeitslohn des Fabrikanten, Künstlers und Handwerkers gleichte sich mit dem Preis der Viktualien ab, und die Akzise waren nur ein neuer und grosser Kanal, um den Umlauf des Geldes zu befördern. Der König, welcher den Plan, sein Land von der Industrie der Fremden unabhängig zu machen, mit Macht betrieb, sorgte dafür, daß dieses Geld aus der Staatskasse wieder durch die sichern Kanäle zurükfloß. Alles, was der Soldat, braucht, und auch, alles was der Civilbediente zu einem gemächlichen Leben nöthig hat, liefert der inländische Feldbau und die inländische Industrie. Die Auflagen auf die Fremden, z. E. Tuch, Leinwand u. dgl. waren immer so hoch, daß nur der höchste Luxus die inländischen Manufakturen von der nämlichen Art hintansetzen konnte, und es war billig, daß er dafür gestraft wurde.

Was den auswärtigen Absatz der preußischen Manufakturen betrift, der wirklich zum Theil durch die Akzise erschwert wird, so muß man bedenken, daß das kleinere Uebel allezeit dem grössern vorgezogen werden muß. „Der Luxus untergräbt den Staat. Unmäßiger Genuß ist die grösste politische Sünde. Ungleiche Vertheilung des Nationalvermögens ist ein Beweis, daß der eine Theil des Volkes aus Sklaven, und der andre aus Tyrannen besteht, „ so schreyen alle unsre Philosophen, und sie haben Recht. Noch mehr: Alle englische Parlamentsdebatten sind mit der Bemerkung angefüllt, daß die brittische Freyheit durch den unmäßigen Reichthum eines Theils

seiner Bürger und durch die Leichtigkeit, zu diesem Reichthum zugelangen, unterdrückt worden sey. Daß Wohllust, Bestechung, Ehrgeiz, kriechende Armuth des untern Theils des Volkes u. s. w. die Nation entkarakterisirt hätten. Wie ist es aber anderst möglich, dem Luxus und unmäßigen Reichthum Schranken zu setzen, als durch preußische Akzise? Je mehr Einer verzehrt, und je reicher Einer ist, desto mehr muß er dem Staat bezahlen, welcher diesen Ueberfluß des einen Theils unter die dürftigere Klasse vertheilt, und das Nationalvermögen dadurch so viel als möglich abzugleichen sucht. Einmal angenommen, daß Frugalität, Fleiß und verhältnißmäßige Vertheilung des Nationalvermögens hauptsächlich die Stärke eines Staates ausmachen; so muß man sich über die Inkonvenienzen hinaussetzen, welche aus der Beobachtung dieses politischen Axioms für einen kleinen Theil der Bürger entspringen können.

Welche Nation, die ihre Stärke hauptsächlich auf die Handlung stützt, hat sich je lange erhalten können? Der unmäßige Reichthum, welcher eine Folge der Handlungsfreyheit war, zog immer nothwendigerweise den Luxus, die Verschwendung, die Weichlichkeit, Tyranney und dann endlich den Umsturz des Staates nach sich. Der nämliche Herr Wraxall, der das Murren einiger in- und ausländischer Kaufleuthe über das preußische Finanzsistem aufgefangen hat; aber in den Hütten der preußischen Bauern sich gar leicht hätte überzeugen können, daß nicht alle Unterthanen des Königs gegen ihn aufgebracht sind, wie er behauptet; der nämliche Herr Wraxall ist der heftigste Deklamateur gegen die Ueppigkeit und Tyranney, welche der ungeheure Reichthum in England eingeführt hat. Zeige er uns nur ein anderes Mittel, als jenes ist, welches der Kö-

nig von Preussen zu einem Damm gegen die Ueppigkeit und die Tyranney gemacht hat.

Es ist ein seltsamer Kontrast politischer Räsonnements, wenn man in England klagen hört, überwiegender Reichthum der Grossen habe die Freyheit und die Stärke des Staates untergraben, und wenn man daneben die Bemerkungen einiger preußischen Adelichen liest, welche behaupten, der Wohlstand der Bauern sey dem preußischen Staat gefährlich. Die Geschichte hat kein Beyspiel, daß der Wohlstand der Bauern den Staat mit dem Umsturz bedroht hätte; aber sie ist voll von Beyspielen, daß die Macht des Adels und die Freyheit der Handlung Staaten umgestürzt haben.

Das preußische Akzissistem vergreift sich im geringsten nicht am Eigenthum der Unterthanen. Es wirkt bloß auf die Konsumtion und den unordentlichen, geilen Handel. Es hat keine andere Absicht, als die Unterthanen sparsam zu machen, und Sparsamkeit ist die Mutter der Industrie. In keine Wissenschaft haben sich so schädliche Sophistereyen eingeschlichen, als in die Staatswirthschaftslehre. Man glaubt, die Handlung überhaupt mache einen Staat reich, und doch ist nichts weniger wahr als das. Kadix, Neapel, Lisabon, Smirna, Aleppo und viele andere Plätze sind auf Kosten der Staaten, denen sie zugehören, blühende Handelsstädte. Wenn man in den preußischen Landen klagt, die Handlung habe abgenommen, so heißt das weiter nichts als die Konsumtion hat abgenommen. Es ist natürlich den Kafeekrämern unangenehm, daß sie nicht mehr so viel Kaffe verkaufen können als ehedem. Allein diese Art Leute, welche den König ganz allein ins Geschrey gebracht haben, sollten bedenken, daß ein Judenstaat (von modernen Juden, versteht sich) der elendeste unter al-

len ist, und daß der Regent wohl daran thut, wenn er sie auf die wenigste Rücksicht nimmt.

Wenn der geile Handel in dem preußischen Staate abgenommen hat, so hat dagegen die Industrie zugenommen. Man hat den augenscheinlichen Beweis davon an dem erstaunlichen Wachsthum der Städte und der Volksmenge. Kein Staat in Europa von gleicher Grösse hat in 50 Jahren, die eroberten Provinzen abgerechnet, seine Volksmenge verdoppelt, wie der preußische. Dieses einzige Faktum widerlegt hinlänglich das Geschrey über die preußische Despotie; denn die Wirkungen müssen den Ursachen entsprechen, und unter einer menschenfeindlichen Regierung können sich die Menschen nicht auf eine so ausserordentliche Art mehren.

Die Monopolien stimmen auch mit dem allgemeinen, menschenfreundlichen System des Königs überein. Ich will mich in keine umständliche Untersuchung einlassen, sondern nur das ausheben, was unter ihnen am meisten Aufsehens macht, nämlich das Brennholz-Monopolium. Die Gesellschaft, welche im Besitz dieses Monopoliums ist, bezahlt dem König, oder welches hier Eins ist, dem Staat (denn der König, hat weder einen Marstall von 6000 Pferden, noch eine Wagenremise, worunter Kutschen von 100000 Livres sind, noch eine Mätresse, noch eine Tafel von 50 Trachten, noch macht er Jagden und Reisen, die Millionen kosten u. s. w. sondern alles wird für den Staat verwendet) eine beträchtliche Summe Geldes. Die Gesellschaft kann keinen willkürlichen Preis machen, sondern das Holz ist taxirt, und sie muß es in der besten Qualität liefern. Der hohe Preiß des Holzes kömmt bey dem Arbeitslohn des Künstlers und Handwerkers mit in den Anschlag. Niemand empfindet ihn im

Grunde, als der Rentier, und der vom Hof Besoldete. Wenn der erstere arbeiten wollte, so würde er natürlich den Artickel des Brennholzes wie der übrige Theil des industriösen Publikums mit im Arbeitslohn anschlagen. Er wird also billigerweise für seinen Müßiggang gestraft. Die Besoldung des letztern ist zwar knap, doch zum ordentlichen Unterhalt des Lebens hinlänglich, und des Königs Hauptgrundsatz ist: Jeder soll genug, aber keiner zu viel haben. Durch das Monopolium gewinnt der Bauer. Die Gesellschaft muß ihm das Holz nicht nur theurer bezahlen, als wenn kein Monopolium da wäre, sondern es ist ihm auch erlaubt, eine gewisse Menge Holz in die Stadt zu Markte zu führen, welche er desto besser versilbern kann. Es werden dem zufolge in die verschiedenen Dörfer zu gewissen Zeiten Scheine ausgetheilt, die den Bauern zu Päßen für ihr Holz in die Stadt dienen. Das Monopolium dient auch dazu, die Waldungen zu schonen, über deren Abnahme ganz Europa schon seit langer Zeit klagt. Man geht, wegen der Kostbark[eit] des Holzes, sparsamer mit dem Aushauen und Verbrennen um. Das Monopolium trift auch nur die Bewohner der Städte Berlin und Potsdam, die durch die Residenz und die vielen Staatsbedienten grosse Vortheile vor dem übrigen Lande voraus haben, wo das konzentrirte Gewühl der Menschen den Erwerb des Geldes erleichtert, und wo die Verschwendung am ersten einreissen kann. Die Fremden, welche sehn, daß die Brennmaterialien zu Berlin und Potsdam wie Brasilien- oder Kampecheholz verhandelt werden, fassen nun freylich aus Gründen, die in ihrer Börse sind, kein günstiges Vorurtheil für die preußischen Monopolien. Allein, wenn sie deswegen mit Herrn Wraxal den König geradezu für einen

Tyrannen erklären, so ist es, um den gelindesten Ausdruck zu gebrauchen, gewiß doch unartig — Die übrigen Monopolien sind überhaupt solche, wie man sie in den meisten andern Ländern hat; nämlich von Tobak, Salz, Spielkarten, Kalendern u. dgl. m.

Der König beschützt zwar alle Gattungen von Handel und Manufakturen, insoweit sie dem ganzen Staatswirtschaftssistem nicht entgegen sind; allein er sucht den auswärtigen Handel seiner Lande hauptsächlich auf solche Produkten zu fixiren, die dem Land einen sichern Vortheil versprechen, und deren Absatz nicht leicht durch die Konkurrenz andrer Staaten, und die Mode gehemmt werden kann, und die zugleich mit dem innern Feldbau in Verbindung stehn. Von der Art sind die hiesigen Wollenzeuge, die schlesischen Leinwande und Tücher; der Tobak und verschiedne andre Artikel, die überall einen leichten Abgang finden, weil sie das Bedürfniß des grossen Haufens sind, und wozu das Land die ersten Materien liefert. Nebst diesen ansehnlichen Artikeln ziehn die Manufakturen von Seidenzeugen, verarbeiteten Eisen und Stahl, Spiegeln, Porzellän, Zuker, und dann besonders der Holzhandel grosse Summen Gelds aus dem Fremde in das Land. Polen muß der preußischen Industrie schrecklichen Tribut bezahlen, und die Preussen haben vorzüglich wegen ihrer Sparsamkeit und Nüchternheit, die eine Folge des königlichen Akzisesistems sind, ein grosses Uebergewicht im Handel überhaupt.

Für eines der größten Hinderniße des Handels in den preußischen Landen hält man gemeiniglich den Schatz des Königs, der alljährlich eine gewisse Summe Geldes ausser der Zirkulation setzt. Natürlich ist dieß nur von dem gewöhnlichen Judenhan-

del zu verstehn, welcher der Trägheit und der Geldgierde schmeichelt, aber einem Staat im Grunde so schädlich ist, als der Verkehr der Marktschreyer und Quacksalber; denn der solide, wohlthätige, industriöse Handel ist in den preußischen Landen nichts weniger als im Stocken. Nach meinem Bedünken ist der Schatz des Königs eine seiner weisen Verfügungen. Er legt jährlich eine Summe Geld zurück, die mit dem, was seine Staaten jährlich von den Fremden durch das Uebergewicht der Handlung gewinnen, in einem gewissen Verhältniß steht. Man nimmt allgemein für zuverläßig an, daß die Summe ohngefehr eine Million Gulden, oder beynahe eben so viel betrage, als er jährlich verbaut, jährlich den Armen schenkt, und jährlich zum Anbau des Landes verwendet, von welchen verschiednen Ausgaben eine jede sich auf 100000 Thaler belaufen soll. Ueberhaupt ist die ganze Staatseinnahme nach einer vesten und unabänderlichen Ordnung in die verschiednen Fache der Ausgabe vertheilt, und menus plaisirs machen hier keine Aenderung. Nun beträgt aber das Uebergewicht der preußischen Handlung nach dem mäßigen Anschlag 2 1/2 Millionen Gulden, und der König legt also nicht die Hälfte von dem jährlichen Zufluß des Geldes aus der Fremde in den Schatz zurück.

Es ist eine der unsinnigsten Staatsmaximen, daß der Staat alles Geld in den Umlauf setzen, und nichts für den Nothfall zurücklegen soll, welche Maxime sich wie viele andere Radoterien, in dem zu unsern Zeiten so gewöhnlichen Deklamationston in eine Menge politischer Theorien und Romanen eingeschlichen hat. Bloß dem Schatz des Königs hat es das Land zu verdanken, daß in Kriegszeiten die Abgaben nie erhöht wurden, und es ist auch bloß

zu dieser Absicht angelegt. Die Erhöhungen der Auflagen in dem jetzigen Krieg sind für die französische und englische Nation drückender, als die unmittelbaren Drangsalen des Krieges selbst. Einer der ältesten und gewiß auch einer der klügsten Statistiker Deutschlands, Schröder, hat den Ungrund dieser Maxime längst schon gezeigt. Nebstdem daß die ordentlichen Abgaben zur Kriegszeit den Unterthanen lästiger seyn müssen, als zur Friedenszeit, so können sie auch alsdann nie mit der nöthigen Eile zusammengebracht werden. Nun kommen noch, wenn kein Schatz da ist, ausserordentliche Auflagen dazu, und dann wird manche Provinz, wie wir jetzt in Frankreich traurige Beyspiele genug haben, in 3 bis 4 Kriegsjahren so erschöpft, daß sie sich in einem Menschenalter kaum wieder erholen kann. Man nimmt dann seine Zuflucht zu Staatslotterien, Anleihn u. dgl. m. welche die Drangsalen eines Krieges auf Enkel und Urenkel ausdehnen, und endlich das schöne Schuldensistem zur Welt bringen, welches die Hälfte der Einkünfte von Großbrittanien und Frankreich jährlich verschlingt, und welchem Herr Neker gewiß gegen seine Ueberzeugung in seinem Compte rendu zur Aergerniß aller denkenden Menschen das Wort geredet hat. Hätte der König von Preussen keinen Schatz gehabt, so hätten sich seine Lande nach dem so verheerenden Krieg von 1756 bis 1763 nicht nur so leicht nicht wieder erholen, sondern sogar auch in kurzer Zeit noch blühender werden können, als sie beym Ausbruch des Krieges waren. Für die Lage der preußischen Lande ist auch ein Schatz ganz besonders nothwendig. So unarrondirt wie sie sind, stehn sie auf allen Seiten dem Feind offen, der auf einmal sich in den Besitz einer ansehnlichen Provinz setzen, und dem Staat den Zu-

fluß von Geld auf dieser Seite abschneiden kann. Dem vorräthigen baaren Gelde hatte der König in dem Krieg, der ihn unsterblich macht, einen guten Theil des Nachdrucks und der Lebhaftigkeit seiner Operationen zu verdanken.

Der Schatz des Königs ist auch nicht ganz müßig. Er hat den Ständen einiger seiner Provinzen gegen sehr unbeträchtliche Zinsen erstaunliche Summen vorgeschossen, die im Lande zirkuliren, nur mußten sie ihn sicher setzen, daß er in einer bestimmten Zeit nach der Aufkündigung das Kapital haben könnte.

Der preußische Staat ist, als Staat, der reichste in Europa. Es ist eine platte Unmöglichkeit, daß er wegen Geldmangel je in Verlegenheit komme. Sein Finanzsistem ist auch so vest gegründet, daß wenn der Nachfolger des Königs eine Hauptänderung vornehmen wollte, das ganze Staatsgebäude in einem Augenblick zusammenstürzen müßte. Du wirst es nicht wohl glauben können; aber ich versichre dich, es ist die Wahrheit, daß man sich die hiesigen Bankobillets als eine Gefälligkeit ausbittet. Man hat gar keinen Begriff davon, wie sie ihren Kredit verlieren könnten. Die Holländer sind froh, wenn man ihr Geld in der hiesigen Bank annimmt. Sie wissen, daß sie es, ungeachtet des Geschreys über die preußische Despotie, in der Welt doch nicht sicherer anlegen könne, als hier. Welche Bank in der Welt, ausser der hiesigen bekömmt Kapitalien zu 2 1/2 Prozent in Ueberfluß?

Ueberhaupt ist es leicht zu bemerken, daß viele unserer hochweisen Deklamateurs die preußische Regierung bloß deswegen tadeln, weil ihr Gang mit dem gewöhnlichen politischen Schlendrian unserer aufgeklärten europäischen Staaten nicht übereinstimmt, und hier alles neu und unerklärlich für sie ist. Un-

terdessen, wenn sie sich die Mühe nehmen wollten, die Augen aufzuthun, und den Gegenstand etwas näher und starrer zu beschauen, so würden sie bald ihr Urtheil zurücknehmen, wenn sie ihre Eigenliebe nicht aller Ueberzeugung unfähig macht. Ich kenne keinen dieser Herren, der nicht an andern Stellen grade die Grundsätze predigte, worauf der preußische Staat wirklich gebaut ist, und die er bloß deswegen in diesem Staat übersah oder verkannte, weil ein erstaunlicher Unterschied zwischen Theorie und Praxis ist, und man besonders in philosophischen Deklamationen gemeiniglich bloß auf den Zweck sieht, ohne auf die Mittel Rücksicht zu nehmen, wodurch dieser Zweck erreicht werden kann. Gar oft verabscheut man die Mittel, wodurch ganz allein dieser Zweck zu erreichen ist, und so ist es ziemlich natürlich, daß die Leute, welche so heftig gegen den Luxus, die Ueppigkeit, Schwelgerey, die Trägheit und Ungleichheit des Nationalvermögens deklamiren den preußischen Akzisen nicht hold sind, die doch der einzige sichere Damm gegen alle diese Staatsgebrechen sind. Alle die prächtigen Grundsätze vom Wohl der Völker, welche uns Abbe Raynal in seiner berühmten Histoire philosophique & politique predigt, worinn er auf den König von Preussen, ohne ihn im geringsten gekannt zu haben, einen so unhöflichen Ausfall that, wurden in den preußischen Landen und vielleicht nirgends sonst auf der weiten Welt, schon längst ausgeübt, ehe er noch eine Feder zu seiner Histoire schnitt. Vielleicht gesteht er mirs, wenn ich, wie ich hoffe, in einigen Tagen die Ehre habe, ihn hier zu sprechen. — Ein andrer Theil dieser Herren Deklamateurs tadelte bloß der Singularität halber. Unter diese Klasse gehört, glaub' ich, auch Herr Guibert nebst einigen andern unserer Landsleute.

Diese Herren thaten sich etwas damit zu gut, daß sie unserm Publikum einen König, welcher seit so langer Zeit schon der Abgott desselben ist, umgekehrt, die Füsse oben und den Kopf unten, durch eine Laterna magika zeigen konnten. Ohne Zweifel war die Gelassenheit, womit der König solche Possen gegen ihn anzusehen pflegt, noch ein besonderer Reitz für sie.

Der König von Preussen, und zum Theil schon sein Vater, hat die drey schwersten Staatsprobleme aufgelöset, und die Geschichte hat kein Beyspiel, daß sie je so schnell, so glücklich und so allgemein aufgelöset wurden. Er hat ein träges, verschwenderisches und dummes Volk fleißig, sparsam und klug gemacht; er verschafte einem von der Natur ganz vernachläßigten Land einen Werth, den viele der Länder nicht haben, gegen die sie mit ihrer Güte verschwenderisch war; und er setzte eine kleine Nation in den Stand, nicht nur in einem günstigen Augenblick über die verbundenen mächtigsten Völker der Erde zu siegen, sondern auch jeden derselben zu aller Zeit die Spitze bieten zu können.

Berlin —

Wenn man in Süddeutschland vom König von Preussen spricht, so glaubt man einen Würgengel zu nennen, dessen Beruf und Beschäftigung es ist, die Leute zu hunderttausenden todtzuschlagen, Städte und Dörfer zu verbrennen, und die Felder zu verheeren. Diese Vorstellung hat gröstentheils den nämlichen Grund, den die Meinung des Pöbels im letz-

ten schlesischen Krieg hatte, welcher sich bereden ließ, der König von Preussen führe den Krieg gegen Oestreich und Frankreich, um die katholische Religion zu vertilgen. Die östreichische Regierung, welche öfters zu solchen kleinen Mitteln ihre Zuflucht nahm, apellirte an den Religionseifer und die Empfindsamkeit des Volks, nachdem ihre Truppen geschlagen waren, und sie fand dem Anschein nach, einigen Trost darin, wenigstens vom Volk bedauert zu werden. Man dichtete dem König Absichten und Handlungen an, von denen er sich nie träumen ließ, um das Mitleiden des Pöbels rege zu machen, und allenfalls auch von einigen katholischen Fürsten Deutschlands nach Kräften und Vermögen unterstützt zu werden.

Es ist dem Pöbel leicht zu verzeihn, wenn er Vorurtheile hat. Wenn man aber in den neuern Schriften der berühmtesten östreichischen Gelehrten und Staatsmänner liest, das ganze Staatssistem des Königs von Preussen wäre darauf angelegt, sich mit überspannten Kräften seinen Nachbarn förchterlich zu machen, die Staaten derselben zu plündern, und vom Raub zu leben, dann weiß man nicht, ob man über ihre Unwissenheit lachen, oder über ihre Unverschämtheit staunen soll.

Ausser Deutschland betrachtet man den König von Preussen auch vorzüglich als einen grossen Helden; allein man ist doch dabey nicht ganz blind gegen seine übrigen Tugenden. Unsre Landsleute, denen man Unpartheylichkeit und Einsicht in Anerkennung des Verdienstes grosser Männer nicht absprechen kann, lesen mit dem nämlichen Vergnügen, welches ihnen die Beschreibung der Feldzüge des Königs von Preussen macht, auch seine Civilverordnungen, Bonmots, und häusliche Anekdoten. Allein, man macht sich eine

ganz falsche Vorstellung des Königs, wenn man sein Heldenverdienst als überwiegend, und seine kriegerischen Fähigkeiten als die vorzüglichsten betrachtet. Man achtet wegen der Liebe zum Geräusche, die uns Menschen eigen ist, mehr auf das Getöse seiner Feldzüge, als auf seine stillen, friedlichen Beschäftigungen, worinn er doch unendlich grösser ist, als im Feld. Man dichtet ihm auch diese Liebe zum Geräusche, und eine Neigung zu kriegerischen Unternehmungen an, die kein Fürst der Erde weniger hat als er.

Erzogen in den Armen der Musen, und bloß zur Ausübung der Philosophie gebildet, hatte er kaum die Regierung angetretten, als sich eine der merkwürdigsten Begebenheiten unsers Jahrhunderts ereignete, die seine größte Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußte. So viele Fürsten machten Ansprüche auf die Verlassenschaft Karl des Sechsten, und sein Haus hatte uralte Ansprüche auf einige flesische Fürstenthümer. Der Zeitpunkt war da, diese Ansprüche geltend zu machen. Wahrscheinlicher weise hätte er die Parthey der von allen Seiten bestürmten Maria Theresia genommen, wenn man seine Foderungen befriedigt hätte. Allein das östreichische Ministerium, immer geblendet von seiner Grösse, beantwortete sie mit kränkendem Hohn Der König schlug die kaiserlichen Truppen, und nun war man froh, daß er sich mit ganz Schlesien begnügte. Wirklich bezeigte er hier Mäßigung, denn es wäre ihm leicht gewesen, durch seine Unterstützung Karls des Siebenten ein Haus tief zu demüthigen, das ihm unter den europäischen Mächten am gefährlichsten war. Allein seine Politik erlaubte ihm nie eine Ungerechtigkeit.

Weder die Raubbegierde des Königs, noch sonst irgend eine andere Ursache, als der Stolz des östrei-

chischen Ministeriums und eine geringe Kenntniß von der Stärke des preußischen Staates waren die Ursach des Verlustes von Schlesien. Man verachtete einen Hof, der keine Fürsten und Herzoge, sondern Kaufleuthe und Ritter à quarante écus zu Ministern und Generälen hatte. Man sah nur auf das Aeussere des Hofes vom Vater des Königs, der unter der Maske einer lächerlichen Singularität den Grund zu Preussens Grösse gelegt hat. Man lachte über sein ungepudertes Haar, seine schmierigen Stiefel, die Rüben, die er aß, und über seine grosse Garde, bey welcher er sich doch vor dem Teufel, vor Gespenstern und vor seinem Beichtvater förchtete. Man wußte aber nicht, daß seine grossen Soldaten, de man nur als seinen sonderbaren Zeitvertreib ansah, die beste Disciplin in der Welt hatten; man wußte nicht, daß seine undurchlauchtigen und ungnädigen Minister die aufgeklärtesten Patrioten waren; daß die strenge Oekonomie den kleinen preußischen Staat ungleich reicher gemacht hatte, als damals das stolze und mächtige Oestreich war; daß spartanische Nüchternheit, und spartanischer Gehorsam, die unter diesem, dem äusserlichen nach, so lächerlichen König bey den Preussen Sitte wurden, der Indolenz, Weichlichkeit und Verschwendung überlegen seyn mußten, und wenn das östreichische Heer auch noch so zahlreich gewesen wäre. Diese Unwissenheit war eigentlich das, was einige Leute das Glück des jetzigen Königs von Preussen nennen.

Der Einfall, den der König einige Zeit nach der Besitznehmung von Schlesien in Böhmen that, war eine Folge von den inständigsten und rührendsten Bitten des Kaisers, des Oberhaupts des deutschen Reiches, dessen Mitstand der König war. Ich sprach mit einem alten, berühmten holländischen Officier,

der den Grafen Sekendorf als Adjutant nach Berlin begleitete, um den König zu bewegen, dem Kaiser aus dem Gedränge zu helfen, worin er gänzlich hätte unterliegen müssen. Der König war lange taub gegen alle Vorstellungen und alles Bitten. Er zeigte dem Grafen Sekendorf bey der Parade ein Regiment, welches im ersten schlesischen Krieg besonders viel gelitten hatte. Sehn sie, sagte er, was mich der Krieg gekostet. Dieß Regiment hat über die Hälfte seiner Leute verlohren, und soll ich meine Unterthanen wieder der Gefahr aussetzen, so schrecklich niedermetzelt zu werden? Dieß ist der König, den man für einen kriegerischen Räuber und Tyrannen ausschreyt — Sekendorf, der bekanntlich ein grösserer Staatsmann, als General war, wandte vergeblich alle Beredsamkeit an, um seine Absicht zu erreichen. Nichts bewegte den König, von neuem Oestreichs Feind zu werden, als die Vorstellung, wie unmenschlich die Oestreicher in Bayern gewirthschaftet haben, wie sie das Archiv geplündert, den Adel beraubt, die Felder verheert, und den Bauern in die Sklaverey versetzt haben; und wie ihr bekannter Stolz, ihre Rachsucht und Hartherzigkeit alles Aeusserste für das bayrische Haus beförchten liessen. Der König entschloß sich, den Kaiser aus dem Gedränge zu ziehn, ohne Oestreich viel zu schaden, und er that es mit einer Mäßigung, welche die unpartheyische Welt noch itzt bewundert. Er zwang den Prinzen Karl mit seiner Armee vom Rhein nach Böhmen zu eilen, und machte dem Kaiser Luft. Er that keinen Schritt weiter, foderte nichts für sich, sondern begnügte sich bloß damit gethan zu haben, was die Billigkeit und die Theilnehmung an dem Schicksal des Kaisers von ihm foderten.

Es ist bekannt genug, wie wenig seine angedich-

tete

kete Raub- und Eroberungssucht zum Ausbruch des Krieges beytrug, worin er die größten Thaten alter und neuer Helden verdunkelte. Mitten in diesem Krieg, wo er so viele Lorbeer sammelte, schrieb er einen Brief an Voltäre voll Sehnsucht nach philosophischer Ruhe und voll Rührung über den Greuel des Krieges. Weit entfernt, von seinem Ruhm trunken zu werden, und weit entfernt von der Eitelkeit des römischen Statthalters, der aus einer Provinz zurückkam und erwartete, ganz Italien müßte mit dem Lob seiner Verwaltung angefüllt seyn, fragte er den Professor Gellert, der ihn mitten auf dem Schauplatz des Krieges um Frieden bath, sehr naiv, „ob er denn nicht gehört oder gelesen habe, daß drey Mächte gegen ihn wären, und ob es also in seiner Gewalt stünde, Deutschland den Frieden zu schenken?„ Er dachte nicht daran, daß seine Feldzüge Aufsehens machten; sondern es war ihm bloß darum zu thun, sich seiner Haut zu wehren.

In diesem merkwürdigen Brief an Voltäre gelobt er, wenn er einmal Ruhe haben würde, auch die entferntesten Anlässe zu einem Krieg auf das sorgfältigste zu vermeiden, sich mit der ganzen Politik von Europa nicht abzugeben, sondern bloß in der philosophischen Ruhe sein Land zu bauen. Er hat dieses Gelübde bis jetzt aufs heiligste gehalten. Zu der Theilung von Polen trug er das wenigste bey. Man wird staunen, wenn diese Begebenheit mit der Zeit recht wird aufgeklärt werden. Keine Thatsache kann durch politische Schmiereреyen so verunstaltet werden, als es diese ward. Ich sammelte zu Wien einige erläuternde Beyträge zu dieser Geschichte, die ich dir mit der Zeit mündlich mittheilen werde. So viel ist nun ganz notorisch, daß der König bey dieser Theilung nicht den dritten Theil von dem bekam,

was Rußland zog, und bey weitem nicht den vierten Theil von dem, was Oestreich zufiel. Ein stärkerer Beweis von der Mäßigung des Königs und von seinen friedlichen Gesinnungen ist nicht möglich. Die Theilung würde gewiß etwas gleicher ausgefallen seyn, wenn es zu den Waffen gekommen wäre.

In dem letzten bayrischen Krieg beobachtete er wieder die bewundernswürdigste Mäßigung. Er ergriff die Waffen, um das Haus Wittelsbach in sein Erbe einzusetzen, und die Verfassung des deutschen Reichs zu vertheidigen, die ihm als einen Mitstand heilig seyn mußte. Er foderte nichts für sich, und that wieder keinen Schritt weiter, als wohin ihn die strengste Billigkeit rief. Uneigennütziger und großmüthiger ist noch kein Monarch zu Felde gezogen, als der König von Preussen in diesem Fall — Er ließ seit den 20 Jahren, die er der werkthätigen Philosophie gewidmet hat, noch manche andre Anlässe vorübergehn, die einen Fürsten gewiß zum Ausbruch gereitzt hätten, welcher die Macht des Königs in Händen und die kriegerische Gesinnungen hätte, die man ihm andichtet.

Kein Fürst kann mehr Schonung gegen die Menschen äussern, als der König von Preussen wirklich äussert. Er interessirt sich um den Wohlstand einer Bauernhütte so sehr, als um die Blüthe des mächtigsten Handelshauses seiner Staaten. Es ist sein Stolz und seine größte Wohllust, wenn er auf den jährlichen Listen sieht, daß die Volksmenge sich in seinen Landen mehrt. Man sah ihn seit langer Zeit nicht so froh, als da er auf den Listen des letztern Jahres sah, daß die Zahl der Gebohrnen jene der Verstorbenen in seinen Landen ausserordentlich weit überstieg. Ein Fürst von dieser Sinnesart ist gewiß nur Krieger, wenn er es seyn muß. Seine lacedämonische

Armee dient ihm bloß dazu, um sein Land in Ruhe bauen zu können, und den Prozessen mit den Nachbarn zuvorzukommen. Sie ist offenbar nicht der Endzweck seines Regierungsplans, sondern nur ein Mittel; und nur die, welche auf das Rauschende sehn, und nicht in den Geist der preußischen Regierung eindringen können, betrachten sie als den Hauptheil des preußischen Staates. Der König zieht aus diesem Wahn den Vortheil, den er aus der Unwissenheit zog, worin jeder Fremde in Rücksicht auf die Regierung seines Vaters schwebte. Man glaubt, sie erschöpfe sein Land, und sie ist im Grunde eins von den Mitteln, sein Land reich zu machen. Einige östreichische Schriftsteller glauben sogar, der König könne seine Armee nicht unterhalten, wenn er nicht periodisch eine Streiferey in das Gebiete seiner Nachbarn unternähme, und den Unterhalt derselben auf einige Jahre erbeutete. Darauf kann man nun freylich mit nichts als Lachen antworten.

Diese Armee besteht, wie ich dir schon sagte, mehr als die Hälfte aus geworbener, fremder Mannschaft. Sie zieht also Verzehrer ins Land, die bloß die Dinge konsumiren, welche mit dem Landbau in der unmittelbarsten Verbindung stehn. Ihre Kleidung besteht bloß aus inländischem Tuch und inländischem Leinwand, und trägt also dazu bey, die Erzeugung der ersten Materien und die Verarbeitung dieser Produkte, und also die Industrie zu befördern: Die Ausgabe für sie fließt also aus der Staatskasse in die einfachsten und wohlthätigsten Kanäle, und befördert den Umlauf des Geldes auf die sicherste und leichteste Art. Von den geworbenen Fremden lassen sich nach der Kapitulationszeit auch manche hunderte im Lande nieder, und helfen es anbaun und bevölkern. Aber der größte Theil der eingebohrnen

Soldaten ist immer auf Urlaub, und arbeitet zu Haus. Es werden also durch die Armee für den Landbau und die Industrie eher Hände gewonnen, als verloren. Im Grunde kann man nur die geworbene, fremde Mannschaft ein stehendes Korps heissen; denn die eingebohrnen Soldaten sind, wie auch Moore bemerkt hat, in Friedenszeiten wirklich nur eine reglirte wohlgeübte und leicht aufzubringende Landmiliz.

Alle militärischen Anordnungen stimmen mit diesem vortreflichen Plan, die Armee für den Landbau unschädlich zu machen, und durch sie den Umlauf des Geldes zu befördern, aufs genauste überein. Die jährlichen Musterungen geschehn zu einer Zeit, wo der Landbau die Hände am leichtesten entbehren kann. Die Armee ist auf das genauste nach dem Verhältniß des Ertrages in die verschiedenen Provinzen vertheilt, damit kein Geld von den Truppen aus einer Provinz in die andre gezogen werde. Alles ist in dem genausten Gleichgewicht. Slesien hat gerade um so viel Truppen mehr, dann Brandenburg, als es mehr einträgt, und so die andern Provinzen im nämlichen Verhältniß. Da die Armee beynahe 2 Drittheile von den Staatseinkünften zieht, so bleibt auf diese Art mehr Geld in den Provinzen, als in irgend einem andern Staat in Europa, wo gemeiniglich das Geld unmäßig in die Mitte zuströmt, und die Hauptstadt sich auf Kosten des Landes bereichert. Jedes Regiment hat seinen bestimmten Kanton, worin es rekruttirt, und überhaupt genommen, hat es auch darin, oder doch in der Nähe desselben sein beständiges Standquartier. Dadurch wird nicht nur das Sammeln der Truppen im Nothfall erleichtert, sondern der Vater hat auch den verabschiedeten Sohn zum Behuf seines Landbaus immer in der

Nähe, und dieser hat zur Musterungszeit keinen beschwerlichen Weg zu seinem Regiment zu machen. Auf diese Art ist es unbegreiflich, wie man dem König von Preussen wegen seiner stehenden Armee Vorwürfe machen, und sie als schädlich für das Land betrachten kann. Die inländischen Soldaten haben nicht viel mehr Zeit auf den Dienst zu verwenden, als die Miliz der Engländer, der Schweitzer und andrer Nationen, die theils durch Vermiethung ihrer Truppen, theils durch die Schiffahrt dem Landbau Hände entziehn, dahingegen der König durch sein Militärsistem Hände gewinnt.

Die preußische Armee ist zuverläßig gegen 200000 Mann stark, und kostet den König jährlich gegen 20 Millionen Gulden, oder ohngefähr 52 Millionen Livres. Sie ist wirklich bis zum Maschinenmäßigen subordinirt und disciplinirt. Einen unserer modernen, empfindsamen Philosophen mag die Härte des Schikfals des gemeinen Mannes wirklich schaudern machen; allein, ohne diese Härte wäre die preußische Armee das nicht, was sie ist, und der König muß sie als ein nothwendiges Uebel ansehn, um die Ruhe seiner Staaten zu sichern. Ohne Zweifel würde unser Philosoph auch geschaudert haben, wenn er die Truppen des Alexanders und des Cäsars gesehen hätte, die nach aller Wahrscheinlichkeit, die sich aus der Geschichte sammeln läßt, kein leichteres Schikfal hatten, als die Preussen. Einige Kenner behaupten sogar, Cäsars Truppen hätten die Preußen an Strenge des Gehorsams, an Nüchternheit und Schwere der Arbeit noch übertroffen. Dem sey wie ihm wolle, so muß man unter den preußischen Truppen einen Unterschied machen. Das Schikfal der eingebohrnen Soldaten, die ein Fremder auf der Extrapost selten sieht, ist eben so ausserordent-

lich hart nicht. Sie sind, wie ich schon bemerkt habe, nicht viel mehr, als eine wohlreglirte Militz, und ziehn doch dabey einigen Sold. Diese sind nicht so fühllos und steif, als man die preußischen Soldaten überhaupt zu schildern pflegt. Im Gegentheil, es herrscht viel guter Wille, viel Liebe zum König und zum Vaterland unter ihnen. Da sie während der Zeit des Urlaubs andre Beschäftigungen als mit dem Gewehr, und mit andern Leuten, als ihren Korporälen und Kameraden Umgang haben, so sind sie auch runder, belebter und freyer in ihrem Betragen, als die geworbenen Fremden.

Diese sind kraft eines freywilligen Vertrags (denn die Kapereyen der Werber kann man dem König und auch dem Ganzen nicht auf die Rechnung setzen), dessen Bedingnisse man gegen sie genau beobachtet, an ihr Schicksal gebunden. Richtiger, aber auch sparsamer, zahlt kein Mensch in der Welt, als der König von Preussen.

Es ist wahr, die Lebensbedürfnisse sind diesen Leuten mit der äussersten Kärglichkeit zugemessen; und vielen sieht man den schmachtenden Hunger und eine Ermüdung durch Arbeit auf dem Gesicht an. Allein die Matrosen, welche auch zur Friedenszeit andern Staaten durch Betreibung des Handels und der Schiffahrt dienen, haben gewiß kein leichteres Schicksal; und so lächerlich es in den Augen der meisten Leute wäre, wenn man den seefahrenden Nationen rathen wollte, ihren Handel aufzugeben, weil die Stürme, gesalzene Speisen, Veränderung des Klima, Skorbut, Erschöpfung durch Arbeit und noch unzälige andre Ursachen ihnen so viele Matrosen aufreiben; eben so lächerlich ist es in meinen Augen, dem König von Preussen wegen dem harten Zustand seiner Soldaten Vorwürfe zu machen. Ob-

ne die Nüchternheit und Arbeit wäre die preußische Armee um nichts besser, als eine andre, und da er mit mächtigern und eifersüchtigen Nachbarn umgeben ist, so muß er durch Kunst das ersetzen, was die andern an innerer Stärke voraushaben. Das Leiden eines kleinen Theils der Unterthanen, wenn der Staat ohne dieses Leiden nicht sicher gestellt werden kann, ist kein Uebel, sondern eine Wohlthat, und wenn man diese Aufopferungen mißbilligen wollte, so müßte man auch mit Herrn Linguet den Getraidebau tadeln, der für den größten Theil der Unterthanen jedes europäischen Staates nicht viel weniger hart ist, als der Zustand des preußischen Soldaten.

Die Schilderungen dieses Zustandes sind auch von Beobachtern mit schielenden Augen merklich übertrieben worden. Was den Stok betrift, so braucht man ihn erst, wenn der Mann zu viel Dummheit, Ungeschicklichkeit, Nachläßigkeit oder Bosheit äussert. Bey keiner Armee werden die Rekruten so sanft behandelt, als bey der preußischen. Mit aller möglichen Nachsicht und Gelassenheit lehrt man sie die Handgriffe und das Marschieren. Man schmeichelt ihnen sogar, erklärt ihnen, wiederholt ohne Vorwürfe einen Griff hundertmal, wenn er dem Körper des Mannes schwehr eingeht. Ist er aber einmal im Besitz der Vortheile, dann hebt sein Lehrer den Stock auf, mit der Erklärung, daß dieser nun sein Zurechtweiser seyn würde, wenn er nicht thäte, was er nun zu thun im Stande sey. Er fehlt alsdann auch aus Nachläßigkeit oder Bosheit und verdient also seine Strafe. Die Queerhiebe, welche sonst der Wind den preußischen Soldaten manchmal zujagte, werden immer seltener.

Ich hatte auf meinen Reisen öfters Gelegenheit,

eine sehr intressante Bemerkung zu machen. In allen bischöflichen Residenzen, und in vielen Reichsstädten fand' ich Soldaten, die dem König von Preussen gedient hatten, und die ihm größtentheils entlaufen waren. Es ist meine Art, wie du weißt, auf die Leute von der untersten Klasse aufmerksamer zu seyn, als auf die mit den Sternen und Bändern. Ich sprach wohl mit mehr als 20 solchen Ueberläufern, und unter diesen war keiner, der sich nicht in den preußischen Dienst zurück gewünscht hätte. Ich widersprach ihnen, und stellte ihnen vor, welche ruhige Tage sie bey ihrem Bischof oder ihrem Magistrat hätten, und wie ich nach allen Beschreibungen, die man von der preußischen Armee hat, nicht begreifen könnte, daß sie mit ihrem Schicksal unzufrieden seyn sollten. Es wollte ihnen nichts einleuchten. Alle machten nur eine Beschreibung von den grossen Thaten des Königs mit einer Art von Begeisterung, die mich oft ein wenig ansteckte, und dann war immer der Schluß: „Es ist wahr, man ist beym König von Preussen knapp gehalten; allein der Sold fällt richtig auf die Stunde, und man hat kein Beyspiel, daß jemand bey ihm verhungert wäre. Wenn der Mann seine Schuldigkeit thut, so hat der Officier ein Aug auf ihn, und dann weiß man doch, was man eigentlich ist. Man ist anderstwo doch nur ein halber Soldat, und hat keine Ehre davon.„

Viele dieser Leute, wenn sie noch jung genug sind, laufen dem König auch wieder zu, ob sie schon in dem Dienst der Bischöfe und Reichsstädte mehr in den Bierschenken sitzen, als unter Gewehr stehen. Merkwürdig ist, daß man sie an diesen Orten durchaus als eine Art von Veteranen auszeichnet. Ich hörte auf der Parade einer bischöflichen Residenz einen Korporal aushunzen. Dieser antwortete mit

einem unbeschreiblichen, kalten Stolz: Herr Officier, ich hab dem König von Preussen gedient: und der Officier schwieg.

Das Desertiren ist einer der Hauptgründe, die man gegen das preußische Militärsistem anzuführen pflegt. Es ist wahr, bey dem ersten Einfall in Feindes Land läuft ihm der 15te oder 12te Theil seiner Armee davon: Allein, so bald er eine Schlacht gewinnt, kommen sie wieder mit Prozenten zurück, und wenn er auch nach einer unglücklichen Schlacht noch so viel von den geworbenen Truppen verliert — seine Landeskinder desertiren seltener, als irgend andere Soldaten in der Welt — so behält er immer doch einen beträchtlichen, und den größten Theil davon. Es ist ein neuer Beweis von der Weisheit und dem guten Willen des Königs, seine Armee für den Landbau unschädlich zu machen, daß er sich lieber dieser Inkonvenienz aussetzen, als mehrere von seinen Unterthanen unter das Gewehr stellen will — Nach der Schlacht bey Kolin liefen sie dem König haufenweise davon. Bey Rosbach bestand seine Armee fast blos aus seinen Landeskindern. Er schlug unsre Truppen und die Reichsarmee, und die letztere diente ihm alsdann dazu, seine geschmolzenen Regimenter wieder zu kompletiren. So gieng es immer. Die Deutschen von Rhein und Mayn und aus den obern Gegenden der Donau hielten es immer mit der siegenden Parthey. War der Kaiser glücklich, so liefen sie ihm vom König zu, und kehrten dann wieder zurück, wenn sich das Blatt zum Vortheil des letztern wandte. Unterdessen mußten sie doch allzeit an den Ort, wo sie waren, wenigstens Einen Puff aushalten.

Von der innern Verfassung und Taktik der preußischen Armee weiß ich dir wenig anders zu sagen,

als daß man sie auswärts nicht kennt. Man hält hier Herrn Guibert für den elendesten Radoteur von der Welt, und sagte mir eine Menge Dinge, die er falsch berichtet hat. Ich will dir nur einen Zug hievon mittheilen, dessen ich mich eben erinnere. Er sagt unter andern, die cylindrischen Ladstöcke der Preussen drückten vorn das Gewehr im Anschlagen nieder. Nun ist dieß nicht nur an sich falsch, sondern Herr Guibert übersah hier auch etwas, das die Preussen für einen besondern Vortheil halten. Sie schlagen die Gewehre vorsetzlich vorn in die Tiefe an, weil sie bemerkt haben, daß der Soldat im Losdrücken eine Zukung zu machen pflegt, besonders wenn er wirklich im Feuer des Feindes steht, wodurch sich die Mündung des Gewehres erhebt. Sie sagen, wir hätten, ich weiß nicht, welche Schlacht in Flandern verloren, weil unsere Truppen während der Aktion immer zu hoch geschossen, die englischen Officiere aber ihren Leuten zugesprochen hätten, mit den Gewehren tiefer anzuschlagen. Einige derselben sollen sogar in der Hitze des Treffens mit den Armen und Stöcken die Flinten der nahestehenden Soldaten niedergeschlagen haben.

Ich glaube, es geschieht hier, was in allen Beobachtungen über die Staatsverwaltung des Königs von Preussen geschieht. Es ist nicht so sehr Verheimlichung auf seiner Seite, als vielmehr zu grosse Simplicität der Dinge, daß man so vieles übersieht und falsch beurtheilt. Man sucht Künste, wo keine sind, und setzt Geheimnisse voraus, wo man den Grund der Nähe wegen nicht einsieht. Wenigstens versicherten mich verschiedne Officiers, daß besonders im Marschieren (welches sie für einen der wesentlichsten Theile der Kriegskunst halten, ob sie schon nicht, wie bey uns geschehen, mitten im Marschieren gan-

ze Regimenter Minuten lang auf einem Bein stehen lassen, um sie zu lehren, das Gleichgewicht des Körpers richtig auf die Beine zu vertheilen) gewisse Kleinigkeiten seyen, die man nicht leicht bemerkte, und worauf doch fast alles ankäme. Zu grossen Manöuvres läßt der König nicht leicht jemand zu, vielleicht mehr, um die Truppen durch einen Schwarm von Zuschauern nicht zu genieren, als um etwas geheim zu halten. Wenigstens gehört ein gutes und geübtes Auge, und dann auch ein vortheilhafter Standpunkt dazu, um ein grosses Manöuvre übersehen und verstehn zu können, und vermuthlich wäre unter 20 Zuschauern von Profeßion kaum einer, der ein grosses preußisches Manöuvre recht fassen könnte. Dies ist auch die Ursache, warum die meisten preußischen Officiers selbst von ihren Kunstsachen im Grossen keine Rechenschaft zu geben wissen. Jeder hat an seinem Ort so viel zu thun, daß er auf das Ganze keine Rücksicht nehmen kann.

So vortreflich auch nach dem allgemeinen Geständniß die preußische Infanterie ist, so soll sie doch auch nach der Aussage aller inländischen Officiers, die ich gesprochen, von der Kavallerie noch übertroffen werden. Sogar die reisenden Engländer, die sonst nicht gerne fremdes Verdienst anerkennen, und so stolz auf ihre Reuterey sind, gestehn, daß dieser Theil der preußischen Armee alle Vorstellung übertreffe, die man sich machen könne. Der König soll sich auch von derselben versprechen, daß sie zwischen ihm und seinem allenfalls zuerwartenden Feind zu seinem Vortheil entscheiden werde. Er verwendet unglaubliche Summen darauf, und läßt sogar Pferde in der Tartarey aufkaufen. Die preußischen Officiers, deren Sache sonst das Pralen nicht ist, behaupten, so weit die Geschichte der Kriegskunst rei-

che, fände man kein Beyspiel, daß die Reuterey irgendwo auf dem Grad der Vollkommenheit gewesen wäre, worauf sie wirklich in Preussen sey. Sie reiten durchaus den Bauch auf der Erde, und doch mit der Prezision in den Wendungen, welche die Infanterie beobachtet. Gegen Infanterie halten sie den Angriff der Pferde für platterdings unwiderstehlich. Die Reuterey des Königs ist etliche vierzig tausend Mann stark, und er braucht jährlich gegen 7000 frische Pferde. Der Kaiser giebt sich alle Mühe, um es dem König hierin nachzuthun, er soll aber, wie die hiesigen Officiers behaupten, noch weit zurück seyn, obschon seine Kavalerie nach der preußischen ohne Vergleich itzt die beste in Europa ist.

Ein besonderer Vorzug der preußischen Armee ist die durchaus herrschende Gleichheit. Er hat für die verschiedne Abtheilungen seiner Truppen besondere Exerciermeister, welchen die Obristen nichts vorzuschreiben haben, wenn sie die Regimenter derselben üben, ob sie gleich öfters nur Majors sind. Dadurch wird eine Menge kleiner Nebendinge gehoben, die unter andern Armeen, besonders unter der unsrigen, zu herrschen pflegen und die bloß vom Eigensinn und den Grillen der Obristen abhangen. Das Ganze muß auf diese Art besser harmonieren; denn wenn auch gleich die Grundregeln die nämlichen sind, so macht doch in der Ausübung die Lebhaftigkeit oder Nachsicht der verschiedenen Obristen oder Majors einen merklichen Unterschied unter den Regimentern.

Die gute Zucht von Officiers macht meines Erachtens einen wesentlichen Theil der Stärke dieser Armee aus. Sie sind fast alle von inländischem Adel, und unter 20 ist kaum Ein Fremder. Sie müssen alle als Kadeten bey Regimentern gedient

haben, und in der Kadettenschule gebildet seyn. Ich hab vortrefliche Bekanntschaften unter ihnen. Sie sind in jedem Betracht ausgebildete Leute und im ganzen auch von sehr edler Denkungsart. Die geringe Besoldung der Subalternen zwingt sie, nüchtern zu seyn, welches ein grosser Vortheil für den Dienst ist. Sie haben alle die martialische Miene und die Gradheit in allen Dingen, welche Leute ankündigt, die bereit sind, jeden Knoten mit dem Degen aufzulösen — Ich glaube die preußische Armee hat dadurch über die kaiserliche einige Ueberlegenheit, daß der preußische Adel nicht so mächtig, als der östreichische ist. Bey den vielen Fürsten und Grafen von so ungeheuerm Vermögen läßt sich nicht leicht die strenge Subordination und Simplicität einführen, welche die eigentliche Seele der preußischen Armee sind. Auch unsre aufgeklärten Officiers klagen über die Unordnungen, welche durch Familienintriguen bey dem Dienst verursacht werden, und es ist längst bekannt, daß dieses auch ein Hauptfehler der englischen Armee ist.

Von Natur sind die Oestreicher unwidersprechlich ein besserer Schlag Soldaten, als die Preussen. Ich wollte dir eine grosse Deduktion darüber machen, in wie weit die Kunst in jedem menschlichen Verhältniß der Natur überlegen sey. Es läßt sich aber mit keiner Deduktion so richtig und deutlich beweisen, als wenn man einen ausgezehrten kränklichen Menschen mit seinem Kunstgeräthe vis à vis gegen einen wilden stellt. Der Wilde, welcher im Stand wäre, ein Dutzend solcher elenden Kreaturen zu zerreissen, liegt doch zu den Füssen des elenden Geschöpfes hingestreckt, sobald er seine Flinte losdrückt. Dies nämliche Verhältniß bleibt zwischen mehr und weniger

disciplinirten Armeen, und die natürlichen Vorzüge des Soldaten können es gegen die künstlichen unmöglich aushalten.

Berlin —

Wenn man in Linguets Annalen liest, der König von Preussen habe im letzten schlesischen Krieg mehr Soldaten als Bauern gehabt, so nimmt man es natürlich für einen witzigen Einfall. Ich glaube aber, es war voller Ernst und Unwissenheit. Der Mann, der den europäischen Mächten rathen konnte, dem Haus Oestreich zu einem Stück von Deutschland zu verhelfen, um es in den Stand zu setzen, den Türken zu jeder Zeit die Spitze bieten zu können, ist wenigstens eines solchen Versehens fähig. Er beguckte den preußischen Staat auf der Landkarte, und da derselbe wegen seiner Unförmlichkeit eine schlechte Figur bey einem flüchtigen Anblick macht, so fällte er das Urtheil: Auf einem so engen Raum von Papier können unmöglich 200000 Bauern wohnen.

Was mich in dieser Meinung bestärkt, ist die Unwissenheit der Leute in Rücksicht auf die Stärke des preußischen Staates, die ihn doch theils aus dem Augenschein, theils aus öffentlichen deutschen Nachrichten besser kennen sollten.

Herr Pilati, einer von den seltenen ausländischen Schriftstellern, welche die deutsche Sprache verstehn, und also die Nachrichten aus der Quelle schöpfen können, behauptet, der König von Preussen habe nicht mehr als 1200000 Unterthanen gezählt, als er seine erste Eroberung machte.

Als der König die Regierung antrat, zählten sein

ne Lande wenigstens 2200000 Einwohner. Brandenburg hatte 600000, Preussen 600000, Pommern, 300000, Magdeburg und Halberstadt 300000, und seine westphälischen Staaten wenigstens 400000 Seelen — Seine Einkünfte betrugen damals wenigstens 14 Millionen Gulden, und er hatte einen erstaunlichen Schatz an baarem Gelde von seinem sparsamen Vater geerbt.

Noch ist das Vorurtheil ziemlich allgemein, daß die preußischen Staaten nicht innere Kräfte genug hätten, sich in dem Glanz zu erhalten, worin sie der jetzige König gesetzt hat. Es ist wahr, an innerer Stärke kann sich die preußische Monarchie mit den europäischen Staaten vom ersten Rang nicht messen; allein, so lange das Verwaltungssistem des jetzigen Königs dauert, wird sie immer im Stand seyn, jeder europäischen Macht die Spitze zu bieten. Bekanntlich beruht die wahre Stärke eines Staates nicht auf der Masse seiner innern Macht, sondern auf dem Gebrauch derselben, und kein europäischer Staat ist jetzt noch im Stand, alle seine Fibern und Nerven so anzustrengen, als der preußische die seinigen wirklich angespannt hat. Wenn die Bebauung desselben in dem Verhältniß fortschreitet, worin sie unter der jetzigen Regierung bisher fortgeschritten ist, so nimmt seine innere Macht auch schneller zu, als die irgend eines andern Staates.

Die Grösse der preußischen Staaten von welcher man sich auf einer Landkarte eine richtige Vorstellung machen kann, beträgt 3650 deutsche Quadratmeilen, welches ohngefähr so viel ist, als die Königreiche Neapel, Sicilien und Portugall zusammen ausmachen. Die Volksmenge derselben beläuft sich wenigstens auf 6 Millionen. Die Königreiche Schweden, Dänemark und Portugall enthalten zusammengenommen nicht viel mehr Einwohner, und Eng-

land für sich allein ist nicht so stark bevölkert. Da die Volkmenge der preußischen Lande mit ihrer Grösse auch noch nicht in dem Verhältniß steht, worin sie stehn könnte, oder da dieselbe noch lange nicht ganz angebaut sind, so kann Preussens Macht noch beträchtlich vermehrt werden. Im Durchschnitt gehören die Länder der Güte nach, unter die mittelmäßigen von Deutschland. So schlecht der Boden von Brandenburg ist, so vortreflich ist der vom Magdeburgischen, Halberstädtischen, von Kleve, der Grafschaft Mark und einigen Gegenden in Slesien, Pommern und Preussen. Wenn sie nach dem Verhältniß ihrer natürlichen Güte mit der Zeit auf den Grad von Anbau kommen, worauf die meisten übrigen Provinzen Deutschlands sind, so können sie leicht gegen 8 Millionen Menschen ernähren. Nebstdem hat dieser Staat an den Fürstenthümern Anspach und Bayreuth noch einen beträchtlichen Zuwachs zu erwarten, und es ist Zehn an Eins zu wetten, daß er auch wieder sein Theilchen ziehen werde, wenn die Höfe von Wien und Petersburg ihren Plan gegen die Pforte ausführen sollten, womit sie seit des Kaisers Reise nach Mohilow und Petersburg beschäftigt sind.

Hier spricht man seit einiger Zeit von diesem Entwurf mit ziemlich viel Zuverläßigkeit. Der hiesige Hof kann unmöglich gleichgiltig dabey bleiben. Ich will dir die Meinung derjenigen hiesigen Politicker mittheilen, die den meisten Glauben verdienen.

Sie sagen: Die beyden kristlichen Kaiserhöfe brauchen kaum den dritten Theil ihrer Truppen, um mit den Türken fertig zu werden. Der König sieht sich in der Mitte zweyer Mächte, derer jede ihm an Stärke gleich ist, wenn sie auch zusammen 180 bis 200 tausend Mann gegen die Pforte ausrücken lassen.

Frank-

Frankreich, welches wegen seinem levantischen Handel, der der Krone allein gegen 8 Millionen Livres einträgt, mehr bey dieser Sache interessirt ist, als der hiesige Hof, müßte also natürlicher weise denselben unterstützen, wenn er sich diesen Entwurf gradezu entgegensetzen wollte. Nun begieng aber Frankreich die Thorheit, zu einer Zeit, wo der ganze Osten und Norden vor den zwo förchterlichsten Landmächten erbebt, welche die neuere Geschichte kennt, seine Stärke hauptsächlich auf die See anzustrengen. Die zween Kaiserhöfe liessen es an der Angel des amerikanischen Krieges, in die es sich unbesonnener weise verbissen, so lange zappeln bis es entkräftet war. Es hat sich mit Schulden überhäuft, und ist platterdings nicht im Stand, das Gleichgewicht in Osten herzustellen. (Im Vorbeygehn, Bruder, es ist für einen Franzmann kaum auszuhalten, wie verächtlich man hier von unserer Landmacht spricht. Man glaubt, daß sie höchstens nur gegen holländische, piemontesische und ähnliche Truppen, oder höchstens gegen die deutsche Reichsarmee zu gebrauchen wäre, und hält sie vis à vis von der rußischen oder östreichischen Armee für ein plattes Null.) Der König von Preussen, dessen Alter und bekannte Liebe zur philosophischen Ruhe ihm ohnehin die friedlichern Auskunftmittel anrathen, wird sich also mit einem Stück von Polen befriedigen lassen, wenn es auch noch so klein seyn sollte. Etwas muß er haben, denn wenn es ihm einfiele, seinen alten Kopf aufzusetzen, so fände er vermittelst seines grossen Schatzes wahrscheinlicher weise in Schweden, Dänemark und an einigen deutschen Höfen doch noch so viel Unterstützung, daß er es wagen könnte, sich dem Entwurf der beyden Kaiserhöfe zu widersetzen, besonders wenn Frankreich mit seiner Flotte für die Pforte thäte, was es thun

könnte, und allenfalls dem Kaiser in den Niederlanden und in Italien eine Diversion zu machen suchte, wo es die Holländer und die Könige von Sardinien und Neapel zu Hülfe nehmen könnte. So schwer auch diese Umstände zu kombiniren sind, so ist doch 20 an Eins zu setzen, daß die Höfe von Wien und Petersburg den König lieber auf die erste Art beruhigen, als zum Aeussersten reitzen werden. Giebt man ihm so viel, daß es der Mühe und Kosten werth ist, so trägt er vielleicht gar das Seinige zur Vertreibung der Türken aus Europa bey, oder garantiert die beyden Kaiserhöfe gegen alle Bewegungen, die andre kristliche Mächte zu Gunsten der Pforte machen könnten. u. s. w. —

Wenn also die Höfe von Wien und Petersburg, wie es das Ansehn hat, wirklich zur Ausführung ihres Plans schreiten sollten, so ist der Verlurst unsers so unschätzbaren levantischen Handels eine Folge von dem verderblichen amerikanischen Krieg, dessen Ende wir noch nicht absehn, und worin wir nie so viel gewinnen können, als wir hier verlieren müssen. Auch unser nordischer Weinhandel muß darunter leiden; denn die Polen arbeiten schon lange an einem Kanal, der vermittelst der vielen Flüsse, welche ihr Land durchkreutzen, die Ostsee mit dem schwarzen Meer verbinden soll, wodurch dann die Weine aus den Provinzen, welche jezt die europäische Türkey ausmachen, auf eine leichte Art durch den ganzen Norden können gefördert werden. Nichts davon zu sagen, daß Europa alsdann zwo Seemächte mehr hat, die besonders für uns auf dem mittelländischen Meere beschwerlich werden können. Wir haben also gute Ursache, die auf Kosten unserer Landmacht gebaute Flotte zum Henker zu wünschen — Einen Trost haben wir noch übrig, nämlich daß Rußland

und Oestreich wohl nicht lange Freunde bleiben können, wenn sie einmal so nahe an einander gränzen.

Die preußische Monarchie hat sich also immer noch Wachsthum zu versprechen. Wenn sie arrondirt wäre, so würde sie schon um ein beträchtliches stärker seyn. Man sprach schon öfters von einer Vertauschung der preußischen Besitzungen in Westphalen und der Fürstenthümer Bayreuth und Anspach gegen das Meklenburgische, Anhaltische und die Lausitz: Sie würde für den König sehr vortheilhaft seyn; hat aber sehr viel Schwierigkeiten.

Die Einkünfte des Königs sollen sich auf 34 Millionen Gulden Sächsisch, oder auf ohngefähr 89 Millionen Livres belaufen. Seine Civilliste ist ausserordentlich und fast unglaublich gering. Sein Premier Minister hat 15000 Gulden Einkünfte. Ich kenne einen Hofrath in Wien, der höher kömmt. Der Gehalt seiner Gesandten auf den ersten Posten beträgt auch nicht mehr als 15000 Gulden. Das Publikum zu Wien mokirte sich über den Baron Riedesel, dem Verfasser der Reise durch groß Griechenland, weil er nicht, wie die kaiserlichen Gesandten seine 30 bis 40 tausend Gulden Gehalt hatte; allein er bewies gar bald, daß die Fähigkeiten eines tüchtigen Ministers nicht in seinem Beutel sind. Es währte nicht lange, so gab er in den besten Gesellschaften Ton, und sein Eifer für den Dienst seines Herrn hätte manchen kaiserlichen Bedienten beschämen sollen, der ungleich besser bezahlt wird.

Slesien ist nach dem Königreich Preussen die wichtigste Provinz des Königs. Sie ist nur halb so groß als dieses, und hat doch beynahe eben so viele Einwohner, und trägt auch fast eben so viel ein, als dasselbe. Die slesischen Leinwande sind durch ganz Europa berühmt. Der König hat jetzt seinen

Unterthanen den unmittelbaren Handel mit denselben nach Spanien geöfnet, in dessen Besitz sonst die Hamburger waren. Mit Tüchern treibt dieses Land auch einen sehr ausgebreiteten Handel. Die flesischen Waldungen liefern vortrefliches Holz zum Schiffbau. Die am 12 April dieses Jahrs verlorne Stadt Paris war ganz aus flesischem Holz gebaut.

Auf den verschiedenen Ausfällen, die ich nun in einige preußische Provinzen gethan, hab ich bemerkt, daß nirgends so viel sichtbare Armuth herrscht, als in den 2 Hauptstädten, Berlin und Potsdam, die wahrscheinlicher weise das Land hauptsächlich wegen diesem Punkt bey den Fremden ins Geschrey gebracht haben. Der hohe Preis der Lebensmittel in diesen 2 Städten, die grössere Anzahl müßiger Leuthe, die geringe Besoldung der vielen Civil- und Militärbedienten, die kärgliche Lebensart des zahlreichen kleinen Adels, der doch seine Bedienten und guten Theils auch seine Schulden haben muß, und dann der durchaus herrschende Luxus in den Kleidungen mögen die Ursachen dieses Abstiches seyn. Im Ganzen scheint mir das Land wo nicht reich, doch wohlhabend zu seyn. Die Masse des Geldes ist wegen seiner ziemlich gleichen Vertheilung nicht sehr auffallend. Ein Lord verdeckt mit seiner Verschwendung die Armuth von hundert seiner Landsleuthe, welches aber hier der Fall nicht ist. Es ist kein adeliches Haus in den preußischen Staaten, einige Herrschaften in Slesien ausgenommen, das von inländischen Gütern 30000 Gulden Einkünfte hätte. Man findet vielleicht nicht über drey Häuser von 20000 Gulden. Die Einwohner sind im Ganzen von übermäßigem Reichthum und drückender Armuth gleichweit entfernt, wie man denn hier zu Lande so wenig Bettler sieht, als irgend in einem andern Staat. Es

ist auch falsch, daß die Manufakturen nicht gedeihen, wie verschiedne Reisende behaupten. Ich sah keine auch noch so kleine Stadt, worin nicht einige Manufakturen blühten. Man hat dem König Vorwürfe gemacht, daß durch seine Finanzoperationen die Messe von Frankfurt an der Oder sey zu Grunde gerichtet worden; allein das war auch nur eine Art Judenhandel, von welchem wohl die Kaufleute dieser Stadt Nutzen zogen, der aber dem übrigen Lande eher schädlich als nützlich war. Man macht dem Kaiser wegen dem Verfall der Messen von Botzen in Tyrol die nämlichen Vorwürfe.

Berlin —

Berlin ist in Rücksicht auf Wissenschaften und Künste ohne Vergleich die erste Stadt in Deutschland. Sie hat diesen Vorzug bloß dem jetzigen König zu verdanken. Sein Vater dachte so orthodox und züchtig, als die verstorbene Kaiserin, und ohne Freyheit befinden sich die Musen nicht wohl. Er vertrieb sogar den berühmten Wolf aus seinen Landen, der doch nichts weniger als ein Ketzer war. Er hielt alles Studieren, das theologische und kammeralische ausgenommen, für Unsinn und Betrug des Teufels, und sein Hofjude war in seinen Augen ein grösserer Mann, als Wolf, oder Leibnitz, oder Newton.

Der jetzige König, ein vertrauter Freund des Wissenschaften und Künste, gestattete in seinen Landen dem Denken eine Freyheit, die man ausser denselben nur in Großbrittanien findet. Weder die Orthodoxie noch die Politik schränkt hier die Philosophie

ein. Indessen die Lehrer der Staatswissenschaft zu Wien behaupten, Land und Leute gehörten mit Haut und Haar dem Souverän als ein ererbtes Eigenthum zu, darf man hier ohne die geringste Gefahr mündlich und schriftlich behaupten, der König sey nichts mehr noch weniger als der Statthalter oder Vormund des gesammten Volks — Die Juden dürfen öffentlich beweisen, daß der Meßias noch zu erwarten sey; die Katholiken, daß sie ihn täglich essen, und der Pabst der Lehnsherr aller Fürsten sey; die Protestanten, daß der Pabst das apokalyptische Thier und die babylonische Hure sey; die Griechen, daß es keine Dreyfaltigkeit gebe; die Türken, daß Mahomed ein gröfferer Prophet gewesen, als Kristus und Moses; und die ganz Ungläubigen, daß es nie einen Propheten gegeben. Die Polizey sorgte dafür, daß es bloß bey theoretischen Beweisen bleibt, und der Priester, Rabbiner oder Kadi, welcher ein Autodafe machen wollte, würde gewiß zuerst auf seinem Scheiterhaufen sitzen.

Der König hat eine Akademie, die eben nicht aus den besten Köpfen besteht, welche man hier auffinden könnte. Unterdessen hat sie unter den vielen mittelmäßigen Leuten doch einige Männer von wahrem Verdienst. Der König hat, wie viele Fremden schon bemerkt haben, ein Vorurtheil für die Ausländer, und beschreibt sich lieber einen unserer Journalisten, um seine Akademien zu kompletiren, als daß er einen deutschen Gelehrten in dieselbe aufnähme. Herr Pilati hat schon bemerkt, daß einige hier angesessene Deutsche eine bessere Figur in der Akademie machen würden, als manche dieser Ausländer. Allein der König hat durch sein fur la litterature allemande den Deutschen ein öffentliches Zeugniß gege-

ben, daß er ihre Litteratur und sogar ihre Sprache nicht kennt.

Als er seine Bildung erhielt, war die deutsche Litteratur noch ein Unding. Besonders herrschte zu Berlin eine Barbarey, die ihm anekeln mußte. Sein Geschmak war an die Franzosen und Italiäner gewöhnt, und als er die Regierung angetretten hatte, machten bloß diese Ausländer in den Erholungsstunden seine Gesellschaft aus. Unterdessen gieng das Licht in Deutschland auf, ohne daß er es sah. Er sprach und schrieb nur französisch, und der Spott der fremden schönen Geister, die ihn umgaben und kein Deutsch verstanden, bevestigte sein Vorurtheil gegen eine Sprache, die er nie gut sprechen und schreiben lernte, und gegen eine Nation, die er bloß nach dem finstern Humor und steifen Schnitt beurtheilte, der die Einwohner von Berlin unter der Regierung seines Vaters auszeichnete, und den sie noch nicht ganz abgelegt haben. Als das Geschrey von der deutschen Litteratur zu laut ward, und man ihm einige Pröbchen vorlegte, konnte er unmöglich den Gang einer Sprache fassen, die er von jeher als barbarisch betrachtet hatte, und von welcher er selbst nur das elendeste Jargon sprechen und schreiben konnte. Um an einer Sprache Geschmak zu finden, muß man nothwendig mit ihren eigenthümlichen Wendungen bekannt seyn. Es verhält sich damit, wie mit einem Schauspieler, der die Stelle eines andern ersetzt, welcher der Liebling des Publikums war. Der neue Akteur mag bey seinem ersten Auftritt aller Kunst aufbieten, er wird doch nie dem Publikum genug thun. Es muß sich erst an seine besondre Aussprache, seine eigenthümlichen Gebehrden, und an eine Menge Kleinigkeiten gewöhnen, die ihm bloß durch den Vergleich mit seinem verlornen Liebling auf-

fallen und ekelhaft sind, und die es an diesem nicht mehr bemerkte, weil es derselben durch die lange Bekanntschaft gewohnt worden war. Der König, der sich wegen seinen Regierungsgeschäften die Mühe nicht nehmen konnte, durch häufigen Umgang mit der deutschen Litteratur sich an die Eigenthümlichkeiten der Sprache zu gewöhnen, und den Ekel zu besiegen, den er gegen sie gefaßt hatte, ward durch diese ihm vorgelegten Pröbchen immer noch mehr in seinem Vortheil bestärkt. Vielleicht war man auch in der Wahl derselben nicht glücklich.

Wenn man bedenkt, daß er seit seiner Regierung die Litteratur bloß zu seiner Erholung und seinem Vergnügen gebraucht, so kann man ihm seine Abneigung gegen die deutschen Gelehrten vollends nicht verübeln. Selten verbinden sie den feinen Weltton mit ihren Kenntnissen, und ihr Witz stumpft sich an dem trocknen Studieren ab. Indem andre Nationen öfters den Verstand dem Witz schlachten, opfern sie diesen jenem gänzlich auf. Der Hunger und der Mangel an Bekanntschaft mit der grossen Welt macht ihre schönen Geister schüchtern, kriechend und abgeschmackt im Umgang, wenn sie auch in ihrer Welt hinter dem Ofen noch so herrisch und gebietherisch thun, und ihren Luftgeschöpfen eine Politur zu geben wissen, wovon sie selbst in ihrem alltäglichen Umgang und gesellschaftlichen Betragen keine Spur haben. Die Professormine der deutschen Gelehrten, und das Studentenmäßige der Schöngeister, welche der König zu Gesicht bekam, konnten ihn nicht für die deutsche Litteratur einnehmen. Ohne Zweifel trug auch der Nationalhumor dazu bey, daß er ihnen die Franzosen und Italiäner immer vorzog. Ihr Genie ist langsam, und wenn gleich vielen ihrer witzigen

Produkten der Stachel *) nicht fehlt, so merkt man doch zu deutlich, daß er ihnen hart aus dem Leibe geht. Sie empfehlen sich daher selten als gute Gesellschafter, wenn sie in ihren Schriften auch noch so unterhaltend sind. Sie haben die Lebhaftigkeit nicht, welche die Franzosen und Italiäner in den Stand setzt, das Sonderbare eines Dinges augenblicklich zu fassen, und seine schnellen Beobachtungen dreist heraus zu sagen. Die Religion hat auch einige Schuld daran. Sie gewöhnt die Protestanten das Angenehme dem Nützlichen zu weit nachzusetzen, und da die Katholiken in Deutschland, deren Religion der Phantasie und dem Witz mehr freyes Spiel gestattet, noch in der tiefen Barbarey sind, so hat man sich eben nicht sehr zu wundern, daß sich der König zum Behuf seiner Erholungsstunden lieber italiänische Abbés wählt, als deutsche Pastors, die in Rücksicht auf gründliche Kenntnisse oft freylich viel vor jenen voraus haben, aber immerfort auf die Kanzel und in den Predigerton fallen, womit dem König eben nicht gedient seyn kann. Eben so verhält es sich mit den deutschen Politikern und Geschichtschreibern. In Rücksicht auf Wahrheit und Genauigkeit der trokenen Thatsachen übertreffen sie die Geschichtschreiber und Politiker aller andern Nationen; aber sie wissen diese Thatsachen nicht sprechen zu machen, noch ihnen ein schönes Gewand zu geben. Es ist freylich besser, wahrhaft und trocken, als unrichtig und witzig zu seyn; allein die Wahrheit läßt sich auch mit dem Witz verbinden, und wenn sie dieser gefälliger und einnehmender macht, so ist er eben nicht zu verachten.

Die Vorwürfe, welche der König in seinem sur la literature allemande seinen Landsleuten hierüber macht,

*) Les pointes.

sind ziemlich gegründet; allein seine Bemerkungen über die Schulen sind, so wie die Pröbchen vom Witz einiger deutschen Schriftsteller sehr übel angebracht. Der Schneider Armdicker Stralen und der Ring an dem Finger der Zeit wäre in den letzten 20 Jahren allgemein in Deutschland ausgepfiffen worden. Was die Schulen betrift, so sind sie in keinem Land in Europa in dem vortreflichen Zustand, worin sie in des Königs Landen selbst sind. Regeln sind der Deutschen eigentliche Sache, und auch über Dinge, die sie selbst zu leisten gar nicht aufgelegt sind, wissen sie die besten Vorschriften zu geben. Keine Nation kömmt ihnen in Beurtheilung des Werthes der Genieprodukten bey. Sogar über die Art, wie eine Geschichte gut geschrieben werden soll, haben sie die besten Regeln gegeben, die aber, wie alle Regeln in der Welt, noch kein Genie hervorgebracht haben. Indessen sind Regeln und Beurtheilung der Schriftsteller doch alles, was sich in der Schule leisten läßt.

Nichts hemmt die Entwickelung des Genies der Deutschen so stark, als die Gleichgiltigkeit der Fürsten, gegen die deutsche Litteratur. In meinen Augen verdienen sie keine Vorwürfe darüber. Wenn sie fortfahren, wie sie seit einiger Zeit angefangen haben, den Landbau zu befördern, den Kunstfleiß rege zu machen, die Gesetzgebung und die Sitten zuverbessern, und ihre Schulden zu bezahlen, so wird diese männliche Thätigkeit, wie sie der König in seiner Abhandlung über die deutsche Litteratur nennt, mehr zum Glück und Ruhm der Nation beytragen, als wenn ihre Dichter und Redner jene der alten und neuern Zeiten verdunkelten. Allein, wenn einer der ersten Fürsten Deutschlands selbst seinen Landsleuten Vorwürfe macht, daß sie noch keinen Virgil,

keinen Horaz, keinen Tullius, keinen Korneille, keinen Moliere, keinen Voltare und keinen Tasso hervorgebracht haben, so sollte er doch bedenken, daß die Fürsten das meiste zur Bildung des Geschmackes und der Sprache, und zur Entwickelung des Genies beytragen müssen. Ich fand noch keinen Hof in Deutschland, wo nicht eine fremde Sprache herrschte. Die Hofleute, Sachsen ausgenommen, sprechen gemeiniglich ihre Muttersprache am schlechtesten, so erbarmlich auch ihr französisches oder italiänisches Jargon ist. Ohne die französische Sprache kömmt einer nicht einmal an den deutschen Höfen fort. An den meisten derselben hält man es für unanständig und pöbelhaft, seine Muttersprache zu sprechen. Und doch ist der Hof der Ort, wo die Sprache die Ründung, den Schlif und die Leichtigkeit am schnellsten bekommen kann, die sie von dem Jargon der Barbaren auszeichnen sollen. In Frankreich und Italien trugen die Höfe das meiste zur Verfeinerung der Sprache bey. Der Schriftsteller schaft sich so leicht seine Sprache nicht. Die Wörter und Redensarten müssen erst in den guten Gesellschaften das Bürgerrecht bekommen haben, ehe er sie ohne Anstoß gebrauchen kann. Der Eifer, seine Sprache rein und mit Geschmack zu sprechen, muß unter den Leuten der höhern Klasse, die allzeit den Ton des Hofes annehmen, zu dem Stolz, und so zu sagen, zu der Eitelkeit werden, welche in der Kleidung, im Putz und in den Gebehrden derselben zu herrschen pflegt. Auch in Griechenland und Rom haben die guten Gesellschaften und die Staatsgeschäfte zuverläßig mehr zur Ausbildung der Sprache beygetragen, als die Schriftsteller, deren Erscheinung allzeit schon einen hohen Grad von Kultur bey ihrer Nation voraussetzt — Wo soll sich der deutsche Redner bil-

den? Auf der Kanzel? Vor dem Pöbel? Denn wenige Leute aus der feinen Welt legen der Kanzelberedsamkeit einigen Werth bey. In der Gerichtsstube? Bey dem unsinnigen Kanzleystyl, und der kalten und schwerfälligen Prozeßordnung? Es muß erst ein römischer Rath, es muß erst römische Gesetzverwaltung da seyn, ehe man einen Cicero erwarten kann. Die auswärtigen Staatsverhandlungen, die noch ein grosses Feld für den deutschen Redner wären, geschehen durchaus in der französischen Sprache Es giebt sogar Fürsten, deren Verordnungen für ihre Unterthanen erst aus dem Französischen übersetzt werden müssen, ehe sie publicirt werden. Der Reichstag zu Regensburg, der einzige Ort, den die zerrissene deutsche Nation als ihren Mittelpunkt und Sammelplatz betrachten kann, und wo die Liebe zur Staatsverfassung, zum Vaterland, und der Nationalstolz die Demosthenen, die Ciceronen, die Burkes und Foxes bilden sollten, dieser Reichstag ist der Tempel des Schlafes, der Fühllosigkeit, der stillen Bestechung, der finstern Rabulisterey und der stummen Verrätherey. Die Verhandlungen mit den fremden Gesandten, und sogar auch die meisten unter den inländischen, geschehen wieder in französischer Sprache, und in den Versammlungen der Deputirten selbst hängt alles von einem dürren Ja ab. Selten hört man ein Nein; denn es ist gemeiniglich alles vorläufig schon ins Reine gebracht. Der Reichshofrath zu Wien spricht eine Sprache, die unter 10 deutschen Gelehrten kaum einer versteht, und ohne Zweifel giebt ihm die Kammer zu Wetzlar in der Unverständlichkeit nichts nach. Nirgends sonst ist die deutsche Nation konzentrirt. Sie ist auch gar nicht gewöhnt, sich als eine einzige selbstständige Nation zu betrachten, und ihre Sprache kann sich daher so wenig fixieren, als ihr Karakter.

Wenn aber auch dieses Hinderniß gehoben wäre, so würde es dem deutschen Genie immer doch noch an der Belohnung, und also an der stärksten Aufmunterung fehlen. Der kleine Weimarsche Hof ist der einzige, den ich noch in Deutschland fand, welcher das vaterländische Genie nicht hungern läßt. Da er aber seine Nebenausgaben sehr einschränken muß, so muß er die schönen Geister zu Räthen, Sekretären und Superintendenten machen, um sie belohnen zu können. Klopstok ist unter den jetztlebenden Dichtern vielleicht der einzige, der einige unbedeutende Zeugnisse von werkthätigem Patriotismus einiger Grossen Deutschlands empfängt. Der elendeste unserer Journalisten macht an den deutschen Höfen unendlich leichter sein Glück, als der größte unter den inländischen Schriftstellern. Einer der auffallendesten Beweise hievon ist die hiesige Akademie.

Unter den vielen hiesigen Gelehrten von Verdienst, qui ne sont rien, pas même academiciens, war mir die Bekanntschaft mit dem Juden Moses Mendelssohn, den Herren Büsching, Teller, Spalding, Ramler, Nicolai, und der Frau Karschin vorzüglich interessant. Der erste ist einer der merkwürdigsten Schriftsteller Deutschlands. Seine Werke haben eine Eleganz und seine Sprache ist so reich, rund und bestimmt, daß er mit der Zeit klaßisch werden muß. Er ist Direktor einer ziemlich beträchtlichen Handlung und übt seine Philosophie aus, so viel er kann. Jetzt beschäftigt er sich in seinen Nebenstunden mit Beyträgen zur Aufklärung seiner zerstreuten Glaubensgenossen. Er hat auch in seinem Umgang die Eleganz, die ihn als Schriftsteller auszeichnet, und die seine unvortheilhafte körperliche Bildung überwiegend verbessert. Büsching, Teller und Spalding sind Oberkonsistorialräthe. Der erste ist der größte bekannte

Geograph in Europa. Seine Beschreibung von Europa übertrift in Rücksicht auf Genauigkeit und Vollständigkeit unendlich weit alles, was hierin andre gethan haben. Man muß immer bedenken, daß diese Wissenschaft wegen den vielen Veränderungen, die in jedem Lande beständig vorfallen, nothwendige Mängel haben muß. Allein ich zweifle, ob es möglich sey mehr zu thun, als Büsching gethan hat. Nicht nur sein unsäglicher Fleiß, welcher zu keiner Unternehmung von der Art erfodert wird, sondern auch sein Scharfsinn in Beurtheilung seiner Hülfsmittel ist zu bewundern. Sein historisches und geographisches Magazin enthält die wichtigsten Beyträge zur neuern Geschichte, besonders der rußischen. Er selbst ist das unerschöpflichste Magazin von Anekdoten der europäischen Höfe. Es ist kein Hof in Europa, dessen wirklichen Zustand er nicht aufs genauste kennt. Da er einer ungeheuern Menge lebender Sprachen mächtig ist, so entgeht ihm nichts von den historischen, politischen und geographischen Produkten der Europäer. Die ganze Welt liegt immerfort wie in der erhobenen Arbeit vor ihm, worin der General Pfyffer zu Lucern einen Theil der Schweiz dargestellt hat, und worauf er nicht nur den natürlichen Zustand und den physischen Anbau der verschiedenen Länder, sondern auch die Bewegung der Menschen wie lebendig erblickt. Ich sprach mit ihm von der Vollendung seiner unschätzbaren Erdbeschreibung. Er schützte seine vielen Berufsgeschäfte vor, die ihm die Hände bänden, so sehr er auch dazu geneigt sey. Allein ich konnte doch mit unter bemerken, daß er die damit verbundenen Schwierigkeiten scheut. Asien, Afrika und Amerika lassen sich so leicht auch nicht beschreiben, als Europa. Unterdessen hat er doch erstaunlich viel vorgearbeitet. Teller und Spalding

sind die unpriesterlichsten Priester, die ich kenne. Keine Seele auf Gottes Erdboden ist in Gefahr von ihnen verdammt zu werden. Ihre Religion ist die theoretische und praktische Philosophie. Beyde sind vortrefliche Prediger, elegante Schriftsteller und Pröbste, die gegen die Art der protestantischen Geistlichen ihr ziemlich schönes Auskommen haben, dem sie vielleicht einen guten Theil ihrer gemäßigten Denkensart zu verdanken haben; denn der Hunger macht die Priester am leichtesten ungesittet, grob und unverträglich. Ramler ist einer der liebenswürdigsten Dichter Deutschlands. Keiner hat es in der Ausfeilung seiner Verse so weit gebracht als er. Er hat etwas von Horazens scharfen und kurzen Pointen, und den gedrängten und kräftigen Perioden desselben. Seine Sprache ist klaßisch. Er ist Professor bey der Kadettenschule, und eben in keinen glänzenden Glücksumständen. Herr Nikolai ist für die deutsche Litteratur als Schriftsteller, besonders aber als Sammler ein äusserst merkwürdiger Mann. Sein Sebaldus Nothanker ist einer der besten deutschen Romane; ganz Original und voll treffender Karaktere, und interessanter, wahrer Schilderungen. Da er Buchhändler ist, so kann man es ihm nicht verübeln, daß er seine Schriftstellerey nach den Pfunden auswiegt, die sie ihm eintragen kann. Kein deutscher Schriftsteller, den einzigen Wieland ausgenommen, der ihm seines eignen schriftstellerischen notorischen Judenthums ungeachtet Vorwürfe darüber gemacht hat, versteht es so gut, seine Waare für das Publikum zu appretiren, und die Zeitläufe zu benutzen, als Nikolai. Unterdessen trift sein Vortheil doch öfters den wahren Nutzen des Publikums, und läuft mit ihm parallel. Deutschland hat ihm ein kritisches Journal zu verdanken, das an Vollstän-

digkeit und innern Werth seines gleichen jetzt in Europa nicht hat. Da er nur der Sammler ist, so kann man es ihm nicht auf die Rechnung setzen, wenn sich manchmal eine partheyische und leidenschaftliche Rezension in seine deutsche Bibliothek einschleicht. Die Zahl der unpartheyischen und gründlichen Rezensionen ist doch allzeit weit überwiegend, da hingegen die Rezensionen andrer Nationen heut zu Tage durchaus die Wirkungen von Komplotten sind. Sein Umgang ist unbeschreiblich interessant, weil er einen unerschöpflichen Vorrath von Anekdoten deutscher Schriftsteller hat, von denen er eine skandalöse Kronik liefern könnte, die alles überträfe, was skandalös heißt. Er kennt alle Klubs derselben, und ihre häuslichen Angelegenheiten. Madame Karschin ist eine liebenswürdige Dichterin. Ihre Gedichte athmen Unschuld, sanfte Empfindsamkeit und philosophische Seelenruhe. Sie ist auch eine vortrefliche Gesellschafterin, und um so merkwürdiger, da sie sich selbst gebildet hat.

Unter dem hiesigen Frauenzimmer findet man sehr viele, welche mit den schönen Künsten und Wissenschaften Umgang pflegen. Madame Reklam ist unter andern eine glückliche deutsche und französische Dichterin. Ich war in vielen Gesellschaften, wo das Frauenzimmer an allem literarischen Gespräche Theil nahm.

Nirgends findet man unter den Hofleuten so viel Aufklärung, als hier. Alle Minister und wirkliche Räthe sind die ausgesuchtesten Männer, unter denen kaum einer ist, der nicht in seinem Fach einer merkwürdiger Schriftsteller seyn könnte. Der jetzige Fiskal des Königs hat in einer kurzen Abhandlung über die peinliche Gesetzgebung mehr geleistet, als alle Folianten und Quartanten und auch alle philosophi-

sche

sche Deklamationen in Beccarias Geschmack hierin geleistet haben. Der Minister von Herzberg, an den des Königs Abhandlung von der deutschen Litteratur addreßirt ist, und welcher mit Wärme die Parthey seiner Landsleute nimmt, hat sich als Geschichtschreiber, besonders aber als Verfasser vieler merkwürdigen Staatsschriften bekannt gemacht. Er ist das Muster eines braven Ministers, und wird dir durch die Verhandlungen des Streites über die bayrische Erbschaft und des Teschner Friedens bekannt seyn. Der königliche Justizminister v. Zedlitz hat einige sehr treffende Bemerkungen über die Erziehung herausgegeben, und viele der königlichen Räthe sind wirklich Schriftsteller — Nach dem alten Sprüchwort erkennt man den Herrn an seinem Diener, und es giebt so wenig einen grössern König in der Welt, als man eine aufgeklärtere, patriotischere und thätigere Staatsbedienung findet, als die preußische ist.

Was die Gelehrten von Norddeutschland besonders auszeichnet, ist ihre Bekanntschaft mit der Litteratur der kultivirtesten europäischen Nationen. Weder hier noch in Sachsen fand ich einen Gelehrten von Bedeutung, der nicht mit den berühmtesten Schriftstellern Großbrittaniens, Italiens und unsers Vaterlandes genau bekannt gewesen wäre. Sie sind in der Litteratur wahre Kosmopoliten, und ganz ohne Vorurtheil für ihre einheimischen und gegen die ausländischen Produkte. Nirgends fand ich so viel allgemeine und unpartheyische Weltkenntniß als hier. Dieß ist ein Vorzug, den weder die Franzosen, noch die Engländer und Italiäner den Deutschen streitig machen können.

Berlin —

Bis tief in die Mittelklasse herab herrscht unter den hiesigen Einwohnern eine Aufklärung, die man selten anderstwo findet: Allein der hiesige Janhagel ist dagegen auch abscheulicher, als irgend in einer andern grossen Stadt.

Alles, was die Schwärmerey nur Lächerliches ausbrüten kann, findest du hier im Kontrast mit der aufgeklärtesten und philosophischesten Religion, die je nur an einem Ort herrschte. Es giebt hier Pietisten, Herrnhuter, Inspirirten, Wunderwirker, Teufelbanner und alle Gattungen von Narren, die es auf ihre eignen Kosten oder auf Kosten andrer Leute geben kann. Es giebt hier fromme Gesellschaften, worin ausgediente Bulschwestern Priesterinnen oder gar Orakel sind. Man könnte ihnen ihr Psalmensingen nicht verargen, wenn sie es dabey bewenden liessen, mit David über ihre welken Lenden und Rückschmerzen zu klagen, die eine Folge von ihren jugendlichen Ausschweifungen sind; wenn ihnen die Andacht nicht zum Deckmantel der abscheulichsten Verführungen und zur Befriedigung ihres Geldgeitzes diente. Oft werd' ich versucht, von meinem Stock Gebrauch zu machen, wenn mir eine Vettel von der Art, das Psalmbuch unter dem Arm, und die in Gesellschaften mit gen Himmel erhobenen Augen von nichts als Salbung, Heiligung und den Auserwählten spricht, eine Unschuld zum Kauf anbietet, die sie mit dem Garn der Andacht gefangen hat. In den beyden Extremen von Paris, in St. Marceau in Süden, und in der Gegend der Porcherons

in Norden sieht es noch viel besser aus, als unter dem hiesigen Volk. Glaubst du wohl, daß ein neues Gesangbuch, welches einige patriotische Geistliche unter dem Schutz des Königs anstatt der alten unsinnigen Liederbücher einführen wollten, beynahe eine Rebellion hier veranlaßt hat?

Die Unzucht ist einer der Hauptvorwürfe, die man dem hiesigen Publikum macht. Unter andern Monopolien sind hier auch öffentliche privilegirte Bordels, die kraft ihrer Privilegien das Recht haben, das Publikum ausschließlich mit dem Bedürfniß zu versehen, welches bey gesunden Leuten nach dem Essen und Trinken gemeiniglich das erste ist; und gegen allen Unterschleif zu klagen, der in den Wirthshäusern oder auch in Privathäusern mit dieser kostbaren Waare getrieben werden könnte. Die Polizey läßt die Mädchen regelmäßig visitiren, um die Ausbreitung der Lustseuche zu hemmen, und wenn sie auch nur im geringsten verdächtig sind, so müssen sie die Quarantäne halten. Es sind der öffentlichen Magizine dieser Art gegen 12 bis 15. Auch Leute, die über dem Pöbel sind, machen öfters Lustpartien in die Vornehmern unter denselben, nicht eben um auszuschweifen, sondern blos eine Bouteille Wein oder einen Kafee in Gesellschaft muthwilliger Mädchen zu trinken. Die Sache hat hier gar nichts anstößiges, und ich habe junge Herren sogar in Gesellschaften von Damen von ihren Expeditionen in diesen Häusern ohne allen Scheu sprechen hören. In den meisten derselben soll ziemlich viel Reinlichkeit herrschen, und die Priesterinnen der Venus sollen hier nicht so unverschämt und so ganz ohne sittliches Gefühl seyn als sie sonst gemeiniglich zu seyn pflegen. Da die Sache öffentlich und unter den Augen der Polizey geschieht, so mögen diese Ausschweifungen

freylich nicht das Gepräge der viehischen Wildheit und Abscheulichkeit haben, welches die Wollust an den Orten, wo man sie ins Dunkel verscheucht, auszuzeichnen pflegt. Die Mädchen behalten ohne Zweifel noch einiges Selbstgefühl, weil sie sich von der Polizey geschützt und sich vom größten Theil des Publikums, wo nicht geehrt, doch nicht so verachtet sehn, als sie es an andern Orten sind.

Es ist hier nichts seltenes, daß Fremde oder auch eingebohrne Zelibatärs mit einem Mädchen und dem Eigenthümer desselben, nämlich dem Wirth, auf eine bestimmte Zeit einen förmlichen Kontrakt schliessen. Man hat selten ein Beyspiel, daß dieser Kontrakt von dem Mädchen gebrochen wird. Es bleibt gemeiniglich während der bedungnen Zeit seinem Käufer getreu. Es faßt auch zu demselben eine gewisse Anhänglichkeit und einen wahren Diensteifer, den man von Kreaturen seiner Art an andern Orten nicht erwartet. Ich habe einige Bekannten hier, die sich mit solchen Mädchen verbunden haben, und, wenn sie unpäßlich sind, sehr regelmäßig von denselben besucht und bedient werden. Da die meisten derjenigen, die nicht aus den Hölen sind, worin sich die Grenadiers herumtummeln, etwas Lektüre und Erziehung haben, so sind sie keine schlechten Trösterinnen und Aufwärterinnen am Krankenbette. Ein Irrländer, mit dem ich vertraut bin, und der sich seit einigen Jahren hier aufhält, erzählte mir ein Beyspiel, das vielleicht einzig in seiner Art ist. Die Wirthschaft dieses Herrn kam durch verschiedne Ausschweifungen in Unordnung, und eine Krankheit setzte seine Gläubiger noch mehr in Unruhe Er hatte in einem Bordel ein Mädchen kennen gelernt, das ihn vorzüglich interessirte. Er fand sich mit dem Wirth ab, und nahm das Mädchen zu sich ins Haus. Die

ses wartete nicht nur seiner mit dem größten Fleiß, sondern interessirte sich auch um seine Wirthschaft. Es fieng für ihn ein so sparsames Menage an, und hielt ihm so genaue und getreue Rechnung, daß er in Zeit von einem halben Jahr aus seinen Schulden war, welches er für ein Wunder hielt. Nachdem sich seine Umstände gebessert hatten, führte es seine Wirthschaft noch einige Zeit fort, und er war stolz auf die gute Art, womit es die Honneurs für ihn zu machen wußte, wenn er in seinem Haus Gesellschaft hatte. Eine Reise, die er nach Dresden machen mußte, trennte ihn von seiner Erretterin. Sie wollte sich mit dem begnügen, was er ihr für die Woche bedungen hatte. Allein er gab ihr so viel Beweise seiner Erkenntlichkeit, als ihm seine Umstände erlaubten, und sie gieng wieder in das Haus, worinn er sie kennen lernte und worinn sie wirklich noch ist. Beyspiele von der Art beweisen offenbar, daß die Maaßregeln der hiesigen Polizey der Natur angemessener und weiser sind, als jener in andern Städten, wo die ins Dunkel verscheuchte Wollust alle gesellschaftlichen Bande trennt, und immer von der Raubbegierde begleitet wird.

Wenn gleich die privilegirten Hurenwirthe so gut, als die Brennholzgesellschaft, ihren Alleinhandel auf alle Art zu vertheidigen berechtigt sind, so ist die Waare doch zu schlüpfrig, als daß man dem Schleichhandel wehren könnte. Jedes alte Weib aus der untern Klasse, jeder Lehnlaquay, jeder Keller in einem Wirthshaus und fast jeder Wirth selbst kuppelt. Ich kenne auch einige Aerzte, welche sich damit abgeben, und vielleicht mehr dadurch gewinnen als durch ihre Kunst. Es ist hier unter andern vortreflichen Polizeyanstalten auch ein Addreßkomptoir für Dienstmägde, welches die frische Waare sowohl

in die Privathäuser als auch für die öffentlichen Magazine liefert. Aber alle diese Schleichhändel kommen dem ausgebreiteten Verkehr nicht bey, der mit den Weibern getrieben wird. Das eigentliche Zizisbeat ist hier nicht eingeführt, und es ist auch gar nicht nach dem Geschmak der hiesigen Damen. Sie lieben die Abwechslung und den augenblicklichen Genuß zu sehr, als daß sie sich an einen Gegenstand und an eine gewisse Ordnung binden sollten. Hier ist es gar nichts seltenes, daß sich Frauen von Ansehn fast ohne Zurükhaltung um junge Leute bewerben, sie mögen von einem Stand seyn, von welchem sie wollen, wenn sie nur die Miene von wakern Rittern haben. Bessere Ehemänner giebt es in der Welt nicht, als unter einem gewissen Theil der hiesigen Einwohner. Die Leichtigkeit der Ehescheidungen trägt wohl das meiste dazu bey. Die Eheleute sind hier durch nichts zusammengebunden, als durch ihr gegenseitiges augenblikliches Interesse. Sobald ein Theil dem andern zur Last wird, oder einer die Aussicht hat, eine bessere Parthey treffen zu können, so kostet es ihn nur eine Anzeige am gehörigen Ort, um seiner beschwerlichen Hälfte los zu werden. Der förmliche Weibertausch ist hier gar nichts seltenes. Zwey Ehemänner, deren jeder mit des andern Weib bekannt wurden, vertauschen ihre Gattinnen gegen einander mit einer Kaltblütigkeit, die in unserm Welttheil kein Beyspiel hat. Die Frau, welche mit einem neuen Liebhaber eine Parthey treffen will, bespricht sich gar freundschaftlich und offenherzig darüber mit ihrem Mann, und hat, wenn er in keinen guten Umständen ist, öfters noch Mitleiden genug mit ihm, um ihm ihre Baase, oder sonst eine Person von ihrer Bekanntschaft zu verkuppeln, ehe sie sich von ihm scheidet. So roulirt

eine Frau in wenig Jahren durch 3 bis 4 Familien, und thut in Gesellschaften, wo sie einige ihrer ehemaligen Ehemänner trift, als wenn sie dieselbe nie gekannt hätte.

Durch diese Polizeyverfügungen müssen die Einwohner von Berlin nun freylich mit der Zeit alle zu Bastarden werden. Allein die wesentlichsten Wirkungen rechtfertigen hier wieder des Königs Grundsätze. Berlin ist nach den öffentlichen Listen die einzige grosse Stadt in Europa, und vielleicht die einzige in der Welt, wo die Anzahl der jährlich Gebohrnen jene der Verstorbenen weit übersteigt. Diese unbezweifelte Thatsache wiegt auf der Waage der Philosophie mehr, als alle Deklamationen und das ganze Korpus der geistlichen Rechte, die den Ehescheidungen so gram sind.

So auffallend dieses Verkehr der Liebe jedem Fremden seyn mag, so glaub' ich doch, daß hier nicht mehr noch weniger ausgeschweift wird, als in jeder andern Stadt von gleicher Bevölkerung. In welcher Stadt, die nur den zehnten Theil so groß ist, als Berlin, fehlt es an Gegenständen zur Befriedigung der Wollust? Das Offene und Ungezwungene, welches ganz allein die Sache hier auffallend macht, ist so wenig ein neuer Reitz zu Ausschweifungen, daß es nach der allgemeinen Bemerkung vielmehr die Hitze dämpft, die eine Folge strenger Verbothe ist. Man findet hier auch in den untern Volksklassen noch so viel eheliche Treue, als an irgend einem andern gleich grossen Ort; und würde es zu Paris, London, Madrid und an andern Orten besser seyn, wenn man die Ehescheidungen unter den Leuten der höhern Klasse einführte, als wenn man den Männern erlaubt, im Angesicht ihrer Weiber Mätressen zu halten? Unter den durch eine Scheidung neuge-

stifteten Ehepaaren herrscht doch wenigstens auf einige Zeit wieder Liebe, Treue und häuslicher Friede, dahingegen der Zwang des Ehebandes den Personen, unter welchen der Hausfriede einmal gestört ist, das Leben zur Hölle macht, die Bevölkerung hemmt, und ein neuer Reitz zu Ausschweifungen wird, den man hier nicht kennt. Die Publicität hat keine andre Wirkung, als daß sie die Wollust unschädlicher macht, und die Laster hemmt, welche die schrecklichsten für die Menschheit sind. Kindermorde, Onanie und der Gebrauch von Sukzessionspulvern sind hier seltener als an irgend einem andern Ort; und die Lustseuche, welche Paris, London, Wien, Madrid, Lisabon und andere Städte zu blossen Spitälern macht, in ganzen Distrikten von Frankreich und Spanien die Lebensquelle verpestet und verstopft hat, und Enkel und Urenkel noch die Ausschweifungen ihrer Ahnen büssen läßt, ist hier nach dem Verhältniß noch sehr wenig eingerissen. Die Frauen, die hier ihrem Temperament nachhängen, bringen doch noch Kinder zur Welt, dahingegen die von Paris und Wien entweder ganz unfruchtbar sind, oder nach Art der römischen Damen zu Juvenals Zeiten nicht gebähren wollen. Die Zahl der Todtgebohrnen zu Wien beläuft sich jährlich auf mehr als 400, und jene der Kinder, die im ersten Jahre sterben auf ohngefähr 5000. Wer zählt die, an welchen die Gewaltthätigkeiten der unnatürlichen Mütter, die ohne Zweifel viel zu der grossen Zahl derjenigen beytragen, welche im ersten Jahre ihres Alters sterben, früher und wirksamer anschlagen? Die Damen von Madrid, wie mich einer meiner Bekannten versicherte, abortiren, wenn's ihnen beliebt. Auch die von Lisabonn sollen es in dieser unmenschlichen Kunst sehr weit gebracht haben. Hier ist sie fast ganz un-

bekannt, und ich glaube, man braucht sonst keinen Beweis, daß hier die Polizey weiser und die Wollust nicht so abscheulich und menschenfeindlich ist, wie in andern Städten, als die oben erwähnte Thatsache, nämlich, daß die Anzahl der Gebohrnen jene der Gestorbenen jährlich um einige hundert übersteigt, dahingegen zu Paris und London jährlich drey bis vier tausend, zu Wien aber ein bis zwey tausend weniger gebohren werden als sterben.

So gerne ich dem hiesigen Publikum seine Paillardise verzeihe, so wenig kann ich in andern Stüken mit ihm zufrieden seyn. Der Engländer Scherlok sagt, wenn die Sachsen die deutschen Athenienser seyen, so seyen die Preussen die deutschen Spartaner. Die Verfassung der Armee, die Frugalität des hiesigen grossen Haufens, die eine Folge seiner Armuth ist, die Gemeinschaft der Weiber, vorzüglich aber der allgemeine Hang desselben zum Stehlen und Betrügen, den die Staatskunst der Lacedämonier begünstigt haben soll, um den Witz der Jugend zu schärfen, sind freylich spartanische Karakterzüge. Gegen öffentliche Räubereyen setzt einen die hiesige Polizey sicher genug; allein man kann sich nicht genug in Acht nehmen, um nicht auf eine Art betrogen zu werden, welche die Polizey nicht rächen kann. In der ersten Woche gab ich einen der feinsten Lyoner Hüte, den ich erst kurz zuvor zu Leipzig gekauft hatte, einem hiesigen Hutmacher zum Ausputzen, weil er mir auf der Reise staubigt geworden war. Auf den bestimmten Tag holte ich ihn selbst bey ihm ab, und schrieb das Rauhe, welches er bekommen hatte, der schlechten Farbe zu, die er gebraucht haben mochte. Ich trug ihn einen Tag, ohne einen Betrug zu ahnden; allein schon den zweyten Tag hatte mein Hut alle Steife verloren, war

lumpigt, und so mürbe und zerfetzt, daß ich überall mit dem Finger durchstossen konnte. Ich sah nun daß mein Huth, der einen Louisdor gekostet, gegen einen Lumpen vertauscht war, den der spartanische Hutmacher mit einem Geschmiere von Leim und Schwärze für einen Augenblick aufgesteift hatte. Ich sprach mit ihm; er wußte aber von keinem andern Hut, den ich ihm gegeben hätte. Du bist in Gefahr, täglich auf diese Art betrogen zu werden, und du wirst es gewiß am ersten, wenn du deine Maaßregeln recht sorgfältig genommen zu haben glaubst. Du mußt dich in alle Mausereyen und in alles, quod fuasisset egestas, vile nefas, resiguiren.

Da hier Licht und Schatten durchaus sehr stark sind, so ist der bessere Theil des hiesigen Publikums von eben so edler Denkensart, als niederträchtig der Janhagel in seinem Betragen ist. Zur tiefen Beschämung des ungeheuer reichen Wiens hat man Armenanstalten, welche dem Anschein nach alle Kräften der Einwohner übersteigen sollten, da man hingegen zu Wien keine Spur davon findet. Jede Gemeinde der verschiedenen Glaubensekten hat ihre beträchtliche Kasse, welche zur Unterhaltung ihrer Hausarmen hinreicht. Man hat Beyspiele von schönen Handlungen einzelner hiesiger Bürger, die man zu Wien kaum glauben würde, und wenn man bedenkt, daß unter dem hiesigen Janhagel eine ungeheure Menge zusammengelaufener Fremden ist, so kann man die Niederträchtigkeit desselben um so weniger für einen Zug des Nationalkarakters halten, da sie in den andern Städten, Potsdam ausgenommen, und auf dem platten Lande sehr selten ist.

Berlin —

Unter den verschiedenen öffentlichen Vergnügungen zieh ich, wenigstens zu der jetzigen Sommerzeit, das Spatzieren in dem hart bey der Stadt auf der Südseite der Spree liegenden Park weit vor. Ich hab noch keinen schönern öffentlichen Spatzierplatz gesehen. Die Mannichfaltigkeit des Gehölzes, der Alleen, Gebüsche, bedekten Gänge und Irrgärten übertrift alle Phantasie. Er hat weit über eine Stunde im Umfang, und auch Wasser genug, um ihm mehr Leben zu geben, als die Spatzierplätze grosser Städte gemeiniglich zu haben pflegen. Ein Theil desselben berührt die Spree. Schade, daß man ihn nicht hart unter der Stadt über den Exerzierplatz und den königlichen Holzmarkt bis an den Fluß gezogen hat, an dessen Ufer man in dieser Gegend sowohl abwärts des Stromes, als auch aufwärts in einen Theil der Stadt eine ungemein schöne Aussicht beherrscht.

In diesem Park sieht man auf die Sonntäge Berlin in seinem Glanz. Er ist für das hiesige Publikum was die Tuilleries für die Pariser sind, nur ist das Gemische der Spatzierenden hier mannichfaltiger. Er wird vom Pöbel und der feinern Welt gleich stark besucht. Man fährt und reitet darin ohne Einschränkung herum. Auf einigen Plätzen desselben findet man, wie in den Tuilleries grosse und prächtige Zirkel von Damen auf Ruhebänken sitzen, und die Freyheit, sie zu beschauen und sie unter die Nase zu beurtheilen, ist hier so groß als zu Paris. Man trift hier auch zu gewissen Zeiten einen grossen Theil der hiesigen Gelehrten beysammen. Man hat

Erfrischungen von jeder Art. Man spielt, verirrt sich mit Damen oder Mädchen in einsame Gebüsche, verabredet Zusammenkünfte, und es steht hier nicht wie zu Wien, immer ein Polizeydiener auf dem Sprung, einem verirrenden Paar auf dem Fuß nachzuschleichen.

Die grosse königliche Oper, die man für eine der besten in Europa hält, konnt ich noch nicht sehn. Ausser dem Winter spielt sie höchst selten. Es ist sonst wirklich kein Schauspiel hier, ausser einem deutschen sehr mittelmäßigen Theater, welches sich mit den deutschen Schauspielen zu Wien und München nicht vergleichen läßt. Der Entrepreneur desselben, Herr Döbbelin, hat sehr sonderbare Grundsätze. Er setzt seine Stärke bloß in die grosse Anzahl von Schauspielern, unter welche er die Rollen nach dem Loos zu vertheilen scheint. Ich hab gar oft bemerkt, daß der, welcher den Bedienten macht, viel mehr Geschicke hatte, die Rolle seines Herrn zu spielen, der nach der Ordnung der Natur die Stelle des Bedienten hätte vertreten sollen. Unter 40 bis 50 Subjekten hat er kaum 4 die man zu Wien erträglich finden würde. Nebstdem ist seine Garderobe seltsam arrangiert. Ich sah zwey Stücke in spanischer Kleidung spielen, die doch bekanntlich nicht mehr existirt. Das Zeitalter der Stücke war neu. Mitten unter Kleidungen aus dem fünfzehnten Jahrhundert erblickt man öfters, besonders an Frauenzimmern, eine ganz moderne. Selten verändert das Frauenzimmer seine Koeffüre, und wenn der Schauplatz auch in Indien wäre. Und doch macht Herr Döbbelin viel Aufhebens von seiner Garderobe und seinem richtigen Kostume. Sein Theater ist so klein, daß einige seiner Schauspieler sich wohl in Acht zu nehmen haben, damit die Wolken des Himmels über ihnen nicht in ihren

Haaren hängen bleiben. Ich sah Bäume auf demselben, die gar füglich den Akteurs zu Spatzierstöcken hätten dienen können. Einige seiner Subjekte sind Gerippe, an denen der Hunger alles Fleisch abgenagt hat, und manche sind kaum Meister von ihren Beinen und Armen, woran vermuthlich die Aktrizen Schuld sind, wie man auch aus ihrer holen Stimme schliessen kann. Herr Döbbelin giebt Gagen von 6 und 8 Gulden die Woche, wobey seine Leute freylich nicht viel Schnellkraft in ihren Körpern haben können. Ohnmachten sind daher ihre Stärke, und zwey bis drey von seinen Frauenzimmern übertreffen alles, was Ohnmacht heissen mag. Sie fallen nach dem Sprüchwort zusammen, wo die Taschenmesser, wenns zu einer Ohnmacht kömmt, und wenn sie dann im Fallen die Schminke rein vom Gesicht weggewischt haben, so sehen sie aus wie die leibhaften Gespenster. Auch im Sterben sind sie nicht zu verachten. Besonders künstlich sah ich vor einigen Tagen einen seiner Akteurs in einem deutschen Originalstück sterben, worin viel gestorben werden muß. Der Mann lag, nachdem er seinen Theil bekommen hatte, der Länge nach auf der Erde ausgestreckt, einige Sekunden lang ohne alle Bewegung. Endlich wars, als wenn seine Seele in einer schnellen Wuth seinen ganzen Körper durchstreifte, um sich einen Ausweg zu öfnen. Erst rennte sie in die Füsse, die Konvulsionen bekamen, und dann wieder durch alle Glieder in den Kopf zurück, wo sie die Augen des Sterbenden gräßlich verdrehte. Er bäumte sich, daß einer unter seinem holen Rücken gemächlich hätte durchkriechen können Vermuthlich wollte seine Seele in diesem Augenblick zum Bauch heraus. Der Mann mochte stark im Balanciren seyn; denn in den Todeszuckungen kam er einmal in eine der schwersten

Stellungen für den menschlichen Körper, die man sonst zur Folter braucht. Er erhob den Obertheil des Körpers und zugleich die Beine so hoch, daß er wirklich bloß auf dem untersten Knochen des Rückgrades ruhte. In dieser Lage wollte seine Seele ohne Zweifel zur Hinterthür heraus. Er warf sich hierauf noch einigemal von einer Seite zur andern, und gab endlich seinen Geist auf, wie ich aus dem betäubenden Geklatsche schloß, das sich auf einmal erhob; denn ich war gefaßt, ihn wenigstens noch eine Viertelstund lang seine Sterbekünsten machen zu sehn, und hatte an ihm nicht das geringste bemerkt, welches man für ein gewisses Zeichen seiner Hinscheidung hätte halten können. Vielleicht hatte er gesagt, daß er jetzt todt sey, und ich hatte es nicht gehört — Ich bin so umständlich hierüber, um dir einen richtigen Begriff vom jetzigen Zustand des deutschen Theaters zu geben. Sterben ist für jeden Schauspieler die Hauptsache, und wenn er seinem Tod, wie der oben beschriebene Sterber, recht viel Leben zu geben weiß, so kann er sicher auf den lauten Beyfall des Parterres rechnen. Die tragische Wuth, welche in Deutschland vom adriatischen Meer bis an die Ostsee herrscht, sollte einen Fremden glauben machen, die deutsche Nation bestünde aus lauter Mördern, Scharfrichtern, Vater- und Brudermördern, rasenden Liebhabern, Jungferräubern u. dgl. m. Die meisten ihrer neuern Romane athmen den nämlichen kannibalischen Geist.

Berlin, eine Stadt von 142000 Menschen, die Garnison mitgerechnet; ist nicht im Stand ein gutes Schauspiel zu unterhalten. Denn ich schreibe es bloß dem Mangel an Unterstützung zu, daß Herr Döbbelin die Hälfte seiner Leute hungern läßt, und in einem Gebäude spielt, welches man in jeder andern

grossen Stadt für ein Winkeltheater halten würde — Diese Stadt ist gewiß in diesem Punkt einzig. Man sollte glauben die acht bis neunhundert Officiers, welche hier sind, wären allein hinlänglich, um eine Schauspielergesellschaft bey Fleisch zu erhalten — Gewiß ist dieß der stärkste Beweis von der Armuth und Sparsamkeit des hiesigen Publikums.

Man hat sich nicht zu wundern, daß das Publikum der grossen Städte der preußischen Monarchie den Schauspielen eben so ungünstig ist, als jenes der Hauptstadt. Die grosse Arbeitsamkeit, welche in denselben herrscht, muß diese Wirkung haben; dahingegen die Hauptstadt der Mittelpunkt aller Müßiggänger des Landes ist, deren Anzahl zwar jener in andern Staaten nicht gleich kömmt, aber doch hinreichend seyn sollte, um ein paar Dutzend Schauspieler nicht hungern zu lassen. Man kann dieses Paradoxon dadurch erklären, daß die Müßiggänger, wenn sie auch ihr vestes und gemächliches Einkommen haben, hier doch im Grunde sehr arme und gestrafte Leute sind. Es ist eine Folge von dem weisen Finanzsystem des Königs. Der industriose Theil des hiesigen Publikums empfindet die Theurung der Lebensmittel nicht, die einige Folge der Akzise und Monopolien ist, weil er seinen Arbeitslohn nach dem Verhältniß derselben anschlägt. Allein der, welcher von seinen Renten und Gütern und von der Besoldung lebt, fühlt ihre ganze Last, und kann unmöglich das Gleichgewicht zwischen seinen Renten und dem arbeitenden Publikum, zu dessen Vortheil dasselbe ist, herstellen. Wenn er gemächlich und im übrigen seinem Stand gemäß leben will, so macht die Ausgabe für das Theater ein zu wichtiges item in seinen Rechnungen. Die arbeitenden Leute gehn also nicht ins Schauspiel, weil Arbeitsamkeit spar-

sam macht, und die Müßiggänger, weil sie hier arm sind.

Ich kenne keinen unterscheidendern Zug im Karakter der Preussen und Oestreicher, als das Theater. Die preußische Monarchie hat doch viele ansehnliche Städte. Königsberg zählt etwas über 60000 Seelen; Breßlau hat über 40000; Stettin, Magdeburg und Potsdam enthalten beynahe 30000 Einwohner und drüber. Frankfurt an der Oder, Halle, Wesel, Emden und einige andre sind Städte von 18 bis 25000 Einwohnern. Von 8 bis 10 tausend Seelen giebt es eine grosse Menge. Und doch können sich in diesem ganzen Lande 2 Schauspielergesellschaften kaum des Hungers erwehren! Im Oestreichischen hingegen findet man in jedem Städtchen ein Theater. Ich fand zu Linz, zu Wienerisch Neustadt, zu St. Pölten und sogar zu Krems Schauspielergesellschaften. Die gröffern Städte, als Prag, Preßburg, Grätz, Brünn u. a. m. haben alle ihre beständigen Theater. Der Reichthum macht diesen Unterschied nicht; denn Wien ausgenommen, welches vom Mark der ganzen Monarchie und auch von einem Theil des Markes von Deutschland fett wird, ist in den preußischen Städten ungleich mehr Geld, als in den östreischen, obschon in jenen keine adelichen Häuser von 50, 100 bis 200 tausend Gulden sind. Unter der Mittelklasse der Einwohner der preußischen Provinzialstädte herrscht ein Wohlstand, von dem man sich in jenem der östreichischen Monarchie, die Lombardey und die Niederlande ausgenommen, keinen Begriff machen kann. Bloß die gröffere Industrie der Preussen und die von ihr unzertrennliche Sparsamkeit macht diesen Unterschied. Die östreichischen Städte wimmeln von Müßiggängern, Taugenichtsen und Verschwendern, welche dagegen in den preußischen

schen Städten die seltenste Menschenart sind. Nebstdem macht die Aufklärung und Sittlichkeit des bessern Theils der Einwohner der preußischen Landstädte dieselbe aufgelegt, reinere Vergnügen zu schmecken, als Theater, Tanzböden, Tische und Keller gewähren können. In den kleinsten preußischen Landstädtchen findet man mehr Geselligkeit, als in mancher grossen Stadt in Oestreich, und in der erstern wird von Privatleuten gewiß auch mehr gutes gethan, als in einer der letztern. — —

Schon lange wirst du gewünscht haben, ich möchte dir etwas von dem künftigen Kronerben Preussens sagen. Die öffentlichen Nachrichten, die man von ihm hat, sind eben so lächerlich, als widersprechend. Ein deutscher Journalist ist sogar unverschämt genug zu behaupten, der König habe die Bildung des Prinzen vernachläßigt, damit seine Regierung durch den Schatten der Verwaltung seines Nachfolgers mehr Licht in den Augen der Nachwelt erhalte. Dummer und abscheulicher kann weder der König noch der Prinz gelästert werden. Der Prinz von Preussen ist nicht nur ausgebildet, sondern der König sucht ihn auch auf alle Art an sein Regierungssistem zu attachiren. Sein heftiges Temperament riß ihn in der Jugendhitze zu einigen Ausschweifungen hin; allein er wird nun immer kalter und gesetzter. Er ist nach dem Zeugniß des Königs selbst, der nicht gerne lobt, ein grosser General, und alle Leute hier, die ihn kennen, versichern, daß er auch ein grosser Staatsmann ist. Er liebt die Wissenschaften und Künste, und, was ihn den deutschen Journalisten besonders werth machen sollte, er denkt für die deutsche Litteratur günstiger, als sein grosser Onkel. Man macht ihm den Vorwurf, er sey verschlossen und kenne die Freundschaft nicht. Dies

ses war eine Folge von seinem ehemaligen Betragen, welches er eben nicht aufs genauste nach seinen bessern Einsichten abmaß, und ihn die Zeugen und Referenten scheuen machte. Es ist zugleich ein Beweis, daß der König von jeher ein waches Auge auf seine Aufführung hatte. Seit mehrern Jahren hat sich das sehr geändert, und sein Karakter hat sich nun zu seinem Vortheil fast ganz entwikelt. Er ist würdig sich an die Reihe grosser Regenten anzuschliessen, die seit hundert Jahren durch ein Wunder, von welchem die Geschichte kein Beyspiel hat, den preußischen Staat fast aus nichts zu einem der förchterlichsten Staaten von Europa gebildet haben.

Nichts als ein kleiner Zug von Prachtliebe und zu wenig eingeschränkter Freygebigkeit macht den preußischen Patrioten nach dem Tod des jetzigen grossen Regenten eine Aendrung beförchten. Es ist wahr, dieser Fehler kann für die preußische Monarchie, die bloß auf Simplicität und Sparsamkeit gebaut ist und keine andre Stärke hat als ihre strenge Oekonomie, unter allen der verderblichste seyn. Allein der König, welcher dieses besser einsieht, als irgend ein anderer, und von jeher für den Prinzen und sein Land ein sorgfältigerer Vater war, als der oben berührte Journalist wähnt, ließ denselben auch einigemal schon das Unangenehme fühlen, welches eine Folge unökonomischer Grundsätze ist, und wenn der Prinz auch nicht mehr bey Lebzeiten seines hohen Onkels das Sistem der Sparsamkeit desselben annehmen sollte, so wird nach seiner Thronbesteigung ein halbes Jahr hinreichend seyn, ihn zu überzeugen, daß er es annehmen müsse. Der preußische Staat ist ein Uhrwerk, welches stille steht, sobald nur ein Zahn eines Rädchens fehlt, und der Prinz

hat Klugheit, Thätigkeit und Ehrgefühl genug, um den bündigen Lehren der Erfahrung Gehör zu geben und seinen Staat durch seine Indolenz nicht sinken zu lassen.

Die Einkünfte der Prinzen und Prinzeßinnen von Preussen sind eben so eingeschränkt nicht, als man glaubt. Jeder Prinz hat, wenn er majorenn ist, 50000 Thaler Appanage, und die Brüder des Königs haben so wie der Erbprinz nebstdem noch sehr beträchtliche Einkünfte von Gütern und Stellen. Der Prinz Heinrich kömmt beynahe auf 400000 und der Erbprinz auf ohngefähr 350000 Livres zu stehn — Beyde reichen das Jahr durch mit ihren Einkünften nicht aus. Der König versagt ihnen im Nothfall seine Hülfe so wenig, als seine brüderlichen und väterlichen Ermahnungen — Ueberhaupt ist es seine Art, bey Geldauslagen Bemerkungen zu machen und Ermahnungen und Verweise zu geben. Demungeachtet zahlt niemand richtiger als Er, und man hat kein Beyspiel, daß er an einer gewissenhaften Rechnung nur einen Kreutzer abgezogen hätte.

Ich muß dir noch einige Karakterzüge des Königs mittheilen, der von vielen so sehr verkennt wird. Ich will keine der Anekdoten wiederholen, die häufig von ihm bekannt sind, und ihm als Regenten und Privatmann so viel Ehre machen, als seine Kriegesthaten. Was ich dir zu sagen habe, betrift sein Betragen gegen Leute, mit welchen er unzufrieden seyn könnte, welches seine gemäßigte, und undespotische Denkensart am besten an den Tag legt; und dann seine genaue Kenntniß des Zustandes aller europäischen Staaten und seinen durchdringenden Blik in die Kabinette der verschiedenen Mächte.

Ich kenne 2 Leuthe, die eine Zeit lang vom König zu wichtigen Staatsgeschäften gebraucht wurden.

Beyde sind Avanturiers von der ersten Klasse. Der eine hat einiges Talent, welches aber mehr blendenden Glanz als ächten Gehalt hat, weil seine Kenntnisse zu sehr auf sein Fach eingeschränkt sind, und er die Verbindung desselben mit andern politischen Gegenständen gar nicht kennt. Der andre hielt die Hände nicht rein genug, wozu ihn mehr sein Hang zu Ausschweifungen, als sein Eigennutz oder eine schändliche Gewohnheit verleitete. Beyde setzten den König in beträchtlichen Schaden. Sie bekamen von der dritten Hand einen Wink, und entfernten sich — zu verschiedenen Zeiten — von Berlin. Die Sache hatte weiter kein Aufsehen gemacht. Es fügte sich nachher, daß beyde, der eine an der Ostsee, und der andre am Niederrhein, dem König Dienste thun konnten. Alle Leute, die ehedem mit dem König in einiger Verbindung gestanden sind, wenn sie auch Beschwerden gegen ihn zu haben glauben, behalten immer noch einen Diensteifer für ihn in ihrem Busen, der mehr als irgend etwas anders beweißt, daß der König das Gerade und die Billigkeit liebt, und veste Grundsätze hat, die alle Menschen, welche ihn umgeben, gegen willkürliche und gewaltthätige Verfügungen, gegen sultanische Launen und fürstliche Possen sicher setzen. Der nämliche Diensteifer, der mehr eine Folge wahrer Hochachtung und Zuneigung als des Eigennutzes ist, bewegte die 2 Flüchtlinge an den König zu schreiben, und ihm von der Lage der Dinge Nachricht zu geben, worin sie ihm dienen könnten. Dieß geschah immer zu sehr verschiedenen Zeiten, und ihre Umstände hatten gar keine Verbindung mit einander. Der König nahm ihr Anerbieten an, belohnte sie nach dem Maaß ihrer Dienste und ob er schon mehrere Briefe, wovon ich einige gesehen, mit eigenhändiger Unterschrift ihnen zuschik-

te, so berührte er doch ihre ehemalige Aufführung in seinen Diensten mit keinem Wort. In mehr als einem Brief waren offenbare Spuren, daß er es aufs sorgfältigste auswich, sie auch nur in der größten Ferne an das Vergangne zu erinnern. Noch mehr; der Eine von ihnen ist seit 3 Jahren wieder hier, und hat mehrmalen die Ehre gehabt, den König mündlich zu sprechen, ohne daß er nur einen zweydeutigen Wink auf seine alte Geschichte bekommen hätte.

Einige Anekdoten, die man mir hier für zuverläßig gab, und die ich mich nicht erinnere, gedrukt gelesen zu haben, beweisen, daß dieß Betragen des Königs gegen die zwey besagten Avanturiers keine Folge von dem Eigennutz desselben war, sondern auf Grundsätzen beruht, die er gegen jedermann beobachtet — Der Minister * * war im letzten flesischen Krieg Major. Da er ungemein grosse militärische Talente hatte, so gab ihn der König dem General Hilsen, der brav wie sein Degen, aber kein Denker war, auf einige der wichtigsten Expeditionen zum Adjutanten. Der König gebraucht zu gewissen Operationen gerne Leute mit eisernen Köpfen, die anrennen ohne zu beförchten, sich ein Loch in die Stirne zu stossen; aber dann steht sicher ein Adjutant hinter ihnen, der ihnen die Direktion giebt. Der Major that seine Schuldigkeit, und der König war so wohl mit ihm zufrieden, daß er sich schnelle Beförderung versprach. Diese erfolgte aber nicht. Herr Major hatte zu viel Salz in seinem Humor, und machte einige sehr beissende Bemerkungen über die Kriegsoperationen des Königs. Dieser erfuhr es, und begnügte sich damit, seinen dreisten Rezensenten wissen zu lassen, „daß er ein naseweises Herrchen wäre.„ Der Major glaubte, es

wäre nun um seine Promotion gänzlich geschehen, setzte sich in einer Provinzialstadt in Ruhe, und philosophirte wie ein förmlich Disgrazirter. Der König fieng nach einiger Zeit an, sich um denselben zu erkundigen. Man sagte ihm, er studiere zu seinem Vergnügen die Politik, die Finanzwissenschaften u. dgl. m. Der König ließ es noch einige Zeit gut seyn; als er ihn aber reif zu seyn glaubte, beförderte er ihn zu einer der ansehnlichsten Stellen in der Provinz, und da er sich allda durch seine Verdienste sehr auszeichnete, ward er endlich gar ins Ministerium gerufen. Nie wurde er nur in der größten Ferne daran erinnert, was zwischen ihm und dem König ehedem vorgefallen. — Quintus Icilius ward einst wegen einem seiner Werke von jemand in einer Schrift erbärmlich mitgenommen. Er wollte einige Zeit hernach wieder etwas unter die Presse geben, und bath den König deswegen um Erlaubniß. „Ich hab nichts dawider, antwortete Se. Majestät. Sie müssen Herrn N -- Ihren Rezensenten um Erlaubniß fragen„! Das wurmte dem Quintus Icilius. Authorstolz war seine schwache Seite. Aus einer kleinen Rachsucht blieb er einige Abend aus der gewöhnlichen und alltäglichen Gesellschaft des Königs. Als der König glaubte, sein Authorzorn werde sich gelegt haben, ließ er ihm sagen: „Er habe mit Vergnügen vernommen, seine Unpäßlichkeit wäre vorüber, und er erwarte ihn deßwegen diesen Abend zur gewöhnlichen Stunde„ Quintus fand sich ein, und kein Blick, keine Miene, keine Frage setzte ihn in Verlegenheit. Der König kam derselben mit Leitung eines Gespräches auf gleichgiltige Gegenstände und mit einer Artigkeit zuvor, die einem Partikulier Ehre machen würde, und die nur einem grossen Menschenkenner, Menschenfreund und

Weltmann eigen ist. Man hat noch sehr viele Züge von der Art, welche beweisen, wie unsultanisch der König von Preussen denkt und handelt.

Indessen die preußische Regierung so allgemein verkannt wird, indessen auch diejenigen Höfe, welche die Anstalten Friedrichs aufs genauste nachzuahmen suchen, doch nie in den Geist seiner Staatsverwaltung eindringen, und gemeiniglich das für den Endzweck halten, was bey ihm nur Mittel ist, oder auch wegen Mangel an durchgedachten Grundsätzen grade das, was das Einfachste und Offenste in seiner Regierung ist, als eine künstliche und geheimnißvolle Täuscherey betrachten; indessen die Regenten Europens noch nicht einmal dazu aufgelegt sind, Friedrichs Regierungssystem kennen zu lernen, ist Er mit der Verfassung, Verwaltung und den äussern Angelegenheiten auch der kleinern europäischen Staaten aufs genauste bekannt. Er kennt Frankreich vielleicht besser als unser ganzes Ministerium. Ich bin von guter Hand versichert worden, er habe 4 Personen in verschiedenen Gegenden unsers Vaterlandes einige Jahre lang reisen lassen, um genaue Kundschaft von der Bevölkerung, dem Anbau, dem Ertrag und besonders von den Manufakturen unserer Provinzen einzuziehn. Gewiß weiß ich, daß er auf diese Art die östreichischen Provinzen besser kennen lernte, als man sie zu Wien selbst kennt. Die Anekdote vom König in dem Discours préliminaire des Buches: Grande Tactique & Manœuvres des Guerre suivant les principes de sa Majesté Prussienne &c. wo sein Gesandter zu Paris, Lord Marschall, unserm Minister der auswärtigen Geschäfte über den Zustand Rußlands die Augen öffnen sollte, aber wegen der Dicke des Staares nicht konnte, hat ihre völlige Richtigkeit. Unser Ministerium hätte von dem Kö-

nig von Preussen noch öfters zu unserm Nutzen können belehrt werden, wenn es seine Präsumtion nicht ganz ungelehrig machte.

Die Emissärs, welche er zur Auskundschaftung der geheimen Kabinetsverhandlungen der europäischen Höfe gebraucht, erlauben sich freylich öfters Mittel und Wege, wobey die Ehrlichkeit zu kurz kömmt. Als die Theilung von Polen projektirt war, wurden die Papiere eines Geheimschreibers eines gewissen Kabinets auf eine Art kopirt, wobey die Freundschaft aufs äusserste geschändet, und eine Dreistigkeit gebraucht worden, die fast allen Glauben übersteigt. Allein diese Spionenkünste erlauben sich alle europäischen Höfe; nur ist keiner so glücklich damit als der preußische, weil keiner überhaupt so getreu und fleißig bedient wird, wie er. Die Geschäftigkeit, Treue und Verschwiegenheit, womit sie betrieben werden, sind die Ursachen, warum die preußischen Gesandten an allen Höfen so kurze Prozesse zu machen pflegen, und gemeiniglich schon das Resultat hinwerfen, wenn andre erst zu räsoniren, zu kombiniren und zu sondiren anfangen. Das Kabinet, welches etwas von Wichtigkeit, wobey der König von Preussen nur einiger Massen interessirt ist, ohne Wissen desselben zu verhandeln glaubte, ist betrogen. Auch bey der jetzigen Unterhandlung der Höfe von Petersburg und Wien in Betreff der Pforte hat der König einige Federn springen lassen, welche ihm die Kabinette beyder Mächte ziemlich weit öffneten — Er sagte den Jesuiten zwey Jahre ihren Fall voraus; aber sie glaubten ihm nicht, weil sie sich für grössere Propheten hielten.

Zuverläßig beruht Preussens Stärke zum Theil auf der deutlichen Kenntniß seiner eignen Kräfte und jener seiner Rivalen. Der Vortheil ist doppelt wich-

tig, da die Begriffe der letztern eben so verworren und unvollständig, als jene des Königs und seiner Minister deutlich und präzis sind. Verwirrung der Begriffe ist die Mutter des blendenden Stolzes, welcher uns zu dem größten politischen Fehler verführt, und uns unsre Feinde zu unserm grossen Schaden verachten macht. Diese Blendung hat Oestreich um Slesien und Großbrittanien um Amerika gebracht, wie der König von Preussen öfters selbst bemerkt hat. Er ist sicher, nie in diese Grube zu fallen; denn seine Eigenliebe blendet ihn nicht. In den preußischen und östreichischen Staatsschriften herrschte bisher ein merkwürdiger Kontrast. Diese suchen auf alle Art und öfters auch offenbar gegen ihr eignes besseres Wissen ihre Macht mit Posaunentönen zu vergrössern und den preußischen Staat zu verkleinern. Jene hingegen reden sogar im Krieg mit Hochachtung von Oestreichs Macht, und bis itzt hat man noch kein Beyspiel, daß ein Preusse in einer öffentlichen Schrift sich Mühe gegeben hätte, die Stärke seines Vaterlandes zu vergrössern. Alles, was inländische Schriftsteller hierüber gesagt haben, beruht auf Rechnungen und Thatsachen, ohne Pauken und Trompeten. Ein stark unterscheidender Karakterzug beyder Nationen. Während daß im bayrischen Krieg vor einigen Jahren die östreichischen Staatsmänner behaupteten, „der König von Preussen müsse nothwendiger weise Krieg anfangen, um seine Soldaten, für die er weder Geld noch Brod mehr hätte, nicht Hungers sterben zu lassen„, sagten die preußischen Minister in den öffentlichen Staatsschriften: „Es wäre unbegreiflich, wie sich ein so grosses und mächtiges Haus, als das östreichische, bey seiner gewaltigen Ueberlegenheit über seine Nachbarn und seiner so

hochgepriesenen Großmuth auf Kosten eines alten und ihm so wenig förchterlichen deutschen Hauses zu vergrössern suchen könnte„ — Mit einem Wort, der preußische Staat wird durch Ueberzeugung, und der größte Theil der übrigen Welt durch Wahn regiert.

Hamburg —

Der Körper, lieber Bruder, befindet sich durchaus in Norddeutschland grade um so viel schlechter, als sich der Geist überhaupt besser befindet, dann in Süddeutschland. Jenseits des Erzgebürges sind die Wirthshäuser, Straßen, Postwägen, und alle Dinge, die auf den Thiermenschen wirken, in dem besten Zustand. Diesseits des Erzgebirges sind die Wirthshäuser auf dem Lande nicht viel besser als die spanischen. Die Straßen sind wie die hungarschen, und anstatt der Postkutschen hat man hier eine Art grosser und plumper Bauernwagen, ohne Dach und Fach, worauf sich die Passagiers aufs Stroh hinlegen, wie die Schweine, und allem Ungemach der Witterung ausgesetzt sind. Dagegen findet man hier überall die besten Gesellschaften, fast in jeder noch so kleinen Stadt einige merkwürdige Fabriken, Sammlungen von Kunstsachen, Bibliotheken, Mäurerlogen, u. dgl. m. und fast jeder Landpfarrer hat hier mehr Welt- und Menschenkenntniß, als mancher Hofmann in Süddeutschland.

Die Natur hat im physischen Betracht beyde Hälften Germaniens schon sehr verschieden gemacht. Sachsen, welches der beste Theil vom nördlichen Deutschland ist, kömmt in Rücksicht auf natürliche

Fruchtbarkeit doch mit Böhmen, Oestreich, Bayern und Schwaben in keinen Verglich, und der Boden von Brandenburg, Pommern und Meklenburg hat nicht halb so viel natürlichen Werth, als der von Süddeutschland in gleicher Grösse.

Das Herzogthum Meklenburg ist ohngefähr so groß als das Herzogthum Würtemberg. Dieses zählt 560000 Einwohner, und trägt seinem Fürsten beynahe 2 Millionen Reichsthaler ein, da jenes kaum 220000 Menschen enthält, und nicht viel über 400000 Reichsthaler abwirft, wovon die Schweriniſche Linie der Herzoge drey, und die Strelitzische Ein Viertel zieht. Bey der so ungleich stärkeren Bevölkerung könnte das Würtembergische doch noch sehr gemächlich alle Einwohner Meklenburgs mit seinem Ueberfluß ernähren. Wenn man einen Kalkul machte, so würde sich finden, daß das Herzogthum Würtemberg fünf bis sechsmal so viel natürlichen Werth hat, als das Meklenburgische, ungeachtet der vortheilhaftern Lage des letztern an der See.

Im malerischen Betracht ist das Meklenburgische schöner und mannichfaltiger als die Mark Brandenburg, ob man schon in beyden Ländern keine eigentlichen Berge zu Gesicht bekömmt; denn die Dinge, welche man in diesem ganzen Strich mit dem Titel von Gebirgen beehrt, sind im Vergleich mit wahren Gebirgen nur Maulwurfhaufen. Unterdessen sah ich doch in Meklenburg einige sehr reitzende Landschaften, wo sanfte mit mannichfaltigem Gehölze bekränzte Hügel, wogigte und mit Getraide vergoldete Anhöhen und prächtige Wiesen mit einigen Bauernhütten rings um einem kleinen See her, ein vortreffliches Gemählde ausmachten.

Die meklenburgischen Bauern sind ein schöner und starker Schlag Menschen. Ihr lockigtes und blon-

des Haar erinnert den Reisenden an die alten Germanier, die dem römischen Luxus ehedem die auream cæsariem lieferten, welche auf dem Kopf eines dünnbeinigten, bleichgelben und hustenden jungen Senators oder einer hohlaugigten Liebhaberin der Thiere mit den langen Ohren, wofür Juvenal einen Theil der Damen seiner Zeit ausgiebt, die größte Satyre auf das Verderben Roms in den Augen des Denkers seyn mußte.

Alle Bauern in Meklenburg sind zwar Leibeigne; allein ihr Schikfal ist eben so hart nicht, weil der Adel menschlich, aufgeklärt und sehr gesittet ist. Dieser genießt nebst den Bürgern einiger Städte hier eine Freyheit, die er schon vor langer Zeit im ganzen übrigen Deutschland verloren hat. Die Herzoge von Meklenburg nebst dem Kurfürsten von Sachsen sind die eingeschränktesten Fürsten des Reiches, und keine Reichshofrathsreskripte, die sie in den vielen Streitigkeiten mit ihren Landständen schon ausgewirkt haben, konnten bisher noch den Adel demüthigen, der seine Eifersucht auf die Gewalt der Regenten oft bis ins Lächerliche treibt. Die Herzoge erhielten durch den Teschner Friedensschluß zur Befriedigung ihrer Ansprüche auf die Landgrafschaft Leuchtenberg das sogenante Ius de non appellando, oder das Recht, kraft dessen keine Streitigkeit von ihren Gerichten an die Reichstribunalien gezogen werden kann. Sie glaubten nun, ein entscheidendes Uebergewicht über ihre Landstände zu haben; allein diese protestirten gegen dieses Privilegium, weil dadurch ihre Freyheiten vernichtet würden, und die Sache ist noch nicht ausgemacht. Wahrscheinlicher weise werden sich die Herzoge im Besitz eines Rechtes erhalten, welches auser den Kurfürsten wenige andre

Reichsstände besitzen, und dadurch eine vollkommne Souveränität in ihren Landen erhalten.

Wenn ich Euch Leuten in der grossen Welt sage, daß man an der Lokenitz, Stör, Rekenitz, Warne und an andern Flüssen, die Ihr in euerm Leben nicht habt nennen gehört, und die nichts-desto weniger so gut als die Somme, Schelde, Sambre u. s. w., und zum Theil auch schiffbare Flüsse sind, sehr gute Gesellschaften findet, so sprecht Ihr einstimmig das Urtheil, mein Geschmak sey durch die grobe deutsche Luft verdorben worden. Unterdessen versichre ich Euch, Ihr würdet die Gesellschaft selbst gut heissen, wenn Ihr auch warm in Euern Betten parfümirt, und wohl eingeschlossen in Euern Kabinetchen durch den Schlag eines magischen Stabes in einen Zirkel von meklenburgischem Adel versetzt würdet, ohne nur ein Drachma deutsche Luft unterwegs einzuathmen, und wenn Ihr auch gleich keine Akademiciens, keine Abbes, keine Virtuosen, keine Journalisten, keine Komödianten und keine von den Personen findet, welche Ihr zur Würze Eurer Gesellschaften braucht. Die Natur, der gesunde Menschenverstand und die reine Gutherzigkeit geben dem Umgang hier eine kräftigere und nahrhaftere Zubereitung, als Eure Histoires und Anekdotes du Jour, Eure Komödien, fliegende Broschüren und alle Eure künstlichen Brühen, worunter Ihr auch so viel Assa fötida zu mischen pflegt. Geselliger und gastfreyer fand ich noch keinen Adel, als den von Meklenburg, besonders in und um Güstrow. Er ist auch mit der feinen Lebensart und der grossen Welt so unbekannt nicht, als Ihr wohl wähnt. Die Tafeln sind hier vortreflich besetzt, und man findet viele Leute mitunter, die eine grosse praktische Kenntniß vom Hofleben haben. Die Litteratur ist durch alle Stände, die

über dem Pöbel sind, ausgebreitet. Die Frauen wissen nichts davon, was Ton geben heißt. Sie haben nichts von dem Vordringlichen und Herrischen, und auch nichts von der Eroberungssucht unserer Landsmänninnen. Sie sind sanft, nachgiebig gegen ihre Gatten, still und züchtig. Allein alles, was sie reden, ist so naiv und so herzig, daß mir der Witz unserer berühmtesten Gesellschafterinnen im Kontrast damit anekeln würde.

Ich fand es sehr natürlich, daß ich auf meinen deutschen Reisen durchaus sehr viel von dem jetzigen Krieg sprechen hörte. Die Nation nimmt wenigstens in Rücksicht auf ihre Miethtruppen einigen Theil daran, und da sie seit einem Jahrhundert der Mittelpunkt aller europäischen Kriege war und überhaupt sehr kriegerisch ist, so wundert es mich eben nicht, daß über hundert inländische Zeitungen kaum hinreichend sind, ihren Hunger nach Kriegsneuigkeiten zu stillen. Unerklärlich ist mir aber die unbeschreibliche Partheylichkeit der Deutschen für die Engländer. Unter hundert Deutschen findest du kaum Einen, der unsre Parthey nimmt. Besonders sind die Meklenburger bis zur Schwärmerey für die Britten eingenommen. Ich war an vielen Orten, wo man kleine gesellschaftliche Feste giebt, wenn die Göttin mit den zwo Trompeten, one before and one behind, ein den Engländern günstiges Gerüchte verbreitet. Man findet etwas grosses in den Thaten und dem Karakter der Britten, welches man auf unsre Kosten bis zur Abgötterey verehrt und bewundert. Auch ausser den Kriegsoperationen sind die Deutschen bis zur Ausschweifung gegen uns unbillig. Man hält unsere Regierung für die Quintessenz des Despotismus, und uns überhaupt für ein tükisches und betrügerisches Volk, da wir doch Bonhommie und

Offenherzigkeit für unsre Hauptnationaltugenden halten, die uns auch viele Ausländer zugestanden haben. Die Projekteurs und Avanturiers, welche Frankreich ausgeworfen hat, und die in Deutschland ihr Glück zu machen suchten, mögen das meiste zu diesem Vorurtheil beygetragen haben. Ich könnte es den Deutschen nicht verzeihen, unsre ganze Nation nach diesem Auswurf so einseitig zu beurtheilen, wenn ich nicht wüßte, daß man bey uns eben so ungerecht gegen sie ist, und den Baron, der mit seinem bordirten Rok und seiner bordirten Weste in Paris manchmal eine drolligte Figur spielt, als das Muster vom deutschen Adel betrachtet. Die Nationen müssen überhaupt einander viel verzeihen, und es ist auch sehr leicht zu verzeihen, wenn die Vorurtheile dieser Art wie in Frankreich und Deutschland, den Individuis unschädlich sind, so sehr auch die Nationallehre darunter leiden mag. In England, Holland und einigen andern Ländern haben sie für den Partikularen öfters schlimme Folgen, und dieß ist unverzeihlich.

Der erste Anblick des Innern der Reichs- und Hanseestadt Hamburg ist sehr eckelhaft und abschrekend. Die meisten Strassen sind enge, dumpfigt und schwarz, und das gemeine Volk, welches sie durchwühlt, ist grob, wild und im Ganzen auch nicht sehr reinlich. Sobald man aber in einigen der bessern Häuser bekannt ist, bekömmt man einen vortheilhaftern Begriff von der Stadt. In den Häusern der reichern Kaufleute herrscht Gemächlichkeit, Reinlichkeit, Pracht und zum Theil auch Verschwendung. Die Hamburger sind die ersten Protestanten, die ich sah, welche im Essen und Trinken gut Deutschkatholisch geblieben sind. Ihre Tafeln übertreffen noch jene der Wiener, Grätzer, Prager und Mönchner, und

vielleicht wird nirgends in der Welt so viel auf den sinnlichen Geschmak raffinirt, als hier. Die Gärtnerey ist in wenig Städten Deutschlands so blühend als hier, und doch begnügt man sich nicht mit den vortreflichen Zugemüsen, welche der vaterländische Boden liefert, sondern beschreibt sich manche Gattungen derselben aus England, Holland und einigen Gegenden Deutschlands, bloß weil die Mode den ausländischen Gewächsen einen Vorzug beygelegt hat. Aus Norden, Osten, Süden und Westen treibt man alles zusammen, was nur jedes Land eignes und kostbares für den Tisch hat. Es würde deinen Glauben übersteigen, wenn ich dir ein vollständiges und getreues Gemählde von der hiesigen häuslichen Lebensart machte. Du kannst dir einigen Begriff davon machen, wenn ich dir sage, daß man in den guten Häusern hier zu jeder Speise einen besondern Wein giebt: Nach der hier allgemein herrschenden Grundlehre des Essens und Trinkens hat der Burgunder, der Schampagner, der Malaga-, Porto-, Madera-, Rhein- und Moselwein, jeder seine besonders angewiesene Speise, auf welche er paßt; und so wie die Tracht kömmt, für welche die Natur nach dem Ausspruch des weisen Hamburgers diese oder jene Gattung Wein geschaffen hat, so werden frische Gläser mit der gehörigen Sorte gekredenzt. Zu jungen grünen Bohnen die Schüssel oft für einen Dukaten, mit neuen Häringen das Stück oft um Einen Gulden, trinkt der Hamburger gewiß keinen andern als Malagawein, und zu neuen grünen Erbsen ist der Burgunder das anständige Vehikulum. Austern müssen nothwendiger weise im Schampagner schwimmen, und ihre köstlichen gesalzenen Fleische werden bloß mit Porto oder Maderawein konvoyirt. Du mußt nicht glauben, dieß geschehe bloß bey Feyerlichkeiten. Nein; es ist

die

die alltägliche Art der hiesigen Reichen. Die ganze übrige Lebensart stimmt mit diesem Geschmack überein. Ich mußte schon einige Besuche in den Landhäusern vor der Stadt machen, die unzälig sind. Equipage, Meublen, Spieltische, kurz alles entsprach dem Reichthum der Tafel. Eine gewöhnliche Gesellschaft von Leuten von Stand zu Paris ist selten glänzender, als die hiesigen Partheyen in den Sommerhäusern sind, und schwerlich wird in Paris im Ganzen so hoch gespielt, als hier. Häuser, die jährlich 20 bis 30 tausend Livres verzehren, gehören noch unter die mittelmäßigen, und wenn sich gleich die Familien bloß durch ihre Industrie erhalten müssen, und fast gar kein Adel hier ist, der seine gewissen Revenüen von liegenden Gründen hat, so sind doch der Häuser, die 40, 50 bis 60 tausend Livres zu ihrer Wirthschaft brauchen, sehr viele.

Bey dem Hang zur Sinnlichkeit vernachläßigt man aber hier doch den Geist nicht, wie in Süddeutschland. Die Hamburger von der höhern Klasse sind noch munterer, geselliger, gesprächiger und witziger als die Sachsen. Man findet hier viele Gelehrte vom ersten Rang. Besonders steht hier die Naturgeschichte in grosser Achtung, wie denn auch ein Hamburger dem Ritter Linne die Grundidee zu seinem Natursistem gegeben hat. Da viele der hiesigen jungen Leute, meistens des Handels wegen auf einige Zeit nach London, Petersburg, Bordeaux, Kadix und nach andern Seeplätzen gehn, wo sich Aeste von hiesigen Handelshäusern angepflanzt haben, so trift jeder Fremde hier Leute an, die mit seinem Vaterland bekannt sind. Ueberhaupt reisen die Hamburger viel, welches die hiesigen Gesellschaften besonders lebhaft und unterhaltend macht.

Das hiesige Frauenzimmer ist schön, artig, und

freyer in Umgang, als es in protestantischen Städten gemeiniglich zu seyn pflegt. Ueberhaupt herrscht hier eine Lebhaftigkeit, die man so tief in Norden nicht suchen sollte, und welche mit den holländischen Handelsplätzen stark absticht. Ohne Zweifel trägt die gute Tafel das meiste dazu bey. Eine dieser Stadt ganz eigne Belustigungsart bietet der Alsterfluß dar. Er fließt von Norden fast mitten durch die Stadt, und bildet in derselben einen See, der wohl seine 1000 Schritte im Umfang haben mag. An den jetzigen schönen Sommerabenden ist dieser See fast ganz mit einer Art Gondeln bedekt, die aber nicht so traurig aussehn als die venetianischen. Man speißt Familien- und Parthienweise fahrend in diesen Gondeln mit der gewöhnlichen Niedlichkeit der Hamburger zu Nacht, und ein mit Musik besetztes Fahrzeug schlängelt sich öfters durch die gedrängte Reihen dieser Gondeln durch. Das Ganze hat eine unbeschreiblich gute Wirkung, besonders da nahe bey dem See ein öffentlicher, starkbesuchter Spazierplatz ist, dessen Lebhaftigkeit jene des Sees noch sehr erhebt.

Nahe über der Stadt liegen an der Elbe einige Dörfer, die vier Lande genannt, die im Sommer auch ein besonderer Tummelplatz des öffentlichen Vergnügens sind. Die Bauern dieser Dörfer sind sehr wohlhabend, und ziehn durch ihre vortreflichen Gemüse, besonders ihre berühmten grünen Erbsen, eine unglaubliche Summe Geldes aus der so lekerhaften Stadt. Täglich findet man im Sommer Lustparthien von Stadtleuten in diesen Dörfern, wo eben so viel Reinlichkeit als Ueberfluß im Essen und Trinken herrscht. Die unvergleichlich schönen Bauernmädchen, deren Kleidung die schönste ist, die ich je unter Landmädchen gesehn, locken auf Kosten ihrer

Unschuld die jungen Herren schwarmweise aus der Stadt, von denen sich mancher auch auf einige Wochen unter dem Vorwand einer Milchkur in einem der Dörfer einquartirt, um seiner Liebe nachhängen zu können. Laßt dieselbe sichtbare Spuren zurück, so haben die Bordels und die Zuchthäuser der Stadt eine neue Acquisition gemacht, die sie immer wechselweis einander abtreten, bis die Waare ins Hospital muß. Diese sogenannten vier Lande liefern der Stadt nebst den Zugemüsen, der Butter, Milch, den Heu u. dgl. m. auch die meisten Freudenmädchen und die meisten öffentlichen Spinnerinnen. — Das hart an der Stadt gelegne Altona bietet den Hamburgern noch unzälige Gelegenheiten sich zu belustigen dar. Der König von Dänemark, welcher diesen Ort aus Eifersucht auf Hamburg auf alle Art blühend zu machen sucht, scheint den Bordels und Wirthshäusern dieser Stadt eben so viel Abbruch, als der Handlung derselben thun zu wollen. Durch seine Bemühungen ist Altona wirklich in kurzer Zeit aus einem Dorf eine Stadt von ohngefähr 35000 Einwohner geworden, unter denen aber freylich sehr viel Gesindel ist.

Die Gegend um Hamburg ist sehr reitzend, ob sie schon eben ist. Der mannichfaltige und fleißige Anbau giebt sehr viel Leben. Das meiste trägt aber das Gewässer zu ihrer Schönheit bey. Der Fluß, welcher der Stadt unsägliche Vortheile verschaft, und den sie als die äusserste Zollstadt größtentheils beherrscht, hat vor derselben 7/4 Stunden in der Breite, und bildet verschiedene Inseln, auf welche man auch häufige Lustparthieen macht. Der Anblik dieses mächtigen, starkbeschiften, und zum Theil mit schattigten Inseln bedeckten Stromes hat viel Majestät.

Ungeachtet des vielen Gewässers und der tiefen Lage der Stadt ist die Luft hier doch sehr gut, weil sie immerfort und von allen Seiten von starken Winden gereinigt wird. Der Nordwestwind ist der Stadt sehr gefährlich. Er hemmt den Ausfluß des Stromes, und verursacht ungeheure Ueberschwemmungen, welche oft den untern Theil der meisten Häuser mit Wasser anfüllen, und auf dem Lande umher unbeschreibliche Verheerungen anrichten.

Hamburg —

Hamburg ist ohne Vergleich die blühendste Handelsstadt in Deutschland. Ausser London und Amsterdam ist schwerlich ein Handelsplatz in Europa, wo man immerfort so viele Schiffe sieht, als hier. Das hiesige Gewerbe beruht freylich größtentheils nur auf Kommißionen und Spditionen; allein der eigenthümliche und solide Handel der Einwohner ist daneben doch auch sehr beträchtlich. Spanien und Frankreich sind für den hiesigen Handel die wichtigsten Länder, besonders ist das Verkehr mit dem ersten Reiche sehr vortheilhaft für die hiesigen Kaufleute. Hamburg versah Spanien bis hieher größtentheils mit Leinwand, und lieferte ihm auch eine ungeheure Menge Eisen, Kupfer und andre nordische Artickel. Die Preussen, Dänen, Schweden und Russen geben sich zwar alle Mühe, ihre Produkten selbst den Spaniern zuführen zu können; allein es hält schwer, die Handlung aus einem alten Gang zu bringen, und viele Kaufleute in Norden finden den Zwischenhandel der Hamburger zu gemächlich und

zum Theil auch zu vortheilhaft für sich, als daß diese in Gefahr stünden, diesen Händlungskanal ganz zu verlieren. Die Remessen bleiben zu lange aus Kadix aus, und wenn eine Nation nicht durch den Waarentausch sich immerfort bezahlt macht, so ist der Handel mit Spanien sehr beschwerlich. Nun ist aber Hamburg immerfort an Spanien schuldig, oder es bezieht allzeit mehr Waaren aus diesem Reiche, als es demselben liefern kann (die Kriegszeiten ausgenommen, wo die Schiffbaumaterialien, Munition u. dgl. m. einen Unterschied machen). Es ist also sehr natürlich, daß ein Theil der nordischen Ausfuhr leichter durch die Hände der Hamburger geht, die ordentlich und geschwinde bezahlen können, dahingegen das Abwarten der Schiffe von Havanah, welche die Seele des ganzen spanischen Handels sind, oft den nordischen Kaufmann in Verlegenheit setzt.

Zuckerrohr ist der Hauptartickel, den Hamburg aus Spanien zieht, und womit es ungeheure Summen gewinnt. Keine Nation hat es bisher den Hamburgern im Zuckersieden und raffiniren zuvorthun können, und der Handel mit diesem Artickel erstreckt sich durch ganz Deutschland, Polen und einen grossen Theil der Nordländer. Weine, Salz, Baumwolle, Früchte u. s. w. sind ebenfalls sehr wichtige Artickel, die Hamburg den Spaniern abnimmt, und womit es einen sehr ausgebreiteten Handel in Norden treibt. Nebstdem machen die Kattun- Strümpf- und Bandfabriken, die Spezereyen und der Fischfang einen grossen Theil des soliden Handels dieser Stadt aus. Nirgends giebt es auch feinere und kühnere Spekulanten als hier. Kein Umstand, kein Augenblick, der einem gewissen Artickel günstig ist, entgeht ihnen. Der jetzige Krieg hat hier erstaunliches Geld aufgehäuft.

Die aufgeklärten und patriotischen Regenten dieser Stadt unterlassen nichts, was zur Ausbreitung der Handlung beytragen kann. Vor mehrern Jahren suchten sie wegen dem Anschein grosser Vortheile ihren Mitbürgern den Handel nach den Küsten der Barbarey zu eröffnen. Die Holländer wurden eifersüchtig darauf, und machten den König von Spanien glauben, die Hamburger führten zu seinem Nachtheil den Sarazenen Kriegsvorrath zu. Der König ergriff diesem Wahn gemässe Maaßregeln, welche den hiesigen Kaufleuten diesen neuen Kanal verstopfen, dem sie den ungleich wichtigern Handel mit den Unterthanen desselben nicht aufopfern konnten.

Auf allen Seiten ist diese Stadt im Gedränge mächtiger Rivalen, über deren Bedrückungen aber allzeit ihre Industrie, Klugheit, und Freyheit siegen. Die Dänische Regierung unterläßt nichts, was dieser Stadt schaden kann. Oft sucht sie dieselbe ohne einen abzusehenden Vortheil bloß zu necken. Die Dänischen Minister glauben, der Kanal, wodurch sie die Ostsee mit dem deutschen Meere vermittelst des Eyderflusses wirklich verbinden wollen, werde der Handlung von Hamburg und Lübeck unheilbare Wunden versetzen; allein die Regierung und der kluge Theil der hiesigen Bürgerschaft sind so ruhig darüber, als wenn se. dänische Majestät einen Kanal in Grönland graben liesse. Auf der andern Seite erschwerte der König von Preussen durch seine förchterlichen Zölle die Kommunikation dieser Stadt mit Sachsen vermittelst der Elbe, die für beyde Theile ungemein wichtig ist. Der weise Rath von Hamburg trat hierauf in Unterhandlung mit den Regierungen von Hannover und Braunschweig, und entwarf den Plan zu einer Strasse, welche den Han-

del zwischen Sachsen und dieser Stadt erleichtern sollte. Der König von Preussen sah, daß nun seine Elbzölle eher ruinirt würden, als die Handlung zwischen Hamburg und Sachsen, und setzte sie demzufolge herab. Sie sind immer noch sehr lästig für die Sachsen und Hamburger; allein sie müssen doch in gewissen Schranken bleiben.

Aller Bedrängnisse ungeachtet hat die Handlung dieser Stadt in diesem Jahrhundert immer zugenommen. Die durch den stärkern Anbau, die wachsende Bevölkerung und den Luxus der Nordländer vermehrte Konsumtion hat ohne Zweifel das meiste hiezu beygetragen. Allein bloß die Freyheit würde im Stand gewesen seyn, eine Menge Hindernisse zu besiegen, welche feindselige Nachbarn der hiesigen Handlung in den Weg zu legen suchten. Während daß die benachbarten Regierungen ihre mannichfaltigen Akzis und Mauthsisteme einführten, und dadurch ihren Unterthanen so viele Handlungskanäle verstopften, eröffnete man hier der Aus- und Einfuhr der Waaren ohne den geringsten Unterschied alle mögliche Thüren, und suchte die Zölle eher zu verringern als zu erhöhen. Diese uneingeschränkte Handlungsfreyheit entspricht vollkommen der Verfassung und der Lage der Stadt, und sie war das einzige Mittel, welches die kluge Regierung derselben ergreifen konnte, um die Republik aufrecht zu erhalten. Wenn aber die Stadt nicht eine besondre selbstständige Republik ausmachte, so würde diese eingeschränkte Handlungsfreyheit dem Staat, welchem die Stadt zugehörte, sehr nachtheilig seyn, indem sie zum Theil auf dem Luxus und der Verschwendung des benachbarten platten Landes beruht, und nur auf Kosten andrer Theile dieses Staates bestehen könnte. Die hiesigen Politiker haben Recht, wenn sie behaupten,

die uneingeschränkteste Handlungsfreyheit sey die Grundfeste des Wohls ihrer Vaterstadt; allein sie haben sehr Unrecht, wenn sie, wie sie allgemein thun, das preußische Akzissistem für ein wahnsinniges und land- und leutverderbliches Unternehmen halten. Mit einer einzeln, unabhängigen Stadt verhält es sich ganz anders, als mit einem grossen Staat. Die Handlung, welche die Herren Hamburger bereichert, macht viele Hollsteiner und Meklenburger arm, denen sie so viel Geld für Kafee, Zucker, Wein u. dgl. m. abzapft, und sie könnte des Königs von Preussen beste Provinz in kurzer Zeit zu Grunde richten, so wie die blühende Handlung von Danzig sehr viel zur Verarmung des ganzen, weiten polnischen Reiches beygetragen hat. Wenn Hamburg ein beträchtliches Gebiet hätte, so würden seine Regenten bald die schlimmen Folgen einer unbedingten Handlungsfreyheit empfinden, wenigstens wenn sie nicht, wie die Regenten einiger andern Republiken, das Landvolk den Bürgern der Stadt gänzlich aufopfern wollten. Unterdessen hat bloß das Geschrey der aus- und inländischen Kaufleute, von denen der König von Preussen seine Bauern nicht will plündern lassen, ihn bey den Leuten von Herrn Wraxalls Art in den Ruf der Tyranney gebracht.

Das Vermögen der hiesigen Einwohner ist einer beständigen Ebb' und Fluth gleich. Die kostbare Lebensart ist die Ursache, daß wenige sehr reiche Häuser hier sind, und vielleicht keines aufzufinden ist, das sich über 60 Jahre lang in einem gewissen Glanz erhalten hat. Das ungeheure Vermögen dieser so mächtigen Handelsstadt ist so sehr vertheilt, daß nicht über 5 Millionärs hier zu finden sind, aber die Zahl der Häuser von 300 bis 600tausend Gul-

den ist sehr groß. Sobald es ein Kaufmann auf die 100000 Gulden gebracht hat, muß er seine Equipage und seinen Garten haben. Sein Aufwand steigt mit seinem Vermögen, und dann ist der kleinste Schlag im Stand, ihn wieder in den Koth zurück zu werfen, aus dem er sich freylich wieder sehr leicht herausarbeiten kann. Hamburg ist darin wirklich einzig, daß man hier viele Leute findet, die 2, 3, und 4 mal bankrutt geworden, und doch wieder bey Kräften sind. Der Mann, der seine 200 bis 300 tausend Gulden Vermögen hatte, und sowohl in seiner Wirthschaft als auch in seinen Handelsgeschäften mehr Lärmen damit machte, als mancher Amsterdamer mit vielen Millionen, verliert augenblicklich sein Komptoir, sein Haus, seine Magazine, seinen Garten, seine Kutschen und Pferde, lauft des andern Tages wieder als Mäkler in der Stadt herum, und kaum ist sein altes Haab und Fahrt vom Gerichte verkauft, so hat er schon wieder sein Komptoir, kauft sich wieder ein Haus, fährt gar bald wieder mit 2 prächtigen Hollsteinern herum, hat wieder seinen Garten, seinen Koch, seine Spieltische, und, husch! ist er wieder ein Mäkler. Die unbeschreibliche Leichtigkeit, das Geld umzusetzen, macht die Kaufleute hier zu kühn, und ein Hamburger macht mit 50000 Gulden gewiß mehr Geschäfte, als ein Holländer mit 200000; allein dagegen ist er auch den schlimmen Zufällen mehr ausgesetzt als dieser. Die Sicherheit, in seinem Alter nicht darben zu müssen, macht ihn vollends sorglos. Nirgends hat man für die Bankruttiers so günstige Einrichtungen als hier. Sie erhalten, wenn sie nicht wieder mäkeln und ihr Glück von neuem versuchen wollen, Stadtdienste, von welchen sie gemächlich leben können, und man hat auch besondre Fonds, um an

me Bürger, unter denen man hier nichts als Bankruttiers versteht, zu unterstützen. Ueberhaupt findet man nirgends so vortrefliche Armenanstalten, als hier. Man sieht überall, daß Bankruttiers von jeher Theil an der Gesetzgebung und Staatsverwaltung gehabt haben, und sich und ihre Nachkommenschaft auf alle Fälle sicher setzen wollten.

Die schnellen und beständigen Revolutionen in den Handelshäusern geben hier dem Kaufmannsgeist einen Schwung, den er nirgends in der Welt hat. Nirgends thut das kaufmännische Genie so viele Wunder, als hier. In richtigen Beurtheilungen, Kalkulationen, Spekulationen, und glücklichen Koups übertreffen die Hamburger weit die Holländer, und unter den hiesigen Mäklern findet man mehr ächte Handlungstheorie, als in manchen dicken Büchern, die hierüber geschrieben worden. Nur muß man dieselbe nicht statistisch betrachten wollen; denn für Zölle, Akzise, und alles, was dem modernen Judaismus im Weg steht, haben sie keinen Sinn. Der Schliff und die Biegsamkeit, welche die häufigen und mannichfaltigen Zufälle dem hiesigen Handlungsgeist geben, sind in Rücksicht auf das Ganze ein gröfseres Kapital, als die Millionen der Holländer, die geschickter sind, das Geld zu behalten, als zu erwerben. Mit der nämlichen Leichtigkeit, womit der Hamburger fällt, arbeitet er sich auch wieder empor, dahingegen der Holländer ohne die äusserste Kärglichkeit und angestrengte Bemühungen sein Glück nicht machen kann, und überhaupt genommen bloß durch den Fleiß und die Sparsamkeit seiner Ahnen vermögend ist. Reiche Erben sind hier nach dem Verhältniß der ganzen Geldmasse sehr selten, weil dieselbe zu sehr vertheilt, und ihre Ebb' und

Fluth zu schnell ist. Verstand und Industrie sind hier das Hauptkapital des einzeln Kaufmannes.

Der ganz uneingeschränkte Kredit der hiesigen Bank ist ein Beweis, wie vermögend die Stadt im Ganzen ist, und wie richtig man hier über alles denkt, was Bezug auf die Handlung hat. Die Grundsätze, wornach diese Bank eingerichtet ist, sind die einfachsten, die sich denken lassen. Kein Papier, keine gewisse Münzsorte, kein eingebildeter Werth, sondern das wirklich baar daliegende und nach dem Pfund abgewogene Silber, ist die Grundveste dieser Bank, die sich bey allen Fremden in so grosses Ansehn gesetzt hat, und gewiß auch unter allen, die man nur kennt, die solideste ist.

Die Regierungsverfassung von Hamburg ist vortreflich. Ich kenne keine Republik, die das Mittel zwischen Aristokratie und Demokratie so glücklich traf, und sich gegen die Inkonvenienzen beyder Regierungsarten so sicher zu setzen wußte, als diese. Die gesetzgebende Macht ist in den Händen der gesammten Bürgerschaft. Sie ist nach den 5 Kirchspielen der Stadt eingetheilt. Das erste Kollegium, oder der erste Ausschuß derselben besteht aus den Oberalten, deren aus jedem Kirchspiele 3 von den verschiedenen Gemeinden dazu erwählt werden. Zu dem zweyten Ausschuß wählt jedes Kirchspiel noch 9 Personen, so daß er mit den Oberalten ein Kollegium von 60 ausmacht. Zu dem dritten Ausschuß giebt jedes Kirchspiel noch 24, so daß er mit den beyden erstern aus 180 Personen besteht. Gewisse Dinge werden vom Rath stufenweis bloß vor diese 3 Ausschüsse der Bürgerschaft gebracht; wenn aber ein neues Gesetz oder eine Auflage zu machen ist, so muß es, wenn es vor diesen Ausschüssen war, auch noch der gesammten Bürgerschaft vorgetragen werden. Bey dieser

Bürgerversammlung müssen die 180 und aus jedem Kirchspiele noch 6 sogenannte Adjunkten nothwendig erscheinen. Von den übrigen Bürgern darf jeder, der ein eigenes Haus oder unbewegliches Gut schuldenfrey, oder eine bestimmte Summe baares Geld über den Werth besitzt, um welchen das Haus oder das Gut verhypothezirt ist, bey dieser Versammlung erscheinen, und seine Stimme geben.

Das elende Zunftsystem, welches in andern Republiken, die sich der Demokratie nähern, oft zu so lächerlichen und oft auch zu so abscheulichen Auftritten Anlaß giebt, hat also hier keinen Einfluß auf den Staat. Kein Handwerk kann hier, wie in manchen andern republikanischen Städten, das ganze Volk tyranniſiren, und der Schusterleist kann nicht der Maaßstab vom Wohl des gemeinen Wesens werden. Es ist auch dafür gesorgt, daß die Volksluft, welche in Staaten, die der demokratischen Verfassung so nahe als Hamburg sind, oft die weisesten Verordnungen und die gemeinnützigsten Entwürfe verweht, dem hiesigen Staat nicht so leicht nachtheilig seyn kann. Ehe eine Gesetz vor die gesammte Bürgerschaft kömmt, ist es schon von dem bessern Theil derselben geprüft worden, und es ist dann nicht schwer das Volk für die gute Sache zu gewinnen, da es zu seinen von ihm selbst gewählten Ausschüssen Zutrauen haben muß. Der Hauptausschuß ist auch zu zahlreich, als daß sich eine besondre Parthey durch die bekannten demokratischen Künste leicht überwichtig machen könnte. Da die Ausschüsse für eine lange Zeit gewählt sind, und nicht leicht abgeändert werden; so sind ihre Mitglieder mit dem wahren Zustand des gemeinen Wesens bekannt genug, um ihren Gemeinden und der gesammten Bürgerschaft einen genauen und deutlichen Begriff von dem Sinn der

Gesetze, Verordnungen und öffentlichen Anstalten geben zu können. Die Vertheilung der Bürgerschaft nach den Kirchspielen hat auch noch den Vortheil, daß die Familienverbindungen nicht so leicht ein schädliches Uebergewicht bekommen, als in den Republiken, wo dieselbe in Zünfte oder beliebige gewählte Gesellschaften vertheilt ist. Wenn du dir die Mühe nimmst, diese Verfassung mit andern republikanischen Formen zu vergleichen, so wirst du leicht noch mehr Vortheile herausrechnen können.

Der Rath, welcher die vollziehende Gewalt in Händen hat, besteht aus 36 Personen, nämlich vier Bürgermeister, 4 Syndiks, 24 Rathsherren und 4 Sekretärs: Aber bloß die Stimmen der Bürgermeister und Rathsherren werden gezält. Er wählt seine Glieder selbst nach vorläufigem Vorschlage durch das Loos. Seine Gewalt, die sich nämlich bloß auf Vollziehung der Gesetze bezieht, ist uneingeschränkt, und die Gerechtigkeit und Polizey haben deswegen hier eine Kraft, die sie in wenigen so demokratischen Republiken haben. Er besteht nicht aus Leuten, die gar keinen Beruf zum Regieren haben können, wie in andern Republiken. Drey von den Bürgermeistern, 11 Rathsherren und alle Syndiks und Sekretärs müssen Gelehrte und sogar Graduirte seyn, und Beweise von ihren erfoderlichen Kenntnissen abgelegt haben. Ein Bürgermeister und 13 Rathsherren müssen, der Natur der Republik gemäß, Kaufleute seyn. Die Einkünfte von den Rathsstellen selbst sind unbeträchtlich genug, um den Geitz von der allgemeinen Staatsverwaltung entfernt zu halten. Ehre, Tugend und Geschicklichkeit sind die vorzüglichsten Beweggründe zur Bewerbung. Wenn einer die Rathsstelle, wozu er gewählt wird, ausschlägt, muß er sogleich die Stadt räumen. Die Anzahl der

Rathsglieder ist zu gering, als daß die Familienpartheylichkeiten der Gerechtigkeit und Polizey öfters hinderlich seyn könnten. Kurz, die gesetzgebende Macht ist so sanft und populär, als sie seyn kann, und die vollziehende Macht ist, wie sie seyn muß, monarchisch strenge, und Hamburg ist wirklich das Muster einer wohleingerichteten Republik.

Malversationen mit den Staatsgeldern sind hier höchst selten, und fast unmöglich, weil die Leute, welche sie verwalten, keine Glieder des Rathes sind, sondern unter der strengen Aufsicht desselben und der Bürgerschaft stehen und zur pünktlichsten Rechenschaft gezogen werden. Sie sind eine besondere Deputation der Bürgerschaft, die aus 10 Personen besteht, wozu jedes Kirchspiel zwey, theils durch Wahl, theils durchs Loos, deputirt. Alle 6 Jahre legt jeder dieser Deputirten sein Amt nieder, und sein Kirchspiel wählt einen andern an seine Stelle. Dieß geschieht nicht, um, wie in andern Republiken, mehrere am gemeinen Besten Theil nehmen zu lassen, sondern, um die Deputirten von einer wirklichen Last zu befreyen.

Die Einkünfte der Stadt sind sehr beträchtlich, und fliessen theils aus alten beständigen Quellen, theils aus unbeständigen Auflagen, die von der Bürgerschaft bewilligt werden. Gewisse Kontributionen hat der Bürger das Recht in einem verschlossenen Beutel den Deputirten einzuhändigen, den sie in seiner Gegenwart nicht öfnen dörfen. Die Stadt hat auch ungeheure Ausgaben. Um den Ausfluß der Elbe, worauf das ganze Wohl der Republik beruht, nicht versanden zu lassen, und ihren bey der Mündung des Flusses gelegenen Haven im Stand zu erhalten, hat sie Anstalten treffen müssen, die dem Anschein nach ihre Kräften übersteigen sollten. Ihre sämmtlichen Einkünfte sollen sich auf beynahe

4 Millionen Mark, belaufen, und reichen kaum zum nöthigen Aufwand zu.

Die schnellen und beständigen Revolutionen in dem Vermögen der einzeln Bürger setzen diesen Staat vielleicht noch wirksamer als seine Verfassung gegen Oligarchie und Familienkomplotte sicher. Hier weiß man nichts von herrschenden oder gefährlichen Häusern, von welchen keine unserer heutigen Republiken frey ist. Ein Beweis von der guten Einrichtung und der vortreflichen Verwaltung dieser Republik ist, daß sie vielleicht die einzige deutsche Reichsstadt ist, die keine Prozesse mit sich selbst bey den Reichsgerichten führt. Zu Wien nennte man mir verschiedene Reichsstädte, deren manche Prozesse zu Dutzenden gegen sich selbst beym Reichshofrath anhängig gemacht hat. Zu Anfang dieses Jahrhunderts war Hamburg auch in einer starken Gährung, die aber 1708 durch die wohlthätige Verwendung des kayserlichen Hofes und die Klugheit verschiedner Patrioten so gänzlich unterdrückt wurde, daß die Ruhe des Staats seitdem nicht die geringste Erschütterung mehr erlitten. Die Bande der Gesellschaft sind wirklich zu vest, als daß einige Zerrüttung in Zukunft zu beförchten stünde.

Bloß der misverstandne Religionseifer wollte einigemal Feuer anblasen; allein zu unsern Zeiten ist das Religionsfeuer überhaupt nur eine Strohflamme, die sich noch leichter aus- als anblasen läßt. Die Gegenwart des kayserlichen Gesandten, den die Bürgerschaft aus mehr als einer Ursache zu respektiren hat, und die Weisheit des Rathes sorgen dafür, daß die Funken erstickt werden, ehe sie zu Flammen ausbrechen können. Unterdessen war Hamburg von jeher mit orthodoxen Pfaffen gesegnet, die es an nichts ermangeln liessen, was einen Brand er-

regen könnte. Durch unermüdetes Blasen brachten sie es einigemal dahin, daß das Volk zu Thätlichkeiten schreiten wollte, um den Gottesdienst der Katholicken in der Hauskapelle des kaiserlichen Gesandten zu stören; allein die Polizey war ihnen allezeit überlegen. Wirklich steht an der Spitze der hiesigen Geistlichkeit ein Mann, welcher der Stadt in unserm philosophischen Jahrhundert wenig Ehre machen würde, wenn man nicht wüßte, daß ihn der Rath bloß deßwegen duldet, weil er äusserst sicher ist, daß seine inquisitorischen Anstalten nicht die geringste Wirkung haben, und die Scheiterhaufen, die er beständig baut, niemand ein Häärchen versengen können. Erst vor kurzem bließ dieser orthodoxe Mann, der sich Götz nennt, auf der Kanzel wieder gegen den Pabst und seinen Anhang Feuer; es that aber keine andre Wirkung, als daß er sich die Baken wund bließ, und er dem kaiserlichen Gesandten eine Abbitte thun mußte. Als dieser Mann seinen geistlichen papiernen Thron bestieg, herrschte noch die löbliche Gewohnheit in Hamburg, vor jeder Predigt in einem Gebeth den Pabst und seinen Anhang öffentlich und feyerlich zu verfluchen. Der Rath sah ein, daß dieß zu unsern Zeiten eine grosse Aergerniß wäre, und befahl dem Herrn Hauptpastor, diesen Fluch ins künftige zu unterlassen. Die Liebe zum Fluchen war aber diesem Mann so an die Seele gewachsen, daß er gegen diese Eingriffe der weltlichen Macht in das Heiligthum eine förmliche Protestation eingab, und ohne die weitern Verfügungen seiner Oberherren abzuwarten, in der nächsten Predigt einen doppelten Keil auf den Pabst und sein Reich von der Kanzel herabschleuderte; seine Donnerschläge sind aber zum Glück allzeit kalt. Der Rath ergriff nun das wirksamste Mittel, um den unartigen

gen Mann Sitten zu lehren, und drohte ihm mit dem Verlust seiner fetten Pfründe. Der Herr Hauptpastor hatte Philosophie genug, um einzusehn, daß es besser für ihn sey, nicht zu fluchen, als zu hungern, und so war der Pabst und sein Reich in den Kirchen der Reichs- und Hansestadt Hamburg gerettet. Obschon dieser Mann unzälige Mal öffentlich und allgemein ausgepfiffen worden, und seit 12 bis 15 Jahren der beständige Gegenstand des Spottes vom ganzen protestantischen Deutschland und zum Theil auch von seinen geistlichen Brüdern in Hamburg ist, so ist sein heiliger Eifer doch im geringsten nicht erkaltet. Gegen das Sittenverderbniß eifert er eben so sehr als gegen den Pabst. Er ist ein abgesagter Feind von allen öffentlichen Belustigungen: aber gegen die Lustparthien hinter den Bettgardinen soll er sanftere Gesinnungen hegen. Die Theater sind ihm besonders ein scharfer Dorn in den Augen. Da der bessere Theil des hiesigen Publikums nur seinen Spaß mit ihm treibt, so gab es schon verschiedne sehr interessante Auftritte. Unter andern fand einst ein Engländer ein deutsches Originalstück auf dem hiesigen Theater so schön, daß er den Mann, der neben ihm saß, um den Namen des Verfassers fragte. Dieser Mann war ein sehr witziger Kopf, Namens Dreyer, welcher den Engländer gar ernstlich versicherte, der Herr Senior und Hauptpastor Götz wäre der Verfasser dieses vortreflichen Stückes. Der Engländer, voll Begierde, einen so grossen Theaterdichter kennen zu lernen, machte des andern Tages dem geistlichen Akteur seine Aufwartung, der sich über das Kompliment, welches ihm der Britte wegen der angedichteten Geistesgeburth machte, so sehr ärgerte, daß er Gift speyen wollte. Da er ein handvester Mann und Lebensart überhaupt seine Sa-

che nicht ist, so schmiß er den Engländer zur Thüre hinaus. Herr Dreyer, der ihn in den April geschikt, begegnete ihm bald darauf auf der Strasse. Ohne die geringste Erklärung gab ihm der Engländer eine Ohrfeige, daß er zu Boden sinken wollte. Demungeachtet spielte Herr Dreyer nachher dem antitheatralischen Herrn Pastor noch manchen ähnlichen Streich.

Ich hielt dich so lange mit diesem Pastor auf, um dir ein Beyspiel zu geben, daß die protestantische Geistlichkeit nicht durchaus in Deutschland so wohl gezogen und tolerant ist, als in Sachsen und in den preußischen Staaten. Ueberhaupt ist die Religion des grossen Haufens in den Gegenden der Niederelbe lange nicht so helle, als weiter oben.

Das misverstandne Eifern gegen die öffentlichen Belustigungen trägt viel dazu bey, daß die schädlichen Winkelergötzungen hier so häufig sind, und daß sich in einer so reichen Stadt von 90000 Menschen kein Theater erhalten kann, indessen täglich in den Stunden, wo man gemeiniglich das Theater zu besuchen pflegt, zum Verderben der Familien viele tausend Gulden verspielt werden.

Hamburg —

Seit meinem lezten Schreiben, lieber Bruder, that ich einen Einfall tief in das sogenannte dänische Reich hinein. Schon im Hollsteinischen, welches noch zum deutschen Reiche gehört, fiel mir eine Verschiedenheit in der Lebensart und den Sitten des Volks, und dem Anbau des Landes auf. Als

ich jenseits der Eider, welche die natürliche Gränze zwischen Deutschland und Dänemark ist, einige Stationen zurükgelegt hatte, fand ich einen Abstich zwischen diesem Lande und Deutschland, der so stark war, als jener zwischen Bayern und Sachsen. Wenn man die Aufklärung, den Fleiß, und die gute Zucht der Protestanten rühmt, so muß man auch einige Ausnahmen machen, so wie auch die Protestanten wenn sie den Katholiken wegen ihrer Dummheit, Trägheit und Liederlichkeit Vorwürfe machen, grosse Ausnahmen machen sollten.

Die Dänen sind noch wenigstens um ein Jahrhundert hinter den meisten protestantischen Völkern Deutschlands zurük, und um kein Haar besser, als die Bayern und Portugiesen. Sie sind das finsterste, schwerfälligste und trägste Volk, das ich noch gesehn. Liederlichkeit, Bigotterie und Unverträglichkeit zeichnen es von den meisten Protestanten Deutschlands so stark aus, daß man auf einen Blik von der Unwirksamkeit der Religion auf die Besserung der Menschen, wenn ihr nicht oft zufällige Nebenumstände zu Hülfe kommen, überzeugt wird Es giebt wohl unter den Geistlichen dieses Landes aufgeklärte und wakre Männer; allein im Ganzen sind sie eben so stolz, so intolerant und unwissend, als die Pfaffen in Spanien. Ich sah Pastors, die auch im Aeusserlichen den spanischen Priestern vollkommen gleich waren. Sie trugen die Brillen gerade so hoch über der Nase, trugen den Hals eben so steif, warfen gerade so den Kopf zurük, sprachen vollkommen so durch die Gurgel und die Nase, und schritten eben so aufgeblasen daher, wie die Priester von Barcelona oder Saragossa. Wenn sie über einer Predigt sitzen, so thun sie, als wenn sie mit der Erlösung des Menschengeschlechts schwanger giengen. Ich besuchte ei-

nen, den man für einen groſſen Botaniker ausgab, der aber nicht viel mehr als die Heidekräuter seines Vaterlandes kennt. Er brütete eben seine Sonntagspredigt aus. Es blieb lang unentschieden ob er mir Audienz geben wollte. Nachdem ich mit seinen zwo Töchtern, den dümmsten und unartigsten Kreaturen, welche ich noch gesehen habe, die mir, aus Ungezogenheit oder falschen Keuschheitsbegriffen, nie ins Gesicht zu sehn getrauten, eine halbe Stunde von Wind, Wetter und Sonnenschein verplaudert hatte, kam ihre hohlaugigte, dunkelgelbe Mutter aus dem Studierzimmer ihres Herrn Gemahls, und kündigte mir an, daß der Herr Pastor entsetzlich viel mit seiner Sonntagspredigt zu schaffen habe, daß er aber jetzt ein Stündchen verschnaufen wolle, und ich die Ehre haben könne, mit ihm eine Pfeiffe Tobak zu rauchen. Ich stand wirklich an, ob ich diese Ehre annehmen wollte; denn daß ich einem groben Pastor zum Vehikulum seines Verschnaufens dienen sollte, brachte meine Eigenliebe wirklich in einen kleinen Aufruhr. Ich überwand mich aus Achtung für die Landessitten, die ich auch den Hottentoten schuldig wäre, und wie ich zur Thüre hineingetretten war, erhob sich der Herr Pastor sehr langsam von seinem groſſen gepolsterten Stul, und ließ mir Zeit genug, über den Hintertheil seiner zottigten Perüke, den Kontour seiner breiten Schultern und die Draperie seines langen, in der Mitte zusammengebundenen Schlafroks Betrachtungen anzustellen. Endlich kam er durch den Labyrinth seiner unzaligen Bücher, die theils auf Stülen, theils auf Pulten um ihn her lagen, und ohne Zweifel alle auf seine Sonntagspredigt Einfluß hatten, zu mir hervorgekrochen. In 4 bis 5 Minuten waren wir schon am Ende alles Gespräches. Ich zwikte an allen möglichen Saiten;

aber kein Ton wollte auf dem dicken Pastor einen Widerhall hervorbringen. Als er endlich selbst bemerkte, daß er mir durch sein Verschnaufen lange Weile machte, nahm er seine Predigt zur Hand, und las mir einige Perioden vor, um mich zu desennuyren. Ich hörte kein Wörtchen; denn der Tabacksdampf, den er mir während des Lesens unter die Nase blies, brachte mich vollends aus der Fassung. Hierauf hatte er noch den grausamen Einfall, mir seinen Schatz, wie er es nennte, zu eröffnen. Das war ein Schrank, welcher die Handschriften aller seiner Predigten, in 8 bis 10 dicken Folianten, enthielt. Wie er den ersten herauszog, lief mir ein kalter Schauder über den Rücken, der mich einen Katharr beförchten machte. Er sah, daß es mir nicht wohl bey der Sache ward, und tröstete mich damit, daß er mir nur die Texte seiner Predigten in dem Register vorlesen wollte. Ich hielt einen Register aus; wie er aber zum zweyten Folianten griff, nahm ich Stock und Huth, und eilte zur Thüre.

In keinem protestantischen Land, das ich sah, selbst Holland nicht ausgenommen, stehn die Pfaffen noch in einer so Dalailamaischen Achtung bey dem Volk, als in Dänemark. Der Stolz und das eigenmächtige Ansehn der Diener der Religion sind ein sicherer Maaßstab, die Aufklärung des Volkes und den Werth der Landesregierung zu berechnen. Die geistliche und weltliche Macht sind von Natur so eifersüchtig auf einander, daß man allzeit Indolenz auf Seiten der Landesregierung voraussetzen muß, wenn das Priesterthum ein gewisses Uebergewicht hat. Man weiß, wie viel Einfluß auch die dänische Geistlichkeit auf Struensees Sturz gehabt hat.

Ueberall, sogar auch in den Städten Dänemarks, in denen man doch ziemlich viele Ausländer antrift,

findet man Spuren von dem übermächtigen Einfluß und der Intoleranz der Geistlichkeit. An einigen Orten empfand ich eine beleidigende Verschlossenheit auch von angesehenen Leuten gegen mich, als ich ihnen erklärt hatte, daß ich ein Katholik wäre. In Horsens schien die Frau eines der besten Häuser nicht begreifen zu können, daß die Katholiken Kristen wären. Man setzt uns wirklich mit den Heiden und Juden parallel. Ich glaube auch wirklich, das Se. dänische Majestät, so uneingeschränkt auch ihre Gewalt im übrigen ist, den Schritt zur Toleranz ohne Gefahr nicht thun könnte, den der Hof zu Wien gethan hat, welchem man doch noch vor wenig Jahren so bittre Vorwürfe wegen der Intoleranz und dem Ansehn seiner Geistlichkeit gemacht hat. Ein offenbarer Beweis, daß es in den östreichischen Staaten schon vor langer Zeit heller war, als es itzt noch in Dänemark ist.

Man lebt in Dänemark beständig wie auf einem Schiffe, das eine Reise um die Welt macht. Gesalzener Speck, Hülsenfrüchte und Brandtewein sind die hauptsächlichsten Nahrungsmittel der groben und trägen Einwohner, die bey ihren Nachbarn auch als tückisch und betrügerisch verschrieen sind. Der unmäßige Gebrauch des Brandteweins trägt ohne Zweifel viel zu ihrer Indolenz, ihrer Dummheit, und Verwilderung bey. Wenigstens legte der König von Schweden in einer den Brandtwein betreffenden Verordnung diese Wirkungen demselben zur Last. Die Verwilderung ist besonders auf dem Lande sichtbar. Sie schreckte mich ab, meine Reise bis nach Aalborg und von da zurück durch Seeland und die übrigen Provinzen des dänischen Reiches fortzusetzen, wie ich mir vorgenommen hatte, und welche Tour man, wenn man auch hie und da die Win-

kel besichtigen will, in 8 bis 10 Tagen gemächlich vollenden kann. Der Schlamm des Meeres, und der Flüße in ihrer Mündung, den die Frösche den Einwohnern beständig streitig machen, und welcher durch das Salz bis zur Geilheit fruchtbar gemacht wird, ist noch ziemlich gut angebaut. Sobald man sich aber einige Schritte weit von den Ufern entfernt, geräth man in Wüsteneyen: Zwischen Aarhus und Ringkiöbing, welche Städte an den beyden entgegengesetzten Ufern der Halbinsel Jütland, 14 deutsche Meilen von einander entfernt liegen und das non plus ultra meiner Dänischen Expedition waren, erstreckt sich auf viele Meilen in die Länge und Breite hin eine Wildniß, die den Tatarischen Steppen nicht unähnlich seyn mag. Dieser Boden ist nicht unfruchtbar, sondern besteht aus einer grauen, etwas schweren, und hie und da mit Sand untermischten Erde, die für ein so enges Reich, als das Dänische ist, unschätzbar seyn sollte. In Preussen hat man Erdreich angebaut, das nicht halb so viel natürlichen Werth hat, als dieses. Die Natur selbst macht durch die starken Gesträuche und die fetten Gras- und Kräuterarten, welche diese Wildniß bedecken, den fühllosen Einwohnern Vorwürfe wegen ihrer Trägheit. Die Regierung machte einige Versuche, ihre Unterthanen zum Anbau dieser Wildniß aufzumuntern, allein es fehlt allen Dänischen Regierungsanstalten an Nachdruck, und die Trägheit des Volks läßt sich auch nicht in jenem einzeln Fall besiegen, wenn sie zur Natur geworden ist. Die benachbarten Gemeinden fanden es für ihre hottentotische Wirthschaft zu gemächlich, daß sie ihr Vieh auf dieser Steppe konnten waiden lassen, als daß sie nicht gegen die Vorkehrungen der Regierung hätten protestiren sollen. Unterdessen zeig-

ten diese Versuche der Regierung, daß man aus diesem Erdreich alles machen könnte, was man wollte. In Jütland weiß man noch nichts von den glücklichen Entdeckungen, die man in England, Frankreich, Deutschland und Schweden zum Behuf der Landwirthschaft gemacht hat. Wenigstens haben sie auf dieses Land noch keinen Einfluß, wenn sie vielleicht auch in die Studierzimmer einiger Gelehrten gekrochen sind. Der dummstolze Adel des Landes verwendet lieber sein Geld auf prächtige Gebäude französische und englische Meublen und kostbare Kleider, als auf den Anbau von Ländereyen, und lebt größtentheils in der Hauptstadt. Die Landpfarrer, unter denen man in Norddeutschland, besonders in den preußischen Staaten, so viele Kenner und Beförderer der Landwirthschaft findet, haben in Jütland mehr mit Moses Anstalten in der Wüste, mit Aegypten, mit dem Bach Kedron und Bileams Esel, als mit ihrem Vaterlande zu schaffen. Die Kronbedienten haben alle die Nachläßigkeit und die Begierde, ihren Eigennutz zu befriedigen, welche von einer despotischen und schwachen Regierung unzertrennlich sind. Und wer sollte dann das Uebel heben? — Die gute Zucht der dänischen und holsteinischen Pferde, welche dem Land beträchtliche Summen einträgt, beruht zum Theil auf Vernachläßigung des Ackerbaues. Die Marschländer an der See und den Flüssen erfodern keine mühsame Bearbeitung, und sind größtentheils zu Waiden angelegt. Die Bauern sind daher nicht, wie in den Ländern, wo man mehr Mühe auf den Feldbau verwendet, gezwungen, ihre Pferde sehr frühe zu den schwersten Arbeiten zu gebrauchen, und sie in den kritischesten Jugendjahren zu Grunde zu richten. Die höhern Gegenden sind beynahe durchaus ungebaut. — In

den Städten, wo sich Fremde wegen der vortheilhaften Lage niederlassen, sieht es besser aus, als auf dem Lande, und in den meisten fand ich einige blühende Manufakturen.

Die Regierung von Dänemark ist die despotischeste in Europa. Diese Regierungsart kann die beste und schlimmste seyn, besonders für ein Reich, das wegen seiner Kleinheit so leicht zu übersehen ist, wie das Dänische, welches aber auch wegen seiner Kleinheit die Leidenschaften und Schwäche seiner Regenten um so härter empfindet. Dieses Reich ist wirklich das geringste unter allen europäischen Königreichen. Es hat, die Lappen, Grönländer und Isländer mitgerechnet, kaum 1800000 Einwohner, und kaum machen die Hollsteiner, die zu den Deutschen gehören, die Zahl von 2 Millionen dänischer Unterthanen vollständig. Den Sundzoll, welchen die seefahrenden Nationen aus gutem Willen entrichten, mitgerechnet, betragen die sämmtlichen Einkünfte des Königs von Dänemark nicht viel über 9 Millionen rheinische Gulden, oder ohngefähr 20 Millionen Livres. Er kann sich also mit dem Kurfürsten von Sachsen nicht messen, und der Kurfürst von Pfalz-Bayern ist ihm an Macht gleich. Ohne Subsidien ist se. dänische Majestät nicht im Stand, eine Armee von 40000 Mann, oder eine Flotte von 20 Linienschiffen nur einige Jahre lang in Aktivität zu unterhalten. Die Auflagen sind ungeheuer, und einige sind von der Art, wie man sie in wenig andern Ländern findet. Hier muß man die Erlaubniß bezalen, sich zu verheyrathen. Unsere Regierung machte ehedem eine Auflage auf die Hagestolzen. Die dänischen und französischen Regierungsgrundsätze sind also sehr verschieden.

Diese Eingeschränktheit der Staatskasse ist die Ursache, daß in Dänemark mehr Projekte gemacht werden, als in irgend einem andern Lande, die aber größtentheils nur Luftschlösser sind, und vom ersten Wind verweht werden. Gemeiniglich haben sie den Eigennutz des Projekteurs zum Hauptzweck, und zur Unterstützung von grossen Entwürfen wahrer Patrioten fehlt es dem Hof an Kräften und auch an gutem Willen. Der König, welcher sich durch einen öffentlichen, förmlichen Prozeßakt zur zahlreichen Brüderschaft gekrönter Ehemänner bekennt hat, muß den größten Theil der Regierung seinen Bedienten überlassen. Seine Stiefmutter soll viel Regierungs- und Hofkunst besitzen; allein den meisten Einfluß haben doch die Minister und Räthe. Unter diesen herrschen immer Kabalen, Intriguen und Revolutionen, die man aus Struensees Geschichte, besonders aus seiner eignen Rechtfertigung am besten kann kennen lernen, und die jeden ehrlichen Mann ausrufen machen: Beatus ille, qui procul — — — Vor Kurzem erst ist wieder ein Premier gesprengt worden.

St. Germain war in Koppenhagen sehr übel angebracht. Der verstorbene König berief ihn an seinen Hof, um die Armee auf einen bessern Fuß zu setzen, weil se. dänische Majestät damals Willens war, an gewissen Bewegungen in Norden Theil zu nehmen, oder sich wenigstens förchterlich zu machen. Man sagte ihm von 50 bis 60 tausend Mann. Bey seiner Ankunft fand er aber ausser den Garden gar keine eigentliche Soldaten. Das übrige war theils eine wilde undisciplinirte Miliz, theils ein Haufen hungriger Invaliden. An Kavalerie fehlte es gänzlich. Der gute König, welcher seine Armee nur auf dem Papier gesehen, und sie vielleicht auch da nicht genau besichtigt hatte, denn Rechnen war seine Sa-

che nicht, konnte nicht begreifen, wohin seine grosse Armee bey St. Germains Ankunft sollte verschwunden seyn. Einige vom Ministerium, welche das papierne Kriegswesen verwalteten, machten sich Hofnung, St. Germain würde mit ihnen unter der Decke spielen. Dazu war nun St. Germain der Mann nicht. Nachdem er entdeckt hatte, daß ein Theil des für die Truppen bestimmten Geldes in die Privatbörsen der Minister, Kommissärs und Offiziers floß, wollte er mit seiner gewöhnlichen Redlichkeit und Strenge Hand an die Reformation legen. Er sah aber bald, daß, wenn auch die Malversationen gehoben würden, eine dänische Armee, die in Norden Figur machen sollte, doch immer nur ein frommer Wunsch bleiben würde. Ueberzeugt, daß nichts zu reformiren sey, wo nichts ist, erklärte er mit der ihm eignen Freymüthigkeit dem König: „Er sehe nicht, wozu er sr. Majestät gut seyn könnte; im Gegentheil müsse er Derselben zur Last fallen, und seines Erachtens wäre das rathsamste, er gienge seines Weges wieder zurück.„ Die Minister waren froh, einen so strengen Aufseher vom Hals zu bekommen, den sie nicht leicht durch eine Kabale hätten stürzen können, weil ihn der König liebte, und eine Kabale gegen entschlossene Gradheit, verbunden mit wahrer Menschen- und Hofkenntniß, nichts vermag, wenn der Regent, wie hier der Fall war, für die gute Sache ist, wenn sie ihm ins rechte Licht gestellt wird. Nach einigem Zaudern und mancherley Unterhandlungen that ihm endlich ein Minister den Vorschlag, er möchte sich anstatt der versprochenen Pension mit einer gewissen Summe baaren Geldes für immer begnügen lassen. Kein Vorschlag konnte St. Germain willkommner seyn, da er die Unzuverläßigkeit des dänischen Hofes kannte. Be-

kanntlich war er für sich kein vorsichtiger Oekonom, und er nahm ohne alles Bedenken einen Wechsel von 50 oder 60 tausend Thalern an, der auf einen Kaufmann zu Hamburg gestellt war. Bey seiner Ankunft in dieser Stadt hatte der Kaufmann so eben Bankrutt gemacht, und sich auf dänischen Grund und Boden geflüchtet. St. Germain behauptete bis an sein Ende, der Minister habe den Raub mit dem Kaufmann getheilt. Er mußte nun, wie bekannt, eine lange Zeit von einer Kollekte leben, welche die Offiziers unserer deutschen Truppen aus ihrem eignen Antrieb für ihn subskribirten. Ein schöner Pendant zu vielen dänischen Ministergeschichten!

Struensee und alle Leute von Einsicht behaupteten immer, die besten Maaßregeln, welche der dänische Hof ergreiffen könnte, wären, daß er die nach dem Verhältniß seiner Einkünfte unmäßigen Ausgaben für die auswärtigen Geschäfte einschränkte, sich in die Angelegenheiten der übrigen Mächte gar nicht einmischte, seinen Kriegsetat bloß zur Handhabung der innern Ruhe seiner Staaten und der Polizey reduzirte, und alle Kräfte zum Anbau seiner wüsten Länder und zur Beförderung der Industrie verwendete. Dieß ist gewiß auch alles, was Klugheit und Vaterlandsliebe rathen können. Von Schwedens Seite hat Dänemark in der itzigen gegenseitigen Lage beyder Reiche nichts zu beförchten, und ein Wink des rußischen oder preußischen Hofes würde hier auch bald Ruhe schaffen. Auf der andern Seite würde der erste Kurfürst des deutschen Reiches, welcher der dänischen Heeresmacht in den Weg käme, sie in die äusserste Verlegenheit setzen. Der Verlust eines Hauptmagazins oder einer Kriegskasse würde den ganzen Feldzug krebsgängig machen. Wenn aber auch fremde Subsidien die Seele ihrer Ope-

tationen wären, so könnte sie es doch nie gegen eine mittelmäßige deutsche Armee lange aushalten. Die inländische Miliz, welche die Hauptsache ausmacht, ist äusserst roh und ungebildet, und die mit so vielen Kniffen und Pfiffen geworbenen deutschen Truppen laufen beym ersten Schritt, den sie über die dänischen Gränzen thun, davon. Sie verwünschen ein Land, wo sie wegen der ungesunden Luft, den ungewohnten und schlechten Nahrungsmitteln und verschiedenen Vernachläßigungen dahin sterben, wie die Fliegen. Ich sprach verschiedne Deutsche in dänischen Diensten, und manchen flossen die Thränen über die Wangen, als sie mir die Art, wie sie von den Werbern gekapert wurden, und ihre gegenwärtige Lage schilderten. Man hat fast unglaubliche Beyspiele von Verzweiflungsmitteln, die sie ergriffen haben, um aus dem gehäßigen Lande zu entfliehn. Nebstdem fehlt es an einer hinlänglichen Reuterey, die heut zu Tage so entscheidend ist, und von den Deutschen Armeen beynahe den vierten Theil ausmacht. Es müßten ungeheure Subsidien seyn, wodurch diese auf einen respektablen Fuß gesetzt werden könnte. Sie läßt sich nicht beym Ausbruch eines Krieges aus nichts schaffen. Ihre Bildung erfodert in Friedenszeiten einen Aufwand, wozu die Einkünfte des Staates mit allen Subsidien, die sich der Wahrscheinlichkeit gemäß voraussetzen lassen, nicht hinreichend sind. Die Zeiten sind vorbey, wo man mit einer Handvoll undisciplinirter und ungeübter Truppen Wunder thun, und sie auf Feindes Kosten unterhalten konnte. Die heutige Kriegsmethode erfodert Vorbereitungen und einen Vorrath an so mancherley Bedürfnissen, daß dem dänischen Finanzminister die Haare würden zu Berge stehn, wenn man ihm die Berechnungen davon vorlegte. Wenn auch

der dänische Hof 2 Millionen Thaler jährliche Subsidien bekäme, so reichten doch dieselbe mit den sämtlichen Einkünften des Hofes kaum zu, einen einzigen Feldzug mit einer Armee von 40000 Mann, von der man sich heut zu Tage etwas versprechen könnte, ohne Gefahr durch irgend einen beträchtlichen Verlust auf einen Schlag unthätig zu werden, und mit Nachdruk zu betreiben. Der kurze Feldzug im bayrischen Krieg vor einigen Jahren hat den Wiener Hof gegen 72 Millionen rheinische Gulden gekostet, obschon gar nichts von Bedeutung vorgefallen ist, und das, was zu jedem Feldzug vorräthig da seyn muß, nicht mitgerechnet. Seine Armee war ohnfähr 300000 Mann stark. Man mache nach dem Verhältniß den Anschlag für 40000 Mann. Und was wären dann auch 40000 Mann, wenn sie der dänische Hof, welches ihm doch platterdings unmöglich ist, auf eine etwas beträchtliche Zeit auffer Landes in Thätigkeit setzen wollte? Dem König von Preussen, wenn er auch noch so beschäftigt wäre, kämen sie sehr willkommen. Es ist überhaupt eine gute Maxime, daß, wenn man einmal mit mächtigen Feinden beschäftigt ist, man die benachbarten Kleinen auch noch dazu nehmen müsse. Man kann bey diesen mit einem Koup gewinnen, was auf der andern Seite allenfalls verloren geht. Was wurde aus den armen Schweden, die sich im lezten schlesischen Krieg durch französische Subsidien in Pommern sprengen liessen? Und doch hatte der König von Preussen damals mit dem gröβten Theil von Europa zu schaffen. Was wurde aus den armen Sachsen? Aus der armen Reichsarmee? Und doch waren die sächsischen und die Reichstruppen besser unterhalten und wenigstens so gut disciplinirt, als die dänischen wirklich sind. — Dänemark kann auch nicht, wie

Sachsen, an irgend einem Fall gezwungen werden, die Neutralität zu Land zu brechen, und hat also nicht nöthig deswegen sich immer in einem respektablen Stand zu erhalten. Von Schweden hat es aus mehr als einer Ursache nicht das geringste zu befürchten, und seine Lage setzt es auf allen andern Seiten sicher — So sicher, wie Dänemark durch seine Lage ist, hätte es sich immer doch nur ungewisse Vortheile von seiner Landmacht zu versprechen, wenn es sie auch auf einen respektablen Fuß setzen könnte, und bey irgend einer Gelegenheit der angreifende Theil seyn wollte. Dagegen wären die Vortheile gewiß, die es durch die Verwendung der Kosten seiner Landtruppen zum Anbau wüster Ländereyen und zur Beförderung der Industrie erhalten könnte.

Ich war über diesen Punkt so umständlich, um dir und deinen Bekannten begreiflich zu machen, daß unser Hof* zu den vielen Thorheiten, die er in neuern Zeiten begangen hat, noch eine neue häufte, wenn er in gewissen Absichten dem dänischen Hof Subsidien bewilligte, wozu er Neigung zu haben scheint. Das Geld wäre in jedem Betracht weggeworfen. Die Hälfte davon bliebe den dänischen Ministern und Kommissärs an den Fingern kleben, und die andre Hälfte wäre sehr übel angewendet.

So überwiegend nun auch die Gründe gegen die dänische Landarmee sind, so macht man doch täglich dänische Projekte, um sie zuverstärken. Das eitle Ministerium, welches Struensee in seiner be-

* Diese Stelle beweist mehr, als irgend eine andre, daß unser Herr Reisende nicht bloß unter die Klasse der Neugierigen gehört, sondern wirklich für einen halben Spion irgend eines französischen Ministers zu halten ist. D. Ueb.

kannten Rechtfertigung so getreu geschildert hat, will die Welt nicht vergessen lassen, daß ein Königreich Dänemark da ist. Es giebt sich ein beschreibliches Ansehen von Wichtigkeit. Verschiedene kleine Nekereyen grosser Höfe, in die man es immer zu ziehn beliebt, machen es wähnen, daß es wirklich einigen Einfluß habe. Unterdessen wird ihm von allen Seiten eingeflößt. Ein Wort des rußischen Ministers bringt die ganze Politik desselben ausser Fassung, und hat zu Koppenhagen wenigstens 20 mal so viel Gewicht, als zu Wien oder Berlin.

Rathsamer wäre es noch die Kräfte des Reiches bloß auf eine Seemacht zuverwenden. Es wäre der Lage des Landes und den Beschäftigungen seiner Einwohner gemäß. Mit einiger Unterstützung könnte sich dieses Reich auf diese Art doch in gewissen Fällen gefürchtet machen, und wenigstens zur Kriegszeit seine Kauffahrt decken. Allein das dänische Ministerium will zu Wasser und Lande glänzen. Es hat 20 Linienschiffe, die von 50 Kanonen mitgerechnet, wovon aber nicht 6 im Stand sind, in Zeit von 6 bis 8 Wochen unter Segel zu gehn, ob man schon seit der Geburth der bewaffneten Neutralität an einigen Fahrzeugen rüstet. An verschiedenen Schiffen wird schon seit 8 bis 10 Jahren reparirt, und andre sind gar nicht mehr zu repariren.

Die Leichtigkeit, womit sich Avanturiers von der ersten Klasse von jeher in die dänischen Rathskollegien und bis ins Ministerium schwingen konnten, ist kein günstiges Vorurtheil für die Staatsverwaltung dieses Hofes. Zu Hamburg hat man ein Sprüchwort, daß, wenn Einer zu gar nichts mehr tüchtig ist, er doch wenigstens noch zu einem dänischen Rath zu gebrauchen wäre, und sein Glück noch zu Koppenhagen durch Projekte machen könnte. In diesen

Umstän-

Umständen kann es um den Patriotismus nicht gut stehn. Ueberhaupt ist die dänische Wirthschaft ein Beweis, daß die despotische Regierungsart, bey all ihrer anmaßlichen Allmacht, doch die schwächste unter allen Regierungsarten ist, wenn das Haupt nicht sehr gesund und stark ist. Die Minister reiten auf den Räthen, diese auf den Sekretären, die Sekretären auf den Schreibern, und die Weiber auf ihnen allen nach Belieben herum. Gar oft wird auch der Minister vom Rath, und dieser vom Schreiber geritten, und so herrscht eine stille Anarchie, in welcher die Ruhe und das Wohl des Landes oft bloß noch von einem Hosenknopf abhängt, und man hat sich dann nicht zu wundern, wenn an einem Hof dieser Art manchmal solche Katastrophen ausbrechen, wie die vor 10 Jahren war — Prinz Friedrich, Stiefbruder des Königs, ist eine grosse Hofnung für das Land, und scheint mehr für die gute Sache, als die Kabalen und Intriguen des Hofes zu seyn. Sein Einfluß ist aber jetzt noch eingeschränkt.

Auf meiner Rückreise aus Jütland nahm ich einen Umweg über Lübeck hieher. Diese Stadt, die ehedem an der Spitze des Hansebundes eine so grosse Rolle spielte, und Königen auf den Thron half, ist nun sowol in Rücksicht auf Bevölkerung als auch auf Reichthum und Handlung kaum die Hälfte von Hamburg. Gegen diese ohnmächtige Reichsstadt zeigt sich das dänische Ministerium in seiner ganzen Grösse. Sie und Hamburg sind die einzigen Mächte, denen es wirklich förchterlich ist. Besonders ist Lübeck der Gegenstand seiner Operationen. Wo es nur möglich ist, die arme Stadt zu bedrängen, läßt es dieselbe seine Ueberlegenheit mit allem Nachdruck empfinden. Gradezu und hart auf den Leibe darf es ihr doch nicht gehn. Kaiser und Reich stehn für

sie. Es muß seine Unternehmungen gegen dieselbe bloß auf eine Art von Blokade einschränken — Das Band der deutschen Reichsstände ist in Rücksicht auf auswärtige Mächte viel vester, als manche glauben, und der Artickel in den kaiserlichen Wahlkapitulationen, „die Gränzen des Reiches nichts schwinden zu lassen„, hat, besonders unter Joseph dem Zweyten, seine gute Wirkung. Sogar unser Hof muß benachbarte kleine Fürsten Deutschlands so sehr, und oft noch mehr menagiren, als andre angränzende souveräne Staaten. Er dörfte sich gegen die Reichsstadt Speyer das nicht erlauben, was er sich so eben gegen Genf erlaubt hat, wo er mit gewaffneter Hand den Vermittler machte, nachdem er doch die Garantie dieses Staats förmlich und feyerlich niedergelegt, und also gar keine Verbindung mehr mit demselben hatte. Leb wohl.

Hannover —

Alles Land, lieber Bruder, was von hier gegen Norden und Nordwesten liegt, und von der Embs, und der Elbe begränzt wird, ist theils purer Sand, theils ächtes Froschland, Schlamm und Morast. Der Schlamm an der See und den Flüssen wird hier zu Lande für eine paradiesische Erde gehalten. Wenigstens giebt er doch den Einwohnern Brod und Heu, dahingegen das höhere und veste Land größtentheils unfruchtbarer Sand ist. Hier, lieber Bruder, empfindet man erst, was Bergländer sind! In diesem ganzen Strich von Hamburg bis nach Emden, und von da durch einen grossen Theil von Westphalen bis hieher sah ich keinen einzigen Berg,

keine einzige lachende Landschaft, keine schattigte Hügel, kein schönes Gehölze, kurz nichts von allem dem, was einer Aussicht Leben geben kann. In Westphalen sah ich auch grosse Heiden, die noch öder waren, als die jütländischen. Das ganze Land ist beständigen Revolutionen unterworfen. Es ist ein Haufen Sand, den die Flüsse aus den höhern Gegenden Deutschlands herabgeschwemmt haben, und den sie beständig durchwühlen. Die See, welche hie und da fetten Schlamm ansetzt, reißt an andern Orten Dünnen weg, und so haben die Einwohner beständig mit dem Wasser und den Fröschen zu kämpfen. Die Flüsse tretten alljährlich aus, und setzen das Land auf viele Meilen in die Breite unter Wasser. Besonders sind die Ueberschwemmungen der Weser schreklich. Dann stehn Städte und Dörfer in einer See, und bilden eben so viele Inseln. Schnuppen, Husten und Fieber sind die Folgen davon, und würden vielleicht grosse Verheerungen unter den Menschen anrichten, wenn sie sich durch häufigen Brandtewein nicht immer erwärmten, und die Gewohnheit den Menschen nicht eisern machte. Für einen Fremden muß das Land im Frühling und Herbst äusserst ungesund seyn.

Die Einwohner sind durchaus schnekenartig, bleich von Farbe, weich von Fleisch und eingeschrumpft. Ihre kleinen, runden Figuren stechen mit den schlanken Deutschen in den südlichern Gegenden stark ab. Rothe Wangen sieht man unter dem Mannsvolk dieser Gegenden fast gar nicht, und sie sind auch unter dem Frauenzimmer seltener, als weiter gegen Süden. Man lebt hier, wie in Dänemark schiffmäßig, von gesalzenem Fleisch, welches sie sehr schmakhaft zu machen wissen; von Fischen, Hülsenfrüchten und Brandtewein, den auch die gemeinen

Weibsleute mit groſſen Gläſern trinken. Von dem ſchönen Obſt und den vortreflichen Gemüſen, worauf andre deutſche Völker, beſonders die Schwaben und Rheinländer ſo viel halten, weiß man hier nichts. Das Volk iſt unempfindlich, ſchwerfällig, finſter und zum Theil auch unreinlich; doch iſt es, beſonders in dem hannöveriſchen nicht ſo wild und ungeſittet, als das däniſche. Unter den Bauern dieſer Gegenden giebt es ſehr viele reiche Leute. Die Leichtigkeit des Abſatzes ihrer Produkte, die geile Fruchtbarkeit der Marſchländer, der Fiſchfang, der ungeheure Umfang ihrer Güter in den heideartigen Gegenden, die noch immer zur Viehzucht zu benuzen ſind, und die Regierungen, die gröſtentheils ſehr ſanft ſind, gewähren ihnen Vortheile, welche die Bauern in vielen Ländern, in denen die Natur ihr ganzes Füllhorn ausgeſchüttet hat, nicht genieſſen. In einem groſſen Strich von Weſtphalen ſah ich gar keine Dörfer; ſondern das ganze Land gehörte einzeln Höfen, deren Gebiethe oft mehrere Stunden im Umfang hatte. Mitunter giebt es auch viele ſehr arme Bauern. Beſonders ſchienen mir die, welche jenſeits der Weſer, über Bremen und Delmenhorſt wohnen, durchaus in keinen glüklichen Umſtänden zu ſeyn. In einigen Gegenden haben ſie ihr Vieh in ihrer Wohnſtube, und zweymal mußte ich mit einem Strohlager hart neben den Kühen vorlieb nehmen. Dieß hat hier zu Lande ein fahrender Ritter meiner Art gewiß zu erwarten, wenn er ſich nur einige Schritte von den gewöhnlichen groſſen Straſſen entfernt. Er findet dann in keinem Dorf ein ordentlich Wirthshaus, ſondern irgend einer der geringern Bauern ſchenkt Brandtewein, wozu er nichts als Erdäpfel oder etwas geſalzenen Spek und Kleyenbrod aufzuſetzen hat. Es iſt mir unbegreiflich, wie

es unsere Truppen im letzten schlesischen Krieg in diesen Gegenden aushalten konnten.

Bremen ist eine ziemlich reiche Stadt von ohngefähr 25000 Seelen. Sie treibt einen wichtigen Handel mit Eisen, Flachs, Hanf und Leinwand nach Frankreich, England, Spanien und Portugal, aus welchen Ländern sie verschiedene Produkte zurüknimmt, und damit einen grossen Theil von Westphalen und den hannövrischen Ländern versieht. Vom Fischfang zieht sie auch grosse Vortheile; besonders ist ihr Handel mit Thran nach Süddeutschland sehr wichtig. So finster und steif auch die Einwohner im Ganzen sind, so findet man doch unter dem bessern Theil derselben ganz artige Gesellschaften.

Emden ist nicht so ansehnlich als Bremen. Der König von Preussen soll einen heimlichen, unauslöschbaren Groll gegen die Bürger dieser Stadt haben, die wirklich auch überhaupt genommen, kein angenehmes Volk sind. Trägheit und Fühllosigkeit zeichnen es auffallend aus. Es währte lange, bis die grossen Bemühungen des Königs, die Einwohner zur Handlung und Schiffahrt aufzumuntern, einige Wirkung hatten. Die ostindische Handlungsgesellschaft, welche er mit beträchtlichem Aufwand ehedem in dieser Stadt errichtete, zerschlug wieder in den ersten Jahren. Gewisse republikanische Begriffe, welche die Bürger dieser Stadt affektirten, vereitelten vollends alle Bemühungen des Königs, und erhielten sie in ihrer alten Trägheit. Endlich besiegten doch die Klugheit und Thätigkeit der Regierung und einige günstige Umstände die Haupthinderniße, welche der Aufnahme der Handlung, wozu die Stadt eine sehr vortheilhafte Lage hat, im Wege standen. Die Häringsfischerey, wozu der König die Einwohner auf alle Art aufmunterte, bringt jezt der Stadt

grosse Summen ein. Der amerikanische Krieg begünstigte die Absichten des Königs ungemein, und die Handlung der Stadt fängt an sehr blühend zu werden. Sie verführt viel Westphälische Leinwande in die Südländer, versieht einen Theil von Westphalen mit Specereyen und Weinen, und ihr Handel mit Käsen ist auch sehr beträchtlich. Ihr Hafen ist vortreflich.

Die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, welche der König von Dänemark auf Betreiben des rußischen Hofes gegen den Antheil desselben an Hollstein an einen Prinzen von Gottorf abtrat, machen nun ein sehr ansehnliches Fürstenthum aus, welches gegen 75000 Einwohner zählt, und jährlich beynahe 400000 rheinische Gulden abwirft.

Aus diesen Gegenden, besonders aus Frießland, kommen die starken, schweren und stolzen Kutschenpferde, deren mächtiger Trott die Straßen verschiedener Städte Italiens erbeben macht, und die man auch, zwar etwas seltener, bey uns erblikt. Der rußische Hof läßt auch viele dieser Pferde für seine schwere Reuterey aufkaufen, die in Betracht dieser ungeheuern Thiere förchterlich aussehn muß. Für die deutschen Küraßiers liefert Hollstein die meisten Pferde, die gewiß auch den Friesen und Oldenburgern zu diesem Gebrauch vorzuziehn sind, indem sie mit der nämlichen Stärke mehr Lebhaftigkeit und Leichtigkeit verbinden.

Hannover ist in jedem Betracht eine sehr schöne Stadt, von ohngefähr 20000 Einwohnern. Hier giebt es vortrefliche Gesellschaften, zu deren Annehmlichkeit die Offiziers nicht wenig beytragen. Der Adel ist so gesittet und fein, als in irgend einer andern Stadt Deutschlands. Die Gegend um die Stadt ist wenigstens nicht so traurig, als die tiefern

Gegenden an der Weser, und das Land fangt hier an, sich etwas zu erheben. Der Prinz Friedrich, zweyter Sohn seiner großbrittanischen Majestät, ist wirklich hier, und macht einen gewissen Zirkel der Einwohner sehr lebhaft. Er ist Bischof von Osnabrük, welches Fürstenthum ihm jährlich gegen 180000 rheinische Gulden einträgt. Er bekam es fast schon in der Wiege, und sein zärtlicher Herr Vater hat ihm seitdem die Revenuen desselben ohne allen Abzug zusammengespart, so daß er beym Eintritt in seine Majorennität weit über 3 Millionen Gulden baares Geld vorräthig hat. Man wünscht und glaubt hier, er werde nach einigen Jahren zu einem Statthalter der deutschen Lande seines Herrn Vaters erklärt werden, und hier beständig residiren. In Betracht seiner ansehnlichen Einkünfte wäre es ein wichtiger Vortheil für diese Stadt, und seine vortrefliche Bildung verspräche dem ganzen Lande eine eben so weise als sanfte Regierung.

So fruchtbar auch einige Bezirke der hannövrischen Staaten seyn mögen, so sind sie im Ganzen doch ohne Vergleich der schlechteste Theil von Deutschland. Ihr Umfang beträgt ohngefähr 700 deutsche Quadratmeilen, und doch enthalten sie schwerlich 700000 Einwohner; wenigstens hat man in denselben bey einer Zählung nicht über 100000 Feuerstellen gefunden. Im letzten schlesischen Krieg fanden unsre Kommissärs bey einer Zählung in den gesammten hannövrischen Ländern nicht viel über 500000 Seelen. Wenn man aber auch gegen alle Wahrscheinlichkeit die Zahl der sämmtlichen Einwohner auf 700000 sezt, so findet man doch im übrigen Deutschland keinen Umfang von gleicher Grösse, der im Durchschnitt nicht mehr als 1000 Seelen auf einer Quadratmeile enthielte. Zwischen Schwaben, Sachsen, Oestreich,

Böhmen und andern Provinzen Deutschlands und diesen Ländern ist der Abstand ungeheuer. Jene Staaten zählen im Durchschnitt 2500 Seelen auf einer Quadratmeile, und zum Theil noch mehr. Die Natur hat hier fast alle Schuld der geringen Bevölkerung. Es giebt hier zu Lande ungeheure Sandheiden, die platterdings nicht anzubauen sind. Fast alles Land zwischen hier und Hamburg ist todter Sand. — Die sämmtlichen Einkünfte dieser Lande betragen ohngefähr 4800000 rheinische Gulden, wozu die Bergwerke im Harz allein gegen 1 Million beytragen. Die Länder des Kurfürsten von Sachsen, die nur um eine unbedeutende Kleinigkeit gröſser sind, als die hannövrischen Staaten, werfen mehr als noch einmal so viel ab.

Die Regierung dieser Lande ist sanft, und die Staatsbedienung in Händen kluger und thätiger Patrioten. Von Erpressungen weiß man hier nichts. Wenig Geld geht aus dem Lande nach London. Fast alles wird zum Besten dieser Länder wieder verwendet. Die Armee, welche den gröſsten Theil davon zieht, ist etliche und zwanzigtausend Mann stark. Sie ist unter allen deutschen Truppen am besten unterhalten; aber lange nicht so gut disciplinirt, als die östreichische oder preuſsische Armee. Vielleicht ist unter allen deutschen Regierungen die hiesige die gelindeste, und es herrscht in diesen Staaten durchaus ein Geist der Freyheit, der mit andern Gegenden Deutschlands stark genug kontrastirt.

Ich war kaum 3 Tage hier, als ich einen Ausfall nach Braunschweig that. Deutschland hat wenige Fürstenhäuser, auf die es so stolz seyn kann, als auf dieses. Es war wirklich eine Art von Begeisterung, womit ich einige der ersten Helden Germaniens anschaute, ob sie schon auf unsere Kosten Hel-

den geworden sind. Der regierende Herzog ist einer der ersten Generäle der preußischen Armee, ein ausgebildeter Staatsmann, und der Liebling des Königs von Preussen. Den Prinzen Ferdinand brauch ich dir nur zu nennen, um dich fühlen zu lassen, wie interessant es mir seyn mußte, ihn zu sehn. Er ist Euch andern nur als ein schrecklicher Feind bekannt; allein sein gutes Herz, seine ausgebreiteten Kenntnisse, seine Thätigkeit für das Wohl der Menschheit, in so weit sich seine Sphäre ausdehnt, und seine gegen jedermann zuvorkommende Höflichkeit würden Euch bald vergessen machen, daß er Euer Feind war, wenn Ihr ihn genauer kenntet.

Braunschweig ist der Mittelpunkt der deutschen Freymäurerey, an deren Spitze der Prinz steht. Die meisten protestantischen Fürsten Deutschlands sind Glieder dieses zahlreichen Ordens. Es ist noch nicht lange her, daß sich das Sistem der deutschen Logen fixirt hat, und sie einen vesten Zusammenhang haben. Deutschland hat ihnen unendlich viel zu danken, und wäre es auch nur, daß ein grosser Theil seiner Fürsten populärer dadurch geworden ist.

Fünf Prinzen aus diesem alten Heldenhaus kämpften im lezten slesischen Krieg für Deutschlands Ruhm und Freyheit. Der jüngste von ihnen 17 Jahre alt, blieb mit Wunden bedekt unter einem Haufen Husaren, die die Zeugen seiner bewundernswürdigen Dapferkeit waren, und denen er bis zum lezten Athemzug Muth einsprach; noch ein andrer blieb bey Hochkirchen. — Vielleicht weißt du nicht, daß dieses Haus das eigentliche Stammhaus der Herzoge von Braunschweig, und das königliche Grosbrittanische nur ein Nebenast desselben ist.

Braunschweig ist eine ziemlich ansehnliche Stadt, die einen beträchtlichen Handel treibt, und auch ver-

schiedene Manufakturen von Bedeutung hat. Die Zahl der Einwohner, unter denen es sehr gute und feine Gesellschaften giebt, belauft auf ohngefähr 24000. Man schätzt die sämmtlichen Einkünfte des regierenden Herzogs auf ohngefähr 1300000 rheinische Gulden.

Kassel. —

Das Ideal von körperlicher Schönheit, lieber Bruder, welches unsern Künstlern vor Augen schwebt, sich aber so sehr gegen die Meisel, Pinsel, Grabstichel, gegen Bley, Kohlen, Kreide und alle Instrumente sträubt, ist gewiß nicht in Norden abstrahirt worden. Alle Menschenfiguren, von hier bis an die Nord- und Ostsee, sind so weit davon entfernt, daß sich keine Linie dazu haschen liesse.

Einen Frauenkopf, der sich der griechischen Form näherte, suchst du im ganzen Strich umsonst. Du findest einnehmende Gesichter genug mit sehr sanften Zügen. Allein allen fehlt das griechische Profil, und die Seele. Das schöngefärbte Fleisch hat auch die Festigkeit nicht, welche von einer sehr schönen Form unzertrennlich ist. An den tiefern Gegenden der Elbe und Weser siehst du die Schneebusen, die Lilien- und Rosenwangen der Mädchen, die in ihrer vollen Blüthe sind, in ihrem Gang sich bewegen. Alles ist so schlapp und unstät, daß man es keine veste Form nennen kann. Auch unter den Sächsinnen, die übrigens, wenigstens für uns Ungriechen, allerliebste Geschöpfe sind, findest du höchst selten ein Gesicht, das sich deinem Ideal näherte, ob sie schon in Norden das sind, was die Florenti-

nerinnen in Süden sind, und alle ihre Landsmänninnen an Lebhaftigkeit und Geist unendlich weit übertreffen.

Die Männer in Norden sind eben so weit von dem Ideal der Schönheit entfernt. Winkelmann selbst glaubte, daß man in Neapel und Sicilien mehrere und bessere Muster zum Studium männlicher Schönheit fände, als unter seinen Landsleuten, den Sachsen, die doch unter den Nordvölkern ohne Vergleich das schönste sind.

Ich weiß auch, daß kein Deutscher den Südvölkern den Vorzug der Schönheit streitig machen wird. Wenn man aber den Deutschen sagt, daß überhaupt genommen, der Mensch in Süden viel stärker und dauerhafter ist, als in Norden, so halten sie es für das dreisteste Paradoxon. Und doch ist Stärke ein Hauptzug der männlichen Schönheit! — Sie sollten einmahl einen Sicilianer mit einem Hannoveraner oder einem Westphälinger ringen sehn! Das Ringen halt ich für die entscheidenste Prüfung der Stärke — Ich glaube auch, daß man die genuesischen und neapolitanischen Lastträger, die 400 Pfund auf eine beträchtliche Streke Weges schleppen, im ganzen Norden umsonst sucht. Ich glaube auch, daß man mit deutschen Truppen, in gleichen Umständen, nie das thun kann, was man mit Spaniern zu leisten im Stand wäre. Daß jene diesen heut zu Tage in Disciplin und Kunst so sehr überlegen sind, kömmt hier nicht in Anschlag. Zu Karl des Fünften Zeiten, waren es die letztern den erstern eben so sehr. Man agire einmal mit deutschen Truppen in Spanien oder Italien. Wenigstens sind die Armeen, welche ehedem die Kaiser nach Italien führten, alle umgekommen. Dagegen haben die Spanier unter Karl dem Fünften am Rhein so manche

Feldzüge mit Ruhm ausgehalten, und auch in Holland, dessen Klima von dem ihrigen so unendlich verschieden ist, grössere Wunder der Dapferkeit gethan, und hartnäckiger gestritten, als die Eingebohrnen selbst, die gewiß noch hätten unterliegen müssen, wenn ihnen nicht äussere Umstände wären zu Hülfe gekommen, und des Prinzen von Oranien Geist nicht mehr gethan hätte, als alle Mynherrn zusammengenommen.

Es hat dem Nationalstolz der Deutschen beliebt, sich von den Südvölkern einen Begriff zu machen, dem die ganze Geschichte, der Augenschein und die Natur widersprechen. Sie glauben, Verstand, Entschlossenheit, Muth, Stärke und Freyheit wären Attributen ihrer diken und feuchten Luft, und der Süden wäre der natürliche Sitz der Dummheit, Indolenz, Weichlichkeit und Tyranney. Unterdessen lehrt uns die Geschichte, daß die Erleuchtung des Menschenverstandes aus Süden gekommen ist. Der Augenschein lehrt uns, daß die Italiäner und Spanier viel nüchterner im Essen und Trinken und vielleicht auch im Genuß der Liebe sind, als die Deutschen überhaupt genommen, die Dänen, Schweden, Russen und Polen. Die Natur sagt uns, daß die körperlichen Kräfte mit jenen der Seele in einem gleichen Verhältniß stehn, und daß die natürliche Schönheit und Stärke des Geistes am ersten da zu suchen sey, wo die grosse Schöpferin dem Menschenkörper eine vorzügliche Schönheit und Kraft beygelegt hat. Gehen wir einmahl über die Mittellinie hinaus; vergleichen wir die Menschen in dem Verhältniß, wie sie sich immer gleichweit von dem glüklichen Luftstrich Griechenlands, Kleinasiens und Italiens gegen den Nordpol und den Aequator entfernen. Die Natur läßt den Bewohner der Küste der

Barbarey, den Araber, den Guineer, Abyßinier u. s. w. nicht zu der Indolenz und Fühllosigkeit sinken, wodurch sich der Grönländer, der Lappe, der Samojede u. s. w. auszeichnet. Welche erstaunliche Proben geben uns nicht die Negers von körperlicher Stärke, Entschlossenheit und Kaltblütigkeit. Ein offenbarer Beweis, daß der warme und heitere Himmel in Süden den Naturmenschen erhöht, und die trübe und kalte Nordluft ihn erniedrigt.

Wenn jetzt die Völker in Norden denen in Süden überlegen sind, so beweist es nichts, als daß Gebräuche, Sitten und Regierung mehr Macht über den Menschen haben, als das Klima. Diese Sitten, Gebräuche und Regierungsarten, welche den Norden in diesem Jahrhundert ein so grosses Uebergewicht über das südliche Europa geben, sind aber aus Süden gekommen. Was sind unsre Republiken anders, als Miniaturkopien von den Griechischen und der Römischen? Wie krippelhaft ist unsre Gesetzgebung überhaupt im Vergleich mit der von Karthago, Aegypten, Rom, Athen u. s. w.? Und doch ist auch dieß Krippelhafte nichts, als was wir in den Ruinen dieser Südstaaten zusammengestoppelt haben. Hat die preußische Taktik etwas Besseres, als die Phalanx der Macedonier war? Wundern wir uns, daß die Völker an der Weser und Elbe den Varo ermüden und schlagen konnten, da wir doch sehen, daß die Nordamerikaner, das feigste und undisciplinirteste Pakvolk von der Welt, vermittelst ihrer Wälder, Flüsse, Sümpfe und der Ausdehnung ihres ungebauten Landes der ganzen Macht Großbrittaniens Trotz bieten? Und doch ist den Britten das Klima von Nordamerika gewiß nicht so beschwerlich, als jenes von Süddeutschland den Römern damals seyn mußte, und Deutschland war zu

der Zeit bey weitem noch nicht so angebaut, als jezt schon Nordamerika ist. Man denke sich Varons Armee an dem St. Laurentfluß, an dem Obersee, dem Illinoissee, und im Begriff, über die obern Gegenden des Mißißippi zu setzen, und dann hat man doch noch kein getreues Gemählde von ihrer Lage. Sie hatte lange die Leichtigkeit der Zufuhr von Kriegs- und Mundvorrath nicht, welche sie in Nordamerika haben würde. Deutschland war damals ein unterbrochener Wald, dessen Flüsse noch in keine beständigen Bette eingeschränkt waren, sondern ungeheure Moräste bildeten, von denen man noch zu viele und zu deutliche Spuren sieht.

Die Völker Deutschlands, welche nachher den Süden unterjochten, hatten diese Ueberlegenheit ohne Zweifel zum Theil den Kriegen zu danken, welche die Römer zuvor gegen sie geführt hatten, so wie die Russen durch die Kriege mit den Schweden, und die Nordamerikaner durch die Anfälle der Britten, geübt und endlich vollkommene Soldaten wurden. Man hätte den Scipionen sagen sollen, daß einst aus dem herzinischen Wald die Ueberwinder der Römer kommen würden! Wenigstens würden sie auf das Klima keine Rücksicht genommen, sondern allenfalls geantwortet haben, daß zuvor Roms Sitten, Verfassung und Verwaltung verderben müßten, und das war hernach auch der Fall.

Was waren aber die Eroberungen der Nordvölker, nachdem der Luxus die Menschen in Süden unter ihre Natur herabgewürdigt, und die erstern den letztern überlegen gemacht hatte? Waren sie nicht gleich einem Eisgang ihrer Flüsse, die nach einem starren Frost aufthauen, die Felder überschwemmen, und mit Eisschollen und Sand weit und breit alles verwüsten? Alle Eroberer aus Süden bauten an

und klärten auf, dahingegen alle Eroberer aus Norden verheerten und verfinsterten. Vor und nach der Epoche der Römer geschah immer das nämliche. Die Babylonier und Aegypter, wenn die Feldzüge der letztern wahr sind, waren wohlthätige Sieger, wie die Griechen und Macedonier, und was waren dagegen die Scythen? Die Araber verbreiteten Wissenschaften, Künste und Menschenliebe, wohin sie ihre Waffen trugen; wie finster ward es aber, als sich die nördlichern Türken ihres Reichs bemächtigt hatten?

Ein auffallender Beweis von der körperlichen Schwäche der Nordvölker ist, daß sie allzeit entnervt waren, sobald sie sich in Süden niedergelassen hatten. Nie konnten sie es lange aushalten, da man hingegen in keinem Geschichtschreiber liest, daß das Klima von Norden der Stärke und Tapferkeit der Römer nachtheilig gewesen wäre. Wie hielten es Cäsars Truppen in Gallien, Belgien und Brittanien aus? Wie hartnäckig agirten die Römer unter den Kaisern am Rhein, an der Donau und in den Gegenden der Weser und Elbe? Man giebt es dem Klima schuld, daß die Nordvölker in Süden weichlich wurden. Waren aber die Römer weichlich, als ihre Heerführer Haberbrey assen? Waren es die Macedonier oder Spartaner? Der grosse Haufe der heutigen Italiäner und die Spanier sind gewiß kein weichliches Volk. Das Klima an sich machte den Unterschied nicht. Der schwache Nervenbau der Nordvölker war schuld, daß sie den Abstich der heissen Täge mit den kalten Nächten in Süden, welcher die stärkergebauten Eingebohrnen abhärtet, erschlappen machte, und sie auch die Veränderung der Lebensmittel nicht aushalten konnten. Die grossen Körper unter den Deutschen, Dänen und Polen sind

bloſſe Klötze von Knochen und Fleiſch, welches letztere oft bis zum Eckel ins Schwammigte fällt. Dahingegen der leichtere Italiäner und auch der hagere Spanier ſehnigter und muſkulirter iſt, welches die wahre und körperliche Stärke karakteriſirt.

Eben ſo iſt es ein Beweis von der Seelenſchwäche der Nordvölker, daß ſie in dem eroberten Süden nie dauerhafte Staaten zu ſtiften wußten. Ihre Reiche waren ein bloſſes Spiel des Zufalles, und ſie hatten nie glückliches Genie genug, um Plane zu machen, und geſellſchaftliche Bande zu knüpfen. Wie ganz anders verfuhren die Südvölker bey ihren Eroberungen, beſonders die Römer, auch als ſie von den Wiſſenſchaften und Künſten noch nichts wußten!

Ueberhaupt äuſſert die Natur durch alle ihre Reiche in Süden eine ganz andre Treibkraft, einen viel mächtigern Schöpfungsgeiſt, als in Norden. Welche Mannichfaltigkeit und Stärke herrſcht durch das Pflanzenreich in Süden! Die Staude, welche uns den Balſam von Mekka liefert, die Gewürze von Zeylon und den molukkiſchen Inſeln beſchämen die Zeugungskraft der Erdſtriche gegen die beyden Pole zu, und augenſcheinlich nimmt dieſe Kraft in eben dem Verhältniß ab, in welchem ein Erdſtrich ſich von dem Aequator entfernt. Unſere ſchmackhaften Früchte ſind alle aus Süden zu uns gekommen, und je ſchmackhafter und geiſtiger ſie ſind, deſto weniger können ſie die Nordluft ertragen. Die edlern Früchte können ſo wenig als der Wein, der den Menſchen ſo ſtark macht, in Norden einheimiſch werden. Sogar in dem todten Steinreich zeigt ſich die Natur in Süden edler als in Norden. Und vollends das Thierreich! Wie weit ſind die Thiere in den warmen Ländern jenen in Norden überlegen?

War-

Warum sollte die Natur, die unter einem heissen Himmel durchaus mächtiger wirkt, nicht auch unter denselben den Menschen stärker machen?

Der Verstand und die Sittlichkeit sind freylich kein Eigenthum eines gewissen Luftstriches. Sie setzen Gebräuche, Sitten, Erziehung, Regierung, u. s. w. voraus, wodurch der künstliche Mensch leicht dem natürlichen überlegen werden kann. Allein der Menschenverstand erwacht gewiß eher aus seinem natürlichen Schlaf in Süden als in Norden. Unter einem warmen Himmel bietet ihm die Natur mannichfaltigere Gegenstände dar, deren sehr lebhafte Eindrücke ihr die Aehnlichkeiten viel leichter abstrahiren machen. Seine Sinnen sind hier reger und gespannter, und beruht nicht der Verstand auf sinnlichen Begriffen? Die Phantasie, welche mit allen Verrichtungen der Seele so sehr verwebt ist, hat in Sicilien doch gewiß mehr Reitz und Nahrung, als in Island. Die Stärke der sinnlichen Eindrücke giebt unter einem warmen Himmel den Seelenkräften einen Schwung, welcher der eigentliche Karakter des Genies ist, und den die Nordvölker durch keine kalten Abstraktionen, die eine Folge ihrer geborgten Sitten, Gebräuche und Regierungen sind, ersetzen können.

So vortheilhaft die Stärke der sinnlichen Eindrücke für den Verstand und die Phantasie des Menschen ist, eben so enge ist das feine sinnliche Gefühl mit dem sittlichen verbunden. Die Deutschen, welche den Franzosen, Italiänern und allen südlichen Völkern Indolenz, Sklaverey und Erniedrigung der Seele vorwerfen, vergessen, daß die Sibirier und Kamtschadalen in ihrem Eis und Schnee nach den Beschreibungen aller Reisenden das feigste, wollüstigste, niederträchtigste und sklavischeste Volk auf

der Erde sind. In Italien konnte das Gefühl der Freyheit nie so ganz erstickt werden, wie in verschiedenen Nordländern, die der natürliche Sitz des Despotismus zu seyn scheinen; und die Regierung von Frankreich und Spanien ist lange nicht so willkürlich, als sich die deutschen Politiker dieselbe zu denken belieben. Die reine und trockene Luft in Süden erhebt die Seele, so wie sie den Nerven Ton giebt. Alle, die auf Bergen eine heitere und feine Luft geathmet haben, reden von Empfindungen, die sie auf der Ebene nicht kannten. Die Luft des südlichen Europa verhält sich zu der in Norden, wie sich die Luft auf den Alpen der Schweitz zu jener in den Thälern verhält. Wenigstens lassen sich die hektischen Engländer zu Cintra, Nismes, Nizza, Pisa und Neapel nieder, um ihren schlappen Nerven Ton zu geben.

Wenn die Völker an der Elbe und Weser eben so der lieben Natur überlassen wären, sie würden an Seelenstärke eben so tief unter den Sicilianern und Neapolitanern seyn, als sie von diesen in körperlicher Schönheit und Lebhaftigkeit übertroffen werden. Der unbefangne Weltbürger bewundert die Allmacht der Regierungen, welche die Menschen so weit über ihre natürliche Lage erheben, oder so tief sinken lassen können, ohne gehäßige Vorurtheile gegen ein Volk zu fassen. Er wünscht dem Norden Glück, daß er sich anbaut und durch den Anbau immer mehr aufheitert; aber er vergißt nicht, daß der Süden früher angebaut und aufgeheitert war, und daß die Kunst des Anbaues und das Licht aus diesem gekommen sind.

Du siehst diesen Betrachtungen leicht an, daß sie auf dem Postwagen gemacht worden, wo ich ein Vieh von einem oldenburgischen Pferdehändler, ein Klotz

von einem bremischen Mäkler, und ein hübsches weibliches Stück Fleisch, eitel todtes Fleisch, vor mir auf dem Stroh liegen hatte. Da war auf dem ganzen Weg von Göttingen hieher kein Wörtchen zu reden. Wenn nicht Husten, Niesen, R*lpsen u. dgl. m. die grosse Stille manchmal unterbrochen hätten, so würde ich gewiß nicht daran gedacht haben, daß ich Gesellschaft hätte.

Zu Göttingen hatte ich verschiedene Professoren besucht, denen ich meine grosse Hochachtung nicht versagen kann, die aber alle für die Kultur Deutschlands und gegen uns andre Südländer so sehr eingenommen waren, daß ich es mit ihrer so ausgebreiteten Weltkenntniß nicht zusammen reimen konnte. Alle diese Herren sprechen von dem politischen und litterarischen Zustand unsers Vaterlandes mit einer Verachtung, die wirklich manchmal ans Lächerliche gränzt. Es ist theils Nationalstolz, theils Partheylichkeit für die Engländer, theils ächte Charlatanerie vom besten Gehalt. Unsere Regierung halten sie für die Quintessenz der Despotie, unsere Akademien für Narrenspithäler, unsre Soldaten für Weiber, und unsre größten Geister, denen sie doch, wie sich offenbar aus ihren Schriften ergiebt, so viel schuldig sind, für Kleinmeister. Ueberhaupt halten sie den Süden für das Reich der Finsterniß und Tyranney, und trauen den Schweden, Dänen und Russen mehr Menschenverstand, Witz und Aufklärung zu, als dem feinsten Südvolk, welches mir zu meinen Betrachtungen auf dem Postwagen, die durch starke Stösse manchmal dekontenancirt wurden, Anlaß gab.

Unter andern besucht ich auch den Professor Schlözer, der aus purer Nationalpartheylichkeit auch nicht sehr billig gegen uns ist. Vielleicht giebt

es wenige Geschichtkundige in Europa, die aus der ganzen Weltgeschichte so viele Thatsachen wissen, als dieser Mann. Besonders fand ich von der neuern Geschichte einen ganz unerwarteten Vorrath bey ihm. Er besitzt eine ungeheure Menge lebender Sprachen. Seine etwas versalzene Laune mag ihm als Privatmann nicht sehr vortheilhaft seyn; aber in seinen Schriften thut sie oft eine gute Wirkung. Was ihn itzt vorzüglich merkwürdig macht, ist ein Journal, welches er unter dem Titel eines politischen Briefwechsels herausgiebt, und welches eins der gängigsten in Deutschland und auch einigen angränzenden Ländern ist, ob es schon Herr Linguet bey einem gewissen Anlaß peu connu nennt. Es ist nicht von der Art der englischen, holländischen und französischen politischen Journale, die meistens nur Reflexionen und Deklamationen enthalten, welche in ihr voriges Nichts zusammen fallen, so bald man die Species Fakti, worauf sie beruhen, in die Pfanne hauen kann. Schlözers Journal enthält größtentheils nur Urkunden, zu denen er manchmal kleine, interessante und oft auch etwas beissende Noten macht, und deren Sammlung ihm die deutsche Nachwelt gewiß verdanken wird. Es ist wahr, daß auch oft sich falsche oder verunstaltete Thatsachen einschleichen; allein, sie werden zuweilen berichtigt. Aus keiner Schrift kann man den jetzigen politischen Zustand, wenigstens eines Theils von Deutschland so genau kennen lernen als aus diesem Journal. Es enthält eine Menge Listen von Bevölkerung und Einkünften verschiedener deutscher Staaten und Nachrichten von dem Anbau und der Industrie derselben. Da Herr Schlözer besonders auf die Sottisen und Sultanismen deutscher Regenten und auf die Produkte der Barbarey und des Mönchswesens Jagd macht,

so fehlt es nicht an sehr interessanten Anekdoten, die oft zu noch interessantern Beleuchtungen Anlaß geben. Vielleicht ist dieses Journal einer der sichersten Dämme gegen die Despotie der kleinern Fürsten Deutschlands. Wenigstens weiß man gewiß, daß es an verschiedenen Höfen Wirkung gehabt hat. Leute vom ersten Rang, und sogar Fürsten selbst haben ihm öfters schon Beyträge zugeschickt. Der Plan dieses Journals ist für den Herausgeber eben so einträglich, als vortheilhaft für das Publikum. Es erhält sich durch fremde Beyträge, wird durch keine selbstbeliebige und partheyliche Bemerkungen des Verfassers gehäßig, alle Wege bleiben ihm offen, und die kleinen Regenten, welche noch einige Schaam haben, müssen den strengen Zensor förchten, der ihre Thaten öffentlich sprechen läßt. Herr Schlözer bedient sich all der Freyheit, die ihm der Ort seines Aufenthalts gestattet. Auch von andern Staaten hat er in seinem Journal sehr interessante Nachrichten geliefert. Es kömmt immer mehr in Aufnahm, und in meinen Augen hat ein Heft desselben mehr Werth, als alle Jahrgänge von Linguets Annalen zusammen genommen. Wenigstens enthält es mehr Wahrheit.

Dieses Journal karakterisirt die deutsche Gelehrsamkeit überhaupt vortreflich. In den deutschen Geschichtschreibern und Politikern findet man keine Spur von den kühnen Bemerkungen, dem glänzenden Scharfsinn und der Gabe lebhaft zu schildern, wodurch sich die Geschichtschreiber und Staatsmänner der Engländer auszeichnen. Alles beruht bey ihnen auf trockenen Thatsachen, mit deren Berichtigung sie sich unglaublich zu schaffen machen. Der unbefangne Liebhaber der Wahrheit, welcher zu seiner Unterhaltung kein Spiel des Witzes sucht,

wird gewiß lieber in Schlözers Briefwechsel eine Liste von der Bevölkerung eines Landes anschaun, als die pompeusen Deklamationen der englischen Reisebeschreiber und Politiker lesen, die oft durch einige Ziffer jener Liste zu Schanden gemacht werden. In allen Fächern der Wissenschaften unterscheiden sich die Deutschen von andern Nationen auf die nämliche Art.

Göttingen ist ein hübsches Städtchen von ohngefähr 8000 Seelen, dessen Lage schöner und dessen Gegend fruchtbarer ist, als irgend einer andern hannövrischen Stadt, die ich sah. Sie lebt fast bloß von der Universität, die nun eine der berühmtesten in Europa ist, und nebst den Deutschen auch von Russen, Schweden, Dänen und Engländern besucht wird. Der Studenten sollen hier itzt gegen 800, und der Lehrer, die Sprach-Tanz-Fechtmeister u. dgl m. mitgerechnet, gegen 60. seyn.

Der König von Großbrittanien spart nichts, was diese hohe Schule immer mehr in Aufnahme bringen kann. Die Bibliothek, welche auf seine Kosten unterhalten und immerfort sehr vergrössert wird, ist eben so zahlreich als gut angeordnet. Die Sternwarte, die Sammlungen von Naturalien, physikalischen und chirurgischen Instrumenten, der botanische Garten, kurz, alles zeugt von einem königlichen Aufwand.

Die halbjährigen Kurse der protestantischen Universitäten, welche Herrn Pilati so sehr mißfallen, haben meinen vollkommnen Beyfall. Wenn sie zum Vortheil des Beutels der Professoren angelegt sind, so verliert der Lernende doch gewiß auch nichts dabey. Auf einer Schule läßt sich keine Wissenschaft erschöpfen. Es kömmt hier bloß darauf an, den Studirenden einen Grundriß davon vorzuzeichnen,

ihnen einen deutlichen Begriff von der Abtheilung des Gebäudes zu geben, die Schwierigkeiten und zugleich die leichtesten Mittel anzuzeigen, dieselbe zu überwinden. Das Mauern, Zimmern, Vertäfeln, Verfenstern und Vergolden ist kein Werk für die Schule. Kaum reicht das Leben eines Menschen hin, um das Gebäude einer Wissenschaft ganz auszuführen. Faßt der lernende den Grundriß leicht, so ist der halbjährige Kurs ein eben so grosser Vortheil für ihn, als den Professor. Er erspart Zeit und Geld. Faßt er ihn nicht ganz, so kann er sich von der Wiederholung um so mehr Deutlichkeit und Leichtigkeit versprechen. Eben so parallel läuft der Vortheil der Studenten mit jenem der Professoren darin, daß man jene anhält, viele Stunden auf einmal zu nehmen. Gemeiniglich legt man ihnen einen Plan vor, in welchem man die Wissenschaften theils nach ihrer natürlichen, theils nach ihrer relativen Verbindung mit dem Zweck der Studierenden so anordnet, daß sie einander die Hand bieten. Es ist hier nichts seltenes, daß ein Student alltäglich seine 6 bis 7 Kollegien frequentirt. Er wird nicht leicht ermüdet, weil die Abwechslung unterhält. Das Quellen-Studium ist nicht für die Schule, und wenn man einen geschickten Vortrag anhört, so macht es einen lebhaftern und vestern Eindruck auf die Seele, als wenn man das nämliche lesen würde. Man muß auch voraussetzen, daß der Professor das bestimmte und deutliche Resultat geben kann, welches der Studierende aus einem Haufen Bücher oft nicht herausnehmen könnte. Wenn durch diese Gewohnheit auch nur den Studierenden der Weg zu Ausschweifungen und zur Liederlichkeit mehr abgeschnitten würde, so wäre der Vortheil schon groß genug.

Daß die Kollegien von den Studierenden müssen bezahlt werden, hat meinen Beyfall nicht. Es ist wahr, es trägt dazu bey, den Eifer und Fleiß der Professoren warm zu erhalten; allein der Vortheil ihrer vollkommenen Unabhängigkeit von den Studenten würde meines Erachtens jene aufwiegen. Alles, was die Hochachtung des Schülers gegen seinen Lehrer vermindern kann, sollte sorgfältigst vermieden werden. Die Studierenden hier sind freylich meistens erwachsene Leute; allein sie sind doch nicht alle im Stand, ihre Lehrer bloß nach dem innern Werth zu beurtheilen. Ein wenig Glauben und Ehrfurcht ist gewiß für den Schüler nicht schädlich. Verhetzung, Klätschereyen, und eine Menge elender Kunstgriffe, zu denen sich öfters so berühmte Männer einiger Gulden halber herablassen, und die sie in den Augen der Studierenden herabwürdigen müssen, sind eine Folge dieser Einrichtung. Man könnte allenfalls auch durch einen wohlgewählten, klugen und wachsamen Intendanten verhindern, daß die Professoren nicht leicht einschliefen, wenn sie ihre festen und hinlänglichen Besoldungen hätten.

Wenn Herr Pilati sagt, die Deutschen behandelten alle Wissenschaften itzt nur in Kompendien, so hat er gewisse Produkte der öffentlichen Lehrer, besonders auf der hiesigen Universität sehr verkennt. Fast jeder Professor hier entwirft sich einen Plan zu seinen Vorlesungen, der seinen Zuhörern zu einem Leitfaden in seinem Vortrag und zum Behuf seiner Nachlesungen dient. Diese Plane kann man keine eigentliche wissenschaftliche Kompendien nennen, so wie man z. B. Bossuets Universalgeschichte ein Kompendium dieser Wissenschaft nennt. Sie sind nichts mehr noch weniger als ein Entwurf der Methode,

wie sie, jeder einzeln für sich, eine Wissenschaft mit ihren Zuhörern behandeln wollen. Eine Nebenabsicht dabey ist, durch eignen Verlag oder durch Verkauf der Manuscripte einige Louisd'or zu gewinnen, wie sie denn überhaupt die Industrie aufs höchste treiben. Nun haben einige freylich diese ihre Entwürfe so ausgearbeitet, daß sie für Kompendien gelten können; allein daraus folgt nicht, daß die Gelehrten Deutschlands, die nicht alle Professoren sind, die Wissenschaften durchaus kompendienmäßig behandelten. Einige dieser Entwürfe, die ihren Zweck überstiegen haben und Kompendien geworden sind, sind Meisterstücke von grösserm Werth, als manche Abhandlungen der Wissenschaften in Folianten, und überhaupt genommen, sind sie ein offenbarer Beweis, daß die Universität zu Göttingen mit den ausgesuchtesten Männern besetzt ist.

Die weder durch Politik noch durch Pfaffen eingeschränkte Freyheit, die Entfernung von dem lästigen und schwerfälligen Fakultätensystem, welches noch die Universitäten andrer Länder drückt, eine aufgeklärte und sanfte Regierung, gewähren dieser hohen Schule Vortheile, die schwerlich eine andre hat.

Kassel ist eine sehr schöne und zum Theil prächtige Stadt von ohngefähr 32000 Einwohnern. Die Hugenotten haben diese, so wie viele andre Städte Deutschlands, auf unsre Kosten blühend gemacht. Sie hat sehr beträchtliche Manufakturen, besonders von Hüten, die den Lyonischen an Feinheit und Stärke nichts nachgeben, und auch mit denselben in gleichem Preis stehn.

Die Zahl der Unterthanen des Landgrafen ist mir zuversichtlich auf 330000 Seelen angegeben worden. Die Einkünfte aus seinen Landen sollen sich auf 2200000

rheinische Gulden belaufen. Sammt den hanauischen Landen, die ohngefähr 100000 Menschen zählen und etwas über 500000 Gulden abwerfen, machen die Besitzungen dieses Hauses also noch kein Herzogthum Würtemberg aus.

Dieser Staat ist der militarischeste von ganz Deutschland; seine Bauern sind nicht nur alle exerziert, sondern auch immer in die ganze weite Welt marschfertig. Die Verschickung der hessischen Truppen nach Nordamerika ist an sich nicht ärgerlich, weil dieser Hof mit dem von St. James in einer beständigen Verbindung steht. Allein diese Verbindung selbst ist für das Land keine vortheilhafte Maxime. Unmöglich können die englischen Subsidien den Schaden ersetzen, den diese Verbindung bisher dem Lande wie dem Fürsten zugefügt hat. Nach dem letzten schlesischen Krieg war das Land von aller jungen Mannschaft entblößt, und kaum war wieder einige nachgewachsen, als sie nach Amerika wandern mußte. Es sollen in allem nun gegen 20000 Hessen nach diesem Welttheil gegangen seyn, wovon gewiß die Hälfte nicht wieder zurückkömmt. Das Land hat also den sechsten Theil seiner schätzbarsten Einwohner durch den Bostoner Theebrand verloren. Die Auflagen sind sehr groß, wie du aus einem Vergleich der Bevölkerung und des Ertrags dieses Landes mit dem Herzogthum Würtemberg, dessen Natur seinen Bewohnern ungleich mehr Vortheile als das Hessische den seinigen gewährt, leicht ersehen kannst. Der Landgraf hat zwar, so lange der amerikanische Krieg dauert, seinen Unterthanen einen Theil der Abgaben erlassen; allein sie ziehen doch haufenweise aus dem Lande, nach Hungarn, Polen und vielleicht gar nach der Türkey.

Die militärische Verfassung dieses Landes war bey einigen Anlässen dem deutschen Reiche eben so vortheilhaft, als sie dem Lande selbst schädlich war. Schon zur Zeit der Reformation kam sie der Freyheit der Reichsstände vortreflich zu statten, und vielleicht wäre der letzte schlesische Krieg nicht so vortheilhaft für die Könige von Preussen und Großbritanien abgelaufen, wenn nicht gegen 16 bis 18 tausend wackre Hessen den Damm gegen unsre Truppen verstärkt hätten.

Würzburg —

Du siehst, wenn du eine Universalkarte von Deutschland zur Hand nimmst, daß ich getreulich Wort halte, und das heilige römische Reich in die seltsamste Figuren von Zirkeln, Vier- und Dreyecken durch meine Märsche zerschneide und es in graden, krummen und Zikzaklinien, kurz, nach ächter fahrender Ritterart durchkreuze.

Das hessische Landvolk, lieber Bruder, ist im Ganzen genommen bis zum Ekel häßlich. Die Weibsleute sind die eckigsten Karrikaturen, die ich noch gesehen habe. Ihre Kleidung ist abscheulich. Die meisten gehn ganz schwarz, und tragen die Röcke so hoch, daß man gar keine Taille, wohl aber die ungelenkten Stampf-Füsse bis an die Knie erblickt. Die Männer ersetzen zum Theil durch eine anscheinende Stärke, was ihnen an Schönheit mangelt. Im Ganzen sind sie kein grosser, aber ein dauerhafter und behender Schlag Leute. Hie und da erblickte ich auch riesenmäßige Figuren, die aber alle ungeheure Köpfe und Füsse hatten. Sie sind meistens

blond und kraushaarigt. Ihre Lebensart ist rauh; Erdäpfel und Brandtewein, den man auch den Kindern giebt, sind ihre vorzüglichsten Nahrungsmittel.

Im Fuldischen ist das Landvolk nicht viel anders. Der ganze Strich Landes von Kassel bis über die Gränze von Franken ist rauh und wild, und die Einwohner haben das Gepräge ihres Bodens, der noch stark mit Waldung bedeckt und ziemlich bergigt und felsigt ist.

Der jetzige Fürst von Fuld ist ein Mann von Geschmack, guter Lebensart und liebt den Aufwand. Er denkt äusserst tolerant, und ist kein Freund der päbstlichen Hierarchie. Er nennt den Pabst bey Tisch seinen Herrn Bruder. Er ist ohne Vergleich der reichste Abt in der katholischen Welt; aber zugleich auch Bischof. Die Zahl seiner Unterthanen, die er ziemlich klug und sanft regiert, beläuft sich auf ohngefähr 70000, und seine Einkünfte betragen ohngefähr 350000 rheinische Gulden. Er macht vortrefliche Schulanstalten, und gestattet seiner Geistlichkeit eine Freyheit im Reden und Schreiben, die mit der Art der katholischen Geistlichkeit in andern deutschen Ländern stark absticht. Zu Wien hielt man es während meines dortigen Aufenthalts für eine heldenmäßige Kühnheit, daß einige profane Gelehrten behaupteten, „das Konzilium wäre über den Pabst.„ In Fuld las ich diesen und noch dreistere Sätze in theologischen Disputationen von Mönchen, die schon ihre 12 und mehrere Jahre alt seyn mochten. Die Residenzstadt Fuld ist ein hübscher und ziemlich lebhafter Ort, und ich fand viel bessere Gesellschaften, als ich erwartete. Es fehlt dem kleinen Ort an gutherzigen Mädchen nicht.

Würzburg ist im Ganzen eine sehr schöne Stadt, in einem reitzenden weinreichen und vom Mayn be-

wässerten Thale. Der fürstliche Pallast ist eins der schönsten und prächtigsten Gebäude, die ich in Deutschland gesehn. Unter den Einwohnern, deren 16000 seyn sollen, herrscht eine Munterkeit, ein Hang zum sinnlichen Vergnügen, und besonders unter beyden Geschlechtern eine gegenseitige Geselligkeit, die man in keiner protestantischen Stadt Deutschlands von gleicher Grösse findet, und welche dem Reitz und dem Reichthum der Landschaft umher entsprechen.

Auffallend war mir hier wie in Fuld die Aufklärung und tolerante Gesinnung der Geistlichkeit, die wirklich die bayrische und östreichische beschämt. Da diese Eigenschaften selten von den guten Sitten und der Umgänglichkeit getrennt sind, so war mir der Ton einiger Gesellschaften, in die ich gleich in den ersten Stunden nach meiner Ankunft gerieth, um so auffallender. Ich sehe, daß man unter den Katholiken Deutschlands einige Ausnahmen zu ihrem Vortheil machen muß, so wie man unter den Protestanten Ausnahmen zu ihrem Nachtheil zu machen hat. Das leztere ist freylich nicht so arg als das erstere.

Ganz heiter ist es eben hier noch nicht. Ich sprach gestern mit einem Priester von dem bekannten Hexenprozeß, der an der hiesigen Regierung so oft ist gerügt worden. Er that erst, als wenn man diese Saite gar nicht berühren dörfte; endlich erklärte er mir mit der Miene der Vertraulichkeit: „Daß die Klügsten unter ihnen von dem Ungrund dieses Prozesses überzeugt wären; indem sehr gelehrte Theologen bewiesen hätten, daß die Nonne, welche als eine Hexe verbrennt worden, eben sowohl vom Teufel Obsessa als Circumsessa hätte können gewesen seyn.„ Ich weiß nicht, ob du den Sinn dieser Distinktion fassest. Sie soll so viel sagen, daß die Zauberkraft des Teufels nicht gerade in dem Umfang ihres Körpers

seyn mußte, sondern daß der Satan, um sie der heiligen Justitz in die Hände zu spielen, ausser der Peripherie ihres Leibes alle die Wunder thun, und die Zuschauer auf ihre Kosten blenden konnte. Ich stuzte nun freylich, als ich diesen Unsinn von einem Mann hörte, der in seinem Fach sehr seltene Kenntnisse besitzt; allein im Ganzen war es wohl keiner von Würzburgs hellsten Köpfen, und wenn diese theologische Distinktion in Zukunft eine Hexe vom Scheiterhaufen errettet, in Betracht, daß unmöglich zu entscheiden ist, ob sie Obsessa oder Circumsessa sey, so ist sie eben so unsinnig nicht mehr.

Der jetzige Fürst ist ein sehr aufgeklärter, mit Staatsgeschäften und der Welt überhaupt sehr bekannter Mann. Er ist einer von den wenigen Bischöfen Deutschlands, die ihre Würde und ihr Glück bloß ihren Verdiensten zu danken haben. Er ist aus einer alten, aber nicht sehr reichen Familie, die sich von Erthal nennt, und ein Bruder des Kurfürsten von Mainz. Seine Kenntnisse und Thätigkeit empfahlen ihn dem kaiserlichen Hof, welcher ihm die ansehnliche Stelle eines kaiserlichen Kommissärs bey dem Reichstag zu Regensburg auftrug. Er zeichnete sich daselbst durch seine Verdienste so sehr aus, daß ihn der kaiserliche Hof bey Erledigung des hiesigen bischöflichen Stuls in Vorschlag brachte. Aus Schwäche des Alters ist er nun ausserordentlich andächtig geworden.

Würzburg allein wäre eins der ansehnlichsten Bisthümer Deutschlands. Es zählt gegen 190000 Einwohner, und trägt gegen 800000 rheinische Gulden ein. Nun besitzt aber der Fürst auch noch das Bisthum Bamberg, welches auch eine der fettesten Pfründen des deutschen Reiches ist, und beynahe 700000 Gulden abwirft.

Beyde Länder gehören unter die beßten in Deutschland. Sie haben alle Bedürfnisse des Lebens im Ueberfluß, und Würzburg gewinnt viel durch seine Weine, die bis nach Schweden verführt werden. Man machte mir viel Rühmens von dem sogenannten hiesigen Steinwein. Ich hab ihn gekostet. Er ist sehr feurig und brennend auf der Zunge; aber dabey sehr kalchigt und erregt Durst.

Der Ackerbau scheint in diesem Lande sehr gut bestellt zu seyn; allein in Rücksicht auf die bürgerliche Industrie ist es noch weit hinter Norddeutschland, und auch sogar hinter dem angränzenden Fuldischen zurück, welches Land wenigstens eine unbeschreibliche Menge des schönsten und feinsten Damastleinwands verfertigt, und damit so wie auch mit grobem Leinwand, einen sehr ausgebreiteten Handel treibt, dahingegen Würzburg keine Art von einem ähnlichen bürgerlichen Gewerbe hat. Da die Fuldischen Bauern sich im Winter mit Spinnen und Weben beschäftigen, so stehn sie überhaupt genommen in ihrem rauhen Lande besser, als die würzburgischen Bauern in ihren paradiesischen Gegenden. Der hiesige Fürst hat eine beträchtliche Spiegel- und Porzellänfabrik, welches die einzigen ansehnlichen Manufakturen des Landes sind. Einige Gewerbarten der protestantischen Einwohner von Kitzingen sind das Erheblichste von würzburgischer Industrie. Der jetzige Bischof giebt sich viel Mühe, seine Unterthanen zum Kunstfleiß aufzumuntern. — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Um diesem Brief sein gehöriges Gewicht geben zu können, machte ich vor Versiegelung desselben eine Kreutzfahrt durch den ganzen fränkischen Kreis, welcher unter allen Kreisen des deutschen Reiches der kleinste ist. Allein die Prisen, die ich auf dieser

Fahrt gemacht habe, sind so unbedeutend, daß sie wirklich kaum das Porto, welches du für sie zahlen mußt, werth sind.

Bamberg ist eine ziemlich grosse, sehr schöne und lebhafte Stadt von ohngefähr 20000 Seelen. Das merkwürdigste ist hier die Gärtnerey, welche in keiner Stadt Deutschlands so blühend ist, als hier. Einige hundert Gärtner treiben mit kleinen eingemachten Gurken, mit Süßholz, mit Zwiebeln, die für die beßten in Deutschland gehalten werden, und einigen andern Produkten einen sehr ausgebreiteten Handel bis nach Holland. Mit vortreflichen Küchenkräutern, den edlern Obstarten und Zugemüsen versehen sie die ganze Nachbarschaft umher. Auch das hiesige sehr gute und starke Bier wird häufig bis an den Rhein verführt. Das gemeine Volk hier glaubt, in der ganzen übrigen Welt wachse kein Süßholz mehr, und es sey von der heiligen Kunigunda die nebst ihrem Gemahl, Kaiser Heinrich dem Zweyten im hiesigen Dohm begraben liegt, zuerst hier gepflanzt, und dieser Stadt als ein ausschließliches Eigenthum zugesichert worden. Da ich doch einmahl an der Legende dieses heiligen kaiserlichen Ehepaars bin, so muß ich dir noch einen Beytrag aus dem Munde des hiesigen Publikums dazu mittheilen. Legenden sind ohnehin die einzigen Denkwürdigkeiten, die sich in dieser Gegend auffinden lassen. Vielleicht ist dir schon bekannt, daß Kaiser Heinrich der Zweyte, der Stifter dieses reichen Bisthums, seiner Heiligkeit ungeachtet, sehr eifersüchtig auf seine heilige Gemahlin Kunigunda war, und diese zum Beweis ihrer Keuschheit nach Art des damaligen Zeitalters die Feuerprobe aushalten mußte. Als sie unversehrt über eine Reihe glühender Pflugscharen gegangen war, umarmte sie natürlicher Weise ihr Gemahl, und

bath sie wegen seines Verdachts gar höflich um Verzeihung. Nun hatten sie, wie sie überhaupt in Bereicherung dieses Stiftes mit einander wetteiferten, zwey neue Glocken in die Dohmkirche machen lassen. Sie giengen einige Tage nach der Feuerprobe mit einander um die Stadt spatzieren, als man mit ihren neuen Glocken zu läuten begann. Heinrichs Glocke tönte schöner, als jene seiner Gemahlin, die empfindlich darüber ward. Um ihr einen Beweis seiner herzlichen Aussöhnung und Liebe zu geben, nahm der Kaiser seinen goldnen Ring vom Finger, warf ihn eine halbe Stunde weit auf den Thurm des Dohms, so daß seine Glocke ein Loch bekam, und auf den heutigen Tag noch einen Mißton hat — Fast ist dieser Zug von Galanterie für das zehnte und eilfte Jahrhundert zu fein.

Von alten Ritterromanzen, Legenden und Gespenstermärchen ließ sich in den Hochstiftern Würzburg und Bamberg eine ungeheure, und zum Theil auch eine sehr interessante Sammlung machen. Nebenher sind solche Unterhaltungen des Volks ein Beweis, daß es viel müßig geht und keinen nützlichen Stoff zu seinem Nachdenken und seinen Gesprächen hat. Das Psalmsingen des Pöbels unter den Reformirten, wozu er seine Zuflucht nimmt, wenn er müßig oder besoffen ist, hat freylich den Schmuck der Phantasie nicht, welcher die Unterhaltungen der Katholiken in Deutschland karakterisirt; allein es ist doch der Bestimmung des gemeinen Volkes angemessener, und giebt demselben keine falschen und schädlichen Begriffe — Eine Gespensteranekdote von Würzburg darf ich hier nicht übergehen. Man versicherte mich, daß noch auf den heutigen Tag die Schildwache in einer gewissen Strasse um 11 Uhr in der Nacht abgelöst und der Posten bis um 12

Uhr nicht besetzt würde, weil in dieser Stunde ein sehr gefährlicher Mann durch die Strasse spazierte, der seinen Kopf unter dem rechten Arm trägt.

Des vortreflichen Bodens ungeachtet sind die Einwohner der Bißthümer Würzburg und Bamberg im Ganzen genommen doch sehr arm. Der Feldbau wird nicht vernachläßigt; allein es fehlt dem Landvolk an Sparsamkeit, und dann kann der Ackerbau in so volkreichen Ländern auch nicht alle Hände hinlänglich beschäftigen. Die Erziehung und die Gewohnheit sind die Haupturſache, daß man in diesen Ländern, wo die Natur sich so freygebig gegen die Menschen zeigte, so viele Bettler sieht. Die Regierungen der geistlichen Fürstenthümer in Deutschland, die ich bisher sah, sind wirklich sanfter, als die meisten der weltlichen Staaten, und die Vorwürfe, die man jenen macht, sind überhaupt genommen, sehr ungerecht. Es gehören mehrere Menschenalter dazu, um ein verschwenderisches Volk sparsam und industriös zu machen. Ein Theil der Liederlichkeit des katholischen Publikums in Deutschland ist sogar eine Folge allgemein angenommener Grundsätze seiner Lehrer. Schlözers Briefwechsel beurkundet, daß ein katholischer Priester von einem Bischof und 2 Universitäten der Ketzerey beschuldigt wurde, weil er lehrte: „Selbstliebe wäre der erste Grundtrieb der menschlichen Handlungen; Vernachläßigung des irdischen Gewinnstes, den Zeit und Gelegenheit dem Menschen darbieten, wäre eine philosophische Sünde; eben so unerlaubt wäre es, einem andern eine Wohlthat zu erzeigen, wobey ich mir einen beträchtlichen Schaden zufügte„, u. dgl. m. Diese übertriebenen Begriffe von Freygebigkeit und Verachtung zeitlicher Dinge, sind die Ursache, warum die katholischen Deutschen überhaupt genommen guther-

ziger sind, als die protestantischen, wie auch Herr Pilati bemerkt hat. Die häufigen Bettler selbst sind ein Beweis davon; denn wenn sie nicht so viele Geber fänden, würde sie die Noth schon arbeiten lehren. Allein immer wäre es doch besser, wenn gar keine Bettler da wären, wenn auch schon das Volk etwas zurückhaltender, mürrischer und kärglicher werden sollte — Aus eben der Ursache findet man in den katholischen Städten Deutschlands unendlich mehr milde Stiftungen, als in den protestantischen, obgleich jene unendlich ärmer sind als diese. Das Juliusspital zu Würzburg übertrift an Reichthum vielleicht alle Stiftungen von der Art in den preußischen Ländern zusammen genommen, das berühmte Waisenhaus zu Halle ausgenommen. Allein diese Stiftungen sind eine neue Nahrung der Liederlichkeit.

Die Bettelmönche finden ihre Rechnung bey diesen Lehren von Freygebigkeit und Verachtung der Güter dieser Erde, die sie doch selbst so sorgfältig sammeln. Sie sind auch die Hauptvertheidiger derselben; denn, die im ganzen wirklich unbedeutende Seelenmessen abgerechnet, sind die katholischen Weltpriester von der Freygebigkeit des Publikums ganz unabhängig.

Die Pfründen der Dohmherren von Würzburg und Bamberg gehören unter die besten von Deutschland. In guten Jahren trägt eine 3500 und mehrere Gulden ein. Man findet aber schwerlich einen Dohmherrn, der nur eine Pfründe hätte. Manche haben 4 bis 5 Pfründen in eben so vielen Stiftern, und kommen jährlich auf ihre 8, 10 bis 12 tausend Gulden zu stehn. Die Prälaten dieser hohen Stifter ziehn jährlich wohl 20 bis 30tausend Gulden, und die ganze Arbeit eines deutschen Dohmherren besteht

darin, daß er nur in Einem gewissen Monat des Jahres bey dem Singen im Kor seiner Stiftskirche erscheinen muß, und es braucht keine andere Talente, als lateinisch lesen zu können, und von einer stiftsmäßigen Mutter gebohren zu seyn, denn der Adel seines Vaters im strengen Verstand läßt sich nie beweisen. In einer gewissen bischöflichen Residenzstadt Deutschlands hat man das Sprüchwort: Daß sich die Dohmherren selbst machten„. Wenigstens sieht man sie in solchen Residenzstädten am häufigsten um die stiftsmäßigen Damen.

Man versicherte mich, daß jeder Dohmherr von Würzburg, wenn er in das Kapitel eintritt, von allen seinen Herrn Kollegen einen Ruthenschlag aushalten müsse. Diese seltsame Inaugurationsart soll verhindern, daß kein Prinz, um diese feyerliche Erniedrigung zu vermeiden, in das Kapitel aufgenommen zu werden verlange.

Nürnberg ist eine traurige Stadt, die immer mehr zerfällt. Noch gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zählte diese Stadt gegen 50000 wehrhafte Mannsleute. Nun hat sie nicht viel mehr als 30000 Seelen. Es sind im Durchschnitt der leztern Jahre hier jährlich gegen 1100 Menschen gestorben. Einige hundert Häuser stehn ganz leer, und die übrigen sind fast durchaus nur von einzeln Familien bewohnt. Die Einwohner sind noch ein sehr fleißiges Volk, und es ist ein sehr angenehmes Schauspiel, wenn man in den Werkstätten die kleinsten Kinder mit den verschiedenen Quinquaillerie-Artikeln beschäftigt sieht, wodurch sich diese Stadt durch ganz Europa bekannt gemacht hat. Es ist unverzeihlich, daß sogar deutsche Schriftsteller diese Produkten der Nürnberger mit Spott belegen, und den Kunstfleiß derselben zu einem verächtlichen Sprüch-

wort gemacht haben. Rechtfertigt nicht der starke Abgang dieser Waren die Beschäftigung dieser ihrer Landsleute? Es ist um so unverzeihlicher, da Nürnberg seit langer Zeit immerfort Künstler geliefert hat, die in Verfertigung mathematischer und physikalischer Instrumente sich den berühmtesten Engländern an die Seite stellen können. Ueberhaupt wird ausser England nirgends in Stahl, Eisen und Meßing so gut gearbeitet, als in dieser Stadt; und will man es den Einwohnern verübeln, daß sie nebst den bessern Produkten auch ihre Weiber und Kinder mit nützlichen Kleinigkeiten zu beschäftigen suchen? — Im Kunstfleiß ist Nürnberg der Stadt Augspurg noch unendlich überlegen.

Das Patriziat frißt diese Stadt nach und nach auf. Es würde meinen Glauben übersteigen haben, wenn mir es nicht mehrere Bürger von Nürnberg selbst auf ihre Ehre versichert hätten, wie unmenschlich sie von ohngefähr 20 Familien behandelt werden, welche ausschließlich die Regierung in Händen haben. Von Zeit zu Zeit muß jeder Bürger ein gerichtliches Inventarium von seinem Vermögen machen lassen, und dann muß er den dritten Theil von seinem jährlichen Gewinn der Regierung an Abgaben entrichten. Ohne das Unmäßige dieser Abgaben in den Anschlag zu bringen, so ist es für eine Handelsstadt schon eine sehr schädliche Politik, daß der Bürger den Zustand seines Vermögens vor allen Augen aufdecken muß. Diese Patrizier haben sich noch eine gewisse Anzahl von Familien an die Seite gesetzt, mit welcher sie ausschließlich die öffentlichen Aemter theilen, die sehr zahlreich sind. Es ist demnach kein Wunder, daß die reichern Bürger haufenweise aus der Stadt ziehn, und sich zu

Pfyrt, auch in den östreichischen oder preußischen Staaten niederlassen.

Die Sitten der Nürnberger sind reiner und strenger als irgend einer andern deutschen Stadt. Besonders eifert der Magistrat sehr gegen die Paillardise. Es ist keine Satyre, sondern eine Thatsache, daß er ehedem durch eine Deputation einiger seiner Glieder und eines Arztes die Jungferschaften der Stadt physikalisch untersuchen ließ. Man hat diesen Auftritt, wo die Deputirten mit der Brille auf der Nase, mitten in der Untersuchung begriffen sind, in einem sehr karakteristischen Kupferstich.

Keine Reichsstadt hat ein so grosses Gebiete, als Nürnberg. Man schätzt die Anzahl der Unterthanen auf dem Lande auf ohngefähr 360000, und gegen diese scheint die Regierung nicht so sultanisch zu seyn, als gegen die Bürger der Stadt selbst. Wenigstens ist das Land vortreflich angebaut, ob es schon fast durchaus sandigt ist. Schönere Dörfer hab ich nirgends gesehn, als in der Gegend dieser Stadt, und alles spricht von einem hohen Wohlstand des Landvolkes, welches, so wie der Pöbel in der Stadt, seinen alten Sitten und seiner Kleidertracht noch ziemlich getreu bleibt

Die Fürstenthümer Anspach und Bayreuth, welche jezt Einem Herrn zugehören, stechen in Rücksicht auf Industrie mit den Bisthümern Würzburg und Bamberg stark ab. Die Natur war ihnen bey weitem nicht so günstig, und doch sind ihre Einwohner, ob sie schon mit ungleich mehr Auflagen beschwert sind, viel vermögender, als die Bewohner dieser Länder. Die Städte Erlang, Anspach, Schwobach, Markstefft, Kreilsheim und einige andre haben sehr beträchtliche Manufakturen. Der jetzige Fürst, der lezte Sprosse seines Hauses, der auch keine neue

Zweige mehr verspricht, ist ein sehr artiger und liebenswürdiger Mann. Die bekannte Mademoiselle N** ist seine Gesellschafterin, und diese Wahl rechtfertigt seinen guten Geschmack. Seine sämmtlichen Einkünfte betragen ohngefähr 1600000 rheinische Gulden. Seine Bauern sind etwas mißvergnügt über ihn, weil er ihre Söhne den Engländern verkauft hat. Es hat auch unter den Truppen selbst, die nach Amerika mußten, einige ziemlich lebhafte Gährungen abgesetzt. Er scheint das Land so gut als möglich benutzen zu wollen, weil es nach seinem Tod in fremde Hände fällt. Die Residenzstadt Anspach zählt ohngefähr 11000 und Erlang, die wichtigste nach derselben, etwas über 8000 Seelen.

Das Uebrige von Franken besteht aus einer Menge kleiner Herrschaften, deren Unterthanen zum Theil im tiefsten Druck leben. Besonders unglücklich sind die Bewohner der Ländchen, deren Herren an grossen Höfen residiren. Sie verlieren dadurch nicht nur eine beträchtliche Summe Geldes; sondern sind auch den Erpressungen despotischer Bedienten ausgesetzt, die allzeit grausamer sind, als die Herren selbst, und die ihren Theil auch haben wollen. In einem gewissen fränkischen Fürstenthum, dessen Besitzer immerfort abwesend ist, bleibt ein Verwalter selten länger als 6 oder 8 Jahre an seiner Stelle. In dieser kurzen Zeit hat er sich allzeit so viel zusammen gespart, daß er kein Bedienter mehr seyn, sondern sich seinem Herrn gleich setzen will. Hier wirst du dich der Bedienten der indischen Kompagnie in England erinnern, die man nach ihrer Zurückkunft Nabobs zu nennen pflegt, welches sie auch auf Kosten der Indier im buchstäblichsten Verstand des Wortes gemeiniglich sind. Man hat es den stehenden Armeen zu verdanken, daß die Bauern dieser Gegen-

den unter der Geissel ihrer Nabobs so geduldig sind. In dem bekannten Aufruhr, den sie um das Jahr 1525 erregten, und den Göthe in seinem Götz von Berlichingen so natürlich dargestellt hat, sprangen sie mit den Grafen, Herren und ihren Bedienten seltsam genug um. Ein Haufen derselben bemeisterte sich einiger Schlösser der Grafen von Hohenlohe, packte diese beym Kragen, und schrie ihnen unter die Nase: „Nun sind wir Herren von Hohenlohe und Ihr seyds nicht mehr.„ Unpolitisch war es damals von den fränkischen, schwäbischen und rheinischen Städten gehandelt, daß sie zur Unterdrückung der Bauern die Hände bothen. Jetzt empfinden sie den Druck der Fürsten so stark, als die Unterthanen derselben selbst, und bey der seit dieser Epoche durch die stehenden Truppen bewirkten Ueberlegenheit der Fürsten war kein anderes Rettungsmittel mehr für sie übrig, als wenn sie mit den Bauern bey einem solchen günstigen Anlaß gegen die Fürsten und den Adel gemeinschaftliche Sache gemacht hätten, wie es ihre politische Lage erfoderte. Ohne ihre Hülfe wäre man nie von den Aufrührern meister geworden. Die nun so ohnmächtigen Städte, Halle, Bopfingen, Dünkelspühl, Nördlingen u. a. m. waren damals den aufrührischen Bauern förchterlicher, als die mächtigsten Fürsten. Nun haben sie keinen so günstigen Anlaß mehr zu erwarten.

Frankfurt —

Auf meinem Weg hieher kam ich durch den Spessart, die dickste Waldung, durch die ich noch in Deutschland auf einer ordentlichen Strasse gekommen bin. In neun Stunden Wegs sah ich nur ein einziges Dorf und ein Jagdhaus. Alles übrige war fast ununterbrochenes Gehölze und guten Theils auch Gebirge. Dessen ungeachtet ist die Strasse vortrefflich, und der Kurfürst von Mainz, dem der gröste Theil dieser Holzung zugehört, hält sie auch von Räubern sehr rein. Seit 20 Jahren weiß man kaum zwey Beyspiele, daß jemand in dieser schauerlichen Waldung wäre angefallen worden. Sie ist jetzt so sicher, daß man ohne alles Bedenken sogar in der Nacht durchreiset. Zu Aschaffenburg, einem hübschen, lustigen Städtchen, liegen immerfort gegen 30 Husaren, welche zu gewissen Zeiten den Speffart durchreiten, um ihn wegen verdächtigem Gesindel zu säubern. Wenn alle deutschen Fürsten ihre Handvoll stehende Truppen zu dieser Bestimmung gebrauchten, so hätte man nichts gegen die Militärsteuern und die gewaltthätigen Werbungen der Söhne ihrer Bauern einzuwenden.

Die schöne und gesunde Lage reitzte mich, zu Aschaffenburg einige Rasttäge zu machen. Gegen Osten und Norden zieht sich der Speffart in einiger Entfernung in einem Halbzirkel um diese Stadt, und deckt die weite Ebene, welche sie auf ihrer Anhöhe gegen Süden und Westen hin beherrscht, gegen die rauhen Winde. Die Gegend um die Stadt ist ungemein fruchtbar. Besonder trägt sie eine ungeheure Menge gutes Obst. Man macht aus sogenann-

ten Borstorfer-Aepfeln einen Wein, den nur eine feine Kennerzunge von dem ächten Wein unterscheiden kann. Er ist schon als geringer Rheinwein nach Norden geführt worden, und ich hab hier Obstwein gekostet, der seine 6 Jahre alt war, sein Feuer hatte, aber auch mit 24 Kreutzer, die Maaß, bezahlt werden mußte, um welchen Preis man hier auch einen ziemlich guten Rheinwein haben kann.

Die Regierung muntert die Einwohner auf, die Vortheile dieser Lage so viel als möglich zu benutzen. Man hat Maulbeerbäume gepflanzt, und schon einige glückliche Versuche mit der Seidenwurmzucht gemacht. Jenseits des Mayns, der Stadt grade gegenüber, zieht sich eine schöne grade Allee durch die unübersehbare Ebene. In dieser Allee fand ich ein vortreffliches Denkmal aus dem sechszehnten Jahrhundert. Ein alter deutscher Ritter kniet in Lebensgrösse und in seiner völligen Rüstung vor einem Kreuzbild, zu dessen Füssen er seinen Helm niedergelegt hat. Das Ganze hat eine ungezwungene Pyramidenform, deren Spitze das Kreutz, die Nebenseiten aber der Ritter und seine Haube auf die leichteste und ungesuchteste Art machen. Es fällt vortreflich ins Auge, und ist auch sehr gut ausgearbeitet. Besonders ist der Kopf des Ritters voll Ausdruck. Ich will es nicht der Regierung oder den sämmtlichen Einwohnern von Aschaffenburg zur Last legen, daß man dieses schöne Denkmal auf die infamste Art verstümmelt hat. Du weißt, daß die alten Ritterrüstungen anstatt des Hosenlatzes einen grossen runden Knopf haben, um der Mannheit Raum zu lassen. Nun muß ein Grillenfänger oder eine Grillenfängerin diesen Knopf ärgerlich gefunden haben: Kurz, man hat ihn mit einem groben Meisel weggeschlagen. Das Uebel ist nun gewiß ärger; denn man-

chen wäre der Knopf gar nicht aufgefallen, weil man ihn an allen ähnlichen Abbildungen zu sehen gewohnt ist: nun gehen aber die groben Meiselhiebe so tief und eckigt in den Körper hinein, daß sie jedermanns Auge auf sich heften, und die Phantasie zum weitern Eindringen reitzen müssen. Dieser unbesonnene Keuschheitseifer sticht mit den Sitten der Einwohner der Stadt stark ab. Der Hosenknopf trug gewiß nichts dazu bey, daß die hiesigen Mädchen so schmachtend sind, und man an den Sonn- und Feyertägen in den öffentlichen Wirthshäusern beyde Geschlechter auf die bunteste und ungezwungenste Art durch einander gemischt sieht.

Frankfurt ist eine schöne und grosse Stadt. Prächtigere und bessere Gasthäuser als die hiesigen, findet man in Deutschland nicht. Nebst Hamburg ist diese Stadt die einzige Reichsstadt, die sich in ihrem alten Glanz erhält. Im Gegentheil, während daß die ehemals so mächtigen Städte Nürnberg, Augspurg und andere immer mehr zerfallen, nimmt Frankfurt immer mehr zu. Es verschönert sich auch äusserlich ungemein. Es wird sehr lebhaft gebaut, und die vielen neuen Häuser zeugen, daß die Einwohner ihren Reichthum mit Geschmack verwenden wollen. Millionärs (von Livres) zählt man hier gegen 30, und man weiß gegen 60 bloß kalvinische Häuser zu nennen, die gegen 100000 Gulden und drüber vermögen. Die Zahl der eben so reichen Lutheraner und Katholiken ist nicht geringer; und es mögen 200 Häuser hier seyn, die beynahe 100000 Gulden und drüber besitzen. Ueberall sieht man Spuren eines hohen Wohlstandes. Die Meublirung der Häuser, die Gärten, die Equipagen, die Kleidungen, der Schmuck der Frauen, kurz, alles übers

steigt das Bürgerliche, und gränzt nahe an die verschwenderischeste Pracht.

Der Handel von Frankfurt ist für Deutschland sehr verderblich. Die Ausfuhr deutscher Waaren von hier nach fremden Ländern beträgt nach einem ziemlich genauen Ueberschlag eines einsichtigen hiesigen Bürgers kaum den 10ten Theil der Einfuhr aus Frankreich, Holland, Italien und andern Ländern. Die erstere beruht auf Eisen und einigen andern rohen und verarbeiteten Metallen, die größtentheils nach Holland und Frankreich verführt werden, auf Wein, Leinwand und einigen andern unbeträchtlichen Artikeln; die letztere hingegen beruht auf allen Gattungen von Spezereyen, Galanterie-Waaren, fremden Weinen, fremden Tüchern und Seidenzeugen, und kurz, auf allem, was unser Vaterland, Italien und England für den höchsten Luxus liefern, und Frankfurt ist der Hauptkanal, wodurch das deutsche Reich sein Geld ausfliessen läßt. Der Geldverlust, den diese Stadt den Gegenden des Oberrheins, der obern Donau, und des Mains verursacht, läßt sich aus dem Werth des Louisd'ors ermessen. Da alle Zahlungen von hier nach Frankreich und Holland in dieser Geldsorte geschehen müssen, so gilt derselbe hier gemeiniglich 8 bis 12 Kreutzer mehr, als im übrigen Deutschland, die Gegenden des Niederrheins ausgenommen, die den nämlichen unpatriotischen Handel treiben.

Man hat wohl hier und in der Gegend umher einige Manufakturen von Wollenzeugen, Tapeten, Kotton, u. s. w. die zum Theil hiesigen Kaufleuten gehören, zum Theil aber durch hiesige Kaufleute abgesetzt werden, wie denn auch ein grosser Theil der sehr gängigen Wollenzeuge von Hanau durch die dritten hiesigen Hände verhandelt wird. Allein im

Ganzen genommen, ist die hiesige Handlung ein träges Judenkommerz, welches wenige deutsche Hände nützlich beschäftigt, und gröstentheils auf der inländischen Verzehrung beruht. Die gröβten hiesigen Kaufleute schämen sich nicht, Krämer zu seyn, und eine Menge Handelsleute von 40, 50 bis 60tausend Gulden Vermögen, machen Kommiβionärs, anstatt daß sie, wenn sie mehr Thätigkeit und wahren Industriegeist hätten, ihr Geld mit mehr Vortheil zu Manufakturen anlegen könnten.

Die Lage versichert dieser Stadt einen ewigen Genuß der Vortheile, wodurch sie so reich geworden. Sie liegt mitten in dem beßten Theil von Deutschland, dessen natürlicher Reichthum den Luxus begünstigt, und der in so unendlich kleine Herrschaften zerstückt ist, daß sie von Verboten fremder Waaren und Prachtgesetzen nichts zu beförchten hat. Sie hat keinen so mächtigen und über seinen und seiner Unterthanen Nutzen so aufgeklärten Nachbarn, wie Danzig, welches die nämliche Art von Gewerbe trieb, als sie; nun aber zum Vortheil von Preuβen und Polen zu Grunde geht.

Diese Stadt zählt ohngefähr 30000 Seelen, die Fremden, auβer den Meβen, ungerechnet. Man schätzt die Zahl der Fremden, welche die Meβen gewöhnlicher Weise hieher ziehn, auf einige tausend. Unter diesen waren in der Herbstmeβe vorigen Jahres gegen 50 fürstliche Personen. Die fremden Standespersonen, welches die Bäder und Gesundbrunnen Deutschlands besuchen, nehmen gemeiniglich den Weg über Frankfurt, weil diese Stadt die gangbarsten Hauptstraβen Deutschlands beherrscht, sie gute Gesellschaft finden, und das Getümmel der Meβen in einer so schön gelegenen Stadt, verbunden mit einer ganz uneingeschränkten Freyheit der Lebens-

art, ein reitzendes Schauspiel ist. Der deutsche Adel wird durch zu machende Zahlungen und Käufe, durch die Nachbarschaft vieler fürstlichen Höfe und viele andre Reitze hieher gelockt. Die Regierung der Stadt, die ehedem sehr finster war, hat nun eine gefälligere Miene angenommen, und sucht den Fremden während der Messe ihren Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Man hat Schauspiele, Konzerte, einen Vauxhall, die schönsten Spatzierplätze, öffentliche Tanzböden und Freudenmädchen in Ueberfluß. Die letztern sind hier zudringlicher, als in irgend einer andern Stadt Deutschlands. Kein Mannsbild kann hier in der Dämmerung auf einer öffentlichen Promenade spatzieren, ohne von ihnen angefallen zu werden. Es sind auch verschiedene, zwar unprivilegirte, öffentliche Venustempel hier, und in einigen benachbarten Dörfern wimmelt es von Kreaturen dieser Art, wie denn das der Stadt zugehörige Dorf Bornheim sich durch diese Art von Kommerz durch ganz Deutschland berühmt gemacht hat.

Auffer der Messe sind die Fremden, die sich dem ungeachtet sehr häufig hier aufhalten, ziemlich eingeschränkt. Diese Stadt ist zwar eine von den wenigen Reichsstädten, welche sich von der Tyranney des Zunftsystems frey gemacht haben; allein da verschiedene Zünfte der Regierung grosse Abgaben entrichten, so sucht sie dieselbe auf eine den Fremden sehr lästige Art bey ihren Privilegien zu schützen. Die Wirthe z. B. gestatten nicht, daß sich ein Fremder auffer der Messe in einem Privathaus einquartiere, wenn er auch die Tafel in einem Gasthaus nimmt. Oefters spielt den Fremden auch eine gewisse kleinstädtische Eifersucht, welche dem guten Ton dieser

grossen und artigen Stadt nicht entspricht, einen schlimmen Streich.

Der immer steigende Luxus von Deutschland überhaupt, besonders aber der benachbarten Gegenden, die Gewohnheit eines Theils des deutschen Adels, sich gegenseitig hier zu produciren, welche immer allgemeiner wird, das nun immer zunehmende Bestreben des Magistrats, den Fremden alle Arten von Vergnügungen zu verschaffen, die vortreflichen Strassen, welche die Stadt mit ganz Deutschland verbinden, die unvergleichlichen Gasthäuser, u. s. w. sind die Ursachen, daß die hiesige Messe seit mehreren Jahren wieder zunimmt, da sie doch zuvor durch eine lange Periode immer abgenommen hatte. Sie wird jetzt sogar von Parisern und Londnern besucht, welche hier die ersten Artickel des Luxus absetzen. Täglich gehn von hier Posten nach Holland und Oestreich ab, und täglich kommen sie auch von da an.

Im Ganzen sind die Einwohner dieser Stadt ein wenig steif im Umgang. Man findet aber doch Gesellschaften genug von der ersten Güte. Besonders giebt es unter den sogenannten Patriziern, die meistens von gutem Adel, aber nicht vorzüglich herrschend sind, sehr ausgebildete Leute. Frankfurt hat auch Deutschland von jeher und immer Gelehrte vom ersten Rang geliefert, und wirklich findet man hier in jedem Fach der Wissenschaften und Künste vortrefliche Männer. Nur das inquisitorische Ansehn der Geistlichkeit der hier herrschenden lutherischen Kirche steht der Freyheit des Geistes und der Verfeinerung des Publikums im Weg, und schadet auch der Handlung und Industrie ungemein viel, wie denn die Reformirten, die nach dem Verhältniß ihrer Anzahl ohne Vergleich der reichste Theil der Einwohner sind, aller ihrer Bemühungen ungeachtet,

die Duldung ihres öffentlichen Gottesdienstes in der Stadt noch nicht erhalten konnten, obschon die Katholiken, deren Religion von der hier herrschenden Kirche ungleich verschiedener ist, als jene der Reformirten, die meisten Kirchen besitzen, und die Juden eine öffentliche und sehr grosse Synagoge haben.

Die Anzahl der hier angesessenen Juden beläuft sich auf ohngefähr 6000. Es giebt Millionärs unter ihnen, die in jeder Art des Aufwandes mit den Kristen wetteifern. Ihre Industrie ist unbeschreiblich. Sie machen hier Maqueraus, Sprachmeister, Tanz- Fecht- Schreib- und Rechenmeister, Lehnlaquayen u. s. w. und ihre Töchter sind auch für die Unbeschnittenen feil. Wer sich in die Nähe ihrer Strasse wagt, läuft in Gefahr, von ihnen erdrückt zu werden. Dutzendweis fallen sie die Fremden an, und suchen ihnen ihre Waaren aufzudringen. Ohne Hülfe des Stockes kömmt man nicht leicht von ihnen los, und sie laufen den Fremden wol auf 3 bis 4 hundert Schritte nach. Die Häuser ihrer ringsum vermauerten Strasse sind bis unter das Dach mit Leuten angefüllt, und in sieben Häusern, die vor einigen Jahren in derselben abbrannten, und zusammen kaum 50 Schritte in die Länge hatten, wohnten gegen 1000 Seelen. Dagegen wohnt in einem der grössern Häuser, die gemeiniglich den Reichsten zugehören, öfters nur Eine Familie, welches ein Beweis von einem ungeheuern Vermögen ist, indem die Hauszinse in dieser Strasse vielleicht theurer sind, als in irgend einer Gegend von London, Paris oder einer andern grossen Stadt. Der Magistrat hat das Gesetz gemacht, daß es platterdings keinem Juden erlaubt seyn soll, ausser dieser Strasse zu wohnen. Er sah aber durch die Finger, und nun erneuert er periodisch dieß Gesetz, um von den Juden, welche

ausser

ausser ihrer Strasse wohnen, von Zeit zu Zeit eine ausserordentliche Abgabe zu ziehn.

Die sogenannten hiesigen Kollegien sind eine vortrefliche Einrichtung. Sie sind besondre Gesellschaften von Leuten eines und des nämlichen Standes, die sich auf gewisse Täge versammeln. Man hat Kollegien von Adelichen, von Künstlern nach ihren verschiedenen Beschäftigungen, von Buchhändlern, Doktoren der Rechte und der Medizin, kurz, von allen Ständen. Es ist für einen Fremden gar nicht schwer, eingeführt zu werden, und der Vortheil, in Einer Stunde mit allen, oder doch den meisten und vorzüglichsten Leuten seines Standes in der Stadt bekannt zu werden, ist unschätzbar.

Die Regierung der Stadt ist vermischt und sehr verwickelt. Der Kampf zwischen der Aristokratie und Demokratie ist hier heftiger als in irgend einer andern Republik unsers Zeitalters. Es vergeht fast kein Jahr, daß nicht die Bürgerschaft gegen den Rath, oder dieser gegen jene einen neuen Prozeß anfangen sollte, und da die Prozesse bey den hohen Reichsgerichten einen sehr trägen Gang haben, so sind die Prozesse der Stadt Frankfurt gegen sich selbst nun schon zu einigen Dutzenden angewachsen. Ich hab von guter Hand, daß die Stadt bloß in ihren eignen Sachen im Durchschnitt der letzten 20 Jahre jährlich 30000 Reichsthaler Prozeßunkosten gehabt hat. Die Rabulisterey und Zanksucht ist nirgends höher gestiegen als hier. Mit allen benachbarten Fürsten, Grafen und Herren liegt diese Stadt zum Vortheil der Juristen zu Wien und Wetzlar im Streit, und diese Prozesse mit ihren Nachbarn haben sie in der besagten Periode jährlich wenigstens 20000 Reichsthaler gekostet, so daß die Prozesse überhaupt in den gemeinen Ausgaben jährlich einen Artickel von 50000

Thalern ausmachen. — Die sämtlichen Einkünfte der Stadt sollen sich beynahe auf 600000 Gulden belaufen, wozu die Akzise und Zölle das meiste beytragen. Die Steuern der Bürger, welche Schatzungen genennt werden, sind sehr mäßig und von dem wahren Geist einer handelnden Republik angeordnet worden. Sie sind in zwey Klassen, nämlich in die grosse Schatzung von 50, und die kleine von 25 Gulden eingetheilt. Jeder Bürger hat die Freyheit, die grosse oder kleine Schatzung zu bezahlen, und schätzt sich also selbst; doch ist, wenn ich nicht irre, ein Vermögen von 30000 Gulden zur Gränzlinie beyder Schatzungen angenommen worden; allein der hiesige Magistrat hat nicht, wie der von Nürnberg das Recht, von dem Vermögens-Zustand des Bürgers zum Nachtheil der Handlung ein Inventarium aufzunehmen. Er findet auch seinen Vortheil dabey, daß er ihm die Freyheit läßt, sich selbst unter oder über diese Gränzlinie zu setzen, denn es liegt jedem Kaufmann daran, im Ruf eines Mannes von mehr als 30000 Gulden Vermögen zu stehn, und also die grosse Schatzung zu bezahlen. — Die Beysässen, wozu alle Reformirten, und auch ein grosser Theil der Katholiken gehören, haben grössere Abgaben zu entrichten. Die leztern können wohl durch die Gnade des Rathes das Bürgerrecht, aber nie Theil an der Regierung bekommen. Die erstern sind platterdings von der Bürgerschaft ausgeschlossen.

Maynz. —

Das Land zwischen hier und Frankfurt, besonders in der Nachbarschaft von Maynz, ist eines der reichsten, die ich in Deutschland sah; und die Strasse ist die beste und schönste, auf welcher ich noch in Deutschland ritterlich ausgezogen. Bis auf eine Stunde von Frankfurt ist sie schnurgerade, hochgewölbt, wohlgepflastert, und zu beyden Seiten dicht mit hohen Steinen besetzt, welche die Fußgänger gegen die Wagen und Pferde sicher setzen. Nur ist der Raum in der Mitte für 2 Wagen etwas zu enge. Frankfurt hat durch sein ganzes Gebiete die Strassen auf diese prächtige Art machen lassen, und jede Stunde Wegs soll die Stadt über 60000 Gulden gekostet haben. Die Chaussee ist die 7 Stunden durch das Maynzische zwar nicht so kostbar gebaut, als durch das Gebiete der Stadt Frankfurt; allein sie ist breiter, durchaus zu beyden Seiten mit Bäumen besetzt, und sehr gut unterhalten. Hier und da bildet sie die schönsten Alleen von alten Wallnuß- oder Obstbäumen, und die Dörfer am Ende derselben fallen im Perspektiv vortreflich ins Auge. Schwerlich wird in Deutschland eine Strasse stärker befahren als diese; wenigstens wird die Station des Poststeisters von Hatersheim, welches in der Mitte zwischen beyden Städten liegt, für die beste von den Reichspoststationen auf dem Lande gehalten. Das Pferd zahlt auf einer Station im Maynzischen 2 Pfennige Chausseegeld, und jede der 3 Chausseestationen trägt beynahe 6000 Gulden ein. Nebstdem gehn täglich noch 2 grosse sogenannte Marktschiffe zwischen beyden Städten auf und ab, die immerfort mit Leu-

ten und Waaren angefüllt sind. — Ich sah auf dieser Strasse Güterwagen, die in der Ferne wie grosse Häuser aussahen; 16 bis 18 der stärksten Pferde vorgespannt hatten, und, wie mich die Fuhrleute versicherten, gegen 140 bis 150 Zentner geladen hatten. Sie gehn meistens von Frankfurt nach Straßburg.

Wir kamen durch das artige Städtchen Höchst, welches 2 Stunden von Frankfurt auf einer Anhöhe eine vortrefliche und sehr gesunde Lage hat Ich würde von diesem Ort keine Meldung gethan haben, wenn ich nicht eine Bemerkung des Herrn Moore über denselben berichtigen müßte, und ich dir nicht ein seltenes Beyspiel falscher politischer Grundsätze von 2 verschiedenen Regierungen bey diesem Anlaß zu geben hätte.

Nahe bey diesem Städtchen erblickt man einen prächtigen Pallast, dessen Bauart aber nicht sehr schön ist. Der Erbauer war ein gewisser Italiäner Namens Bolongaro, der sich ohne Kreutzer und Pfennig, bloß durch seine Industrie, ein Vermögen von wenigstens 1 1/2 Million Gulden zu erwerben wußte. Er hat bloß durch den Schnupftoback, der seinen Namen trägt, und noch durch ganz Deutschland sehr bekannt und beliebt ist, sein Glück gemacht. Er war Beysässe zu Frankfurt. Ich weiß nicht, wollte er wegziehn, oder wollte der Rath von Frankfurt ihn als einen Ausbürger von neuem taxieren; kurz, es kam darauf an, der Regierung den Zustand seines Vermögens vorzulegen. Er bot dem Rath eine ungeheure Summe Geldes an, um seine Foderungen überhaupt, und ohne genaue Untersuchung seines Vermögens zu befriedigen. Dieser beharrte aber mit einer sehr kleinstädtischen und unverzeihlichen Hartnäckigkeit auf einem Inventarium. Der Fürst von Maynz und die Stadt Frankfurt haben ihren

Unterthanen durch einen Vertrag einen ganz freyen Abzug gestattet, wenn sie sich in einem der gegenseitigen Gebiete niederlassen. Herr Bolongaro, ein trotziger und rachsüchtiger Mann, ergriff diese Gelegenheit, um sich an dem Magistrat zu rächen. Er baute sich zu Höchst an, ward ein maynzischer Unterthan, braucht nun dem Rath von Frankfurt kein Inventarium seines Vermögens vorzulegen, und kann dasselbe aus dieser Stadt ziehn, ohne einen Kreutzer zurückzulassen. Herr Moore sagt, der ungeheure Pallast, den er zu Höchst gebaut habe, stünde ganz leer; allein, wie viel darinn gearbeitet werde, läßt sich zur Gnüge daraus schliessen, daß Herr Bolongaro jetzt der Stadt Frankfurt wenigstens 8000 Gulden jährlich an Zöllen weniger bezahlt, als ehedem, wo seine ganze Handlung noch daselbst war. Nebstdem hat er einen guten Theil der Speditionen der Güter, welche von Bremen, Hamburg, aus dem heßischen und Hannövrischen nach Schwaben, dem Elsaß, der Schweitz u. s. w. gehn, von Frankfurt nach Höchst gezogen, welches ihm die Regierung von Maynz durch Erbauung eines sogenannten Kranen am Mayn, vor seinem Pallast, ungemein erleichterte. Herr Bolongaro trieb seine Rache noch weiter. Er nahm einen seiner Landsleute, Namens Beggiora, einen feinen, fleißigen und sehr geschickten Mann aus dem Komptoir eines der besten Handelshäuser von Frankfurt, und trat mit ihm in Gesellschaft zur Errichtung einer besondern Spezereyhandlung zu Höchst, welcher Handlungszweig der wichtigste von Frankfurt ist. Bloß die Firma des Herrn Bolongaro war für diese neue Handlung, welche bey demselben offene Kasse hat, und ihm die Summen, welche sie daraus nimmt, zu gewissen Prozenten verintereßirt, ein unschätzba-

rer Vortheil. Nebstdem hat sie aber auch die Zollfreyheit zu geniessen, welche Herr Bolongaro in dem Vertrag mit der Regierung von Maynz auf 20 Jahre für sich bedungen hat. Durch diese ansehnlichen Vortheile unterstützt, ward diese neue Spezereyhandlung mit einer solchen Lebhaftigkeit eröfnet, daß sie nun schon gegen 160000 Gulden aus der Kasse des Herrn Bolongaro umsetzt. Alles das beweist sattsam, daß der Rath von Frankfurt, durch seine Härte gegen einen seiner reichsten Unterthanen sich sehr gegen das Wohl seiner Vaterstadt versündigt hat, und daß Herr Moore, welcher ohne Zweifel das Gebäude des Herrn Bolongaro in Gesellschaft einiger Herren von Frankfurt und durch die Brille derselben besichtigt, dasselbe eben nicht so ganz leer würde gefunden haben, wenn er von seinen eignen Augen einen bessern Gebrauch gemacht hätte.

Die Regierung von Maynz begieng aber noch einen viel grössern Fehler bey der Aufnahme des Herrn Bolongaro, als die Stadt Frankfurt durch Vertreibung desselben. Millionärs sind, besonders für einen kleinen Staat, eben nicht allezeit Gewinn, und ein paar Dutzend Weberstüle, die einige Bürger redlich nähren, sind allzeit mehr werth, als eben so viele Palläste von der Art des bolongarischen. Der Hof von Maynz bezahlte die Ehre, einen Millionär zum Unterthanen zu haben, sehr theuer. Er bewilligte ihm Bedingungen, die überwiegend zu seinem Vortheil sind, ohne daß das Land etwas dabey gewinnt. Herr Bolongaro verpflichtete sich, 20 Jahre lang jährlich eine gewisse Summe, ich glaube, 20000 fl. zu Höchst zu verbauen. Dagegen gestattete ihm die Regierung von Maynz eine 20 jährige Zollfreyheit, ganz freyen Handel und Wandel, die unerschöpflichen Steine aus den Trümmern eines

alten Schlosses, und 4 freye Pferde zu seinem Gebrauch. Der ersparte Zoll und der freye Abzug von Frankfurt allein wogen die Anerbietungen des Herrn Bolongaro jährlich 20000 fl. zu verbauen auf. Allein dieser wußte den Vertrag vollends bloß zu seinem Vortheil geltend zu machen. Nach seiner praleriſchen Art machte er die Regierung von Maynz glauben, er würde in den bedungenen 20 Jahren eine ganz neue und ansehnliche Stadt bauen, welche er selbst zu Ehren des verstorbenen Kurfürsten Emmerichsstadt nennte. Er baute zwar einige Häuser an seinen Pallast an, die Herr Moore ohne Zweifel für Flügel desselben ansah, die aber nun als Bürgerhäuser von dem Eigenthümer vermiethet werden. Allein es ist doch zuverläßig, daß Herr Bolongaro jährlich kaum die Hälfte von der bedungenen Summe Geldes verbaute, und sein Komptoir machte viele Jahre lang die ganze Emmerichsstadt aus, woraus er seine Briefe in die ganze Welt datirte.

Es wäre immer noch zu verzeihen, daß sichs die Regierung von Maynz so viel kosten liesse, einen Millionär zu akquiriren, wenn er wenigstens doch einige Hände im Land nützlich beschäftigt und einen beträchtlichen Theil seines Vermögens zu einem vesten und dauerhaften Gewerbe in demselben angelegt hätte. Allein, die wenigen Maurer und Zimmerleute abgerechnet, zieht sonst kein maynzischer Unterthan nur einen Kreutzer von Herrn Bolongaro. Fast all sein Tobak wird auſſer Landes gemahlen, und der gröſte Theil desselben auch aus Frankfurt verschickt, wie denn sein Hauptkomptoir und Magazin immer noch in dieser Stadt ist. Er zog nur den Theil seines Gewerbes nach Höchst, den er zu Frankfurt nicht so vortheilhaft betreiben konnte, und machte die Rechte eines maynzischen Unterthans nur in

so weit geltend, als er dieser Reichsstadt schaden konnte, ohne seinem neuen Souverän nur das geringste zu nutzen. Es stand auch ihm und seinen Erben frey, sich mit Frankfurt auszusöhnen, und augenblicklich Höchst zu verlassen. Alsdann hätte er sich auf die wohlfeilste Art einen Sommerpallast, wozu sein Gebäude eine unvergleichliche Lage hat, und auch eigentlich bestimmt zu seyn scheint, nebst einigen Bürgerhäusern gebaut, deren Miethe ihm das kleine Kapital, welches sie gekostet, reichlich verintereßirt, oder die er mit ansehnlichem Gewinn verkaufen könnte.

Allein das alles war noch eine läßliche politische Sünde der Regierung von Maynz. Eine unverzeihliche Todsünde im politischen und moralischen Betracht war es aber, daß man Herrn Bolongaro eine ganz unbedingte Handlungsfreyheit gestattete. Dieser Mann, der nun im Grabe Staub und Asche geworden ist, war ein Original von pöbelhaftem Geitz. Man hat Züge von Filzigkeit von ihm, die fast allen Glauben übersteigen, und mit einer gewissen groben und beleidigenden Pralerey, die ihm eigen war, einen seltsamen Kontrast machten. Ein schadenfroher Stolz trieb ihn an, auch die kleinsten seiner Mitbürger das Uebergewicht seines Geldes fühlen zu lassen, und alles zu thun, was ihn auf Kosten derselben nur um einige Pfennige bereichern konnte. In dem Städtchen Höchst waren 8 bis 9 Krämer, die sich redlich nährten, und auch einige Handlungsgeschäfte im Grossen machten. Es war Herrn Bolongaro nicht genug, unter dem Schutz des Hofes von Maynz einen Theil seines grossen Handels mit so überwiegenden Vortheilen betreiben zu können; sondern er war auch stolz darauf, durch diese Vortheile einen Theil der Krämer von Höchst, wo nicht ganz

zu Grunde zu richten, doch sehr zurücksetzen zu können. Er eröfnete eine Spezereybude, wo er im kleinsten Detail verkaufte. Die Regierung von Maynz, die sich sonst von den geistlichen Regierungen Deutschlands sehr zu ihrem Vortheil auszeichnet, bedachte nicht, daß 8 mittelmäßig wohlhabende Bürger einem Staat viel werther seyn müssen, als ein sehr reicher, wenn auch das Kapital des leztern jenes der erstern tausendmal aufwiegen sollte, und sah beym Detailhandel des Herrn Bolongaro durch die Finger, der über lang oder kurz ihr doch einige schätzbare Unterthanen auffressen wird. In jedem wohleingerichteten Staat unterscheidet man sorgfältig die Kaufleute von den Krämern. Die Dinge, welche im Lande verzehrt werden, ernähren auf diese Art einige Bürger mehr, und durch die Vertheurung, welche diese Einrichtung veranlaßt, wird die Verzehrung zum Vortheil des Staats vermindert. Auch kann der grosse Kaufmann, wenn er zugleich den Krämer macht, die Regierung viel leichter um die Akzise betrügen, als der blosse Detaileur. Noch mehr. Die Krämer, welche sich zu Höchst angebaut und ihr Bürgerrecht erkauft hatten, bildeten eine Art von geschlossener Zunft. Sie dachten nicht daran, daß die Landesregierung unklug genug seyn würde, ihre Anzahl so zu vermehren, daß sie einander aufreiben müßten; aber noch viel weniger konnten sie daran denken, dieselbe würde ungerecht genug seyn und den gesellschaftlichen Vertrag so sehr brechen, daß sie einem neuangekommenen Fremdling Vortheile gestattete, die sie, wenigstens zum Theil, zu Grunde richten müssen. Die Niederträchtigkeit des Herrn Bolongaro gieng noch weiter. Er wollte sogar die wichtigsten Artikel der Krämer von Höchst zu einem Monopolium seiner Bude machen, und both in die-

ser Absicht der Regierung eine gewisse Summe Geldes, wozu sich aber der jetzige, sehr einsichtige Kurfürst, nicht verstehn wollte. Um das Maaß aller Niederträchtigkeit voll zu machen, brachte Herr Bolongaro bey der Regierung eine Klage gegen die sehr zahlreichen Fischer von Höchst an, einige derselben hätten, ich weiß nicht eine Statue oder einen Baum seines Gartens beschädigt, und drang darauf, man sollte denselben die Fischerey auf dem Nidfluß, welcher an der Mauer seines Gartens sich in den Mayn ergießt, verbieten. Diese Fischerey machte einen wichtigen Theil der Nahrung dieser armen Leute aus. Die Regierung, welche sich schon in so vielen Fällen äusserst schwach in Rücksicht auf Herrn Bolongaro gezeigt hatte, nahm wegen einer zufälligen Beschädigung seines luxuriösen Gartens auch noch den Fischern von Höchst ein Theil ihres Brodes, und so richtet sie eine hübsche Anzahl ihrer Unterthanen zu Grunde, bloß des Titels halber, Herrn Bolongaro zum Unterthan zu haben, dessen Karakter ich dir nicht besser ausmahlen kann, als wenn ich dir sage, daß einer seiner Landsleute und besten Freunde, der durch Unglück in schlimme Umstände gerathen, und sich eine ansehnliche Unterstützung von ihm versprach, ein 4 Sousstück, und zwar das schlechteste, welches der reiche Mann in seinen Säken aussuchen konnte, von ihm erhielt, nachdem er einen erstaunlichen Weg in dieser betrügerischen Hofnung zu seinem vermeinten Freund gemacht hatte.

Ich wäre nicht so weitläufig über diesen Gegenstand gewesen, wenn ich dir nicht zugleich damit ein umständliches Beyspiel hätte geben wollen, wie die Stände des Deutschen Reiches, oft auf ihre eigne Kosten, einander zu schikanieren suchen; denn zuver-

läßig hatte der gute Willen, der Stadt Frankfurt Abbruch zu thun, viel Einfluß auf das Betragen der Maynzischen Regierung gegen Herrn Bolongaro.

Ich besuchte zu Höchst die Porzellänfabrik. Ihre ökonomischen Umstände sind jezt nicht die beßten. Sie war in eine grosse Zahl Aktien vertheilt, und die Herren Aktionnärs waren die Leute nicht, auf das gemeinschaftliche Beßte zu sehn. Man macht jezt Plane, um ihr wieder aufzuhelfen. Unter andern lernte ich in derselben Herrn Melchior kennen, den man immer unter die jeztlebenden grossen Bildhauer setzen kann, und der mit einer unbeschreiblichen Wärme seine Kunst studiert. Grosse Arbeiten hat man wenige von ihm; aber alles, was man in dieser Art von ihm hat, ist vortreflich. In kleinen Modellen ist er unnachahmlich, wie er denn vorzüglich durch seine Figuren diese Prozellänfabrik in ihren Ruf gebracht hat.

Die Dörfer und Flecken, welche man auf dem Weg von Frankfurt hieher erblikt, würden in Bayern oder Nord-Deutschland Städte heissen. Alle sprechen von einem hohen Wohlstand der Einwohner, und die Bettler, welche einen von Zeit zu Zeit anfallen, sind eine Folge von der Sinnesart der deutschen Katholiken und den Grundsätzen ihrer Regenten, welche ich dir zu Würzburg beschrieben. Der Bauer findet sich, überhaupt genommen, in diesem Strich Landes äusserst wohl. Er ist fast durchaus ein freyer Eigenthümer, der von keinen zu harten Auflagen gedrückt wird. Mit ein wenig mehr Bestrebung, die Hände, welche zum Bau des Landes überflüßig sind, nüzlich zu beschäftigen, und durch die Erziehung der untersten Klasse der Landsleute etwas mehr Eckel gegen die Betteley beyzubringen, würde die Regierung allerdings vollkommen seyn.

In den benachbarten Darmstädtischen Landen, die ich von Frankfurt aus besuchte, ist der Bauer im Ganzen nicht so reich, als der Maynzische, weil ihm die Natur nicht so günstig war, und er vielleicht auch etwas mehr Auflagen hat; allein er ist reinlicher und reger. Auch sieht man im Darmstädtischen fast gar keine Bettler.

Bis auf zwey Stunden von Maynz beruht die Nahrung der Einwohner des Landes hauptsächlich auf dem Ackerbau, der ausserordentlich ergiebig ist, und das Korn dieser Gegend wird weit und breit am Rheinstrom für das schwerste und beßte gehalten. Nebst dem zieht man eine unbeschreibliche Menge Obst und Zugemüß. Feiner Blumenkohl und vortrefliche Spargeln sind hier zu Lande das Essen des gemeinsten Bürgers, und ein Liebhaber von Zugemüsen und Küchenkräutern befindet sich in Deutschland, wo man überhaupt sehr viel auf diese Speisen hält, nirgends besser als hier. Der Kappes wird aus dieser Gegend sowohl roh als eingemacht in groſsen Schiffsladungen an den Niederrhein, ja sogar bis nach Holland verführt. Das kleine Städtchen Kronberg, welches ohngefähr zwey Stunden von der Landstrasse entlegen ist, und welches man längst einem grossen Strich Weges hin auf seiner Anhöhe thronen sieht, verkauft jährlich für ohngefähr 8000 Gulden Obst, Obstwein, Obstessig und Kastanien, von denen es wirklich einen ganzen Wald hat, und die schiffsvollweise nach Holland geführt werden. Alle Dörfer dieser Gegend liegen in einem Wald von Obstbäumen, und beherrschen ausser demselben ungeheure Getreidefelder. Das Land sieht deswegen im Ganzen etwas öde aus, ob es schon so gut angebaut ist, als irgend eine andre Gegend von Deutschland. In dem Strich von Frankfurt bis Maynz,

und vom Mayn bis an das nahe Gebirge gegen Norden, welcher ohngefähr vier Meilen in die Länge und zwey in die Breite hat, zählt man 8 Städtchen, 5 grosse Marktflecken und gegen 80 Dörfer, worunter wenige unter 60 Familien stark sind.

Zu Wikert, 2 Stunden von Maynz, verändert sich die Natur des Landes. Von der oben erwähnten Bergreihe der Wetterau läuft hier ein Arm bis an das Ufer des Mayns herab und bildet unfern desselben 2 breite Hügel, auf deren einem Wikert, auf dem andern aber Hochheim liegt. Der südliche und westliche Abhang des erstern trägt einen vortreflichen Wein. Der östliche Abhang des zweyten ist unvergleichliches Getreidefeld, und seine Abhänge gegen Süden und Westen tragen ohne Vergleich den edelsten Wein von Deutschland. Der Flecken Hochheim, von welchem die Engländer allen Rheinwein Hock benennen, soll über 300 Familien stark seyn. Einen schönern und reichern Bauernort hab ich nicht gesehen. Er gehört dem Dohmkapitel von Maynz, und der Dechant dieses Kapitels geniest die Revenüen desselben. In einem guten Jahr gewinnt derselbe hier für 12 bis 15tausend Gulden Wein. Er und die Augustiner von Maynz und Frankfurt sind ausschließlich im Besitz der sogenannten Blume des Hochheimer Weines, von welcher in guten Jahren das Stük zu 600 Maaß, für 900 bis 1000 Gulden von der Kelter weg verkauft wird. Dieser Wein gehört also unter die theuersten in der Welt. Wir waren begierig, diesen seltenen Wein zu kosten, und mußten im Ort selbst die gewöhnliche grüne Bouteille mit 1 Reichsthaler bezahlen. Dieser war aber vom besten Jahrgang in diesem Säkulum, nämlich von 1766, den wir nicht bekommen hätten, wenn nicht ein Advokat von Maynz bey uns gewesen wäre, dem

der Wirth, seiner Vortheils halber, etwas zu Gefallen thun wollte. Dieß war der erste deutsche Wein, den ich ganz ohne Säure gefunden. Er war auf der Zunge blosses Gewürz. Der übrige Hochheimer Wein, so gut er auch seyn mag, ist doch nicht von Eßig frey, ob man schon die Bouteille vom geringsten desselben, wenn er seine Jahre hat, mit 1/2 Gulden im Ort selbst bezahlt.

Die starke Stunde Wegs von Hochheim bis nach Maynz war eine der angenehmsten auf meinen deutschen Reisen. Erst geht es den goldnen Hügel auf eine Viertelstunde durch ununterbrochene Weingärten herab, die an der Strasse stark von Obstbäumen beschattet werden. Auf diesem Abhang beherrscht man eine unvergleichliche Aussicht über ein kleines, aber ungemein reiches Land, welches die nördliche Erdzunge bey dem Zusammenfluß des Rheins und Mayns bildet. Die Blume des Hochheimer Weines wachst nicht auf dieser Seite des Hügels, die gegen die Morgensonne zu sehr gedekt ist, sondern grade gegen Süden. Hierauf kömmt man in eine Tiefe, welche von einem kleinen Bach bewässert wird, und wo Wiesen, Felder und Obstgärten die schönsten ländlichen Scenen darstellen. Zur Linken schimmert nahe bey durch einen Wald von Obstbäumen das wirklich prächtige Dorf Kostheim. Die schöne Strasse windet sich sodann durch die Obst- und Weingärten des grossen Flekens Kassel, welcher am Ende der mannichfaltigsten und natürlichsten Allee am Ufer des Rheines, grade gegen Maynz über, zum Vorschein kömmt.

So wie man auf die Schiffbrüke kömmt, welche über den Rhein führt, wird man von dem prächtigsten Anblik überrascht, den man sich denken kann. Der stolze Strom, welcher so eben das Gewässer

des Mayns verschlungen, und hier gegen 1400 Fuß breit ist, kömmt aus einer Ebene herab, die am Horizont den Himmel berührt. Abwärts stellen sich hohe Berge seinem Lauf entgegen, und zwingen ihn, indem er einige Inseln bildet, sich gegen Westen zu wenden, nachdem er von Basel her immerfort gegen Norden geflossen ist. Diese Berge, zu deren Füssen und auf deren Abhängen man einige Oerter schimmern sieht, bilden amphitheatralisch das sogenannte Rheingau, welches der Thron des deutschen Bacchus ist. Der Rhein hat hier immer noch die schöne grünliche Farbe, die man in Helvetien an ihm bewundert, und noch auf eine weite Strecke hinab unterscheidet er sein Gewässer sorgfältig von dem trüben Mayn. Grade vor den Augen hat man die Stadt Maynz, die sich hier mit einer unbeschreiblichen Majestät darstellt. Die unzähligen Schiffe, welche die Rheden derselben bedecken, spiegeln sich, so wie die vielen und prächtigen Kirchenthürme im Krystallwasser des Rheines. Die Länge der Stadt am Rhein herab, beträgt, die weitläufigen Vestungswerke mit eingeschlossen, wenigstens eine gute halbe Stunde. Durch die grosse und etwas finstere Masse der alten Gebäude sieht man hie und da einige neuere hervorblicken, die sich im Abstich um so besser ausnehmen. Sowohl längst dem Rhein herab, als auch zu beyden Enden ist der Häuserhaufen hie und da mit reichem Grün geschmückt. — Kaum läßt sich die Lage von Dresden mit der von Maynz vergleichen, so prächtig als jene ist.

Die Reitze des Anblicks verschwinden, wenn man in die Stadt selbst kömmt. Die Strassen sind finster, enge und auch nicht sehr reinlich. Doch, ehe ich dir weitere Nachricht von dieser Stadt gebe, muß ich dir von einigen Ausfällen Bericht abstatten, die

ich von Frankfurt in die benachbarten Länder gethan habe.

Ich machte einen Ritt nach Darmstadt, einem kleinen, aber allerliebsten Ort. Man beschrieb mir zu Frankfurt die Einwohner als steif; allein ich fand den Zirkel, worein ich gerieth, und der aus einigen Räthen und Officiers bestand, ungemein artig, belebt und unterhaltend. Ich wünschte mir zur Würze meines Lebens keine andre Gesellschaft, als die mir Darmstadt darbot, wie dieser Ort auch überhaupt einer von denen wäre, worin ich meine Zelte für immer aufschlagen würde, wenn das Schicksal mich den Ort meines Aufenthalts frey wählen liesse. Man ist in der Mitte zwischen vielen grossen Städten, die alle nicht weit entfernt sind, hat eine Gesellschaft, so gut, als sie nur die größte Stadt geben kann, kann das Ländliche mit dem Städtischen ungemein schön verbinden, geniest eine sehr gesunde Luft, und die ausgesuchtesten Lebensmittel um den wohlfeilsten Preis. Die Popularität des Hofes, der niedliche, für jedermann geöfnete englische Garten, die schönen Wachtparaden, die hübschen und muntern Mädchen, die Jagdparthien, die man ohne besondre Kosten mitmachen kann, kurz, alles bietet Unterhaltung und Vergnügen im Ueberfluß dar.

Der regierende Fürst, dessen Talente vorzüglich die militärischen seyn sollen, hält sich sehr wenig in Darmstadt auf. Der Erbprinz, der immer daselbst residirt, ist der artigste und beste Mann von der Welt. Er weiß nichts von dem Dunst affektirter Hoheit, der viele andre Fürsten Deutschlands umgiebt, und die Fremden von ihnen verscheucht. — Man schätzt die Einkünfte des Landes auf 1150000 rheinische Gulden, wovon aber ein guter Theil zur Verintereßirung und Tilgung alter Schulden verwendet

det werden muß, welches das Schikſal faſt aller deutſchen Höfe iſt.

Dieſer Theil der Darmſtädtiſchen Lande, welcher zwiſchen dem Rhein, dem Mayn, der Bergſtraſſe und dem Odenwald liegt, iſt zwar im Umfang der beträchtlichſte, aber doch nicht der beſte von denſelben. Er beſteht größtentheils aus Sandfeld und dicker Waldung, wovon der anſehnlichſte Theil Schwarzholz iſt. Einige Bezirke an der Bergſtraſſe und dem Odenwald ſind ungemein ergiebig; allein im Ganzen ſind die in der Wetterau gelegenen Beſitzungen dieſes Hauſes ungleich reicher, als dieſer Theil der ſogenannten Grafſchaft Katzenelnbogen. Deſſen ungeachtet herrſcht hier durchaus unter den Bauern ein hoher Grad von Wohlſtand. Ihr Fleiß und die kluge und thätige Regierung erſetzen das, was die Natur ihren Nachbarn vorausgegeben hat. Die Dörfer dieſes Landes ſehen ungemein reinlich und munter aus. Das Korn, welches dieſer Sandboden trägt, vergütet durch die Schwere, was ihm an der Menge gebricht, und das viele Holz und die ungeheure Menge von Zugemüſen, welche man erzieht, tragen nebſt dem Getreidebau dem Land eine groſſe Summe ein. Der Flecken Gerau verkauft im Durchſchnitt jährlich für 4 bis 5 tauſend Gulden Kappes, welcher der berühmteſte in dieſen Gegenden iſt. Die Spargeln von Darmſtadt ſind wegen ihrer Gröſſe und Feinheit durch ganz Deutſchland bekannt. Man gewinnt auch an einigen Orten einen trinkbaren Wein.

Die Bauern dieſes Landes ſind ein ſehr ſchöner und ſtarker Schlag Leute. Sie ſind alle ſchlank von Wuchs, knochigt und ſehnigt. Schönere und geübtere Truppen, als die 3 Darmſtädtiſchen Infanterieregimenter ſind, ſieht man in Deutſchland nicht.

die preußischen Truppen selbst nicht ausgenommen. Sie machen zusammen gegen 6000 Mann aus. Das zu Pirmasenz einquartierte Regiment wird von unsern Officiers von Straßburg, Landau, Fortlouis an andern Plätzen stark besucht und bewundert. Es ist ein Muster von Taktik, Oekonomie und guter Unterhaltung. Wegen den vortreflichen Militärischen Grundsätzen des Fürsten von Darmstadt verspricht man sich bey unserer Armee viel von dem Regiment, dessen Inhaber nun derselbe ist, und welches vormal Royal-Baviere hieß, besonders da Herr von Pirch Kommandant desselben ist. Man macht dem Fürsten Vorwürfe wegen seinem Militäre; allein seine Truppen sind keine Last für das Land, weil sie unglaublich wenig kosten, auf Urlaub gehen können, und der Ackerbau also nicht darunter leidet. Sie sind nur eine Art reglirter und wohlgeübter Militz. Diese militärische Verfassung hat auch ihre sehr gute Seite. Man sieht allen Bauern an, daß sie gedient haben. Eine gewisse Regelmäßigkeit, Reinlichkeit und Thätigkeit, die eine Folge ihres Dienstes ist, zeichnet sie auffallend von ihren Nachbarn aus. Sie sind auch keine Waare zum Verhandeln, wie die Truppen andrer deutschen Fürsten. Der englische Negociateur Faucitt both dem Darmstädtischen Hof ein beträchtliches mehr an, als der Fürst von Hessenkassel bekam; allein man schlug ihm sein Gesuch rund ab, obschon man in Betracht der drückenden Landesschulden das Geld sehr wohl gebrauchen könnte.

Auf dem Weg von Aschaffenburg nach Frankfurt kam ich durch Hanau. Die Länder dieses Hofes haben einen Ueberfluß an Getreide, Holz, Wein und Salz, und tragen ihrem Besitzer gegen 500000 rheinische Gulden ein. Hanau ist eine sehr schöne und

volkreiche Stadt, welche beträchtliche Manufakturen, besonders von Wollenzeug hat. Der regierende Fürst ist der liebenswürdigste Mann, den ich unter den Fürsten Deutschlands fand. Jeder Fremde, den sein Stand, seine Verdienste, oder seine Kenntnisse vom Pöbel auszeichnen, hat sich an diesem Hof die beste Aufnahme zu versprechen. Ich kenne keine Person von so hohem Stand, die einen Fremden ihre Höhe so wenig fühlen läßt, als dieser Fürst. Sein Umgang macht so wenig verlegen, daß er allen Leuten, sowohl in der Wahl des Stoffes zur Unterredung als auch in wahrer Gefälligkeit zuvorkömmt. Er und sein liebenswürdiger Bruder sind sehr eifrige Mäurer. Man macht ihm, wie dem Fürsten von Darmstadt, seiner Soldaten wegen Vorwürfe; allein da er Erbe von Kassel ist, und dieses Land ohnehin durchaus eine militärische Verfassung hat, so sind diese Vorwürfe sehr unbillig.

Auf allen Seiten beherrscht Frankfurt die vortrefflichste Landschaft. Die Dörfer und Flecken dieser Gegend würden in andern Ländern alle als Städte paradiren, wie denn ganz Bayern, München ausgenommen, keine Stadt hat, die den ysenburgischen Flecken Offenbach, anderthalb Stunden von Frankfurt, an Schönheit, Bevölkerung, und Reichthum übertrafe.

Ich machte in Gesellschaft einiger Herrn von Frankfurt auch eine Wanderung nach Homburg von der Höhe, der Residenz eines Fürsten aus dem heßischen Haus, der von dieser kleinen Stadt benennt wird. Das Gebiete dieses Fürsten bestehet nur aus einigen wenigen Dörfern, worunter aber eine sehr ansehnliche und reiche Hugenottenkolonie ist. Diese heißt eigentlich Friedrichsdorf, wird aber in der ganzen Gegend Wälschdorf genannt, wie man denn

uns hier zu Lande überhaupt Wälsche heißt, welchen Titel man in Oestreich und Bayern ausschließlich den Italiänern giebt. Sie hat sehr ansehnliche Manufakturen, besonders von verschiedenen Wollenzeugen — Der Hof ist, wie das Städtchen selbst, sehr klein. Die Fremden aber sind hier, besonders wegen der Entlegenheit des Orts, sehr willkommen. Die Fürstin, eine Schwester der verstorbenen Großfürstin von Rußland, der Herzogin von Weimar und der Markgräfin von Baden, ist eine der ausgebildetesten Damen, die ich kenne. Die Erziehung dieser Prinzeßinnen macht ihrer vortreflichen Mutter, deren gepränglofes Grab in dem Park zu Darmstadt ein ewiges Denkmal ihres unverdorbenen Geschmacks und ihrer edeln Denkensart ist, so wie ganz Deutschland sehr viel Ehre. Auch der Fürst von Homburg ist ein sehr ausgebildeter Mann, und dieser Hof, so klein er auch ist, war für mich einer der merkwürdigsten in Deutschland — Alles zusammen gerechnet, sollen die Einkünfte desselben nicht viel über 100000 Reichsthaler betragen.

Die Gegend zwischen Frankfurt, Homburg, Kronberg und Rödelsheim ist dicht mit Dörfern und Flecken besäet, welche die schönsten ländlichen Gemählde darstellen. Eine lachendere Landschaft sieht man selten, als in der Gegend von Oberursel, einem sehr grossen maynzischen Flecken, welcher zwischen Kronberg und Homburg liegt. Das Getöse einiger Eisen- und Kupferhämmer thut in derselben eine ungemein gute Wirkung. Wir bestanden in dieser Gegend ein Abentheuer, dessen ich mich ewig mit der größten Lebhaftigkeit erinnern werde. Hinter Kronberg erhebt ein hoher Berg, Altkönig genannt, sein kahles Haupt hoch über die lange Bergreihe empor, welche die schöne Ebene am Ufer des Mayns zwi-

schen Frankfurt und Maynz gegen die rauhen Nordwinde deckt. Man erzählt viel abentheuerliches von diesem Berg und den Ruinen eines alten Schlosses auf demselben. Wir erstiegen ihn mit etwas Beschwerde, und hatten auf seinem Gipfel eine Aussicht, die keine Zeit aus meiner Seele löschen wird. Gerade gegen Süden überblickt man eine 14 Stunden weite Ebene, welche von den Gipfeln der Bergstrasse und des Odenwaldes geschlossen wird. Hier kann man alle die Städte, Flecken und Dörfer zwischen Maynz und Frankfurt und eines grossen Theils des darmstädtischen Landes zählen. Gegen Osten ruht der Himmel auf dem Spessart, der gegen 17 Stunden von hier entfernt ist. Das ganze Land von Aschaffenburg längst dem Mayn herab bis an den Rhein, bis an den Neckerfluß und bis an den Donnersberg in der Pfalz, jenseits des Rheines, lag wie eine Landkarte zu unsern Füssen. Solche ungeheure Aussichten sind eben nichts seltenes; allein über ein so angebautes und vom Menschengewühle belebtes Land findet man deren gewiß wenige. Rückwärts, gegen Norden, und zu beyden Seiten gegen Westen und Ostnorden übersieht man theils rauhe und waldigte Berge, theils das schönste Gemische von sanften Hügeln, Thälern und Ebenen. Gerade gegen Westen bildet die fortlaufende Bergreihe das schönste Amphitheater, das man sehen kann. Allein das schönste Schauspiel both uns der andre Morgen dar. Dieser Berg hat eine ungemein vortheilhafte Lage, um die Sonne aufgehn zu sehn. Wir hatten uns in der Absicht, diesen majestätischen Naturauftritt zu geniessen, mit Pelzen versehn; allein ein schneidender Ostwind zwang uns in der Nacht Holz zu stoppeln, und Feuer zu machen, obschon die Täge des Augusts sehr heiß waren. Die Reitze des Morgens be-

lohnten uns reichlich für die Beschwerden der Nacht. Eine höhere Empfindung von dem Wesen, welches die Natur belebt, und von mir selbst, hatte ich in meinem Leben nicht, als in dem Augenblik, wo am fernen Horizont der erste Blick der Morgenröthe die Gipfel des Spessarts und Odenwaldes vergoldete, die in der grossen Ferne Feuerwogen zu seyn schienen. Noch war alles bis zu diesen Gipfeln hin dikkes Dunkel, und diese Ostgegend schien eine beleuchtete Insel zu seyn, die zur Nacht auf dem schwarzen Ocean schwimmt. Nach und nach breitete sich das Morgenroth weiter aus, und legte uns die schönsten perspektivischen Landschaften in Miniature vor die Augen hin. Wir entdeckten in schattigten Vertiefungen Ortschaften, die ein Blick der Morgenröthe traf, und der Finsterniß entriß. Wir konnten nun zusammenhängende Bergreihen, ihre Krümmungen und Einschnitte deutlich unterscheiden. Alles das stellte sich nicht anderst dar, als wenn man eine stark und schön beleuchtete Landschaft durch ein umgekehrtes Sehrohr betrachtet. Eine nie gefühlte Beklemmung bemächtigte sich beym Anblick dieser Scenen meiner Brust. Aber das erste Lächeln der Sonne selbst über den Horizont übertraf noch alle Schönheiten der Morgenröthe. Die Grösse, Mannichfaltigkeit und Pracht dieses Auftrittes übersteiget alle Beschreibung. Die 25 Stunden lange und 14 Stunden breite Ebene zwischen dem Spessart, dem Donnerbsberg, den westlichsten Theilen des Odenwaldes und unserm Berge, die wir ganz übersehen konnten, ward von grossen Lichtstreifen durchschnitten, die mit dicken Schattenmassen auf die seltsamste Art abstachen. Wir sahen den Rücken des Donnerbergs vergoldet, während daß sich noch zu seinen Füssen und über den Rhein her ein tiefes Grau gelagert hatte. Wir

selbst standen im Licht, und zu unsern Füssen dämmerten die Thäler und Ebenen noch in einem Halbdunkel, das sich bloß durch den Widerschein der Beleuchtung unsers Berges von der Finsterniß unterschied. Die erhabnern Theile der vor uns liegenden ungeheuren Ebene stachen mit einer Lebhaftigkeit aus der Dämmerung hervor, die sie uns wenigstens um die Hälfte näher setzte, und die angenehmste Täuschung für uns bewirkte. Dort erhob sich ein Kirchthurm aus dem Dunkel, hier ein beholzter Gipfel; dort schien ein ganzes Dorf mit seinen Bäumen über der Erde zu schwimmen; hier lag ein erhöhteres Getraidfeld im Licht, wodurch es von dem angränzenden Gefilde, so zu sagen, abgeschnitten und erhoben ward. Der sich durch die Ebene schlängelnde Mayn, welcher zuvor wie ein hellgrauer Streif die dunkle Landschaft durchzog, begann nun Theilweise mit Silberglanz zu schimmern, und auch ein Stück des Rheines ward durch einen blendenden Silberschimmer uns näher gebracht — Allein, ich wage zu viel, da ich dir ein Schauspiel beschreiben will, das an sich selbst so weit über alle Beschreibung ist, und für welches Ihr andern in der grossen Welt gar keinen Sinn habt — Ich sah schon oft die Sonne aufgehn, aber nie so prächtig, als auf dem Altkönig, und vielleicht kann man auch manches grosse Land durchwandern, ohne einen so vortheilhaften Standpunkt zum Genuß dieses Schauspiels zu finden, als dieser Berg ist.

Maynz —

Der Reisende, welcher nicht die Mühe nehmen mag, sich weit von seinem Absteigequartier zu entfernen, nimmt keine gute Meinung von dieser Stadt mit sich. Der bessere Theil derselben ist grade der, wo die wenigsten und fast gar keine Gasthöfe und keine Passagen sind. Besonders liegt das Gasthaus zu den 3 Kronen, welches am häufigsten besucht wird, in der finstersten und abschreckendsten Gegend derselben, so gut auch die Bewirthung darinn ist. Von da kann man einen beträchtlichen Theil der Stadt durchwandern, ohne etwas anders, als eine finstere Hausermasse zu sehn, die über die engen Strassen hie und da den Einsturz drohen. Ich hab deswegen von dieser Stadt die widersprechendsten Nachrichten bekommen, ehe ich sie selbst besichtigt hatte. Einige hatten mir sie als eine Kloake, und andre als eine der besten Städte Deutschlands beschrieben. Erst vor einigen Tagen traf ich einen unsrer Landsleute, die als Avanturiers von jeder Art, besonders in dieser Gegend, ihre Rechnung finden, der mich in vollem Ernst versicherte, Maynz wäre die einzige erträgliche Stadt in Deutschland. Der gute Mann hatte nichts, als das Kölnische und Trierische und einen Theil von Westphalen gesehn. Ich konnte ihm nichts anders antworten, als daß Deutschland sehr groß wäre.

Der nördlichste Theil der Stadt, wo die Residenz des Fürsten liegt, ist wirklich sehr schön gebaut. Hier ziehn sich 3 schnurgrade Strassen, die Bleichen genannt, vom Ufer des Rheines bis auf 700 Schritte Landeinwärts in parallelen Linien, die fast regel-

mäßig von hübschen Querstrassen durchschnitten werden. Die kurfürstliche Residenz beherrscht sowohl durch diese Parallelstrassen, als auch über den Rhein und einen Theil des Rheingaus eine unvergleichliche Aussicht. Von diesem neuen Theil der Stadt ziehn sich einige sehr schöne Strassen und Plätze in die alte Stadt hinein. Der sogenannte Thiermarkt, an der nordwestlichen Seite der Stadt, ist besonders sehenswürdig. Auch in der alten Häusermasse findet man hie und da einige lachende Gegenden. Der mitten in der Stadt gelegene Markt ist zwar kein regelmäßiger, aber doch einer der schönsten Plätze, die ich in Deutschland sah.

Auf demselben nimmt sich die Dohmkirche vorzüglich aus. Sie ist ein ungeheures vortreffliches gothisches Gebäude, dessen erstaunlicher Hauptthurm vor ohngefähr 17 Jahren vom Blitz in die Asche gelegt ward. Er war von einem Wald von Holz gebaut, und stand gegen 14 Stunden in vollen Flammen, ehe er verzehrt war. Um diesem Schicksal in Zukunft zuvorzukommen, ließ ihn das Dohmkapitel nun von blossen Steinen, beynahe in gleicher Höhe, erbauen, welches Unternehmen dasselbe gegen 400000 Gulden gekostet. Schade, daß er zu sehr mit kleinen Zierrathen überladen ist; und noch mehr Schade, daß dieser bewundernswürdige Dohm mit kleinen Bürgerhäusern und Buden umgeben ist, die ihn zur Hälfte verdecken. Allein, da die Häuser und Buden in dieser Gegend der Stadt am theuersten sind, so kann man es dem Dohmkapitel nicht sehr verübeln, wenn es sich lieber seinen Grund und Boden bezahlen, als seine Kirche in mehrerm Glanz paradieren läßt.

Schwerlich findet man in Deutschland eine Kirche von der Länge und Höhe dieses Dohms. Verschied-

ne prächtige Monumente von Kurfürsten und andern Standespersonen verschönern das Innere desselben. Unter andern bewunderte ich das Monument eines verstorbenen Dohmprälaten, Herrn von Dahlberg, welches der Bildhauer Melchior verfertigt, dessen ich in meinem letztern Briefe erwähnt. Der Prälat liegt in Lebensgrösse auf einem Sarg, worauf eine Pyramide steht, die eine Dreyfaltigkeit in Wolken trägt. Die Arbeit ist vortreflich, würde aber noch viel schöner seyn, wenn der Künstler seine eigne Idee hätte ausarbeiten dürfen. Im obern Kor pranget ein köstliches Stück von Bildhauerkunst. Ein Graf von Lamberg, der unter einem Prinzen von der Pfalz die kaiserlichen Truppen kommandirte, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts unsere Armee aus der Stadt Maynz vertrieben, und an der Seite desselben in einem Schiff während des Angriffs von einer Stückkugel getödet ward, hebt mit dem rechten Arm trotzig den Deckel seines Sarges auf, und strekt mit der Linken den Kommandostab heraus. Das thut eine ungemein gute Wirkung, und drükt die Todesart des Helden sehr lebhaft aus. Man findet in dieser Hauptkirche noch mehrere sehenswürdige Denkmäler. — Der Schatz derselben übertrift das sogenannte grüne Gewölbe zu Dresden, wovon man so viel Lärmen macht, um ein beträchtliches.

Nebst dem Dohm enthält die Stadt Maynz noch viele andre merkwürdige Kirchen von modernem Geschmack. Die Jesuiten- und Peterskirche sind immer sehenswürdig, ob sie schon zu sehr mit Zierrathen überladen sind. Die Augustinerkirche, wovon die Maynzer viel zu rühmen wissen, ist das Meisterstük eines verdorbenen Geschmaks. Um so viel schöner ist die von den Einwohnern weniger bewunderte Ignatiuskirche, die ein Muster von antikem Styl seyn

würde, wenn nicht eine unglückliche Hand auch hier zu viel Ziererey angebracht hätte. Ueberhaupt vermißt man auch an den Pallästen der Adelichen, die hie und da aus den Bürgerhäusern hervorstechen, die edle Simplizität, welche ganz allein die wahre Grösse und Schönheit ausmacht.

Nach einem Menschenalter wird die Stadt Mayntz im Aeusserlichen kaum mehr zu erkennen seyn. Unter dem vorigen Kurfürsten ist sehr lebhaft gebaut worden, und diese Art von Aufwand scheint auch die Lieblingsbeschäftigung des jetzregierenden Fürsten zu seyn. Man zwang die Klöster und Stifter, ihre alten Häuser von neuem aufzubauen, und wenn manche Strassen etwas breiter und grader wären, so würden sie schon keine schlechte Figur machen.

Die Einwohner, deren Anzahl sich sammt der Garnison auf 30000 beläuft, sind eine gute Art Leute, die, wie alle Katholiken Deutschlands, sehr viel auf eine gute Tafel halten. Ihre Physionomien sind interessant, und es fehlt ihnen nicht an natürlichem Witz und Lebhaftigkeit; allein erst nach einigen Generationen werden sie in der Kultur des Geistes ihren protestantischen Landsleuten gleich seyn, so sehr sich auch die hiesige Regierung seit 16 bis 18 Jahren durch die gute Erziehungsanstalten vor den übrigen katholischen Regierungen Deutschlands ausgezeichnet hat. Doch findet man in keiner katholischen Stadt Deutschlands so viele helldenkende und wirkliche gelehrte Männer, als hier. Unter der vorigen Regierung trieb man die Freyheit zu denken und zu schreiben beynahe zur Ausschweifung, und obschon der jetzige Kurfürst die Segel etwas mehr eingezogen hat, so laviert er doch gradewegs der Philosophie entgegen. Die Wahlkapitulation des über die vorige Regierung aufgebrachten Dohmkapitels, sch

ne Verbindungen mit der verstorbenen Kaiserin, gewisse Familienverkettungen, und überhaupt die Einschränkungen eines geistlichen Fürsten verwehrten ihm, seinen Lauf mit mehr Entschlossenheit anzutretten. Das Schikfal seines Vorfahrers, der durch seinen zu heftigen Reformationseifer Priester und Leviten gegen sich in Harnisch brachte, mußte ihn ein wenig behutsamer machen, so wie sein Ministerium an dem Sturz des ehemaligen ein sehr erbauliches Beyspiel hatte. Man kann es also der jetzigen Regierung nicht verargen, wenn sie nicht gradezu mit allem Nachdruck nach ihrer Ueberzeugung handelt. Ich sage nach ihrer Ueberzeugung, denn zuverläßig fehlt es hier an der politischen Theorie nicht. Der Erzbischof ist ein Mann, der sich an den wichtigsten Stellen, so wie sein Bruder, Bischof von Würzburg, eine grosse Menschen- und Geschäftekenntniß gesammelt hat, und bloß in Betracht seiner Verdienste vom kaiserlichen Hof dem hiesigen Dohmkapitel bey Erledigung des erzbischöflichen Stules empfohlen wurde. Unter seinen Ministern und Räthen findet man die vortreflichsten Männer, und einige derselben könnten auch bey der Verwaltung eines ungleich gröffern Staates, als das Kurfürstenthum Maynz ist, eine ausgezeichnete Rolle übernehmen.

Vermuthlich geschah es bloß aus Hochachtung gegen den kaiserlichen Hof, seinen Patron, daß der jetzige Kurfürst aus Wien, wo er mehrere Jahre als maynzischer Gesandte stand, einige Polizeygrundsätze mit sich nahm und beym Antritt seiner Regierung in Ausübung brachte, die der bürgerlichen Gesellschaft äusserst nachtheilig seyn müssen. Er ist der eifrigste Verehrer der Keuschheitsanstalten der verstorbenen Kaiserin. Er hat auch bey seinem Konsisto-

rium die Maxime eingeführt, den Schwängerer stehenden Fusses mit dem geschwängerten Mädchen zu verehelichen, um die Hurerey und die schlimmen Wirkungen derselben zu hemmen. Wenn doch der sonst so einsichtige Fürst sehen könnte, welche Unordnungen diese Verfügungen im Ehestand veranlasen. Man zeigte mir hier einen jungen Menschen, der auf diese Art eine Frau bekam, die er aber jezt selbst seinen guten Freunden zum verkosten anbiethet. Vernichtung aller ehelichen Liebe und Treue, Unfruchtbarkeit der Ehen, die schändlichsten Verführungen, wenn eine Dirne mit einem jungen Menschen ihr Glük zu machen glaubt, Ehebrüche und noch unendliche Uebel sind Folgen dieser Verordnungen. Die Regierung von Neapel hatte ehedem die nämlichen Grundsätze; aber die Erfahrung lehrte sie, daß sie schädlich waren, und schon vor 4 Jahren erschien eine Verordnung, Huren, wie sie es verdienen, ihrem Schicksal zu überlassen. Warum sollte auch eine Dirne für eine Vergehung belohnt werden, die sie selbst so leicht, als die andre Parthey, vermeiden konnte? Belohnung ist es allzeit; denn das Mädchen, welches die Gränzen der Schaam einmahl überschritten hat, ist gewiß für jedermann feil, und sucht sich dann unter seinen vielen Liebhabern den aus, mit welchem es am gemächlichsten zu leben hoft. Wenn es aber auch den Vater mit Zuverläßigkeit angeben kann, so muß man, so lange dieß Gesetz gilt, doch allzeit voraussetzen, daß es selbst den ersten Schritt zu seinem Fall gethan hat; denn es ist in unsrer jezigen Welt für das Frauenzimmer viel schwerer, sich zu begatten, als für das Mannsvolk. Die Verführung zu einer Farce, die sich nach diesem Gesetz mit einer Heyrath schliessen muß, ist also größtentheils der schönern Hälfte des Stückes auf die Rechnung

zu setzen. Auch der jetzige Kayser hat, seiner Weisheit gemäß, die Erfahrung zu Rath gezogen, und die ehemaligen Keuschheitsanstalten seiner Mutter aufgehoben. Eine besondre Verordnung desselben gebiethet ausdrüklich, daß eine geschwängerte Person keine Ansprüche auf ihren Liebhaber zu machen habe. Ist es nicht im höchsten Grad unbillig, daß das ganze Glück eines jungen Menschen von einem wohllüstigen Augenblik und der Verführungskunst einer Buhlerin abhängen soll? Man betrachtet diese gewaltthätige Verehelichungen als den sichersten Damm gegen die Kindermorde. Morden aber die gegenseitige Kälte der Ehepaare und die Ausschweifungen der Weiber und Männer, welche durch dieselben begünstigt werden, die Kinder nicht zu Dutzenden? Wie lange soll es noch währen, bis sich unsre Regierungen überzeugen, daß aller physische Zwang in moralischen Fällen für die menschliche Gesellschaft verderblich ist?

Nach Wien giebt es wenig Städte in Deutschland, wo ein so zahlreicher und mächtiger Adel versammelt ist, als hier. Es sind einige Häuser, die gegen 100000 Gulden Einkünfte haben. Die Grafen von Wassenheim, Schönborn, Stadion, Ingelheim, Elz, Ostein, Walderdorf; die Freyherren von Dahlberg, Breitenbach, und einige andre stehn alle jährlich zwischen 30 und 100tausend Gulden. Nebst diesen zählt man hier noch gegen 16 bis 18 Häuser, die jährlich 15 bis an 30tausend Gulden Revenuen haben. Der hiesige Adel wird für den ältesten und reinsten in Deutschland gehalten. Die fetten Dohmpfründen und die Hofnung, aus ihrem Schoos einen Kurfürsten zu zeugen, lokt die Familien hieher, und macht sie auf ihre Reinheit so aufmerksam. Wie vortheilhaft es für eine Familie sey, einen Sprossen auf dem erzbi-

schöflichen Stul zu haben, kannst du daraus ermessen, daß der vorige Kurfürst, der nicht der strengste Oekonom war und nicht viel auf den Nepotismus hielt, für seine Familie gegen 900000 Gulden zurückgelassen, wovon sie aber nur die Nutznießung hat, und die nach Absterben derselben, dem Lande anheim fallen. Sein Vorfahrer, ein Herr von Ostein, soll seiner Familie gegen 4 Millionen rheinische Gulden hinterlassen haben.

Es giebt unter diesem Adel viele Personen von grossen Verdiensten, die seltene Kenntnisse mit einem thätigen Leben verbinden, und überhaupt zeichnet sich derselbe durch die sogenannte feine Sitten und gute Lebensart von dem größten Theil des übrigen deutschen Reichsadels aus. Allein im ganzen ist seine Erziehung doch zu steif und zu verzärtelt. Er ist so unpopulär, daß er dem ersten Minister des Kurfürsten den Zutritt in seine Assembleen versagen würde, wenn er nicht von stiftsmäßigem Adel wäre; und einige dieser Herren Barons glauben sich wirklich zu verunreinigen, wenn sie vis à vis mit einem Unadelichen stehn. Sie sprechen alle ein elendes französisches Jargon, und schämen sich wirklich ihrer Muttersprache, wie dann auch wenige von ihnen mit der Literatur ihres Vaterlandes genau bekannt sind, da sie hingegen alle, wenigstens die leichte Reiterey von unsern Schriftstellern kennen. Die Tafeln, Kleidungen und Equipagen sind hier nach dem besten Ton von Paris. Wenn aber die Barons wüßten, welche erbärmliche Figuren sie überhaupt genommen zu Paris spielen, und welche geringe Meinung man daselbst von ihnen hat, so sehr man sie auch, ihrer Louisdor halber, mit Komplimenten überhäuft, so würden sie die Platten, Kleidungen und Equipagen à la Parisienne zum Henker wünschen. Einige dersel-

ben, z. B. Herr von Dahlberg, Statthalter von Erfurt, Baron von Groschlag, Baron von Leyen, Dohmherr, und andre wußten zwar etwas mehr, als das Patois unserer Fischweiber, den Schnitt eines Kleides u. dgl. m. aus Paris zu holen, allein die Anzahl dieser ausgebildeten Männer ist im Verhältniß zum ganzen zu gering, als daß man den hiesigen Adelichen die Reise nach unserer Hauptstadt nicht verbieten sollte, wo sie größtentheils nur sich und ihr Vaterland prostituiren, und ihre Baken und Waden zurüklassen. Ich kenne hier einige junge Herren von Adel, die auf dem Land erzogen wurden, und als Landjunker der übrigen Noblesse zum Gespötte dienen; allein diese haben ihre vollen und rothen Wangen, und wenn sie sich auch nicht so kavaliermäßig, wie die übrigen, die Zähne zu stochern wissen, die Ringe an den Fingern nicht mit so viel Grace spielen lassen, nicht durch eine Lorgnette nichts sehn können, sich nicht auf einem Bein herum drehen und mit dem schönen Air in die Luft pfeifen können, so haben sie doch ihren gesunden Menschenverstand und Waden, und wissen den Bauer und Bürger zu schätzen. Ihr Abstich mit den übrigen Baronen setzt die sogenannte feine Erziehung in ein besseres Licht, als die weitläuftigste Abhandlung.

Die hiesige Geistlichkeit ist die reichste in Deutschland. Eine Dohmpfründe trägt in einem mittelmäßigen Jahr 3500 rheinische Gulden ein. Die Pfründe des hiesigen Dohmprobstes ist ohne Vergleich die fetteste in Deutschland. Sie wirft jährlich gegen 40000 Gulden ab. Jene des Dohmdechants trägt gegen 26000 Gulden ein. Die sämmtlichen Einkünfte des Dohmkapitels betragen beynahe 400000 Gulden. So sehr es auch in den geistlichen Rechten

ten verboten ist, daß Einer nicht mehr als Eine Pfründe besitzen soll, so haben die hiesigen Dohmherren doch alle 3, 4 bis 6 Pfründen, und es ist schwerlich ein Kapitular da, der nicht wenigstens seine 8000 Gulden Revenuen hätte. Der verstorbene Dohmprobst, ein Graf von Elz, hatte so viele Pfründen, daß er von derselben jährlich gegen 75000 Gulden zog. Nebst dem Dohm sind noch viele Korherrnstifte hier, deren Pfründen jährlich gegen 12 bis 1500 Gulden abwerfen. Um dir vom Reichthum der hiesigen Klöster einen Begriff zu geben, dient dir zur Nachricht, daß man bey der Aufhebung der Jesuiten 120000 Rthlr. für ihre Weine löste, ob sie schon um den billigsten Preis verkauft wurden. Der Kurfürst hob vor kurzem eine Karthaus und 2 Nonnenklöster auf, die zusammen für ohngefähr 500000 Reichsthaler Wein in ihren geheiligten Kellern hatten.

Des ungeheuern Reichthums ungeachtet ist die hiesige Geistlichkeit doch die gesittetste in ganz Deutschland. Von auffallenden Ausschweifungen derselben hört man sehr wenig. In keiner Diöcese von Deutschland sind die in der tridentinischen Kirchenversammlung beschlossenen Verbesserungen der Kirchenzucht mit mehr Eifer und Strenge ausgeführt worden, als in der hiesigen, wie denn auch die hiesigen Erzbischöfe schon selbst zur Zeit der Reformation und schon vor derselben mit rühmlichem Muth Hand an dieß grosse Werk gelegt hatten. Ein Grundsatz, worauf hier besonders strenge gehalten wird, und der sehr viel zur guten Ordnung unter der Geistlichkeit beyträgt, ist, keine Priester zu dulden, die nicht ihre sichere, veste und hinlängliche Versorgung haben. Die meisten Unordnungen in Bayern, Oestreich und andern Ländern werden von den vielen

Abbes, die von ihrer täglichen Industrie leben müssen, und den geistlichen Taglöhnern veranlaßt, welche sich mit einer Messe, die sie durch mancherley Kniffe und Pfiffe zu erschnappen suchen, täglich den Hunger stillen. Diese Kreaturen sind hier ganz unbekannt. Von jeher waren die theologischen Grundsätze des hiesigen Hofes gereinigter, als anderer geistlichen Fürsten Deutschlands. Es fiel mir auf, die Bibel in vielen Händen so vieler gemeinen Leute, besonders auf dem Land zu sehn, und man versichert mich, daß das Lesen derselben in der hiesigen Diöcese nie verboten gewesen; sondern man nur den Leuten rieth, sie nie ohne Berathung ihres Beichtvaters durchzulesen. Schon seit langer Zeit verfolgt man hier den Aberglauben bis in seine verborgensten Schlupfwinkel, und wenn man gleich die Wunderbilder und Wahlfahrten noch nicht ganz abstellen konnte, so kann es doch kein hiesiger Priester ungeahndet wagen, einen Exorzismus zu machen, oder so groben Unsinn zu predigen, als man noch auf vielen Kanzeln andrer deutschen Länder zu hören gewohnt ist. Merkwürdig ist, daß Bellarmins Werk von der geistlichen Hierarchie, schon seit 18 Jahren hier, ein durch öffentlichen Anschlag förmlich verbotenes Buch ist.

Der vorige Kurfürst hat vorzüglich viel für die Säuberung seines geistliches Schafstalles gethan. Er erlag unter der herkulischen Arbeit; der jetzige Fürst setzt sie aber mit etwas gemäßigterm Eifer immer fort. Jener war besonders für die Mönche förchterlich, und sah bey Ausmistung der Klöster den Weltpriestern ein wenig zu sehr durch die Finger, die unter seiner Regierung ein zu galantes Air annahmen, und die Gränzen der anständigen Freyheit ein wenig überschritten, wie denn von einem

geistlichen Lehrer hier Voltärs Abhandlungen von der Toleranz und ähnliche Bücher zum Behuf seiner Vorlesungen in der öffentlichen Schule erklärt wurden, und die Werke des Helvetius Bayle, u. a. m. in den Händen der Studenten der Logik roulirten, während daß die Jesuiten hier damals noch de infallibilitate summi Pontificis, de immaculata Conceptione B. V. M. u. s. w. mit einem Ernst disputirten, der mit den Lieblingsauthoren der Studenten der Philosophie den lächerlichsten Kontrast machte. Der jetzige Fürst dehnt aber seine väterlichste Sorge und Zuchtruthe auch über die Weltgeistlichkeit, und hat sie an einen Anstand und an ein Betragen gewöhnt, welches sowohl ihm als ihnen selbst sehr viel Ehre macht.

Wie heilig indessen das Andenken des verstorbenen Kurfürsten jedem Patrioten von Maynz seyn müsse, kannst du zur Gnüge daraus ermessen, daß er bloß zur Stiftung und Unterhaltung einer Schullehrerakademie für das Land jährlich über 30000 Gulden aus seinem Privatbeutel hergab. In der Ueberzeugung, daß ohne den Grund einer guten Erziehung alle Verordnungen und Verbesserungsanstalten in einem Staat unnütz, oder doch nur augenblickliche Linderungspflaster, und keine vollkommne Kur seyen, sparte er nichts, was zu diesem Endzweck beytragen konnte. Der itztregierende Fürst, welcher den Grund zum Gebäude der Volkserziehung gelegt fand, sucht es, wiewohl in einem etwas abgeändertem Stil auszuführen, strengt aber seine Bemühungen hauptsächlich zur Beförderung der höhern Erziehung und zur Aufnahme der Wissenschaften und Künste an. Den größten Theil der liegenden Gründe der erwähnten 3 aufgehobenen Klöster schenkte er der hiesigen Universität, deren vormals sehr schma-

le Einkünfte dadurch um ohngefähr 100000 Gulden vermehrt wurden. Da dieser Fürst ganz frey vom Nepotismus ist, so kann er mehr, als irgend ein andrer Bischof Deutschlands, den Musen opfern.

Die Anekdote in Pilatis Reisen von einem Schweitzer-Officier, der seinen Bedienten hier in keinem Gasthaus wegen der Religion unterbringen konnte, entspricht dem itzigen Ton des hiesigen Publikums nicht. Ich war hier in mehrern Gasthäusern, wo mir der Wirth von selbst auf die Fasttäge Fleisch anboth, wenn ich allenfalls ein Protestant wäre. Wahrscheinlicher Weise hat der Officier auch nicht die ganze Tour durch die einigen hundert Wirthshäuser gemacht, und es ist hier, wie überall In einer Strasse liest man noch Legenden, während daß man in der andern mit Locke und Newton konversirt. Wenn man Paris nach den Leuten in der Gegend der Porcherons, Berlin noch den Gemeinden, die wegen eines alten unsinnigen Gesangbuchs beynahe einen Aufruhr erregt hätten, und Hamburg nach den Gemüsweibern, an deren Spitze der Pastor Götz steht, beurtheilen wollte, so würde das Urtheil über diese Städte sehr schlecht auffallen.

Obgleich die Handlung hier seit 18 bis 20 Jahren immer blühender wird, so ist sie doch lange noch nicht das, was sie in Betracht der günstigen Lage der Stadt und andrer Vortheile seyn könnte. Die sogenannten hiesigen Kaufleute, deren einige ansehnliches Vermögen besitzen, sind im Grunde nur Krämer, die größtentheils von der Verzehrung der Stadt und des Landes umher ihre Nahrung ziehn; und nebenher Spediteurs für die Kaufleute von Frankfurt und einige andre Städte machen. Wie kleinlicht hier im ganzen noch der Kaufmannsgeist sey, kannst du daraus abnehmen, daß man hier schwer-

lich einen Wechselbrief von 30000 Gulden anbringen könnte. Einige Galanteriehändler, 4 bis 5 Tobaksfabrikanten und 5 bis 6 Spezereyhändler sind alles, was man hier zur eigentlichen Kaufmannschaft rechnen könnte. Einen Wechsler giebts hier gar nicht. Und doch hat diese Stadt das unschätzbare Stappelrecht, und beherrscht vermittelst des Rheins, Mayns und Neckers die ganze Aus- und Einfuhr vom Elsaß, der Pfalz, von Franken und einem Theil von Schwaben und Hessen gegen die Niederlande zu. Man sieht hier auch immerfort einige hundert Schiffe, die aber sehr wenig auf Rechnung hiesiger Kaufleute geladen haben. Religionsvorurtheile waren ein Haupthinderniß der Aufnahme der Handlung in dieser Stadt. Zur Zeit der Auswanderung der Hugenotten wollte eine sehr beträchtliche Gesellschaft derselben sich hier anbauen. Sie versprach dem Kurfürsten, der Stadt Maynz grade gegenüber, nämlich zwischen Kassel und Kostheim, auf der Landspitze, welche der Zusammenfluß des Rheines und Maynes bildet, eine ganz neue Stadt zu bauen, sie auf ihre Kosten zu bevestigen, eine hinlängliche Besatzung darinn zu unterhalten, und der Regierung jährlich noch eine ansehnliche Abgabe zu entrichten, wenn man ihr freye Ausübung ihrer Religion gestattete, und sie die Vorrechte der alten Stadt Maynz genieſſen lassen würde. Allein der damalige Kurfürst fand es nicht anständig, so nahe bey seiner Residenz das Gift der Ketzerey Wurzel schlagen zu lassen. Der verstorbene Kurfürst hat öfters den Wunsch geäuſsert, so glücklich zu seyn, daß ihm Ketzer von dieser Art eine ähnliche Anerbietung machten. Auch unter der itzigen Regierung würden sie sehr willkommen seyn; allein solche Gelegenheiten sind sehr selten, und man vertreibt nun in ganz Europa keine Hugenotten mehr.

Der Stolz und die Verschwendung des Adels sind ein anderes Hinderniß der Handlung. Er und die Geistlichkeit sind im Besitz des grossen Kapitals dieser Stadt, dessen Interessen bloß in der innern Verzehrung rouliren, und während daß der Kaufmann von Frankfurt Mitregent seiner Vaterstadt wird, sieht ihn der Kavalier hier mit der tiefsten Verachtung an, und schließt ihn gänzlich aus seiner Gesellschaft aus. Der hiesige Adel äfft bloß das Aeusserliche und die nichtsbedeutenden Kleinigkeiten des Adels von Paris und London nach, und er ist nicht dazu aufgelegt, von demselben die Kunst zu lernen, sein Vermögen durch Handlung und Industrie zu verdoppeln.

Ich habe dir schon gesagt, daß die Gesichtszüge der Einwohner dieser Stadt und der Gegend sehr interessant sind. Die Landleute sind nebstdem auch sehr stark von Bau, und eine frische Gesichtsfarbe unterscheidet sie stark von den Bayern und Norddeutschen, die überhaupt genommen, bleich von Farbe sind. Allein durch das ganze Maynggebiethe, und auch einen Theil von Hessen bis hieher fielen mir die Beine der Leute stark auf. Besonders sind die Beine der Einwohner der hiesigen Gegend sehr übel gestaltet. Entweder stehn die Knie einwärts, und bilden Frauenzimmerfüsse, oder sie sind ganz grade wie Stecken. Schön ausgeschweifte Männerfüsse sieht man hier zu Lande höchst selten. Zuverläßig ist die unsinnige und sehr schädliche Art, die Wiegenkinder so stark einzuschnüren, welche in diesen Gegenden herrscht, wenigstens zum Theil Schuld daran. Ich konnte ohne Aerger nicht zusehn, wie die Mütter es recht gut zu machen glauben, wenn sie ihre Kinder so steif, wie ein Stück Holz einfetschen, und sie dann Tagelang in dieser unnatürli-

chen Lage liegen lassen. Dieser Zwang hat gewiß auch auf die Seele Einfluß, die in den ersten Jahren der Kindheit so enge mit dem Körper verwebt ist. Ueberhaupt muß man die Kopieen der Deutschen des Tacitus hier nicht suchen. Schwarze und braune Haare sind hier viel häufiger, als blonde. In den so nah gelegenen darmstädtischen Landen sind die Einwohner diesen Urbildern ähnlicher. Ein aufmerksamer Beobachter sieht leicht im Aeusserlichen, welche Völker Deutschlands mit Fremden vermischt sind, und welche Länder bey der grossen Völkerwanderung von undeutschen Kolonisten in Besitz genommen wurden. Die schwarzen und dunkelbraunen Haare der hiesigen Einwohner stammen vielleicht noch von den Römern ab, welche hier ein Lager hatten.

Maynz —

Nach dem Pabst ist der hiesige Erzbischof ohne Vergleich der ansehnlichste und reichste Prälat in der kristlichen Welt. Das Erzstift hat seine Grösse und sein Ansehn dem heiligen Bonifacius zu danken, der mit Recht der Apostel der Deutschen genennt wird. Dieser Mann, ein Engländer von Geburt, war es, der unter Karl dem Grossen, den berühmten Wittekind und die braven Sachsen taufte, die sich so lange mit dem Säbel in der Hand gegen den Tauf gewehrt hatten, und welcher das Gebiete des Statthalters Kristi bis an die Nord- und Ostsee erweiterte. Er war es, der in Deutschland die römische Liturgie einführte, die wilden Einwohner vom Pferdefleisch entwöhnte, aber zugleich den Pabst auch in

Deutschland in ein grössers Ansehn brachte, als er in irgend einem andern Lande stand. Nach dem Zeugniß des Aventinus machten ihm verschiedene Bischöffe den Vorwurf, er habe durch seinen neuen Huldigungseid, den er dem Pabst leistete, ihr Ansehn vernichtet, und durch Einführung des römischen Kirchengepränges dem Aberglauben und Unkristenthum die Thüre geöfnet. Auch hat er das meiste zur Aufnahme der berüchtigten falschen Dekretalen des Isidores beygetragen. Allein, wenn man die damalige Lage der Sachen genau erwägt, so war das päbstliche Ansehn das einzige Mittel, die Nation schnell aus der Barbarey zu reissen, und die Geistlichen selbst, die nicht weniger Barbaren, als die Layen waren, wie sie denn weder lesen noch schreiben konnten, in ein ordentliches Zuchtsystem zu bringen. Wäre es auch bloß darum zu thun gewesen, die deutsche Geistlichkeit vermittelst der päbstlichen Hierarchie unter sich selbst zu verbinden, und die Nation dadurch mit andern Europäern bekannt zu machen, so hätte Bonifacius Deutschland schon einen sehr wichtigen Dienst gethan. Dem sey, wie ihm wolle; der Statthalter Kristi belohnte die Dienste dieses Apostels in vollem Maaß. Alle in Norden von Deutschland neugestifteten Bisthümer wurden dem Stul zu Maynz unterworfen, den Bonifacius zu seinem Hauptsitz gewählt hatte. Die Provinz ward die größte im ganzen päbstlichen Reiche. Ganz Schwaben, Franken, Böhmen und beynahe ganz Sachsen, nebst einem Theil von Helvetien, Bayern und des Oberrheins gehörten zu derselben. Nachdem sie durch die Reformation und Rachsucht des Königs von Böhmen um den dritten Theil geschmälert ward, so zählt sie nebst dem erzbischöflichen Sprengel doch noch 11 Bisthümer, worun-

rer mehrere der ansehnlichsten von Deutschland, sind, als Würzburg, Paderborn, Hildesheim, Augspurg, u. a. m.

Es konnte nicht fehlen, daß, als der Statthalter Kristi seine Macht auch über die weltlichen Reiche ausdehnte, der Bottschafter desselben (denn dafür gab sich Bonifacius selbst aus, und noch das tridentinische Konzilium nennt alle Bischöffe päbstliche Gesandte) nicht auch im profanen Verstand sein Glück machen sollte, besonders da zu den damaligen Zeiten die Geistlichen ausschließlich im Besitz der Wissenschaften, und deswegen auch in politischen Geschäften unentbehrliche Leute waren. Das Geistliche und Weltliche war damals so durch einander verwebt, daß der ansehnlichste Bischof Deutschlands auch der mächtigste Reichsstand werden mußte. In Brittanien, Polen und allen Ländern, die sich der aristokratischen Verfassung näherten, geschah das nämliche. Die Landgrafen von Hessen, die Pfalzgrafen, ja sogar die Kaiser selbst trugen kein Bedenken, Lehnleute der Erzbischöffe von Maynz zu seyn. Als das Gebäude der päbstlichen Monarchie von Gregor VII. vollendet war, erschienen die Erzbischöffe von Maynz von nun an immerfort an der Spitze der deutschen Reichsstände, und im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert war ihr Ansehn groß genug, daß sie ganz allein Kaiser ernennen konnten, wie denn das Haus Habspurg bloß einem Kurfürsten zu Maynz den ersten Grund seiner Größe zu verdanken hat.

Seitdem man gelernt hat, die Gränzen der geistlichen und weltlichen Macht so genau zu trennen, und die letztere über die erstere ein so entscheidendes Uebergewicht gewann, wurde zwar das Ansehn und der Einfluß der hiesigen Erzbischöffe natürlicher Wei-

se merklich eingeschränkt; allein sie haben doch noch äusserst wichtige Vorrechte, die sie mit mehr Nachdruck könnten geltend machen, wenn sie sich nicht wegen verschiedenen Nebenumständen zu sehr an das kaiserliche Haus schmiegen müßten. Sie führen noch das Wort in dem Kurfürstenkollegium, schreiben auf Bedeuten des Kaisers den Reichstag aus, können in den Proceduren der Reichsgerichte Revisionen verordnen, u. s. w. Diese hohen Privilegien hängen aber in der Ausübung itzt zu sehr von dem östreichischen Haus ab. — Auch die geistliche Macht derselben schwindet immer mehr zusammen. Ihre Suffraganeen haben sich in den Kopf gesetzt, alle Bischöffe seyen im Wesen der Gewalt einander gleich, und der Titel eines Erzbischoffes bedeute nur einen Vorrang irgend eines Bruders unter gleichen Brüdern. Man appellirt wohl bisweilen noch von den Konsistorien einiger Suffraganeen an das hiesige sogenannte Generalvikariat; allein alsdann wird gewiß auch weiter nach Rom appellirt, und das metropolitanische Ansehn verliert also in solchen Fällen eben so viel, als es dabey gewinnt.

Der Genuß der Güter, welche dem hiesigen erzbischöflichen Stul ankleben, und die wenigstens itzt noch unzerrennlich von demselben sind, kann die Besitzer desselben leicht über die Schmälerung ihres geistlichen und politischen Ansehens auser den Gränzen ihrer Lande trösten. Diese machen einen der besten Theile Deutschlands, und, zwar nicht dem Umfang nach das größte, aber doch das bevölkerteste und reichste geistliche Fürstenthum aus. Schwerlich beträgt ihr Umfang mehr als 125 deutsche Quadratmeilen; dahingegen das Erzbistum Salzburg gegen 240 Quadratmeilen enthält; allein jene zählen ohngefähr 320, und dieses zählt höchstens nur 250 tau-

send Einwohner. Wegen des natürlichen Reichthums der maynzischen Lande und ihrer vortheilhaften Lage trägt ein Unterthan derselben ungleich mehr ein, als ein Bewohner des Erzbistums Salzburg, dessen größter Theil bloß von Hirten bewohnt wird. Die maynzischen Lande zählen gegen 40 Städte, die salzburgischen hingegen nur 7. Der hiesige Rheinzoll allein trägt jährlich gegen 60000 Gulden, oder beynahe so viel ein, als alle salzburgischen Bergwerke zusammen, das halleinische Salzwerk ausgenommen. Die Weinakzise hier und in der umliegenden Gegend werfen dem Hof jährlich über 100000 Gulden ab, wobey die Akzise von den entlegenen Landen desselben nicht mitgerechnet sind. Man kann die sämtlichen Einkünfte des Kurfürsten auf 1700000 Gulden schätzen. Zuverläßig weiß ich, daß sie in den letztern Jahren des verstorbenen Erzbischofs gegen 1800000 Gulden betragen haben. Nun hat zwar der itzige Fürst beym Antritt seiner Regierung den Unterthanen von 15 oder 16 Schatzungen, die sie jährlich entrichten mußten, freywillig 2 erlassen; diese 2 Steuern aber betrugen gewiß nicht über 100000 Gulden, und nebstdem sind einige andere Quellen von Einkünften durch die kluge Oekonomie des itzigen Fürsten sehr verbessert worden.

Wenn die kurfürstlichen Lande beysammen lägen, so hätten sie Getraide und alles, was zur Nothdurft des Lebens gehört, im größten Ueberfluß. Da aber einige Theile derselben zu weit von einander getrennt sind, so müssen sie verschiedene Bedürfnisse von Fremden kaufen. Besonders ist die Hauptstadt samt dem benachbarten Rheingau in Rücksicht auf das Getraide von der benachbarten Pfalz abhängig, so ergiebig auch der maynzische Antheil in der Wetterau an Korn, Waizen und allen Getraidegattun-

gen ist. Das vorzüglichste Produkt der am Rhein gelegenen Lande des Kurfürsten ist der Wein, der fast ganz allein im eigentlichen Verstand Rheinwein heißt, und nur die Weine von Nierstein, Bacharach und einigen andern, sehr wenigen ausländischen Orten, werden von Kennern unter dem Titel des Rheinweins mitbegriffen, die pfälzischen, bergsträßischen, baadenschen und elsaßischen Weine aber sorgfältig von demselben getrennt.

Es wird zwar auch in den auf der West- und Südseite des Rheines gelegenen maynzischen Landen sehr viel Wein gebaut, und der von Laubenheim, Bodenheim, Büdesheim und Bingen wird sogar unter den vorzüglichen Rheinwein gerechnet; allein das auf dem nördlichen Rheinufer gelegene Rheingau ist doch das eigentliche Vaterland des Rheinweines, der die Dichter und Nichtdichter Deutschlands so oft im physischen und moralischen Verstand begeistert.

Ich machte vor einigen Tagen mit einer Gesellschaft von hier eine Lustparthie nach dem Rheingau, bey welchem Anlaß ich einem der merkwürdigsten ländlichen Feste beywohnte, die ich in meinem Leben genoß. Unser Schiff hatte ein besseres Ansehn, als die Fahrzeuge, welche man sonst in Deutschland zu sehen gewohnt ist, und war einem kleinen holländischen Jagdboot ziemlich ähnlich. Als wir die Krümmung paßirt waren, welche der stolze Rhein eine gute Stunde unter Maynz gegen Westen macht, hatten wir eine Aussicht vor uns, die man ausser der Schweiz schwerlich in einem andern Lande zu sehen bekömmt. Der Rhein breitet sich hier erstaunlich aus, und bildet in seinem trägen Lauf einen See, der hie und da über eine Viertelstunde breit ist, und worauf einige beholzte Inseln schwimmen. Zur Rechten bil-

det das eigentliche Rheingau ein Amphitheater, deſſen Schönheiten weit über alle Beſchreibung ſind. Bey Walluf, dem erſten Ort des Rheingaues, laufen ſehr hohe Berge ziemlich nahe an das Ufer des Stromes her. Von da ziehen ſie ſich landeinwärts, und bilden einen Halbzirkel, deſſen andres Ende 5 Stunden weiter unten, nämlich bey Rüdesheim an das Rheinufer ſtößt. Das Ufer, die Hügel, welche dieſer Zirkel einſchließt, und die Abhänge dieſer Berge ſind dicht mit Flekken und Dörfern beſäet. Die weiße Farbe der Gebäude und die ſchönen blauen Schieferdächer dieſer Ortſchaften nehmen ſich in dem mannichfaltigen und durchaus herrſchenden Grün dieſer Landſchaft ungemein ſchön aus. Längſt dem Rheinufer hinab liegt alle Viertelſtunde ein Ort, der in jedem andern Lande eine Stadt heiſſen würde. Mancher enthält 3 bis 4 hundert Familien, und in dieſem 5 Stunden langen und in der Mitte ohngefähr 2 Stunden breiten Amphitheater zählt man gegen 36 Ortſchaften. Alle ſonnigten Abhänge der Berge und Hügel ſind ein ununterbrochener Weingarten, der von unzäligen Obſtbäumen häufig beſchattet iſt. Die waldigten Häupter der hintern Berge werfen ein gewiſſes feyerliches Dunkel über die ſonſt ſehr leichte Landſchaft, welches eine vortrefliche Wirkung thut. Hie und da laufen ſtärkere Arme von der hohen Bergreihe an das Ufer her, und ragen über die niedern Hügel majeſtatiſch empor. Auf einem ſolchen Bergarm liegt, beynahe in der Mitte des Rheingaues das Dorf Johannesberg, welches einen der edelſten Rheinweine erzieht. Vor dieſem Dorf liegt auf einem runden und ſchöngeſtalteten Hügel, nahe am Ufer des Stromes ein graflich Stadionſches Schloß, welches der Landſchaft umher eine unbeſchreibliche Pracht giebt, und faſt in jedem

Ort erblikt man ein grosses herrschaftliches Gebäude, das ihm ein reicheres Ansehn leiht. Dem Halbzirkel der Berge, welcher es gegen die kalten Ost- und Nordwinde schüzt, und dem Sonnenschein doch Raum und Spiel genug läßt, hat das Land seinen Reichthum zu verdanken. Die Waldungen und höhern Abhänge der Berge sind zugleich der Viehzucht sehr günstig, und vermehren den Dünger, welcher in einem Lande dieser Art einen ausserordentlichen Werth hat.

Das dem Rheingau entgegengesetzte Ufer des Stromes ist viel öder und erhöht durch seinen Abstich die Reitze desselben. Kaum erblikt man auf dieser, stufenweis sich erhebenden Südseite 4 bis 5 Oerter, die weit von einander entlegen sind. Der grosse Raum zwischen denselben besteht größtentheils aus Heideland und Wiesen. Nur hie und da wirft ein alter Hain dike Schattenmassen über dieselben hin, und nur sehr sparsam leuchten an einigen Orten Getraidefelder aus der finstern Landschaft hervor.

Der Hintergrund dieser Gegend ist im mahlerischen Betracht der beste Theil derselben. Ein enger Bergschlund, der sich zwischen Rüdesheim und Bingen perspektivisch zu verengen beginnt, bildet denselben. Senkrecht abgehauene Berge und Felsen hängen hier über den Rhein her, auf den sich hier eine ewige Nacht gelagert hat. In der Ferne glaubt man, der Rhein ströme durch eine unterirrdische Höle aus dieser Landschaft heraus, durch welche er so langsam zu gehen scheint, um ihre Reitze in wohllüstiger Trägheit desto länger genieſſen zu können. Der sogenannte Mäusethurm scheint im Dunkel, welches auf diesem Hintergrund liegt, auf dem Wasser zu schwimmen. Kurz, in der ganzen Gegend ist nicht das geringste, das nicht zur Schönheit und Pracht der-

selben etwas beytrüge, und so zu sagen nothwendig wäre, um das Paradies vollkommner zu machen. — Wenn man in der Mitte zwischen Maynz und Bingen auf dem Rhein fährt, so bilden die Ufer des Stromes ein vollkommnes Amphitheater im Oval, welches eine der mahlerischesten und reichsten Landschaften ausmacht, die man in Europa sehen kann.

Die Nacht war schon angebrochen, als wir zu Geysenheim ankamen. Ehe wir landeten, genossen wir noch eines sehr seltenen Anbliks. Wir konnten fast die ganze Küste des Rheingaues übersehen, die wie von einer zusammenhängenden Stadt bedekt war. Die vielen Lichter in den unzäligen Dorfschaften täuschten mich so sehr, daß ich wirklich eine ungeheure Stadt beleuchtet zu sehen glaubte. Der Widerschein dieser Lichter in dem spiegelglatten Rhein begünstigte die Täuschung.

Des andern Tages nach unserer Ankunft giengen wir nach Rüdesheim, wohin uns ein Geistlicher von Maynz eingeladen hatte. Wir fanden eine zahlreiche Gesellschaft bey ihm, worunter auch einige Protestanten waren. Nach dem Mittagessen führte uns unser artige Wirth in einer Prozeßion, in seinen grossen Saal, woraus wir eine unvergleichliche Aussicht über den hier ausserordentlich breiten Rhein und die Stadt Bingen genossen. Alles schien ein grosses Fest anzukünden, dessen Karakter aber wenigstens für mich immer noch ein Räthsel war. Auf einmahl öfnete sich die Thüre des Saales. Eine Bande Musikanten gieng feyerlich voraus, und ihnen folgten 2 hübsche und wohlgekleidete Mädchen, die auf einer mit feinem Leinwand überzogenen Tafel eine grosse Traube trugen. Der Rand der Tafel war mit Blumen bekränzt. Man setzte die Traube mitten im Saal auf eine Art von Thron, der auf einem Tisch

errichtet war, und nun erklärte man mir, daß unser Wirth das Fest wegen der ersten reifen Traube in seinem Weinberg angestellt habe, und daß die Sitte, die erste Zeitigung einer Traube zu feyern, bey den Reichen dieses Landes heilig beobachtet werde. Man fand dieß Fest um so nöthiger, da dieses Jahr die Trauben ausserordentlich spät zu reifen beginnen. Nachdem der Altar des Bachus errichtet war, hielt unser Wirth eine kleine, aber sehr gute Rede, die dem Karakter der Feyerlichkeit entsprach, und hierauf tanzten wir um die Traube herum. Nie, Bruder, habe ich mit mehr Empfindung getanzt, als hier. Noch macht mich bloß die Erinnerung der lebhaften Gefühle, die sich in diesen seligen Augenblicken meiner bemächtigten, stumm und entzükt. — — — In meiner Republik sollen Feste dieser Art gewiß die einzigen seyn. Giebt es ein heiligeres und würdigeres Fest, als wo man dem Schöpfer durch Freude für die Wohlthaten dankt, womit er uns selig machen will? — Es war nicht darum, als wenn diese Traube die einzige reife im Weinberg unsers Wirthes gewesen wäre. Wir fanden bey genauer Untersuchung derselben noch mehrere. Demungeachtet zankten wir uns um die Beere der Traube, die wir betanzt und besungen hatten, mit mehr Hitze, als wenn sie orientalische Perlen von gleicher Gröſſe gewesen wären.

Rüdesheim ist ein reicher Flecken von ohngefähr 2500 Einwohnern. Der hiesige Wein wird ohne Vergleich für den edelsten der rheingauer und aller deutschen Weine gehalten. Ich fand ihn auch viel feuriger, als den Hochheimer; allein in Rücksicht auf Annehmlichkeit des Geschmackes zieh ich den letztern immer vor. Der beste Rüdesheimer wird wie der Hochheimer im Ort selbst zu 3 Gulden p. Maaß bezahlt.

bezahlt. Für Einen Gulden bekömmt man hier noch keinen vorzüglich guten Wein, und kaum kann man den für 2 Gulden unter die bessern Weine zählen. Wenigstens würde ich den schlechtesten Burgunder dem Rüdesheimer vorziehn, den ich um diesen Preis sowohl im Ort selbst als auch zu Maynz getrunken. Die Weine unsers geistlichen Herrn Wirthes zeichneten sich freylich von jenen sehr aus, die man in den Wirthshäusern bekömmt. Allein er gestand uns selbst, daß er die mehr oder weniger reifen Trauben bey der Lese sorgfältig zu sondern pflegte, und also von der nämlichen Gattung Trauben sehr verschiedene Weine machte. Es ist im Rheingau wie überall. Die bessern Produkte werden gemeiniglich von den mittelmäßigen und geringern Einwohnern verkauft, und die schlechtern für die innere Verzehrung zurükgehalten, weil die Fremden in Betracht, daß die Transportkosten immer gleich sind, lieber die bessern doppelt bezahlen, als die schlechtern aufkaufen. Nur bey den Reichen, worunter auch unser Wirth gehört, die etwas für sich selbst und ihre Freunde zurükbehalten, findet man etwas vorzügliches. Aus dieser Ursache habe ich weit ausser der Schweiz die besten Schweitzerkäse gegessen, und in den Gasthäusern von Norddeutschland viel bessern Rheinwein getrunken, als in jenen seines Vaterlandes. Die Lage des Landes vertheuert auch die Rheingauer Weine ungemein, und befördert ihre Ausfuhr. Dieses Land ist das nördlichste, welches den Wein in Ueberfluß erzeugt, und der gemächliche Transport desselben auf dem Rhein nach Holland und der übrigen Welt erhöht seinen Preis über seinen natürlichen Werth.

Der Ort, wo die Blume des Rüdesheimer Weines wächst, ist gerade die Erdspitze, welche der Rhein durch seine Wendung nach Norden bildet,

nachdem er von Maynz bis hieher nach Westen geflossen ist. Diese Spitze, ein beynahe senkrechter Fels, genießt die erste Morgenröthe und die späteste Abendsonne. Sie ist in ganz niedrige und schmale Terrassen eingetheilt, die sich wie eine steile Treppe bis zum waldigten Gipfel des Felsen erheben, auf künstlichen Mauern ruhen, und auch an vielen Orten durch Kunst und Fleiß mit Erde bedeckt wurden, die oft von einem Regenguß wieder weggeschwemmt wird. Die ersten Setzlinge der Weinstöcke kamen zuverläßig aus unserm Vaterland hieher, und noch nennt man die beste Gattung hier Orleanstrauben. Man zieht die Weinstöcke ungemein niedrig, und selten sind sie über 4 bis 5 Fuß hoch. Diese Art, den Weinstock zu ziehn, ist für die Menge, aber nicht für die Güte des Weines zuträglich; denn die phlegmatischen und schweren Theile desselben würden eher zurückbleiben, wenn die Säfte, woraus er gezeugt wird, durch höhere und mehrere Kanäle sich sublimiren müßten. Dieß ist ohne Zweifel eine der Haupturſachen, warum alle Rheinweine etwas herbes, saures und wässerichtes haben. — In den besten hiesigen Weinbergen, welches die niederen an der obbemeldten Erdspitze sind, ist öfters schon von holländischen und andern Weinhändlern vor der Lese der Stock mit einem Dukaten überhaupt bezahlt worden. Es muß ein reicher Stock seyn, wenn er über 4 Maaß Wein giebt. — Du kannst dir leicht vorstellen, daß der Weinbau an diesem Ort sehr kostspielig ist, indem der ohnehin sehr theure Dünger von den Bauern auf dem Rücken und mit unbeschreiblichen Beschwerden auf den Berg getragen werden muß

Nach unsrer Zurückkunft besichtigte ich zu Geysenheim den sehr prachtigen Pallast eines Grafen von

Ostein, des reichsten Kavaliers von Maynz, der einige von einem ehemaligen Kurfürsten, seinem Vetter, ererbte Millionen auf Leibrenten in Holland liegen hat. Das Gebäude, in modernem Geschmack, ist immer sehenswürdig; allein, der halb französische und halb englische Garten hatte ungleich mehr Reitz für mich. Hinter Geysenheim ließ der Graf einige Alleen durch einen Wald hauen, worin auch einige Einöden angebracht sind. Die Hauptallee führt auch in einer Krümmung auf die Spitze des Felsen, an dessen Fuß der beste Rüdesheimer wächst. Auf dieser Spitze ließ der Graf eine Terrasse bereiten und mit einem Geländer umfassen, welche eine der entzückendsten Aussichten beherrscht, die ich in meinem Leben sah. Senkrecht über den Felsen hinab übersieht man die Weinberge in Terrassen, und schaut in den Rhein, der sich hier wütend durch sturzdrohende Berge, und die dunkle Nacht, welche sich in ihren Busen gelagert hat, zu drängen beginnt. Die Aussicht, den Fluß hinab, ist schauerlich. Man glaubt, der Rhein suche seinen Weg durch ein unterirrdisches Gewölbe der theils öden, theils waldigten Berge, die über ihn herhangen. Der Fels, worauf man steht, streckt seinen Fuß bis an das entgegengesetzte Ufer, worauf ein andrer abstürziger Berg wie eine ungeheure Säule steht. Der Zusammenhang dieser Berge verursacht einen Fall im Rhein, dessen dumpfes Getöse in der Landschaft eine ungemein gute Wirkung thut. Man hat auf der Rüdesheimer Seite, nahe am Ufer, über welches man auf der Terrasse oben herüber sieht, eine Passage unter dem Wasser durch den harten Felsen durchgehauen, welche für die grösten Schiffe geräumig genug und unter dem Namen des Bingerloches bekannt ist. Der Fels, welcher hier den Sturz des Rheines verur-

sacht, ragt in der Mitte des Stromes merklich über das Wasser empor, und bildet ein theils nacktes, theils mit Gesträuche bedecktes Inselchen, worauf der berüchtigte Mäusethurm steht. Aufwärts des Rheines übersieht man den größten Theil des lachenden Rheingaus und das ganze ihm entgegengesetzte Ufer. So schön und mannichfaltig auch diese Aussichten, den Strom hinauf und hinunter sind, so werden sie doch noch von einer andern Parthie dieser Landschaft übertroffen, die man ganz gerade auf der Terrasse vor sich hat. Hier sieht man durch einen engen Schlund, durch welchen sich der Fluß Nahe in den Rhein ergießt, und dessen Boden er beynahe ganz einnimmt. Im Vordergrund, wo die Nahe sich mit dem Rhein vereinigt, steht zur Rechten der waldigte Bergkolosse, mit welchem der rüdesheimer Fels unter dem Wasser zusammen hängt. Auf der Erdspitze zur Linken liegt die Stadt Bingen am Fuß eines andern Berges, den die Trümmer eines alten Schlosses krönen. Der Schlund selbst ist öde und dunkel, und beynahe eine halbe Stunde lang. Nur die rothen Schieferſteine eines Berges in demselben und ihr Schutt sticht mit der auf der rechten Seite durchaus herrschenden Waldung, und mit der theils kahlen und geringern, theils mit Weinstöcken besetzten Bergwand zur Linken, ein wenig ab. Mitten in diesem Schlund geht eine alte Steinbrücke über die Nahe, die von ihrem Erbauer, dem Drusus Germanikus, noch die Drususbrücke genennt wird, und das Mahlerische der Landschaft ungemein erhöht. Am Ende des Schlundes ist eine Mühle über den ganzen Fluß gebaut, die in dickem Grün nicht weniger pittoresk als die Drususbrücke ist. Allein der Hintergrund dieser Landschaft ist der interessanteste Theil derselben. Der Naheschlund ist wie

ein Sehrohr, durch welches man in die lachendste Landschaft hinschaut. Das starke Licht, die blaue Ferne der Berge und Hügel, einige schöne Dörfer und sanftes Gehölze, und Weinberge um dieselben kündigen an, daß das Land hinter diesem finstern Schlund sich sehr verebnet, und weit ausbreitet.

Die Stadt Bingen, welche nebst einem Rheinzoll, der jährlich gegen 30000 Gulden abwirft, dem mayn-zischen Dohmkapitel zugehört, ist ziemlich schön, und enthält ohngefähr 4500 Einwohner. Von hier wird ein grosser Theil des Rheingaues mit Getraide aus der benachbarten Pfalz versorgt, wogegen die Stadt Spezereyen und verschiedne fremde Fabrikwaaren den Pfälzern zurückgiebt. Dieser Handel macht sie ziemlich lebhaft. Nebstdem hat sie sehr ergiebigen Weinbau. Der Berg, an dessen Fuß sie liegt, und dessen Eine Wand den Schlund bildet, wodurch die Nahe sich in den Rhein ergießt, bildet hinter dem-selben eine andre steile Wand, welche mit dem Rhein und dem goldnen Rüdisheimer-Berg parallel steht. Sie genießt deswegen mit diesem gleiche Sonne, und der Büdesheimer Wein, welcher auf derselben wächst, giebt dem Rüdesheimer wenig nach.

Nachdem ich die Reitze dieser ungemein schönen Landschaft einige Tage lang genossen hatte, trieb ich noch einige Tage durch die Dörfer des Rhein-gaus herum. Auch hier überzeugte mich der Augen-schein, daß der Weinbauer nicht der glücklichste ist. Die Einwohner sind theils unmäßig reich, theils unmäßig arm. Der glückliche Mittelstand ist nicht für Gegenden, deren hauptsächlichstes Produkt der Wein ist. Nebstdem, daß der Weinbau ungleich mühsamer und kostbarer ist, als der Getraidebau, so ist er auch Revolutionen unterworfen, die den Eigenthümer eines Gutes auf einen Schlag zu ei-

nem Taglöhner machen. Ein besonderes Uebel für dieses Land ist, daß man dem Adel gestattet, zu viel Güter zu kaufen, obschon dieser Ankauf durch ein Gesetz eingeschränkt ist. Die Familienverbindungen der Erzbischöffe zwingen sie, zu oft durch die Finger zu sehn. Ein kleiner Bauer steckt vor der Weinlese gemeiniglich in Schulden, und wenn dann diese nicht reich genug ausfällt, so ist er auf einmal ein Taglöhner, und der Adeliche oder Reiche erweitert seine Besitzungen durch den Sturz desselben zum Nachtheil des Landes. Es giebt zwar viele Bauern hier von 30, 50 bis 100 tausend Gulden Vermögen, die das Air von Bauern abgelegt, und jenes von Weinhändlern angenommen haben; allein, so beträchtlich auch ihre Anzahl ist, so tröstet sie den Menschenfreund doch nicht über den Anblick so vieler ganz armen Leute, wovon manche Dörfer wimmeln. Zur Aufrechthaltung des Wohlstandes in einem Lande dieser Art wird eine großmüthige landesfürstliche Kasse erfodert, die den geringen Bauer im Nothfall unterstützt, mit einer genauen Aufsicht auf die Wirthschaft desselben verbunden ist, die reichen Weinlesen abwarten kann, und in Mißjahren die Interessen durch keine strengen Husarenexekutionen eintreibt.

Die Rheingauer sind ein schöner und ungemein starker Schlag Leute. Auf den ersten Anblik sieht man, daß ihr Wein dem Geist und Körper wohl bekömmt. Sie haben sehr viel natürlichen Witz, und eine Lebhaftigkeit und Munterkeit, die sie von ihren Nachbarn stark auszeichnen. Man darf sie nur mit verschiedenen der leztern vergleichen, um sich zu überzeugen, daß die Weintrinker den Bier- und Wassertrinkern, und die südlichern Völker also den nördlichern an natürlichen Kräften der Seele und des

Körpers überlegen sind. Wenn die Weintrinker auch nicht so fleischigt, als die Biertrinker sind, so übertreffen sie doch dieselbe an Lebhaftigkeit und Güte des Blutes, und dauern in der Arbeit länger aus. Schon Tacitus hat in seiner Abhandlung von den Sitten der Deutschen diese Bemerkung gemacht. Die ungeheuern und fleischigten Körper des Deutschen, sagt er, sind nur zu einem gähen Angrif gemacht, aber nicht dauerhaft. Damals trank fast ganz Deutschland noch nichts als Bier, und bloß der Weinbau hat in verschiedenen Gegenden Deutschlands eine Revolution bewirkt, welche die jetzigen Deutschen von jenen des Tacitus sehr verschieden gemacht hat. Die schwarzen und dunkelbraunen Haare sind hier zu Lande viel gemeiner, als die blonden, wodurch die Deutschen im alten Rom so berühmt waren.

Du kannst leicht denken, daß sich in einem so fetten Lande die Mönche besonders wohl befinden müssen. Wir statteten dem Herrn Prälaten zu Erbach, oder Eberbach, einen Besuch ab, und ich konnte die Armuth dieses Klosters nicht genug bewundern. Diese Herren Mönche, denn in jedem Betracht sind sie Herren, haben ihre schöne Jagd, prächtig meublirte Zimmer, ihren Billardsaal, ein halbes Duzend sehr schöne Sängerinnen, und einen ungeheuern Weinkeller, vor dessen wohlrangirten Batterien ich wirklich erschrack. Einer, der es mir mochte angesehen haben, daß mich die unzähligen Fässer stutzen machten, erklärte mir, daß sie es ohne die wohlthätige Ausdünstung derselben in dem feuchten Thal, worin das Kloster liegt, nicht würden aushalten können. Wirklich sind die gewölbten Zimmer dieser vorgeblichen Einöde so dampficht und feucht, daß sie den Geist des Rheinweines zur Erwärmung ihres

Körpers und ohne Zweifel auch ihrer Seele nöthig zu haben scheinen.

Die Wirthschaft dieser Mönche fiel mir im Ganzen nicht sonderlich auf, weil ich in Deutschland an solche Schauspiele gewöhnt worden bin, und ich gönne ihnen von Herzen den Genuß ihres Antheils an dieser groben Erde, die sie so ernstlich verachten, und den ihnen der Himmel und die guten Zeitumstände beschieden haben. Allein den Bemühungen eines Theils der Geistlichkeit dieses Landes, den Aberglauben unter dem Volk zu erhalten, kann ich meinen Beyfall so leicht nicht geben. Besonders fiel mir ein Wallfahrtsort im Walde unweit Geysenheim auf, wo die Kapuziner noch Mirakel in Ueberfluß wirken sollen. Bloß der Name dieses Ortes ist schon grobe Aergerniß und Gotteslästerung. Er heißt: Noth Gottes. Ein kleines hölzernes Bildchen des Erlösers wurde nach der Legende aus Verachtung oder Unachtsamkeit von einem Bauern in einem hohlen Baum des Waldes versteckt, und nun schrie es so lange: „Noth Gottes, Noth Gottes!„ bis es die Leute in der Nachbarschaft aus dem Baum nahmen, und es an einen Ort setzten, wo es keine Noth mehr hatte. Seit diesem hat es unzälige Wunder gewirkt, die den Kapuzinern zugleich auch aus der Noth halfen.

Maynz —

Ungeachtet der ansehnlichen Reduktionen, welche der jetzregierende Kurfürst in seinem Civiletat vorgenommen, ist derselbe doch noch unmäßig zahlreich und kostbar. Er hat seine wohlbezahlten Minister,

seine Staatsräthe und gegen 80 bis 90 geheime Hof- Kammer- Revisions- Kanzley- und Hofgerichtsräthe. Der Aufwand für diesen Etat ist nach dem Verhältniß der Einkünfte des Hofes ungeheuer. Der zahlreiche Adel, welcher wenigstens des Titels halber sich um Staatsbedienungen bewirbt, die ihm der Hof nicht wohl versagen kann, der Mangel an einfachen Verwaltungsgrundsätzen, und der Stolz der ehemaligen Kurfürsten, die ihre Grösse bloß in ein zahlreiches Gefolge setzten, sind die Ursachen der unmäßigen Civilliste. Eine nothwendige Folge davon ist, daß die Hof- und Staatsgeschäfte bloß auf dem kleinen Theil der Bedienten liegen, der Thätigkeit und Geschicklichkeit genug besitzt; und daß der grosse Schwarm der übrigen sich vom Mark des Landes in Müßiggang mästet.

Auch das Militäre des hiesigen Hofes scheint mehr zur eiteln Pracht und zur Versorgung eines Theils des Adels, als zum wahren Nutzen des Landes eingerichtet zu seyn. Die sämtlichen Truppen machen kaum 2200 Köpfe aus, und doch hatten sie beym Regierungsantritt des jetzigen Kurfürsten nicht weniger dann 6 Generäle. Nach ihrem ersten Plan und der Steueranlage sollten sie 8000 Mann betragen; allein in den jetzigen Umständen sind diese 2000 noch zu viel, und ich wüßte zwanzig Dinge, worauf der Sold derselben, besonders jener der so unmäßig zahlreichen Officiers nützlicher verwendet werden könnte. Die Armee des Erzbischofs besteht aus einer deutschen Garde von 50 Mann und 25 Pferd, einer Schweitzergarde, einer Schwadron Husaren von 130 Mann, welches seine brauchbarsten Truppen sind, indem sie die Strassen des Landes von Räubern und Mördern säubern, einem Artilleriekorps von 104 Mann, 3 Infanterieregimentern, jedes zu 600

Mann, und einigen zu den oberrheinischen und fränkischen Kreistruppen gehörigen Kompagnien.

Mit den hiesigen Vestungswerken verhält es sich beynahe eben so. Nebst Luxenburg wäre Maynz der wichtigste Gränzplatz des Reiches gegen Frankreich, wenn seine Werke so gut ausgeführt und unterhalten würden, als vortreflich ihr Plan ist. Die Natur des Bodens erlaubt zwar keinen regelmäßigen Plan; in Rükficht auf einzle Theile sah ich aber noch keinen Platz von ähnlicher Beschaffenheit, wo man das Terrein zur Anlage der verschiedenen Werke besser benutzt hätte, als hier. Man erstaunt über die Kühnheit und Grösse derselben. Allein, obschon der oberrheinische Kreis und sogar auch das gesamte Reich schon grosse Summen zum Bau dieser Vestung bewilligt hat, so ist doch ein grosser Theil derselben noch unvollendet, und einige der besten Werke fangen an zu zerfallen. Ihre Weitläufigkeit erfordert auch eine zahlreiche Armee zu ihrer Vertheidigung, und sowohl diese als auch die planmäßige Ausführung und Unterhaltung der Werke übersteigt platterdings die Kräfte des hiesigen Hofes, und würde auch dem gesammten oberrheinischen Kreis zu beschwerlich fallen. In dieser Lage der Sachen dient auch diese Vestung mehr zum Pracht, als zu einem wahren Nutzen.

Während daß die grössern Höfe Deutschlands ihre Wirthschaft und Verwaltung so viel als möglich zu vereinfachen, und in ihren Staaten die strengste Oekonomie einzuführen suchen, herrscht unter den kleinern noch eine Verschwendung, Pracht und Scheinliebe, die alle Schranken, und beynahe auch allen Glauben übersteigt. Diese Höfe haben viel Aehnlichkeit mit dem kostbaren Marionettentheater des Fürsten Esterhazy, welches ein vortrefliches Orchester,

die schönsten Dekorationen, seinen Maschinenmeister, Dichter u. s. w. hat, aber immer doch nur ein Puppentheater ist. In Ermanglung wahrer innerer Grösse suchen sie durch prächtig aufgestutzte Kleinigkeiten und äussern Schein groß zu werden, wodurch sie freylich nichts als ein Gelächter verdienten, wenn es ohne einen harten Druck ihrer Unterthanen geschähe. Allein in diesem Fall ist die Sache zu ernstlich, als daß der Menschenfreund darüber lachen könnte.

Dieser Vorwurf trift den itztregierenden hiesigen Erzbischof nicht. Vielleicht ist er unter den Fürsten seiner Klasse in Deutschland der einzige, der seine Verwaltung und seinen Hofstaat, in so weit es ihm die Umstände erlauben, mehr zu zweckmäßigem Vortheil als zu eitelm Schein einzurichten sucht; allein in der benachbarten Pfalz, die ich seit 14 Tagen durchwanderte, steigt dieser Greul bis zum Schauern.

Als ich die bunten Schwärme von Bedienten, die Kastraten, die unzäligen Tänzer und Sänger, die prächtigen Gärten, und die vielen unnützen Generäle des Hofes zu München sah, setzte ich den größten Theil davon der ehemaligen Landesregierung auf die Rechnung, und glaubte, der itzige Kurfürst habe beym Antritt seiner Regierung von Bayern keine grosse Reduktionen vornehmen wollen, um sich nicht verhaßt zu machen, um so mehr, da durch die Akquisition von Bayern seine Finanzen in eine ganz andre Lage gesetzt worden. Allein, wie erstaunte ich, als ich erfuhr, daß er schon zu Mannheim, wo seine Revenüen nicht den dritten Theil von seinen itzigen Einkünften betrugen, den nämlichen Aufwand für Pracht, Wollust und eiteln Schein machte!

Glaubst du wohl, Bruder, daß der Hof von Mannheim, der nicht über 3200000 rheinische Gul-

den Einkünfte hatte, bloß für seine Oper und Musik jährlich 200000 Gulden verwendete? Glaubst du wohl, daß bloß die Unterhaltung des Gartens von Schwetzingen, der jenem von Versailles wenig nachgiebt, so groß auch der Abstand zwischen unserm Monarchen und einem Kurfürsten von der Pfalz ist, jährlich 40000, und die Unterhaltung der Schlösser von Mannheim und Schwetzingen, jährlich gegen 60000 Gulden gekostet hat, und noch wirklich kostet? Daß der Artikel von Jagden jährlich gegen 80000 und der vom Hofstall gegen 100000 Gulden betrug? Daß dieser Hof 11 Regimenter Soldaten nebst eben so vielen Generälen hatte, die zusammen nicht über 5500 Mann ausmachten, und die Hofbedienten doch beym Anlaß der Streitigkeiten zwischen ihrem Kurfürsten, den Grafen von Leiningen und der Stadt Aachen, von 40000 Mann sprachen, die sie gegen den Kaiser, der mit Exekution drohte, wollten anrücken lassen, und noch von 15000 Mann, die sie nach öffentlichen, gedruckten Nachrichten gegen die Reichsstadt Aachen zu beordern willens waren? Daß der pfälzische Hof, um das Marionettentheater vollkommen zu machen, zu 2 bis 3 Rheinjagdschiffen auch einen Großadmiral hält, hab ich dir schon zu München gesagt.

Gewiß ist der gute Kurfürst größtentheils an dieser elenden Wirthschaft unschuldig. Seine Bedienten bringen ihm falsche Begriffe von Gröſse bey, und schmeicheln seinen Schwachheiten, um sicher den Raub des Landes unter sich theilen zu können.

Man nennt die Pfalz das Paradies von Deutschland. Von ihrer Fruchtbarkeit kannst du dir daraus einen Begrif machen, daß sie in manchen Jahren gegen 30000 Malter Korn, das Malter zu 170

Pfund, nach Frankreich verkauft, und noch eine grosse Menge Getraide ins Maynzische, Trierische und auch in die Schweitz ausgeführt hat. Nebst dem Getraide gewinnt man auch eine grosse Menge Wein, Tobak und Grapp, welcher von vorzüglicher Güte ist. Allein, nichts hat mir einen so hohen Begrif von der Ergiebigkeit des Landes gegeben, als die Liste eines kurfürstlichen Einnehmers von den Abgaben der Unterthanen im Vergleich mit ihrem Wohlstand. Für mich wenigstens wäre es ein unauflösliches Problem, eine Rubrik von Auflagen zu erfinden, die nicht auf dieser Liste stünde; es müßte denn eine Akziß von der Luft seyn, die man auf pfälzischem Grund und Boden einathmet. Einige Kontributionen, z. B. für einen Kanal von Frankenthal, Rheindämme u. dgl. m. sind sogar beständige Auflagen geworden, da sie doch bey ihrer Entstehung nur zur Bestreitung augenblicklicher Bedürfnisse bestimmt waren, und von selbst wieder wegfallen sollten, da nun die Bedürfnisse, wenn ein ganz überflüßiger und fast unbrauchbarer Kanal diesen Namen verdient, gehoben sind. Aeusserst merkwürdig für einen Politiker sind die pfälzischen Zölle. Bloß um sie zu vermehren, hat man die kurfürstlichen Aemter oder Vogteyen so eingetheilt, daß fast jeder Ort an einer Hauptstrasse zu einer andern Vogtey gehört, und also an jedem Ort auch ein neuer Zoll von den durchgehenden Gütern entrichtet werden muß. So schädlich diese Einrichtung auch für die innere Staatsverwaltung ist, indem ein Dorf öfters dreymal weiter von dem Sitz seines Amtmanns oder Landschreibers entfernt ist, als es seyn würde, wenn man mehr die Natur und das Wohl der Unterthanen als jenes des Fürsten und seiner Bedienten zu Rath gezogen hätte, so ist in

diesem Lande, das durchaus von seinen eignen Bedienten geplündert wird, das Privatinteresse der Räuber doch zu überwiegend, und alles Fünkchen von Vaterlandsliebe zu sehr erstickt, als daß sich hierin eine Aenderung hoffen liesse. An manchen Orten ist die Zollstätte an der Strasse nur mit einem Stock bezeichnet, und die Fuhrleute, Viehtreiber u. s. w., wenn sie auch Landesprodukte ausführen, sind gezwungen, eine Stunde und noch weiter von der Strasse wegzulaufen, um in einem entfernten Dorf den Zoll zu entrichten. Ist zwischen der Art des alten deutschen Adels, der noch unter Kaiser Maximilian die Kaufleute auf offener Strasse beraubte, oder gewaltthätig Transitgelder von ihnen erpreßte, und der pfälzischen Zollverfassung ein andrer Unterschied, als daß der alte Adel auf Gefahr seiner Haut that, was die pfälzische Regierung ohne alle Gefahr und ohne alle Ahndung thut?

Um den Geist der pfälzischen Staatswirthschaft noch besser fassen zu können, mußt du wissen, daß man für die Stadt Mannheim und die Gegend auf einige Meilen in die Runde umher sogar ein Brennholzmonopolium errichtet hat; aber nicht von der Art des Monopoliums von Berlin, welches den Bauern den Verkauf ihres Holzes eher begünstigt als hemmt. Ein natürlicher Sohn des Kurfürsten, den er in den Grafenstand erhob, machte ein Komplot mit einigen Projekteurs, und wußte sich ein Patent zu diesem Monopolium zu verschaffen, kraft dessen er auf Kosten der Einwohner von Mannheim und der Bauern des benachbarten Landes prächtig leben kann.

Die Regierung dieses Landes ist so, daß es mir wirklich eckelt, mehrere Züge zu deiner Erbauung aufzusuchen. Hier muß man besonders Gebrauch

von der Regel eines unsrer bekanntesten Schriftsteller machen: „Laßt uns einen Vorhang vorziehn!“ Alles, was je nur eine Regierung von Pfaffen, Mätressen, natürlichen Fürstensöhnen, Parvenus, Projekteurs, Kastraten, Bankrutiers, u. dgl. m. ausgezeichnet hat, findet man in der Pfalz wie in einem Kompendium beysammen. Ich sprach mit mehrern Bedienten dieses in jedem Betracht so merkwürdigen Landes, die gar kein Geheimnis daraus machen, daß sie ihre Stellen erkauft haben. Man hat häufige Beyspiele, daß die Stellen in der Antichambre einer Mätresse unter den Kandidaten öffentlich gesteigert wurden. Eine Folge davon sind die himmelschreyenden Bedrückungen und Ungerechtigkeiten, welche die sogenannten Landschreiber oder Landvögte begehen, die ächte türkische Paschas sind, und von den Unterthanen ihrer Bezirke durchaus als brandschatzende Feinde angesehen werden. Ich hatte die Ehre, in einer sehr grossen und glänzenden Gesellschaft bey einem dieser Paschas zu speisen. Er und seine zahlreiche Familie schimmerten von kostbaren Ringen, Uhren, Borden und allem Zugehör des ausschweifendsten Luxus. Wir hatten 24 Gerichte auf der Tafel, worunter auch junge Pfauen waren. Das Desert entsprach vollkommen der Pracht der Tafel. Alles war im größten Ton Der Mann hat seinen hübschen Stall, seine prächtige Equipage und seine Jäger, und doch betragen seine ordentlichen Gefälle nicht über 2000 Gulden. Wie er mit dieser Revenue seinen ungeheuern Aufwand bestreiten könne, kann man von jedem armen Bauern seines Gebietes erfahren, wenn man ihn nur ein wenig vertraut macht. So treiben es fast alle pfälzischen Landschreiber. Ich lernte bey diesem Anlaß auch einen kennen, der von einem andern Stand

des heiligen römischen Reiches als ein treuloser Bedienter und als infam des Landes verwiesen wurde, und sich durch die gewöhnlichen krummen Wege und heimlichen Treppen eine ansehnliche Stelle in der Pfalz erschlichen hat, wo er gegen die Anklagen über Malversationen und gegen die Infamie sicher ist. In keinem deutschen Lande können die Avanturiers von jeder Art so leicht ihr Glück machen, als in der Pfalz, und so lange sie ihre Beute treulich mit der fürstlichen Kasse theilen, sind sie gegen alle Angriffe sicher. Das Lotto di Genua, welches mit dem gelindesten Namen belegt, doch immer ein Pharaotisch ist, wo der Landesfürst seine Unterthanen einladet, ihr Geld an ihn zu verspielen, hat sich auch nirgends in Deutschland so wohl befunden, als in Mannheim. Es harmonirte mit dem übrigen Finanzsistem des Hofes zu schön, als daß es nicht an demselben sein Glück hätte machen sollen. In einem sogenannten Lottokalender wird mit Privilegium des Kurfürsten und unter seinem Wappen gesagt, „das Lottospiel wäre der kürzeste, sicherste und anständigste Weg für jedermann, sein Glück zu machen.„ Nun ist längst schon bekannt, daß alle Vortheile dieses Spieles bloß in der Hand des Reichen sind, und daß die Spieler, welche Kreutzer und Batzenweis einsetzen, der Lottokasse die angenehmsten seyn müssen. Welche Begriffe muß man sich von einem Hof machen, der alle Beredsamkeit und alle Charlatanskünste gebraucht, um seine Unterthanen zu einem Spiel zu reitzen, bey welchem sie, im Ganzen, nothwendig verlieren müssen, und bey dem er, wie sehr leicht zu berechnen ist, wenigstens 100 pro Cent gewinnen muß! Es ist wahr, fast jeder deutsche Hof hat ein solches Lotto; keiner aber hat so viele Marktschreyerey angewendet, um

seine

seine eignen Unterthanen zum Spiel zu reitzen, als der pfälzische.

Alle diese Sultanismen kommen noch in keinen Vergleich mit den Religionsbedrückungen, welche die Protestanten des Landes vom Hofe ausstehn müssen. Die herrschende Religion des Landes sollte nach verschiedenen Verträgen und Friedensschlüssen eigentlich die reformirte seyn. Durch unerhörte Gewaltthätigkeiten sind aber die Katholiken, die den Traktaten gemäß nur tolerirt waren, nicht nur herrschend sondern auch mächtig genug geworden, um die Reformirten verfolgen und unterdrücken zu können. Man nahm in den Städten und Dörfern des Landes das verworfenste Gesindel, Zigeuner, Landesverwiesene und die verächtlichsten Konvertiten auf, bloß um die Zahl der Katholiken zu vermehren. Man schloß die Reformirten nicht nur von allen erledigten Stellen aus, sondern nahm auch den wenigen, die schon bey der Staatsverwaltung angestellt waren, ihre Dienste. Man machte den Schweinhirten eines Dorfes zum Schulzen, weil sonst kein katholischer Einwohner da war. Man begnadigte Diebe und Missethäter von jeder Art, wenn sie zur Hofkirche übergiengen, und bey allen Gerichten herrschte eine Partheylichkeit gegen die Protestanten, welche öfters die ausschweifendsten Ungerechtigkeiten veranlaßte. Und der nämliche Hof *), der den grössern und bessern Theil seiner Unterthanen so unmenschlich zu unterdrücken sucht, ward von in- und ausländischen

*) Es versteht sich von selbst, daß der Herr Verfasser nach Art der Franzosen überhaupt unter dem Hof nicht den Fürsten, sondern die Administration versteht. Auch in Frankreich sind itzt die Gesinnungen des Königs von jenen seiner Bedienten sehr verschieden. Linguet ist ein Beweis davon.

Schriftstellern bis zum Himmel erhoben. Die gedrückten Protestanten hatten kein anderes Rettungsmittel mehr, als ihr Vaterland zu verlassen. Sie wanderten so häufig nach Amerika aus, daß die Engländer in ihrer Sprache alle fremden Kolonisten Pfälzer nennen. So wenig lächerlich diese Grausamkeiten sind, so sehr sind es die Anstalten des Hofes zur Beförderung der Industrie im Abstich mit denselben. Während daß man den vermögendsten und fleißigsten Theil der Unterthanen aus dem Lande vertreibt, legt man zu Lautern eine sogenannte Kameralschule an, wo die vortreflichsten Theorien von Bevölkerung und dem Anbau eines Landes, von Industrie, vom Finanzwesen u. s. w. gelehrt werden, und lokt unzählige Projekteurs nach Frankenthal, um Fabriken anzulegen. So weit ist die Praxis von der Theorie verschieden!

Ohne Zweifel trägt die starke Auswanderung viel dazu bey, daß sich die Bauern in der Pfalz bey all den Bedrückungen der Landschreiber und den ungeheuern Auflagen doch noch ziemlich wohl befinden. Die sehr einträglichen Güter werden dadurch unter ihren natürlichen Werth herunter gesetzt, und der Ertrag derselben über den Ankaufpreis erhöht.

So viel Geschrey man auch von den Manufakturen der Pfalz macht, so beruht ihr Werth im Ganzen doch auch gleich den übrigen Attributen und Modifikationen des pfälzischen Hofes, mehr auf dem Namen als auf der Sache. Alle Fabriken von Frankenthal, dem Hauptsitz der pfälzischen Industrie, der aber kaum 2000 Einwohner zählt, sind lange nicht so viel werth, als eine einzige der ansehnlichern Manufakturen von Sachsen, Preussen, Oesterreich, der Schweitz und vielen andern Ländern. Ausser der Porzelanfabrik ist nicht Eine da, die nur

100 Menschen beschäftigte, oder deren Kapital 100000 Gulden betrüge. Man nennt eine Oblatenbeckerey; wo 3 Menschen, den Jungen mit gezählt, arbeiten, eine Fabrik. In dem Verstand sind alle Werkstätten der Schuster, Schneider u. s. w. in der Pfalz Fabriken und Manufakturen. Nicht einmahl die ersten Materien, welche das Land selbst liefert, weiß man nur in hinlänglicher Menge für die innere Konsumtion zu verarbeiten. Der pfälzische Tobak wird in ganzen Schifsladungen roh nach Holland geführt, und guten Theils wieder zurück gebracht, wenn er zubereitet ist.

Die ökonomische Grundsätze der pfälzischen Regierung kannst du am genausten dadurch abwiegen, daß sie einem Theil ihrer Unterthanen die Ausfuhr der Landesprodukten auf alle Art zu erschweren sucht. Die Stadt Maynz lebte bisher bloß von pfälzischem Brod. Der Hof von Mannheim suchte den von Maynz zu schikaniren, wie denn alle benachbarten Reichsstände in einer ewigen Fehde mit einander begriffen sind, und das Faustrecht trotz allen Landfrieden immer noch, nur mit veränderten Nebenumständen, gegen einander ausüben, und wollte die Bürger von Maynz zwingen, ihr nöthiges Getraide auf pfälzischem Grund und Boden aufzukaufen. Ehedem brachten es die Bauern auf die Märkte der Stadt. In dieser Absicht legte der Hof von Mannheim zu Oppenheim und an andern auf der Gränze vom Maynzischen gelegenen Orten Wochenmärkte an. Ein Vortheil für die Pfälzer wäre es immer gewesen, daß die fremden Käufer auf ihren Märkten etwas Geld verzehrt hätten, und sie die Marktpreise besser hätten machen können, als zu Maynz, wenn diese Stadt und das benachbarte Rheingau so ganz und gar in Rücksicht des Brodes von der Pfalz ab-

gehangen hätte, daß sie gar keine andre Zufuhr hätte bekommen können. Allein dieser Zwang, wodurch für die Maynzer der Preis des Getreides etwas erhöht ward, indem sie es nicht so wohlfeil in die Stadt transportiren konnten, als die pfälzischen Bauern mit ihrem eignen Vieh, setzte einen Theil der wetterauischen Bauern, in der so getraidereichen Gegend von Usingen und Friedberg in den Stand mit den pfälzischen Bauern im Verkauf des Korns zu Maynz zu konkurriren, und diese waren nun gezwungen, einen Theil des Getreides, welches sie sonst der Stadt Maynz lieferten, mit mehr Beschwerde und weniger Gewinn nach Frankreich und der Schweitz zu führen, und so mußten sie eine Grille des Hofes büssen, der immerfort mit seinem eignen Interesse und der guten Sache überhaupt im Streit liegt. Da alle pfälzischen Projekte keinen Bestand haben, so werden seit einigen Jahren die Wochenmärkte von Maynz wieder wie ehedem von den Pfälzern besucht — Auch die Zölle, von denen ich dir oben gesagt, erschweren den Absatz der pfälzischen Landesprodukten ungemein.

Mannheim ist eine ganz regelmäßig gebaute und hübsche Stadt, von ohngefähr 25000 Einwohnern. Seitdem der Hof zu München residirt, soll sie gegen 2000 Menschen verloren haben. Die Mannheimer thaten dem Kurfürsten den seltsamen Vorschlag, bey ihnen zu bleiben, und Bayern, welches wenigstens fünfmal so groß ist, als die Pfalz, durch einen Statthalter regieren zu lassen. Sie können jezt noch nicht begreifen, wie ihr Landesfürst München vorziehen könne. Sie sind von den Schönheiten ihrer Hauptstadt so sehr eingenommen, daß sie dich unter die Nase auslachen, wenn du ihnen sagst, es gebe noch schönere Städte in der Welt, als Mann-

heim. Und doch erweißt man dieser Stadt noch zu viel Ehre, wenn man sie ein Miniaturgemäldchen von Turin, Berlin und andern Städten nennt. Die in die Länge sehr ennuyante Regelmäßigkeit abgerechnet, ist München selbst eine viel schönere Stadt als Mannheim, welches, ausser dem kurfürstlichen Schloß und der Jesuitenkirche kein einziges nur sehenswürdiges Gebäude hat. Alles übrige, was sie hier groß und schön nennen, fällt so sehr in kleinlichte und verkünstelte, daß es das Auge des Kenners anekeln muß. Ueberhaupt sind die Mannheimer das eitelste Völkchen unter der Sonne. Sie haben einen so hohen Begrif von der Macht und dem Reichthum ihres Landes, daß sie ihren Fürsten mit den größten Monarchen parallel setzen. Sie versichern dich in vollem Ernst, daß, wenn derselbe nicht zu sehr den Frieden geliebt und die Vergiessung des Menschenblutes nicht zu sehr verabscheut hätte, es ihm ein leichtes gewesen wäre, sich gegen die Ansprüche des Hauses Oestreich mit Gewalt in Besitz von Bayern zu setzen. Dieser lächerliche Begrif ist ohne Zweifel daher entstanden, daß die Pfalz mit noch kleinern Ländern umgeben, und ihr Fürst also unter den kleinsten der größte ist. Sie sind durchaus das Gepräge ihres Hofes, und ihre Devise ist: Viel Lärmen um nichts. Auch die Wohllust ist durch das Beyspiel der Grossen bis in die Winkel der geringsten Bürger ausgebreitet worden. Es wimmelt da von Mätressen, und eine Bürgersfrau hält es für unartig, ihrem Mann getreu zu seyn. Mit der durchaus herrschenden tiefen Armuth sticht die Wohllust und der Hang zur Kleiderpracht seltsam genug ab. Das Frauenzimmer dieser Stadt ist übrigens sehr schön, artig und reizend.

Die Verfassung der Pfalz ist eine der despotische-

sten in Deutschland. Sie hat keine Landesstände, und die Privilegien der verschiedenen Gemeinden sind ein Spiel des Hofes. Allein hier wird man mehr als an irgend einem andern Ort in der Welt überzeugt, daß der uneingeschränkteste Regent der abhängigste unter allen ist. Er hängt, als Regent, von seinem niedrigsten Bedienten ab, und ist Dupe von allen, die ihn umgeben. Jeder untergeordnete spielt die nämliche Despotie, in so weit sein Wirkungskreis reicht, und wenn der Regent nicht Muth und Kräfte genug hat, die Regierungsgeschäfte hie und da auch im Detail selbst auf sich zu nehmen, oder wenigstens seine Bedienten streng zu prüfen, so stehn dieselbe unter einander in einem stillschweigenden Komplot gegen ihn und das Land, und niemand ist da, ihm die Wahrheit zu sagen und für die gute Sache das Wort zu nehmen. Der Kurfürst kann keinen Stein zu einem Gebäude bewegen lassen, ohne auf die schrecklichste Art betrogen zu werden — „Ziehen wir den Vorhang vor!„ —

Köln —

Wenn mir Gott das Leben fristet, Bruder, so mache ich die Reise von Maynz hieher noch einmal. wollüstiger wüßte ich für mich nichts. Die Fahrt auf der Donau durch Oestreich ist schön, aber die auf dem Rhein übertrift sie unendlich weit. Ich wüßte ihr nichts gleich zu setzen, als eine Fahrt auf dem Genfer- oder Zürichsee.

Meine Reisegesellschaft war wie ausgesucht, und unser Schif war ein ganz andres Gebäude, als die elenden Fahrzeuge, die man auf der Donau Schiffe nennt. Es hatte Mast und Segel, sein ebnes Ver-

decke mit einem Geländer, seine gemächlichen Kajüten mit Fenstern und einigen Meublen, und war überhaupt so ziemlich im Styl eines holländischen Jagdschiffes gebaut.

Als wir unsre Augen auf dem prächtigen und lachenden Rheingau geweidet hatten, fuhren wir in das Dunkel des engen Thales hin, welches sich unter Bingen öfnet, und dessen ganzen Boden der gedrängte Rhein einnimmt. Der Abstich that unsern Augen unbeschreiblich wohl. Die Berge, welche sturzdrohend in diesem Thal über dem Fluß herhangen, sind bald mit dem mannichfaltigsten Grün bedeckt, bald nackte Felsen, hie und da blauer oder rother Schiefer, und oft auch harter Urfels. Ihre Gestalten, ihre Einschnitte, ihre Verkettung, ihre Bekleidung, ihr verschiedener und seltsamer Anbau hie und da, und die beständigen Krümmungen des Stromes machen die Aussichten alle Augenblicke abwechseln. Ungeachtet der grössern Beschwerden sind die Ufer dieses Thales doch ungleich stärker angebaut und bewohnt, als die Ufer der Donau in irgend einer Gegend. Fast alle Stunde hat man eine Stadt vor sich. Fast jeder Berg ist mit den Trümmern eines alten Schlosses gekrönt, worin ehedem ein deutscher Ritter hausete. Die Lage dieser Städte und Flecken hätte die erhabenste Phantasie nicht romantischer und mahlerischer angeben können. Wir hatten einen Schottländer bey uns, der über Sucz und über Italien aus Ostindien kam. Der Mann that oft wie rasend. Er hatte hie und da Aehnlichkeiten mit Gegenden seines Vaterlandes gefunden, und da sprang er immer mit gleichen Füssen in die Höhe, und schrie: „Das ist die Küste von N — — Das „ist die Bucht von N — —“ Und da nennte er allezeit einen Ort im schottischen Hochland, welcher

der Parthie der Rheinlandschaft, die wir vor uns hatten, ähnlich seyn sollte. Die Liebe zu seinem Vaterland, von dem er 10 Jahre entfernt war, und nach welchem er sich so heftig sehnte, grif ihn beym Anblick dieser Aehnlichkeiten wirklich mit gichterischen Zückungen an. Ich hatte Bosheit genug, ihn einigemal zu erinnern, wie weit er noch von seinem Vaterland entfernt sey, welches er auf dem Rhein zu sehen glaubte. Als uns hie und da Weinberge zu Gesicht kamen, fragte ich ihn, ob diese Landschaft auch Aehnlichkeit mit einer Bucht in Schottland hätte. Anfangs that er böse; endlich ward er sehr beredt darüber, um mir zu beweisen, daß der Anblick der Weinberge der traurigste in der ganzen Gegend wäre, die wir durchfahren hätten. Er behauptete die Regelmäßigkeit der gepflanzten Weinstöcke und ihre Einförmigkeit habe so was Ekelhaftes und Beklemmendes, daß er die Augen wegkehren müsse, um sie auf dem kahlen und abstürzigen Felsen oder dem wilden und dicken Grün der gegenüber stehenden Berge weiden zu lassen. Das verkünstlende Gewühl der Menschenhände, sagt' er, wäre höchstens nur deswegen in dieser Landschaft zu dulden, um die Reitze der schönen und unverzierten Natur umher auffallender zu machen. Ich antwortete ihm auf seine lange Rede mit einem Glas rothen Asmannshäuser, welches ich ihm zubrachte, und den er sehr trinkbar fand.

Die schönsten Gegenden in diesem romantischen Land sind die um Bacharach und Kaub, welche Städte beynahe grade einander gegenüber liegen, um St. Goar, und um Koblenz. Die Lage von Bacharach ist, wie der Ort selbst, finster und schauerlich schön. Der Berg, an dessen Fuß das Städtchen liegt, hängt senkrecht drüber her, und ist zum

Theil mit Reben bekleidet, die einen der besten Rheinweine liefern. Die Lage von Kaub ist offener und lachender, und macht mit dem entgegengesetzten Bacharacher-Ufer einen unvergleichlichen Kontrast, besonders da sich die Häuser dieses Ortes durch ein lichtes Weiß im tiefen Grün seiner Gegend und im Abstich mit der ehrwürdigen Schwärze von Bacharach ungemein stark ausnehmen. Mitten im Rhein zwischen beyden Städten liegt auf einem Felsen, der kaum über die Oberfläche des Wassers emporragt, ein dicker, hoher und vester Thurm, die Pfalz genannt, wie er denn auch, sammt den beyden Städten dem Kurfürsten von der Pfalz zugehört und vom gemeinen Volk für das eigentliche Stammhaus der Pfalzgrafen gehalten wird. Eigensinniger und mahlerischer kann in einer Landschaft nichts gedacht werden, als die Lage dieses Thurms, wenn man ihn in einiger Entfernung sieht. Die Gegend um St. Goar ist von ganz andrer Natur. Das rechte Ufer des Rheines ist hier ganz wild. Auf einem der hohen und fast senkrecht abgehauenen Berge, die es bilden, der sich durch seine majestätische Gestalt stark ausnimmt, liegt sehr romantisch ein vestes Schloß, welches man noch zu erhalten sucht. Das linke Ufer, worauf die Stadt liegt, ist noch steiler; aber zum Theil mit unbeschreiblicher Mühe angebaut. Man hat auf kleinen Terrassen, wie zu Rüdesheim, auf dem abstürzigen Felsen, Weinberge angelegt, die eine ungeheure hohe Treppe bilden. Der Raum zwischen dem Strom und den Felsen ist so enge, daß die Einwohner sich zum Theil in den Fels selbst hineinbauen. Ueber der Stadt ragt die Vestung Rheinfels, von welcher ein Ast des heßischen Hauses den Namen trug, die aber nach Absterben desselben samt dem dazu gehörigen, beträchtlichen Lande, dem

Landgrafen von Hessenkassel zugefallen ist, majestätisch empor. Die Stadt selbst ist ziemlich lebhaft, und die beste zwischen Bingen und Koblenz. Die Einwohner scheinen ein sehr fleißiges Volk zu seyn. Ein wenig über der Stadt verursachen die kurzen Krümmungen des gedrängten Rheines einen Wirbel, der unter dem Namen der St. Goarerbank sehr verschrieen ist. Von beträchtlichen Unglücksfällen hört man sehr selten; allein wir waren Augenzeugen davon, daß der Ruf dieses Platzes kein leerer Popanz wie der des Donauwirbels ist. Ein großes kölnisches Schiff fuhr eben neben uns herauf. Es hatte von St. Goar einen alten erfahrnen Steuermann mitgenommen, der an der gefährlichen Stelle sehr weit in den Strom hineinstach. Die Pferde zogen stark an. Auf einmal ward der Steuermann von der Gewalt des Stromes so sehr überwältigt, daß das Schiff in einem Augenblick an dem linken Ufer des Flusses lag, ob es schon beynahe 150 Schritt davon entfernt war. Zum Glück stand eben da an der Spitze eines Felsen ein großer Kahn, der wie ein Huth zusammengedrückt ward, ohne den aber das Schiff vielleicht eine große Wunde bekommen hätte. Es saß, dem ungeachtet, auf dem Felsen auf, und mußte mit Winden und Hebeln gelichtet werden.

Ohngefähr eine Meile über Koblenz bilden einige alte Städtchen und Schlösser am Fuß oder auf dem Gipfel hoher und waldigter Berge ungemein mahlerische Scenen. Man erblickt endlich das Städtchen Lahnstein, über welches ein trotziger und rauher Berg herüber hängt. Nahe bey dem Städtchen bildet ein Schlund, durch den sich der Lahnfluß in den Rhein ergießt, ein großes und prächtiges Perspectiv. Das Thal ist immer noch so enge, daß der Rhein seinen ganzen Boden einnimmt. In der Nähe von

Koblenz fängt es an, sich zur Linken zu erweitern. Man erblickt auf einem entfernten Berg ein prächtiges Gebäude, ein Karthäuserkloster, hat die Stadt gerade vor sich, und zur Rechten den steilen Felsen, den die Vestung Ehrenbreitstein krönt. Am Fuß dieses Felsen liegt das herrliche kurfürstliche Residenzschloß, nebst mehrern prächtigen Gebäuden. Das Ganze thut eine unbeschreiblich gute Wirkung.

Koblenz ist eine artige, aber etwas todte Stadt von ohngefähr 12000. Seelen. Der itzige Kurfürst, ein Prinz von Sachsen und Schwager des Kaisers, bleibt dem alten Sistem getreu. Er ist exemplarisch fromm, und ich glaube, daß bloß mißverstandne Frömmigkeit die Ursache seiner Anhänglichkeit an das päbstliche Kirchensistem ist, und die Politik, wie einige glauben, keinen Theil daran hat. Er trieb seine Hochachtung gegen den Pabst bey seiner vor kurzem vorgefallenen Reise durch Augspurg so weit, daß er sich in offener Kirche zu den Füssen desselben niederwarf. Man hat auch einen Brief von ihm an seinen hohen Schwager, worin er ihm Vorstellungen über seine Reformationsanstalten macht. Allein diese Vorstellungen waren nicht gut angebracht. Der Kaiser betrachtet den heiligen Vater in einem ganz andern Licht, als der Herr Erzbischof. Uebrigens ist er ein guter Regent, und seine Frömmigkeit artet nicht, wie bey Regenten gewöhnlich ist, in Indolenz und Schwachheit aus.

Er hat seine Beförderung der Betriebsamkeit des kaiserlichen Hofes zu verdanken, der ihn erst dem Dohmkapitel von Lüttich zu einem Bischof vorschlug, welches aber den Vorschlag mit einer ganz unerwarteten Hartnäckigkeit verwarf. Die Dohmkapitel von Maynz, Würzburg und Lüttich sind die einzigen in Deutschland, die ihre Wahlfreyheit so viel als mög-

lich gegen den kaiserlichen Einfluß zu vertheidigen suchen. Wenigstens würde es sehr hart halten, bis sie sich einen Prinzen aufdringen liessen, ob sich gleich die zwey erstere, in so weit der Kaiser Einen aus ihrem Mittel in Vorschlag bringt, dieses Einflusses nicht ganz verwehren können. Als die Wahl zu Lüttich fehlgeschlagen war, empfahl der Kaiser seinen Schwager dem Kapitel von Trier, welches weniger Schwierigkeiten machte. Als Kurfürst hat er ohngefähr 500000, und als Bischof von Augspurg ohngefähr 150000 Gulden Einkünfte. Nebstdem ist er Koadjutor von Ellwangen, wo er mit der Zeit noch einen jährlichen Zuschuß von ohngefähr 60000 Gulden zu erwarten hat. Mit drey solchen Pfründen würde man mich auch in starke Versuchung bringen können, gut bellarminisch zu denken. „Macht mich nur zum Pabst, und dann will ich schon ein Krist werden, „sagte ein Patrizier von Rom, den man bekehren wollte.

Die Gegend zwischen Koblenz und Köln ist sehr schön und erstaunlich stark bewohnt. Eine schöne Stadt liegt an der andern. Neuwied ist ganz neu und regelmäßig gebaut und voll Industrie. Die Einwohner geniessen nicht nur die uneingeschränkteste Religionsfreyheit, sondern auch eine in Deutschland sehr seltene Befreyung von schweren Auflagen. Der Ort ist besonders durch eine zahlreiche Herrnhuter-Kolonie bekannt. Fast grade gegenüber liegt die alte Stadt Andernach am Ufer des Rheines, die zwar nicht so schön als Neuwied, aber doch sehr lebhaft ist. Bonn, die Residenzstadt des Kurfürsten von Köln, ist die größte und schönste Stadt zwischen Koblenz und Köln. Sie zählt gegen 12000 Einwohner.

Bis auf drey Meilen über Köln sind die Ufer des Rheines immer noch gebirgigt; nur sind die Bergreihen sanfter, als zwischen Koblenz und Maynz, und werden hie und da von kleinen Ebenen unterbrochen. Aber hier endigt sich das Gebirge zur Rechten mit 7 ungeheuern Pyramiden, die Siebenberge genannt, auf deren jeder ein altes Ritterschloß liegt, und die ein vortrefliches Amphitheater bilden. Von hier bis an das deutsche Meer hinab ist kein erheblicher Berg mehr, und hier schließt sich auch das Gebiethe des deutschen Weingottes.

Der ganze Strich Landes von hier bis nach Maynz hinauf ist einer der reichsten und bevölkertesten von Deutschland. Man zählt in diesem Strich von 18 deutschen Meilen gegen 20 Städte, die hart am Ufer des Rheines liegen, und größtentheils aus den Zeiten der Römer her sind. Noch sieht man deutlich genug, daß diese Gegend in Deutschland am ersten angebaut wurde. Weder Moräste noch Heiden unterbrechen den Anbau, der sich mit gleichem Fleiß weit von den Ufern des Flusses über das benachbarte Land ausdehnt. Während daß viele Städte und Schlösser, die unter Karl dem Grossen und seinen Nachfolgern, besonders unter Heinrich dem Ersten in andern Gegenden Deutschlands gebaut wurden, wieder eingegangen sind, haben sich in dieser Gegend nicht nur alle alten Orte erhalten, sondern es sind auch viele neue dazu gebaut worden.

Der natürliche Reichthum des Bodens in Vergleich mit andern deutschen Ländern, und der leichte Absatz der Produkte vermittelst des Rheines tragen ohne Zweifel das meiste dazu bey. Allein, so sehr man auch in Deutschland gegen die geistlichen Regierungen eingenommen ist, so haben sie doch gewiß auch zu dem blühenden Zustand dieser Gegenden beygetra-

tragen. In den drey geistlichen Kurfürstenthümern, welche den größten Theil dieses Landstriches ausmachen, weiß man nichts von den gehäuften Auflagen, worunter die Unterthanen vieler weltlicher Fürsten Deutschlands seufzen. Diese Fürsten haben die Gränzen der alten Steueranlage sehr wenig überschritten. Man weiß in ihren Landen wenig von der Leibeigenschaft. Die Appanage vieler Prinzen und Prinzeßinnen zwingen sie zu keinen Erpressungen. Sie haben kein unmäßiges Militäre und verkaufen ihre Bauernsöhne nicht, und sie haben an den innern und äussern Kriegen Deutschlands nie so viel Theil genommen, als die weltlichen Fürsten. Wenn sie gleich nicht so geschickt sind, ihre Unterthanen zum Kunstfleiß aufzumuntern, so ist doch der mannichfaltige Landbau in ihrem Gebiete auf einen sehr hohen Grad von Vollkommenheit gekommen. Die Natur thut von selbst, was man durch Verordnungen und Gesetze erzwingen will, sobald man ihr nur die Steine des Anstosses aus dem Weg räumt.

Von aussen bietet die ungeheure Stadt Köln mit einem Wald von Mastbäumen und den unzähligen Kirchthürmen einen prächtigen Anblick dar. Allein alle Pracht verschwindet, sobald man einen Fuß unter das Thor gesetzt hat. Die Strassen und die Einwohner sind gleich schmutzig und finster. Schon in der ersten dunkeln Strasse hatte ich einen Auftritt, der mir keinen hohen Begriff von der Polizey dieser Reichsstadt machte. Man gab mir, als ich aus dem Schiffe gestiegen, einen Invaliden mit, der im Gasthaus mein Koffer visitiren sollte. Sobald wir allein waren, stellte mir der gute Mann sehr beweglich vor, wie alt er sey; daß es eine Beschwerde für ihn wäre, mit mir ins Wirthshaus zu gehn, und daß er gerne ohne Besichtigung meines Koffers wie-

der zurückkehrte, wenn ich ihm einige Stüber geben würde. Ich brachte ihn also mit einigen Kreutzern vom Hals. Kaum war ich seiner los, als mich ein ganzer Schwarm von Bettlern anfiel, und mich mit grossem Geschrey bis ins Gasthaus begleitete. Einen andern erbaulichen Auftritt hatte ich im Wirthshaus selbst. Es stand ein schmutziger Pfaff bey der Wirthin, mit dem sie um eine Messe förmlich akkordirte. Er foderte 14 Stüber, und sie wollte ihm nur 12 Stüber geben. Als sie endlich den Kauf geschlossen hatten, und der Pfaff seines Weges gegangen war, kam ein andrer herzu, der in einiger Entfernung dem Handel zugesehen hatte, und versicherte die Wirthin, daß er ihr eine Messe um 10 Stüber lesen würde, wenn sie es verlangte. — Mit nächster Post mehr von dieser Stadt, die durchaus eine sehr seltsame Miene hat.

Köln —

Köln, Bruder, ist in jedem Betracht die abscheulichste Stadt von Deutschland. In ihrem weiten Umfang von 3 Stunden findet man nicht Ein sehenswürdiges Gebäude. Die meisten Häuser drohen den Einsturz. Ein grosser Theil derselben steht ganz leer, und von der Bevölkerung kann ich dir überhaupt keinen bessern Begriff geben, als wenn ich dich auf meine Ehre versichere, daß mein Hauswirth, ein Stadtofficier, bey dem ich mich auf ohngefähr 2 Monate einquartiert habe, für sein schönes und geräumiges Haus, nebst Hof, Stallung und einem grossen Garten jährlich 50 rheinische Gulden Miethe bezahlt. Und das Haus liegt in einer guten

Strasse. — Im Umfang der Stadtmauern, die das ganze Gebiethe derselben einschliessen, zählt man einige hundert Bauerngärten, worin alles Gemüs für die Stadt gezogen, und auch so viel Vieh unterhalten wird, als zur Versorgung derselben mit Milch, Käs und Butter hinlänglich ist. In vielen Strassen liegt daher zu beyden Seiten der Mist vor den Häusern. Manche sind so öde, daß man Stundenlang darinn spatzieren kann, ohne ein lebendes Geschöpfe zu erblicken. Schade ists um den schönen Platz, der mitten in der schwarzen Stadt liegt, und in Betracht seiner Grösse und prächtigen Lindenalleen einer der schönsten Plätze wäre, die ich noch in einer Stadt gesehen, wenn er nicht von den schlechten Gebäuden umher verfinstert würde.

Einen Drittheil der Einwohner machen privilegirte Bettler aus. Diese bilden hier eine förmliche Zunft. Es ist keine Satyre, sondern voller Ernst, lieber Bruder. Vor jeder Kirche sitzen sie reihenweise auf Stülen, und folgen einander nach der Ancienetät. Stirbt der vorderste ab; so rückt sein nächster Nachbar nach der strengsten Ordnung in der Reihe vor. Die Eltern, welche zu dieser Zunft gehören, geben einen bestimmten Platz vor einer Kirchthüre ihren Söhnen oder Töchtern zur Aussteuer mit, wenn sie heyrathen. Es versteht sich also, daß die meisten Zünfter vor mehrern Kirchthüren solche Plätze besitzen, die sie wechselweise besuchen, je nachdem ein Fest in einer Kirche glänzender ist als in der andern, und die sie dann unter ihre Erben vertheilen. An den wenigen Tägen des Jahres, wo hier in keiner Kirche ein besonders Fest ist, ziehn sie dann Familienweise durch die Strassen der Stadt, und fallen die Vorübergehenden mit unbeschreiblicher Wuth und Hartnäkigkeit an.

Einen

Einen andern Drittheil der Einwohner machen die Pfaffen aus. Man zählt hier bloß 39. Nonnenklöster. Der Mannsklöster und Prälaturen sind über zwanzig, und der Stifter über 12. Nebst diesen wimmelt es hier von dem geistlichen Ungeziefer, das man bey uns Abbes nennt, welches hier aber von einer ganz andern Art ist. Es besteht hier nicht aus den bunten, geschmeidigen, niedlichen und schlüpfrigen Geschöpfen, womit unsere Damen spielen; sondern aus groben, ungehobelten Klötzen, über und über mit Tobak und dem Ausfluß der Nase beschmiert, die im diken Tobaksdampf in den offenen Bierhäusern mit den Bauern um Pfenninge auf dem Brett oder mit Karten spielen, Schuhputzer, Lehnlaquayen und Lastträger machen, und sich mit Fäusten um eine Messe schlagen. — Nirgends sah ich den schwarzen Stand in einer so verächtlichen Lage, als hier. Es giebt hier eine Menge Geistlichen, die selbst nicht wissen, was sie sind. Ich kenne einen Korherrn, der jährlich von seiner Pfründe 2000. Gulden zieht, und, wie er mich selbst versicherte, in diesem ganzen Jahr weder eine Messe gelesen, noch seine eigne Kirche gesehen hat. Einen andern Korherrn traf ich auf einem Kafeehaus bey einem Mädchen an, auf welches ein Kaufmannsbedienter, der auch zugegen war, ein Aug hatte. Diese Zwey spielten eine Parthie Billard zusammen, und mitten im Spiel fiengen sie an, mit den Queuen auf einander zu schlagen. Der Kaufmannsbediente war seinem Gegner so sehr überlegen, daß er den geistlichen Herrn unter das Billard werfen konnte. Als wir Friede gestiftet hatten, gieng der Komtoirschreiber seines Wegs, und nun folgte ein andrer seltsamer Auftritt. Das Korherrchen hatte einen jungen, hübschen Menschen bey sich, der ihm zur Unterhaltung

diente, und dem er seit Jahr und Tag den Tisch gegeben hatte. Er nahm es diesem Menschen so übel auf, daß er seine Parthie nicht genommen, und auf seinen überlegnen Feind zugeschlagen hatte, daß er ihm in unsrer Gegenwart augenblicklich alle Freundschaft aufkündigte, und ihm auf die unanständigste Art die Wohlthaten vorwarf, die er Zeither von ihm genossen. Dieser junge Mensch, der in der Lage seiner Finanzen den Schlag hart empfand, erklärte mir beym Weggehn, daß die beyden Schläger schon seit langer Zeit einen Groll der Eifersucht wegen der Tochter des Hauses gegen einander hatten, der während des Spieles wie eine stille Wuth auf einmal ausgebrochen. — Die Rollen unsrer Abbes spielen hier die sogenannten reglirten Korherren, die Antoniter und die Priester vom Maltheserorden. In allen vornehmern Häusern sieht man sie um die Damen. — Von den hiesigen Nonnen sind jezt wirklich 4. schwanger, und gegen 6. sind auf ewig eingemauert, weil sie die Kunst nicht verstanden haben, nicht schwanger zu werden. — Gleich in den ersten Tagen meines hiesigen Aufenthalts führte mich der Sohn eines guten Hauses, an welches ich addreßirt war, in ein Nonnenkloster, worinn er eine Schwester hatte. Sie war nebst einer guten Freundin in dem sogenannten Krankenzimmer, worinn sie Besuche annehmen dürfen. In der ersten Minute unsers Besuchs konnte ich leicht bemerken, daß mein Freund eben nicht gekommen war, um seine Schwester zu sehn, und daß ihre Freundin auch nicht wegen einer dringenden Krankheit zur Ader gelassen hatte. Ich fand seine Schwester reitzend genug, um mich nicht zu ennuyiren, während daß er sich mit ihrer Freundin unterhielt. Die folgende Woche wiederholten wir den Besuch, weil seine Schwester purgiert, und diese

wieder ihre gute Freundin mit sich ins Krankenzimmer genommen hatte. Diese Woche mußte die gute Freundin wegen einem Fluß im Kopf schwitzen, und wir ermangelten nicht, im Krankenzimmer unsre Aufwartung zu machen. Die nächste Woche ist die Reihe krank zu seyn wieder an der Schwester meines artigen Freundes, und ich sehe wohl, daß wir, so lange ich hier bin, alle Woche eine Patientin zu besuchen haben, und die 2 Nonnen den ganzen Kurs durch die Krankheiten machen werden, die in irgend einem medizinischen Kompendium verzeichnet sind.

Der Mangel an Aufsicht ist die Ursache der uneingeschränkten Freyheit, welche die Geistlichen hier genießen. Sie leben in der größten Anarchie. Eigentlich sollten sie unter dem Hirtenstab des Erzbischofs von Köln stehn; allein der Magistrat der Stadt ist eifersüchtig auf die Gewalt des Erzbischofs und will in Disciplinsachen keine Verordnungen desselben gelten lassen. Es ist zwischen beyden Mächten schon zu sehr lebhaften Auftritten gekommen.

Den lezten dritten Theil machen einige Patrizierfamilien, die Kaufleute und Handwerker aus, von denen die 2 andern Drittheile leben. Ueberhaupt ist Köln wenigstens noch um ein Jahrhundert hinter dem ganzen übrigen Deutschland zurück, Bayern selbst nicht ausgenommen. Bigotterie, Unsittlichkeit, Trägheit, Grobheit, Sprache, Kleidung, Meublen, kurz alles zeichnet sie so stark von ihren übrigen Landsleuten aus, daß man sie mitten in ihrem Vaterlande für eine fremde Kolonie halten muß. Ich habe nicht nöthig dir zu sagen, daß es auch hier, wie überall Ausnahmen giebt. Ich bin in einigen Häusern bekannt, wo der feinste Geschmack und die beste Lebensart herrscht; allein es sind der Ausnahmen doch sehr wenig.

Die Regierungsverfassung sezt diese Stadt so weit hinter die meisten andern Städte Deutschlands zurück. Nebst dem allen Republikanern eigenen Haß gegen Neuerungen, und der gewöhnlichen Ohnmacht und Trägheit ihrer Regenten, herrscht hier das unsinnige Zunftsistem noch mit ungleich mehr Stärke, als in irgend einer andern Reichsstadt. Nur einen Zug will ich dir mittheilen, um dir begreiflich zu machen, wie unmöglich es ist, daß diese Stadt gleiche Schritte mit dem übrigen Deutschland zur Kultur machen kann. Vor einigen Jahren ließ sich hier ein oberrheinischer Becker als Bürger nieder, der sich durch schönes Brod um so geschwinder eine zahlreiche Kundschaft verschaffte, da die übrigen Becker alle ein Brod backen, das nur ein Kölner genießen kann. Eifersüchtig auf das Glück dieses Mannes stürmten seine Zünfter in sein Haus, und rissen ihm seinen Ofen nieder. Die Sache kam vor den Rath. An dem Tag, wo sie entschieden werden sollte, versammelten sich vor dem Rathhaus nicht nur alle Becker, sondern auch ein großer Theil der andern Gildegenossen, Schuster, Schneider u. s. w. und schrieen vor der Thüre des Rathhauses, daß sie allen Rathsherren, wenn sie herunter kämen, die Köpfe einschlagen würden, wenn man der Beckerzunft nicht gegen den Neuling, der, dem alten Zunftgebrauch zuwider, anderes Brod gebacken, als seine Zünfter, Gerechtigkeit verschaffte. Der Rath kannte seine Leute, die auch wirklich schon den sogenannten Gewaltrichter, der den alten Reichsvogt repräsentiren soll, vor ihrem Zug vor das Rathhaus, in den Stadtgraben geworfen hatten. Erbaut durch dieses Beyspiel fällte also der hochweise Rath von Köln das Urtheil: „Daß der Becker, der sich unterfangen, die Gildegerechtsamen zu verletzen und unzunft-

mäßiges Brod zu baken, seinen eingerissenen Ofen auf seine Kosten wieder aufbauen, und in Zukunft kein anderes Brod baken soll, als wie alle seine Zunftgenossen von alten Zeiten her zu baken gewohnt sind. „

In Rücksicht auf die Hartnäckigkeit, womit die verschiedenen Gemeinden hier ihre Privilegien behaupten, so sehr sie auch in Misbräuche ausgeartet sind, auf die Grobheit des Pöbels, die man Gefühl der Freyheit zu nennen beliebt, und auf die durchaus herrschende Ausgelassenheit, die von keiner Polizey eingeschränkt wird, verdient Köln allerdings den Namen des kleinen **London**s, womit es einige seiner Einwohner beehren. Es herrscht auch hier die nämliche Verachtung der Fremden und der nämliche Nationalstolz, der den Janhagel von London auszeichnet. Wenn die Stadt sich etwas unartig gegen ihre Nachbarn, die Kurfürsten von Köln und der Pfalz beträgt, so ergreifen diese sogleich das wirksamste Mittel, sie gefälliger zu machen, und schneiden der Stadt die Zufuhr von Lebensmitteln ab. Der geängstigte Rath fertigt sodann augenblicklich einen Kourier an den Kaiser ab, mit unterhänigster Bitte, die beyden Kurfürsten dahin zu vermögen, daß sie die armen Bürger von Köln nicht Hungers sterben machen. Unterdessen rottiren sich die Bürger in allen Wirthshäusern, und auf allen öffentlichen Plätzen zusammen, schwören den Kurfürsten Rache und Tod: Besichtigen ihre rostigen Gewehre, und machen sich zur blutigsten Fehde gefaßt. Der Kaiser, aus Erbarmen über die bedrängte Stadt, hat nun den Kurfürsten wirksame Vorstellungen gemacht, und die Zufuhr wird wieder geöfnet, und nun schreyen die Bürger von Köln Triumph über Triumph. „ Gelt, sagen sie, wir haben die

Kurfürsten zur Raison gebracht. Sie haben sich vor unserm Anmarsch geförchtet, und thaten wohl daran, daß sie es nicht zum Krieg kommen liessen. „ — Ganz im Ton des Janhagels von London.

Ein regierender Bürgermeister von Köln (Es sind ihrer sechs, die zu zwey jährlich in der Regierung abwechseln) wird auch mit dem nämlichen Gepränge, wie der Lord Mayor von London, behandelt. Er trägt eine römische Toga, halb schwarz und halb Purpurfarb, einen grossen spanischen Hut, spanische Beinkleider und Weste, u. s. w. Er hat seine Liktoren, die ihm feyerlich die Fasces vortragen, wenn er in seinem Karakter öffentlich erscheint. Bey seiner Wahl giebt man Beleuchtungen, macht Knittelverse, besauft sich, förmlich wie zu London, auf seine Gesundheit, und schlägt sich auf sein Wohl Arme und Beine entzwey. — Im lezten Krieg war eines unserer Regimenter im Anmarsch gegen die Stadt. Diese wollte es mit dem König in Preussen nicht verderben, der als Herzog von Kleve und Graf von der Mark ihr Schutzherr ist. Sie ließ also dem Kommandanten des Regiments, der die Thore geöfnet haben wollte, bedeuten: „Sie sey gesinnet, die Neutralität zu beobachten „ Umsonst stellte unser Landsmann dem Rath vor, seine Truppen wären Auxiliartruppen des Kaisers, ihres Oberherrn. Man verschloß die Thore, und der rasende Pöbel jauchzte, das Vergnügen zu haben, seine Häuser im Schutt zu sehen. Als der Kommandant seine Kanonen vor ein Thor gepflanzt hatte, und gefaßt war, losbrennen zu lassen, besann sich der Rath eines bessern, und ließ die Thore zum grossen Leidwesen des Janhagels öfnen. Der Kommandant gieng auf das Rathhaus, um den Senatoren Vorwürfe zu machen. Bey Erblickung desselben rief der vorsitzende Bürgermeister

seine Liktoren, und gebot ihnen mit den Fasces neben seinem Thron zu stehn. Als der Offizier einige beissende Bemerkungen gemacht hatte, steifte der Konsul den Hals, ließ die Liktoren die Insignien in die Höhe heben, und fragte den Kommandanten mit der ernstlichsten Miene: „Ob er wohl einen Begriff von einem römischen Bürgermeister hätte? Ob er wüßte, daß er des römischen Kaisers Majestät representirte, und daß man die Thore bloß aus gutem Willen gegen den Kaiser geöfnet? „Der Offizier, welcher seine Truppen auf dem öffentlichen Platz mitten in der Stadt mit geladenen Gewehren und brennenden Lunten postirt hatte, und im unbedingtesten Besitz der Stadt war, konnte sich des lautesten Gelächters nicht enthalten; aber, indem er die Thüre in die Hand nahm, auch nichts anders antwortete, als: Sie sind nicht recht bey Verstand. „

Der Mangel an Polizey, welcher hier ausschließlich das Wesen der Freyheit ausmacht, lokt vom Oberrhein, aus Westphalen, den kaiserlichen Niederlanden, zum Theil auch aus Holland und Frankreich eine Menge Leute hieher, die Inkognito leben wollen oder müssen. Der bessere Theil dieser Avanturiers, die Offiziers von den zahlreichen kaiserlichen und preußischen Werbkorps, einige Korherren der hiesigen Stifter und verschiedene Patrizier, und protestantische Handelshäuser lassen es an guter Gesellschaft und artigen Lustparthien nicht fehlen. Die lebhafte Schiffahrt, besonders der Holländer, für welche diese Stadt der Stappelort ist, den sie mit ihren Schiffen nicht überfahren dörfen, der geringe Preis der Lebensmittel, die Nähe von Bonn, die Entfernung von dem beschwerlichen Hof- und Adel-Ton, welcher in den meisten andern Städten herrscht, die gesunde Luft, und die Munterkeit des Volkes

in den benachbarten kurkölnischen und bergischen Ländern, machen diese Stadt für jeden, der etwas vom Stadtleben mit den Reitzen des Ländlichen verbinden will, zu keinem unangenehmen Aufenthalt, so abschrekend auch der grosse Haufen hier ist. Dieser dient einem philosophischen Zuschauer zum Stof unendlicher Betrachtungen, die er anderstwo nicht so leicht machen kann. Alle Auftritte des bürgerlichen Lebens sind hier stärker karakterisirt, als in irgend einem andern Lande.

Dieses düstere und schwerfällige Völkchen zeichnet sich eben so stark durch religiöse, als politische Schwärmerey von allen übrigen Europäern aus. In verschiedenen Gegenden der Stadt erblikt man Schandsäulen, worauf Köpfe von Bürgermeistern und Rathsherren an eisernen Spiessen steken, die das Opfer der politischen Begeisterung der hiesigen Bürgerschaft geworden sind. Der republikanische Stolz weiß allen, auch den alltäglichsten Vorfällen hier ein Kolorit zu geben, das den Menschenfreund äusserst interessiren muß, und sollte es auch nur seyn, um lachen zu können, wie Demokrit die Handlungen seiner Mitbürger von Abdera zur wohlthätigen Erschütterung seiner Lungenblätter gebraucht hat.

Die Religionsschwärmerey dieses kleinen Londons übertrift alle Züge, die man von dieser Art kennt. Man begnügt sich hier nicht mit einzeln Heiligen, sondern stellt sie in ganzen Armeen auf. Ich beschauete vor einigen Tagen die Kirche der heiligen Ursula, worinn dieselbe nebst 11000. englischen Jungfrauen begraben liegt. Die Wände und der Boden der Kirche sind mit Gebeinen und Särgen angefüllt. Da diese heilige Prinzeßin aus den Zeiten der sächsischen Heptarchie ist, so läßt sichs um so weniger fassen, wie sie in dem Gebiete ihres Vaters 11000.

Jungfrauen auffinden konnte, die sie durch Deutschland begleiteten. Unterdessen läuft man hier wirklich Gefahr, dieser heiligen Jungfrau und ihrem schönen Gefolge geschlachtet zu werden, wenn man nur Eine von den 11000. subtrahiren wollte. So wunderbar diese Geschichte ist, so hat man doch noch einige andre Wunder zur Bestätigung derselben gebraucht. Unter andern ist an einer Saule ein kleiner Sarg angebracht, worauf zu lesen ist: Man habe ein unmündiges Kindlein in die Kirche begraben; aber so unschuldig es auch gewesen, so habe der mit dem reinsten Jungfrauenblut benetzte Boden der Kirche dasselbe doch nicht bey sich behalten, sondern wieder ausgespieen: Man habe also seinen Sarg auf einem Stein über der Erde anbringen müssen. Wenn du mit der Legende dieser heiligen Jungfrauschaften noch nicht bekannt bist, so wird es dir nicht ganz gleichgiltig seyn, zu wissen, daß die Legendenschreiber selbst über diese Geschichte nicht Eins sind. Die Italiäner behaupten, der Mönch, welcher dieselbe geschrieben, oder einer seiner ersten Abschreiber hätte aus Versehen wenigstens Ein Null zu viel gemacht. Ein Deutscher behauptet sogar, Eine der Jungfrauen, welche das Gefolge der Prinzessin Ursula ausmachen, und von denen die Legende verschiedene nennt, habe Undecimilla geheissen, woraus man in den unkritischen Mönchzeiten leicht Elf tausend machen konnte. — Auch liegt hier der heilige Gereon nebst 1200. oder 12000. heiligen Soldaten, denn auf Ein Null kömmts hier bey Heiligen nicht an, in einer sehr reichen Stiftskirche seines Namens begraben. — Einer der 3. Heumannsbrüder, von denen man einen elenden Volksroman in Deutschland hat, wirkt hier auch Wunder über Wunder. — Fast jede der 200. Kirchen, die hier sind, hat einige Heilige, von

denen die Mönche und Bettler ihre Leibrenten ziehn.— Was mir von der Art hier am meisten auffiel, waren zwey hölzerne, weiß angestrichne Pferde, die auf dem schönen grossen Platz mitten in der Stadt durch die Fenster eines alten Gebäudes herabschauen. Man erklärte mir dieses Denkmal durch folgende Geschichte: Man begrub eine reiche Frau aus diesem Haus. Der Todtengräber sah viel kostbares Geschmeide an dem Leichnam, und kam nach einigen Tagen in der Nacht, um das Grab zu öfnen, und den Leichnam zu bestehlen. Kaum hatte er den Sarg aufgedekt, als die Frau aufstand, die Laterne, welche der entflohene Todtengräber in der Bestürzung zurükgelassen, in die Hand nahm, und ganz gelassen nach Haus gieng. Sie schellt an. Die Magd fragt zum Fenster heraus: Wer da sey? Auf die Antwort, es sey ihre Frau, läuft sie zum Herrn mit dieser unerwarteten Nachricht. Diesem mochte es nicht sehr lieb seyn, seine Frau wieder zu sehn. Es kann so wenig meine Frau seyn, sagt er, als meine Pferde aus dem Stall ins oberste Stockwerk hinauf laufen, und zum Fenster hinaus sehn. Gesagt, geschehn. Die 2. Schimmel spatzieren die Treppe herauf, und schauen noch auf den heutigen Tag zum Fenster heraus. Der Mann mußte nun seine Frau aufnehmen, die noch 7. Jahre lebte, und ein grosses Stük Leinwand spann und webte, welches man an einem gewissen Tag des Jahres in der benachbarten Apostelkirche dem Volk zeigt, wo man auch die ganze Geschichte gemahlt sehen kann. — Die Stadt ist unerschöpflich reich an solchen Geschichten.

Es ist hier nicht, wie an andern finstern Orten Deutschlands, wo solche Legenden bloß zur Unterhaltung des müßigen Pöbels dienen. Nein; der Köl-

ner wird dadurch erhitzt und begeistert. Er betrachtet seine Vaterstadt als den angenehmsten Wohnsitz der Heiligen, und seine Erde selbst als heilig. Er ist bereit, augenblicklich die Wahrheit dieser Geschichten mit seinem Blut zu unterzeichnen, und ein Märterer für sie zu werden, oder den Zweifler zu einem Märterer zu machen. Sein galligter Humor umfaßt diese Gegenstände mit einer Hitze, die ihm beständig den Kopf schwindeln macht. Alle seine Legenden, wie du leicht an den obigen Beyspielen sehen kannst, haben daher auch das Gepräge von dem melankolischen, abentheuerlichen Unsinn und der Schwerfälligkeit, welche mit diesem Humor gepaart zu seyn pflegen. Die meisten Legenden der Katholiken an den Gegenden des Oberrheins, in Franken, Schwaben u. s. w. haben immer einige romantische Züge, die ihrem jovialischen Humor entsprechen, und die sanftern Gefühle reitzen.

Die hiesigen Pfaffen, besonders die Mönche, wissen durchaus nichts bessers auf die Kanzeln zu bringen, als solche Legenden. Einige meiner hiesigen Freunde versichern mich, daß sie auch in den Beichtstülen fast die ganze Sittenlehre der Beichtväter ausmachen. Die abscheulichsten Lügen vertreten hier die Stelle der sittlichen Belehrung. Klagt sich ein junger Mensch einer galanten Sünde an; so weiß ihm der Mönch nichts bessers zu sagen, als daß erst vor einigen Tagen in der Stadt 2 junge, unverehligte Leute todt beysammen im Bette gefunden worden, und ihnen der Teufel, dessen Klauen sehr erkenntliche Spuren auf den Körpern der Unglücklichen zurückgelassen, die Hälse herumgedreht hat. — Unter den vielen Predigern, die ich hier gehört habe, und nach denen man in jeder Stadt den moralischen Zustand

des Volks am sichersten beurtheilen kann, war ein einziger, ein Karmeliter, der nicht platten Unsinn predigte.

Eine nothwendige Folge davon ist, daß die Sitten des hiesigen Janhagels verderbter sind, als in irgend einer andern Stadt. Die Kirchen selbst sind hier das Rendevous liederlicher junger Leute, wo alle Ausgelassenheit theils begangen, theils verabredet wird. Die Abendsandachten der vielen hiesigen Mönche sind der schönste Pendant zu den Winkeltheatern in den Vorstädten von Wien, in deren paarweis mit jungen Leuten besetzten Parterren man keine Hände sieht, und wo man eine starke Beleuchtung scheut. Die Gärten einiger Wirthshäuser sind ganz zur Paillardise angelegt, und die Labyrinthe und die mit Gesträuche bedeckten Grotten derselben sind auf die Sonn- und Feyertäge mit bunten Paaren angefüllt. An diesen Tägen ist aller Pöbel der Stadt betrunken, und tanzt und spielt und schlägt sich herum, daß er das lebendste Gemählde der alten Scythen und Deutschen darstellt.

Köln —

Ehemals zählte Köln gegen 30000 wehrhafte Männer, und im zwölften Jahrhundert konnte sie gegen das gesammte deutsche Reich eine Belagerung aushalten. Ihre Handlung war so blühend, daß sie das Haupt der Handelsstädte von der zweyten oder dritten Ordnung ward.

Ihre Lage an einem der schiffbarsten Flüsse Europens, dessen Ufer so stark bewohnt ist, als irgend

ein Land in der Welt, der Stappel, die republikanische Verfassung, die vortreflichen Landstrassen, die sie mit ganz Deutschland verbinden, und verschiedene andre Umstände begünstigen sie so sehr, daß es unter allen den Wundern, welche die Stadt enthält, gewiß nicht das kleinste Wunder ist, wie sie zum Schatten ihres ehemaligen Wesens, der sie wirklich ist, zusammenschwinden konnte. Sie zählt itzt kaum 25000 Seelen.

Von Manufakturen kennt man hier nichts, als eine Tobaksfabrike, und die Spitzen, welche die Weiber und Töchter der geringern Bürger klöppeln. Aller Industriegeist ist durch das Mönchswesen und die von ihm unzertrennliche Liederlichkeit unterdrückt. Die sogenannten hiesigen Kaufleute, welche zur Bürgerschaft gehören, sind meistens nur Krämer und Kommißionärs für die Kaufleute von Frankfurt, Nürnberg, Augspurg, Straßburg, der Schweiz und anderer Länder. Nebst einigen wenigen Wechslern sind kaum 10 bis 12 Bürgerhäuser hier, die einen beträchtlichen soliden Handel treiben. Dieser beruht auf Spezereyen, womit sie Deutschland ein unbeschreibliches Geld abzapfen, auf Weinen, rohem und verarbeitetem Eisen aus den Nassauischen Bergwerken, die nebst den Steierischen und Kärnthnerischen dieses Metall in der ersten Güte liefern, auf Holz aus den obern Rhein- Mayn- und Nekerländern, und auf einigen andern unerheblichern Artikeln. Unter diesen wenigen Bürgerhäusern vom Gewicht sind einige Italiäner und Franzosen, die den Eingebohrnen an Verstand, Fleiß und Sparsamkeit unendlich überlegen sind, und mit diesem Kapital leicht hier ihr Glück machen konnten. Den wichtigsten soliden Handel treiben hier einige Dutzend Protestanten, die weder das Bürgerrecht erhalten können, noch öf-

sentlichen Gottesdienst haben. Sie gehen nach Müllheim, einem schönen und nahrhaften pfälzischen Städtchen, zwey Stunden von hier, in die Kirche. Sie haben nicht nur hier selbst einige Manufakturen, sondern sind auch bey verschiedenen in den benachbarten pfälzischen und preußischen Ländern interessirt.

Wenn man den Kölnern Vorwürfe wegen ihrer Intoleranz gegen diesen bessern Theil der Einwohner ihrer Vaterstadt macht; wenn man ihnen die Stupidität, Trägheit, Liederlichkeit und Armuth ihrer Bürger mit der Aufklärung, dem Fleiß, der Sparsamkeit und dem Reichthum dieser Beysässen in einen Kontrast stellt, so haben sie nicht nur keinen Sinn für diesen so auffallenden Unterschied, sondern sie deuten ihn noch obendrein zum Nachtheil der Protestanten und ihrem eigenen Vortheil aus. „Diese Ketzer, sagen sie, sind verworfene Geschöpfe. Ihre Herzen hängen an den irdischen Gütern, die ihnen Gott zuwirft, damit ihre Verdammniß noch größer werde. Gott hat in der Schrift die Reichen ausdrüklich verflucht, und ihre Schätze sind die Scheiterhaufen, auf denen sie in der andern Welt braten werden.“ — Bey diesen Grundsätzen, welche die Mönche hier auf allen Kanzeln predigen, ist es kein Wunder, daß ein Drittheil der Einwohner dieser Stadt bettelt.

Die vielen Schiffe, welche man hier immerfort in dem sogenannten Hafen sieht, sind der stärkste Vorwurf gegen die hiesigen Einwohner. Schwerlich ist ein Fluß in Europa, der so weit über seiner Mündung so stark befahren wird, als der Rhein in dieser Gegend. Die ganze Rhede an der Stadt, die beynahe eine Stunde lang ist, ist fast immer dicht mit Schiffen bedeckt. Allein die Güter dieser Schiffe, die

dem Stappelrecht gemäß hier auf kölnische oder maynzische Schiffe geladen werden müssen, sind fast bloß für Rechnung auswärtiger Kaufleute.

Die holländischen Schiffe sind unter denselben die zahlreichsten, und nehmen sich durch die, den Holländern eigne Pracht und Reinlichkeit unter den übrigen stark aus. Sie sind wenigstens um ein Drittheil länger, als unsere gewöhnlichen Seekauffahrtschiffe von zwey Masten, und laden 3000. bis 3600. Zentner, also um ein beträchtliches mehr, als besagte Seeschiffe. Sie werden von Pferden heraufgezogen, können aber mitunter auch die Segel gebrauchen, und nach dem Verhältniß ihrer Fracht haben sie kaum die Hälfte der Pferde nöthig, die ein Donauschiff zu seiner Fahrt zwischen Wien und Ulm braucht. Die Eigenthümer dieser ungeheuern Flußschiffe wohnen beständig auf denselben, wenn sie auch in Rotterdam sind. So lange sie vor der hiesigen Rhede liegen, schenken sie alle Gattungen fremder Weine und bedienen die Liebhaber mit verschiedenen Erfrischungen nach holländischer Art. Ich hab mit verschiedenen meiner hiesigen Freunde einige sehr artige Lustparthieen auf solche Schiffe gemacht, wobey auch waker getanzt wurde. — Die hiesigen und maynzischen Schiffe, welche hier ausschließlich für den Oberrhein Güter laden dörfen, sind viel kleiner als die holländischen; aber viele derselben sind doch groß genug um 2400. Zentner, oder so viel als ein ordinäres zweymastiges Seeschiff, laden zu können. — Alle diese Schiffe sind von Eichenholz gebaut, wohl vertheert, und ganz nach der Seeart eingerichtet, nur daß sie mehr in die Länge, als Höhe und Breite gebaut sind.

Nichts stellt die Verfassung des deutschen Reiches in ein besseres Licht, als die Beschiffung des Rhei-

nes. Jeder Fürst, so weit sein Gebiethe am Ufer des Flusses reicht, betrachtet die vorübergehenden Schiffe als Fahrzeuge fremder Nationen, und belegt sie ohne allen Unterschied mit fast unerzwinglichen Zöllen. Es wird hiebey nicht die geringste Rükksicht genommen, ob die vorübergehenden Waaren deutsche oder fremde Produkten sind, ob das deutsche Reich dabey zu gewinnen oder zu verlieren hat. Im Gegentheil werden einige Artikel der Ausfuhr Deutschlands, z. B. Wein, Holz u. a. m. nach dem Verhältnis des Werthes stärker verzollt, als irgend eine fremde Waare. So blühend auch die Ufer des Rheines sind, so würden sie doch ungleich reicher seyn, wenn sie nur Einen Oberherrn hätten, und man die Grundsatze einer klugen Staatswirthschaft geltend machen könnte. In den jezigen Umständen wird die Ausfuhr der inländischen Produkte durch die unzähligen Zölle gehemmt, und es ist fast unbegreiflich, wie die Schiffarth auf diesem Strom noch so stark seyn kann.

Im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert, als sich Deutschland der Anarchie näherte, in welcher es noch wirklich ist, wußten sich die rheinischen Fürsten, besonders die Geistlichen, von den unmächtigen Kaisern so viele Zölle zu erschmeicheln und zu ertrotzen, daß endlich fast jede Stadt eine Zollstätte ward. Ursprünglich gehörten alle Zölle den Kaisern selbst, allein sie brauchten so oft Geld, Mannschaft und andre Dienste, daß sie die meisten weggeben mußten, um sich Freunde zu machen. Während der Anarchie nahm man ihnen mit Gewalt, was sie nicht gutwillig hergaben, und durch Wahlkapitulationen wußte man sich im Besitz des Raubes zu erhalten. Kaiser Albrecht hatte endlich den Einfall, die der Kaiserkrone entzogenen Rheinzölle wieder mit

derfel-

derselben zu verbinden; allein er war dieser Unternehmung nicht gewachsen.

In dem kleinen Strich zwischen Maynz und Koblenz, welcher, die Krümmungen des Flusses mitgerechnet, kaum neun deutsche Meilen beträgt, zählt man nicht weniger dann 9 Zollstätte. Zwischen Koblenz und Holland sind ihrer wenigstens noch 16, und jede dieser Zollstätte wirft in einem Jahr selten weniger als 25000, gemeiniglich aber 30000 rheinische Gulden und drüber ab. Hier sind eine Menge Artickel, welche in Natura verzollt werden und einen Theil der Besoldung der Zollbedienten ausmachen, nicht mitgerechnet. — Ein alter englischer Schriftsteller hat schon dieses Zollsystem der deutschen Fürsten, welches zum allgemeinen Verderben ihrer Länder gereicht, eine unbegreifliche Raserey genennt. Es ist auch gar zu sehr von den Grundsätzen einer Regierung verschieden, die, anstatt von den auszuführenden inländischen Produkten Abgaben zu nehmen, für dieselbe noch Prämien bezahlt. Alles, womit nur feindselige Mächte einander schikaniren können, wird hier zur gegenseitigen Bedrückung gebraucht. Die Stadt Trier behauptet auf der Mosel das Stappelrecht. Nun hat man Beyspiele, daß die Stappelgerechtigkeit eines Ortes an einen gemächlichern Platz des nämlichen Fürstenthums verlegt wurde. Um die Stappelorte Maynz und Köln zu kränken, fiel der Kurfürst von Trier demnach auf den Einfall, sein Stappelrecht von Trier nach Koblenz zu verlegen, wo es für ihn ungleich einträglicher, aber auch für die Schiffahrt auf dem Rhein und die Ausfuhr von Deutschland überhaupt viel verderblicher seyn würde. Zum Glück konnte er wegen zu starkem Widerspruch zu Wien seinen Einfall nicht realisiren. Das ewige Gezerre zwischen diesen Fürsten veranlaßte schon einige

Kongresse, woran auch unser Hof wegen Elsaß, welches unbeschreiblich darunter leidet, Theil nahm. Allein alles, was beschlossen ward, diente nur zum Stoff neuer Zerrereyen. Man muß sie sich balgen lassen, bis sie irgend ein Mächtiger auf einmal zusammen ausbalgt. — Eine grosse Revolution steht für diese Länder zu erwarten, wenn der Erzherzog Maximilian einst die Regierung von Köln und Münster wird angetreten haben. Schwerlich können diese Länder bey dieser Revolution, sie mag ausfallen wie sie will, etwas verlieren.

Die itzige Regierung des Erzbisthums Köln und des Bisthums Münster ist ohne Vergleich die aufgeklärteste und thätigste unter allen geistlichen Regierungen Deutschlands. Die ausgesuchtesten Männer bilden das Ministerium des Hofes von Bonn, und nebst dem Einfluß desselben wirkt für das Wohl des Bisthums Münster besonders noch der kluge und warme Patriotismus seiner Landstände. Die Geistlichkeit beyder Fürstenthümer sticht mit jener der Stadt Köln durch gute Sitten und Aufklärung erstaunlich ab. Vortrefliche Erziehungsanstalten, Aufmunterung des Ackerbaues und der Industrie, und Vertreibung des Mönchswesens, sind die einzigen Beschäftigungen des Kabinets von Bonn.

Das Kurfürstenthum Köln trägt jährlich gegen eine Million rheinische Gulden ein, und die Einkünfte des Bisthums Münster sollen gar 1200000 Gulden betragen. Nebst diesen zwey mächtigen Fürstenthümern soll der Erzherzog Maximilian auch noch das Bisthum Paderborn erhalten, welches jährlich gegen 600000 Gulden abwirft. Einige lassen es für diesen liebenswürdigen Prinzen noch nicht genug seyn, und behaupten, der kaiserliche Hof habe die Sache auch zu Lüttich schon dahin eingeleitet, daß

auch das dortige Kapitel seine alte Halsstarrigkeit vergessen und sich geneigt gezeigt habe, nach dem Tod des jetzigen Fürsten den Erzherzog zum Bischof zu wählen. Dieses Bißthum wirft wenigstens 1200000 Gulden ab, wovon aber, so wie zu Münster, der beträchtlichste Theil in die Kasse der Landsstände fließt, die gegen die Eingriffe des Fürsten ziemlich gesichert ist. Der Prinz würde also, die Einkünfte des Deutschmeistertyums, welche ohngefähr 400000 Gulden betragen, mitgerechnet, ein Fürst von 4400000 Gulden Revenüen, und nach den weltlichen Kurfürsten der mächtigste in Deutschland seyn. In Rücksicht dessen machte der preußische Hof, dessen westphälische Staaten auf diese Art sehr ins Gedränge kommen, nachdrückliche Vorstellung zu Bonn und Münster gegen die Ernennung des Erzherzogs zu einem Koadjutor, die aber keine Wirkung hatten. Wirklich ist diese Beförderung des kaiserlichen Prinzen ein grosser Schritt zur Aufhebung des Gleichgewichts in Deutschland. Eine Sprosse des übermächtigen kaiserlichen Hauses, welches ihn mit der Macht seiner Niederlande so leicht unterstützen kann, mitten zwischen vielen kleinen Fürstenthümern, die theils mit Kreaturen seines Hauses besetzt sind, theils sich an ihn schmiegen müssen, und so überlegen, wie er den benachbarten westphälischen Staaten des Königs von Preussen und des Kurfürsten von der Pfalz würde, wär nicht nur für den größten Theil des deutschen Reiches, sondern auch für die Republik Holland in gewissen Umständen sehr förchterlich. Er könnte, besonders wenn er mit einigen Subsidien von Wien unterstützt würde, leicht eine Armee von etlichen und zwanzig tausend Mann auf den Beinen halten, die, vereinigt mit den kaiserlichen Truppen in den Niederlanden, in sehr

kurzer Zeit eine Armee von etlichen und fünfzig bis sechszig tausend Mann bilden, und weit und breit umher Schrecken verbreiten könnte. Ein Bischof von Münster ganz allein konnte ehedem der Republik Holland genug zu schaffen machen.

Amsterdam —

Ich wollte von Köln auf dem Rhein nach Holland fahren, und versprach mir viel Vergnügen von dieser Wasserreise; der König von Preussen verdarb mir aber die Freude. Er läßt niemand zu Wasser durch das Klevische paßiren, damit seine verpachteten Landposten nicht darunter leiden. Auf der Gränze muß man Post nehmen, oder wenn man einen eignen Wagen oder eine Miethkutsche hat, der Post doch gewisse Abgaben entrichten. Das ist ja gegen das Naturrecht, gegen das Völkerrecht, gegen das Gastrecht und gegen alle Rechte von der Welt, sagte ich zu den Schiffleuten von Rotterdam, die mir das erklärten. Das wissen wir schon lange, antworteten sie.

Da ich die Wasserfahrt doch einmal aufgeben mußte, so wollte ich das veste Land so viel als möglich benutzen, und streifte die Kreutz und Quere bald zu Fuß, bald zu Pferd und bald auf der Landkutsche durch die westphalischen Staaten des Königs von Preussen und des Kurfürsten von der Pfalz. Mein Koffre hatte ich auf das Schiff gegeben, und nie hab ich mich so gänzlich der Direktion meiner Nase überlassen, so wie sie jeder Wind und jede Grille, die mir in den Kopf flog, drehte und wendte, als auf dieser irrenden Fahrt.

Es lohnt sich aber wirklich der Mühe, diese Länder nach meiner Art zu durchwandern. Ihr Anbau und Reichthum übertraf meine Erwartung so sehr, daß ich nicht genug staunen konnte. Alle Städte und Städtchen wimmeln von Fabrikanten. Mühlheim, Elberfeld, Solingen, Sorst, Ham, Duisburg, Meurs, Wesel, Kleve und noch viele andre Städte sind voll der wichtigsten Manufakturen. Man verfertigt eine unglaubliche Menge Leinen und Baumwollenzeuge, versieht fast alle Gegenden des Oberrheins, fast ganz Schwaben und Franken mit gebleichtem Zwirn, hat Tuch, Seiden und Kottonmanufakturen, und verarbeitet, besonders zu Solingen, Stal und Eisen so gut, daß es nach den Engländern keine andre europäische Nation hierin den Einwohnern gleich thut. Ihr Handel breitet sich durch die Niederlande, einen Theil von Frankreich und durch das ganze Reich, nämlich die zerstückten, vorliegenden Kreise aus.

Dieser bewundernswürdige Fleiß, verbunden mit der natürlichen Fruchtbarkeit, sezt diese Länder unter die Klasse der reichsten und merkwürdigsten in Deutschland. Eine sanfte Regierung, die von patriotischen Landsständen gegen Despotie gesichert ist, trägt nicht wenig zu ihrem blühenden Zustand bey. Die Einwohner sind munter, gastfrey und wohlgesittet. Sie sind ein neuer Beweis, daß, wie ich schon einigemal bemerkt habe, die Religion wenig Einfluß auf den bürgerlichen Zustand der Menschen hat, wenn ihr nicht zufällige Lokalumstände eine gewisse Richtung geben. Sogar die Protestanten dieser Länder sind lange nicht so aufgeklärt in ihrer Religion und so tolerant, als die Protestanten in andern Gegenden Deutschlands. Auch haben sie ungleich mehr Hang zum Genuß sinnlicher Vergnü-

gungen, als ihre Religionsverwandten gemeiniglich zu haben pflegen. Dessen ungeachtet sind sie das fleißigste Volk, und die besten Bürger, die man finden kann. Die Bigotterie der Katholiken dieser Gegenden schadet dem Kunstfleiß und Anbau des Landes nicht, weil sie durch die Erziehung bloß auf solche Dinge gerichtet wird, die auf die Sitten und das bürgerliche Leben keinen Einfluß haben. Alles hängt von den herrschenden Gebräuchen ab, worunter der Mensch aufwächst. Wenn der Fleiß einmahl Sitte unter einem Volk ist, so ist auch der unsinnigste Aberglauben seinem bürgerlichen Glück nicht hinderlich. Die Pfaffen selbst machen ihre Lehre den Sitten anpassend, und die Mönchstheorien können die herrschenden Sitten nicht überwiegen. Man hat in diesen Ländern so viele Legenden, als in Köln. Man liebt sogar auch die Prozeßionen und Winkelandachten, so stark als zu Köln; aber bey allem dem ist man unendlich fleißiger, nüchterner und reicher, als zu Köln. Nicht die Religion, nicht der Aberglauben, sondern die Regierung ist Schuld, daß der Kölner so liederlich ist, und seine Pfaffen öffentlich die Liederlichkeit predigen dörfen. Durch Verordnung der Erziehung ihrer Unterthanen ließ die Regierung dieser Stadt die Religion zum abscheulichsten Misbrauch ausarten, so wie auch das Zunftwesen durch Indolenz eitel Misbrauch geworden ist, so unschädlich sie es durch etwas mehr Klugheit und Thätigkeit hätte machen können. Polizey Gerechtigkeit, Regierungsverfassung, alle bürgerliche Verhältnisse sind unter einer indolenten Regierung mit der Religion der nämlichen Verwilderung ausgesezt, und man muß es dann nicht der Religion selbst zur Last legen, wenn sie der bürgerlichen Gesellschaft nachtheilig ist.

Der übrige Theil von Westphalen, welcher vom Rhein weiter entfernt ist, als diese Länder, ist überhaupt genommen ungleich weniger angebaut, auch von Natur ungleich weniger ergiebig, als dieselben. Er hat ungeheure Heiden und Moräste, die bloß zum Torfstechen, und an den bessern Plätzen auch allenfalls zu Waiden können gebraucht werden. Einige Gegenden derselben, z. B. ein Theil des Fürthums Minden, der Grafschaft Teklenburg u. a. m. sind fast unmäßig stark bewohnt; allein desto öder sind verschiedene Bezirke der Bisthümer Münster, Osnabrük und Paderborn, der Grafschaft Bentheim und einiger hannövrischen Herrschaften. Unterdessen ist dieser Theil von Westphalen das eigentliche Vaterland des Hanfes und Flachses, welche unter die vorzüglichsten Produkte Deutschlands gehören. Der größte Theil des Hanfes und Flachses, welcher in den westphälischen Rheinländern, in Holland, in den östreichischen Niederlanden und auch in unsern Niederlanden verarbeitet wird, kömmt aus diesen westphälischen Ländern. Nebstdem wird noch eine ungeheure Menge nach England, Spanien, Portugall, und sogar auch unmittelbar nach Amerika roh ausgeführt. Im ganzen übrigen Deutschland, besonders in den hannövrischen Ländern des niedersächsischen Kreises, in Hessen, im Waldekischen und Fuldischen werden diese Produkte auch in erstaunlicher Menge gewonnen; allein ich zweifle, ob aller Flachs und Hanf des übrigen Deutschlands zusammen die Menge aufwiegt, die in Westphalen gebaut wird. Nach dem mäßigen Ueberschlag eines meiner Freunde von Münster wird jährlich für 5 Millionen Gulden Flachs und Hanf, roh und gesponnen aus allen westphälischen Kreisländern ausgeführt. Hier ist die grosse Menge dieser Produkte nicht mitgerech-

net, die auf verschiedne Art in den rheinisch-westphälischen Ländern verwebt und ausgeführt wird. Die ganze Menge des Hanfes und Flachses, welcher roh und verarbeitet aus ganz Westphalen ausgeführt wird, muß wenigstens auf 7 Millionen Gulden geschätzt werden — Der feinste Flachs und Hanf wird in der Gegend von Bielefeld und Hervort gewonnen. Er gleicht fast der Seide.

Wenn man auf die Gränze von Holland kömmt, glaubt man aus einem Schweinstall in einen niedlichen Garten zu tretten. Besonders sticht die herrliche Gegend von Nimwegen mit Westphalen zum Erstaunen stark ab. Ich sage dir nichts von der Pracht, Symmetrie und Reinlichkeit der holländischen Städte; nichts von den unzähligen, kostbaren und größtentheils mit schönen Alleen besetzten Kanälen; nichts von den vielen Gärten. Man hat Beschreibungen ohne Zahl und Ende davon. Aber gewiß ist all die Pracht und Herrlichkeit in die Länge verflucht ennuyant. Wenigstens für mich ist die durchaus herrschende Einförmigkeit dieses Landes und seiner Bewohner unausstehlich Alle Städte, alle Dörfer, alle Straffen und Kanäle sehen sich so gleich, daß man nur immer Kopieen des nämlichen Gemähldes zu Gesicht bekömmt. Das Land ist bloß zu einer flüchtigen Spazierreise gemacht. Ohne dafür bezahlt zu werden, wird sich selten jemand lange hier aufhalten. Im Grund ist es auch eine frisirte Bettlerin, die in einer gestohlenen, prächtigen Andrienne paradirt. Die Rheinpfalz, die nicht den fünften Theil des Umfangs von Holland einnimmt, hat ungleich mehr natürlichen Werth, als dasselbe.

Auch die Einwohner, überhaupt genommen, sind im Grund nur geputzte Bettler. Ihr Reichthum gehört nicht ihnen zu, denn sie geniessen ihn nicht;

Sie sind nur Wächter ihres Geldes. Kömmst du an die Tafel eines Mannes vom Mittelstand, so läßt dich die Pracht des Tischgeräthes, die Reinlichkeit des Speisezimmers, die kostbare Ausmeublirung ein fürstliches Essen erwarten. Allein wenn die Schüsseln aufgetragen sind, dann hast du nicht mehr noch weniger, als an der Tafel des ersten besten westphälischen Bauers. Alles entspricht der Natur des ganzen Landes, welches einer schlechten Wassersuppe in einer goldnen Schüssel gleicht. Alle Kaufleuthe sitzen die ganze Woche an ihrem Schreibtisch, und schwemmen sich die Bäuche mit Thee auf. Sie sind so fühllos bey ihren Beschäftigungen und werden in ihrem Schlendrian so dik, daß man sie mit Pfriemen in den Leib stechen kann, ohne daß sie sich regen. Am Sonnabend ziehn sie in ihre prächtigen Gärten, wo sie den Sonntag zubringen. Da genieſſen sie aber so viel, als in ihrem Komtoir. Ich kenne Einen der hiesigen Grossen, den ich in seinem Garten besuchen wußte. Er war von Mittag bis gegen Abend bloß mit Salatputzen für seine Küche beschäftigt. Ein andrer schloß sich ein, und schlug den ganzen Sonntag die Fliegen auf den Wänden seines Lusthauses todt. Linsen, Erbsen und Bohnen belesen für ihre Küchen, eine Pfeiffe Tobak rauchen, und sich die Hosen lüften, die von ihren Bäuchen immer abwärts gedrückt werden, das sind ihre Arbeiten in ihren Erhohlungsstunden. Versammeln sie sich in Gesellschaften, so nageln sie sich an die Stüle an, begaffen einander, und in Pausen von Viertelstunden wissen sie dann von nichts zu sprechen, als was die Zeitungen des Tages darbieten, die unter allen Zeitungen die elendesten sind, die französische von Leiden ausgenommen. Da hörst du nun die Quintessenz von allem politischen Unsinn, so wie du von ihren Pfaffen, die Trotz der

Reformation doch ungleich mehr Mönche sind, als die Kapuziner Deutschlands, allen theologischen Unsinn hören kannst. Wären die Fremden, besonders die Offiziers, und einige Adeliche nicht, die sich auf Reisen gebildet haben, so würde man in ganz Holland eine unterhaltende Gesellschaft umsonst suchen.

Staatsverwaltung und Polizey, alles ist hier so sonderbar als das Land selbst, und hat durchaus das Gepräge von dem schwerfälligen, melankolischen und filzigen Humor der Einwohner. Es ist ein Sprüchwort, daß man hier zu Lande keine Tracht Fische, die das gemeinnützigste Naturprodukt dieses Landes sind, auf die Tafel bringen kann, ohne sie sechsmal dem Staat und einmahl dem Verkäufer bezahlt zu haben. Der Geitz der Einwohner, der sich gegen alle Opfer für das gemeine Beste sträubt, zwang den Staat so unnatürlich hohe Auflagen auf die ersten Bedürfnisse des Lebens zu machen. Diese ungeheuern Akzise tragen eben so viel, als die übertriebne Sparsamkeit der Bürger, dazu bey, daß man in diesem reichen Lande so elend lebt — Von ihrer Polizey will ich dir nur einen Zug mittheilen, der eigensinnig genug ist. Schickt ein Fremder, der der Landesgebräuche und Gesetze nicht kundig ist, seinen Bedienten zu einem Weinhändler, um eine Bouteille zu kaufen, so giebt sie ihm dieser mit aller Willfährigkeit, ohne ihm ein Wörtchen von der Gefahr zu sagen. Der Kerl trägt seine Bouteille offen nach Haus. Unterwegs packt ihn ein Stadtknecht an, und erkundigt sich, wo er den Wein gekauft. Der Pursch nennt ihm ohne allen Argwohn den Weinhändler, und nun wird er arretirt, gestäubt, und des Landes verwiesen. Nicht der Kaufmann, der den Wein im Kleinen verkauft, welches

nach den Gesetzen das ausschließliche Gewerbe der Weinschenken seyn sollte, auch nicht der Herr, der ihn geschickt, sondern der arme unkundige Kerl allein wird gestraft.

Amsterdam —

Dieses, nach dem Urtheil eines unserer Landsleute, den Fröschen gestohlne Land, Bruder, ist ursprünglich nichts als Sand, den der Rhein aus Helvetien und den obern Gegenden Deutschlands herabgeschwemmt hat, und Seeschlamm, den die Fluthen bey wüthenden Nord- und Westwinden hie und da aufgetragen haben. Es hat nirgends veste Erde, und noch auf den Gränzen des Herzogthums Kleve findet man die deutlichsten Spuren, daß der Landstrich wie das Delta von Aegypten geschaffen worden, nur mit dem Unterschied, daß der Nil mit der fruchtbarsten Erde, der Rhein aber mit dem dürrsten Sand immerfort schwanger geht. Ein Theil von Brabant und Flandern ist von der Schelde, oder Maas, und einigen andern Flüssen auf die nämliche Art gezeugt worden. Man hat unwidersprechliche Beweise davon. Ziemlich weit von der Küste findet man in Flandern unter der guten Erde, die eine Deke ist, welche das lange Gewühl der Menschen, das Düngen, Pflügen, Säen, die Fäulung von Früchten, Bäumen, Wurzeln u. s. w. und zum Theil auch der Schlamm des Meeres aufgetragen haben, trockenen Sand, und unter diesem wieder unregelmäßige Lagen von guter Erde, so wie nämlich bald die Flüsse mit gehäuftem Sand, bald die See mit angespieltem Schlamm das Land nach

und nach und wechselweis geschaffen haben. Von gleicher Art ist die ganze Küste Deutschlands bis an die Elbe hin. Nirgends findet man in diesem Strich vesten Boden. An Felsen oder Berge ist da nicht zu gedenken.

Die See macht sich selbst ihre Gränzen, die sie nur in der äussersten Wuth überschreitet. Ihre spielenden Wogen bilden die Dünnen, welche von Kalais bis zum Texel hin das Land, welches an einigen Orten tiefer als die horizontale Oberfläche der See ist, gegen die Fluthen decken. Wird sie aber von den gewaltigen Nord- und Nordwestwinden ausser ihrer gewöhnlichen Laune und in Wuth gebracht, dann verschlingt sie auf einmahl wieder, was sie mit Hülfe der benachbarten Flüsse in Jahrtausenden gebaut hat.

Noch zu Zeiten der Römer war die Südsee von Amsterdam bis zum Texel hin ein vestes Land, welches auf der Ostseite von der Yssel, und, wie einige glauben, auf der Westseite vom Rhein bespühlt ward. In einigen Stürmen riß die See ihre Dünnen ein, die von der nördlichen Küste Frießlands bis in die Gegend des Texels standen. Die Flüsse hatten ihre Mündungen in dem Sandboden erweitert, der ihr Geschöpf war, und nun kam eine ausserordentliche Fluth, welche die Flüsse hemmte, und sich mit ihnen vereinigte, um das ganze Land zu verschlingen. Seit der Zeit, besonders aber seit der Unabhängigkeit dieses Landes ist man immerfort beschäftigt, die kleinen Trümmer Landes, welche diese Fluth zurückgelassen, wieder mit dem vesten Land zu verbinden. Diese Trümmer sind eigentlich nur Sandbänke, deren einige man wirklich schon mit Nordholland zusammen gedämmt hat. An andern wird noch gedämmt, weil jeder Fleck Landes,

wenn er auch noch so öde ist, für die Einwohner von unsäglichem Werth ist — Zwischen Grönningen und Ostfriesland, bey der Mündung der Ems, geschah der nämliche Auftritt. Der grosse Busen Dollar ist auch durch eine gewaltige Fluth entstanden, und seitdem hat man wieder auf eine grosse Strecke hin den Seeschlamm eingedämmt und vortreflich bebaut. So wie man an einigen Orten dem Meer Land entreißt, so rächt sich dieses an andern. Das Haarlemer-Meer erweitert sich immer, und droht die Dünnen zwischen Leiden und Haarlem durchzubrechen, und Nordholland zu einer vollkommenen Insel zu machen — Erst im vorigen Jahrhundert verschlang die See einen grossen Theil der Insel, worauf Dortrecht liegt. Ueberhaupt 60000 Menschen kamen bey diesem Vorfall um.

So schrecklich die See für das veste Land der Republik ist, so ist sie doch für die Inseln, welche die Provinz Seeland bilden, noch ein viel gefährlicherer Feind. Hier thut sie mit List, was sie auf dem besten Land mit stürmender Hand unternimmt. Die meisten dieser Inseln sind durchaus tiefer als die Oberfläche des Meeres. Gegen die Fluthen haben sich die Einwohner durch unsäglich kostbare Dämme zu decken gesucht. Diese Dämme ruhen auf den größten Bäumen, die durchaus mit breitköpfigten Nägeln beschlagen sind, um den Kakerlak abzuhalten. Die See minirt immerfort an ihnen, und spühlt die Erde zwischen ihnen weg. An manchen Orten steht sie schon durch grosse Strecken hin nackt da, und die auf ihnen ruhenden Wälle drohen den Einsturz. Die Einwohner sahen sich daher gezwungen, hinter diesen Dämmen noch andre Wälle um ihre Inseln zu ziehn, auf welche das Schicksal der erstern war-

tet, und so müssen sie endlich ihrem unversöhnlichen Feind unterliegen.

Die Bewohner der Mitte des Landes sind nicht besser daran. Die Gegenden von Nimwegen und Arnheim, die schönsten und fruchtbarsten in ganz Holland, werden vom Rhein ins Gedränge gebracht. Dieser setzt ungeheure Sandbänke mitten im Land an, wodurch er mit der Zeit in seinem Lauf gehemmt und gezwungen wird, sich neue Wege mit Gewalt zu öfnen. An verschiedenen Gegenden von Betuve hat er den Sand schon so gehäuft, daß er beym Anschwellen mit förchterlicher Ungestümme an das entgegengesezte Ufer getrieben wird. Dieses geschieht so lang, bis er durch wiederholte Ausbrüche sich endlich den Grund zu einem neuen Bette gegraben hat, und dann mit seinem Gewässer bedeckt, was itzt gepflügt wird, oder gar mit Städten und Dörfern bebaut ist — nunc Rhenus est ubi Troja fuit — Die vielen Kanäle, worein ein Theil des Gewässers der Flüsse vertheilt wird, sind nicht, wie man glaubte, hinreichend, ihre Gewalt zu brechen. Ihr Sand, besonders jener der Maas, setzt sich auch an ihren Mündungen selbst an, und verstopft sie. Die Vertheilung ihres Gewässers dient also zu nichts, als daß sie nicht Stärke genug behalten, ihre alten Mündungen zu behaupten, und bey grossen Ueberschwemmungen mit der Zeit sich desto mehr über die Mitte des Landes ausbreiten können.

Diese Kanäle und das unbesonnene häufige Torfstechen nehmen diesem tiefen und lockern Land, welches ohnehin ein Spiel des Rheines, der Maas und der See ist, vollends seine Vestigkeit. In der graden Linie zwischen Rotterdam und Amsterdam ist Teich an Teich, und alle diese Pfützen sind durch das Torfgraben entstanden. Die meisten sind so tief,

daß man ihr Gewässer nicht einmal in die Kanäle ableiten kann, welche mit der See gleiche Oberfläche haben. Welche Gefahr, wenn einmahl des Gewässer der benachbarten Flüsse in sie austreten, oder gar sich einen beständigen Weg durch sie öfnen wird!

Kein Holländer hat seinen Kindern einen vesten Wohnsitz zu versprechen, die Bewohner eines Theils von Gelderland, welcher aber bloß aus dem unbrauchbarsten Sand besteht, und jene von Oberyssel und Drenthe ausgenommen, welche Länder aber fast durchaus Moräste und Heiden sind, die immerfort Katharre, Schnuppen und Fieber aushauchen — Wenden wir die Augen von dem physischen Zustand des Landes auf seinen itzigen politischen, der noch viel schlimmer ist.

Viele auswärtige Geschichtschreiber von Holland haben die Bemerkung gemacht, die Republik wäre noch zu jung, und ihre Verfassung noch nicht reif und vest genug. Ein ganzer Schwarm von inländischen Schriftstellern suchte dieses Urtheil zu widerlegen. Man führte die glänzenden Thaten dieser Republikaner als einen Beweis an, wie wenig die Verfassung dem Nachdruck gemeinschaftlicher Operationen hinderlich sey, und räsonnirte und deräsonnirte in die Kreutz und Quere. Allein nun hat die Erfahrung auf einmahl alle Räsonnemens und Deräsonnemens zu Schanden gemacht. Das Glänzende, was die Väter dieses ausgearteten Volkes gethan haben, war theils die Wirkung einer patriotischen Begeisterung, die, besonders in einer bloß handelnden Republik, nie von einiger Dauer ist, auch nach den Gesetzen der Natur von keiner Dauer seyn kann, theils des wohlthätigen, persönlichen Einflusses einiger Halbgötter aus dem Nassauischen Haus-

Nie war der Erfolg ihrer Operationen das Resultat einer soliden Verfassung, die den Körper in einer gleichen Stimmung erhält, und zum Agiren geschickt und rund macht. Auch mitten im Lauf der Kriege, wodurch sich die Republik unter die europäischen Mächte vom ersten Rang emporgeschwungen, empfand sie öfters, daß die Fugen ihres Körpers nicht in einander passen.

Die Begeisterung der Einwohner, der Drang der Umstände und die erstaunliche Thätigkeit einiger Prinzen von Oranien konnten Wunder thun, und die Republik über sich selbst erheben, als andre Mächte Europens noch nicht vollkommen ausgebildet waren, und ihre Stärke noch nicht ganz zu gebrauchen wußten. Allein diese machten seit der Zeit ungemein grosse Vorschritte, und die Republik blieb zurück. Zum Theil mußte sie auch zurückbleiben, weil es ihr wirklich an innern Kräften gebricht. In den Kriegen, wo die Seemacht der Republik so sehr glänzte, hatte keine europäische Seemacht über 30 unserer Linienschiffe. Die Engländer konnten ihr höchstens nur 20 entgegensetzen, und in den blutigsten Gefechten zwischen beyden Nationen waren gemeiniglich auf jeder Seite nur 12 bis 16 Linienschiffe. Der grosse Haufen der Armee bestand aus Fregatten und andern Fahrzeugen.

Diese Zeiten sind längst vorüber. Großbrittanien wuchs so stark heran, daß es nun seine 104 Linienschiffe hat, die vielen 50 Kanonenschiffe ungerechnet. Wenn die Republik auch durch gehäufte ausserordentliche Auflagen die nöthigen Summen zur Herstellung einer ansehnlichen Seemacht aufbringen könnte, so wäre es ihr doch platterdings unmöglich, die Schiffe zu bemannen. Nach den Listen der Admiralitätskollegien sollen künftiges Jahr 60 Linienschiffe, die von

50 Ka-

50 Kanonen mitgerechnet, fertig seyn; allein jezt schon, da sie nicht über 16 solcher Schiffe in segelfertigem Stand haben, fehlt es in allen Ecken an Matrosen. Schon sind die Werbgelder verdoppelt worden, schon hat man Entwürfe gemacht, einen Theil der Landtruppen zum Matrosendienst zu gebrauchen, und schon hört man hier in allen öffentlichen Häusern die Seeleute den Dienst der Republik verfluchen.

Die Republik müßte ihre Kräfte aufs äusserste anstrengen, wenn sie sich heut zu Tage nur im zweyten Rang der Seemächte erhalten wollte. Die Einwohner müßten Patrioten genug seyn, um auch zur Friedenszeit dem Staat, der eben so arm ist, als sie reich sind, nach dem Verhältnis ihres Vermögens zu opfern. Die indische Kompagnie, deren Wirthschaft noch unendlich schlechter ist, als jene der englischen, und die, was fast unglaublich, durch die Räubereyen ihrer Bedienten und den Privatgeitz ihrer Interessenten in drükende Schulden gerathen, müßte unterdrükt, und ihr grosses Reich vom Staat selbst wohl verwaltet werden. Die Landtruppen, die ein plattes Null sind, und unter denen die Schweizer und Deutschen allein den Namen von Soldaten verdienen, müßten abgeschaft, und ihr ungeheurer Sold bloß zur Seemacht verwendet werden. Alsdann wäre die Republik im Stand, immerfort gegen 50 bis 60 Linienschiffe zu unterhalten. Allein in der jetzigen Lage der Sachen würde man wohl thun, die 60 Linienschiffe, wenn sie, nach dem Versprechen der Admiralitätskollegien künftiges Jahr fertig sind, gradezu an die Meistbiethende unter den Seemächten zu verkaufen. Der Staat hat jezt weder Kräfte genug, sie im Fall der Noth hinlänglich zu bemannen und einige Kampagnen durch in Thätigkeit zu setzen, noch guten Willen und Anstrengung genug.

sie nach dem Krieg in gutem Stand zu erhalten. Sie müssen wieder verfaulen. — Die Republik hat auswärts Eroberungen gemacht, deren Behauptung in unsern Zeiten wirklich ihre Kräfte übersteigt. Dem guten Willen und der Eifersucht ihrer Nachbarn hat sie es zu verdanken, daß sie noch im Besitz derselben ist.

So unbeträchtlich im Grund die innern Kräfte der Republik nach dem jetzigen politischen Verhältnis Europens sind, so wenig läßt es ihre Verfassung zu, von denselben, so gering sie auch seyn mögen, den gehörigen Gebrauch zu machen. Auswärts, und zum Theil auch im Land selbst, stellt man sich die Republik als einen Bund von nicht mehr, als 7, oder, die Landschaft Drenthe mitgerechnet, von 8 Souveräns vor. Dieser Begriff ist grundfalsch. Holland zählt mehr unabhängige Staaten, als die Schweiz, oder auch das ganze Deutsche Reich; und sogar der Bund dieser Länder ist, so sehr auch der Anschein widerspricht, im Grund viel vester, als jener der Staaten von Holland. Jede Stadt, jedes Landgericht dieser Republik ist ein freyer Staat. Die Glieder einer Provinz sollten nur Landesstände seyn, wie sie es auch ursprünglich waren, sind aber wirklich Staaten geworden, so wie sie sich auch betiteln. Die sogenannten Generalstaaten sind keine Repräsentanten von 7 oder 8 Souveräns, sondern nur Resultate von Berathschlagungen vieler Staaten, die einen besondern Bund unter sich haben, und sich eine Provinz nennen. Die Städte Amsterdam, Rotterdam, Leiden u. a. m. haben während dieses Krieges mehrmalen sogar die Provinzialgerichte, die sie mit den übrigen Staaten der Provinz als eine Art von Kongreß errichtet haben, nicht anerkannt, sondern sind ganz eigenmächtig verfahren. Ich sage, als eine Art von Kongreß; denn daß sie keine ober-

sten Tribunalien seyn sollen, sondern die Glieder des Kongresses sich in beliebigen Fällen die höchste Jurisdiktion vorbehalten haben, beweißt die Eigenmächtigkeit, womit sie Sachen von diesen Gerichten vor ihre Stadtgerichte abgefodert haben. Alle sogenannte Gerichte in Holland muß man als Kongresse verschiedener Souveräns betrachten, die sie nach Belieben trennen können. Man geht jezt sogar damit um, den Kriegsrath aufzuheben, der ein so hohes Ansehn hatte. Die Bezirke von Ostergo, Westergo, Sevenwouden in Frießland u. s. w. die eigentlich nur Vogteyen seyn sollten, sind jezt damit beschäftigt, sich von den Provinzialversammlungen gänzlich zu trennen, und ihre eigne inappellable Tribunalien auf dem Land zu errichten. Sie haben auch schon ausschließlich in ihrem eignen Namen und ohne Berathung der andern Stände oder Staaten ihrer Provinz häufige Vorstellungen an den Staathalter gemacht, worin sie sich ausdrüklich Souveräns nennen. — Die Versammlung der Generalstaaten selbst repräsentirt auch nichts weniger, als Einen selbstständigen Souverän. Die Glieder derselben, ob sie gleich beständig beysammen sind, sind doch nur augenblikliche Gesandten, die jeden Vorfall an die verschiedenen Provinzen berichten müssen, wo dann in allen Städten und in allen Landbezirken unabhängig vom Ganzen, sehr verschiedenlich berathschlaget, und ihnen endlich das Resultat all der Berathschlagungen mitgetheilt wird.

So groß nun auch die Anarchie in Rükſicht auf die Fugen des Ganzen ist, so ist sie in den einzeln Städten und Bezirken doch noch grösser. Das Kreuzen des verschiedenen Interesse, der Geiz, der Nationalhumor, die träge Dummheit des grossen Haufens der Mitbürger, alles biethet dem Demagogen

Gelegenheit in Ueberfluß dar, sich geltend zu machen. Jede besondre Regierung ist ein Spiel der Faktionen, worin der Geschiktere über die Köpfe der Ungeschiktern zu dem Zweck schreitet, den ihm seine Privatabsichten vorgesteckt haben. Während dieses Krieges hatte man häufige Beyspiele, daß sogar wirkliche Staatsverbrecher von irgend einer Faktion einer Stadt gegen alle Ahndung sicher gestellt worden. Hier in Amsterdam sind 4 bis 5 Häuser, die platterdings machen können, was sie wollen. Man bethört das Publikum durch falsche Gerüchte, bestochene Journalisten und alle politische Marktschreyereyen. So wie diese Stadt mehr Vortheile von Frankreich, und jene mehr von England zieht, so bilden sich auch ohne alle Rükficht auf das ganze Vaterland bald französische, bald englische Faktionen. Das Interesse der Städte, welche unmittelbaren Seehandel treiben, ist ohnehin von jenem der Städte des festen Landes, die bloß vom Landbau und Kunstfleiß subsistiren, sehr verschieden. Der Adel hängt wegen den Beförderungen dem statthalterischen Haus an, und die Bürger müssen eben deswegen gegen dasselbe eingenommen seyn, und so ist das Gezerre unendlich.

Das Gefühl der Verlegenheit, worin der Staat durch dieses Gezerre in Fällen, wo Eintracht und schnelle Thätigkeit erfodert wird, gesetzt werden muß, war die Ursache, warum man die Statthalterschaft nicht entbehren konnte, wie man schon öfters wünschte. Allein, der unselige Genius der Republik hat sie fast allzeit in den Fällen, wo sie ihren Zwek erreichen und die Wirkung thun sollte, die man sich von ihr versprach, unwirksam gemacht. Im Fall eines Krieges werden die Gemüther allzeit erhizt, und dann sieht man die Dinge in einem falschen Licht,

welches theils durch eigne Leidenschaften, theils durch die gefärbten Gläser der Haupter der Faktionen auf sie geworfen wird. Es geschah fast allzeit, daß man mitten im Krieg die statthalterische oder diktatorische Gewalt einzuschränken suchte, wo sie doch ganz allein für den Staat wohlthätig hätte seyn können, und so hatte die Republik bloß die Ungemächlichkeiten der Statthalterschaft zu tragen, ohne die Vortheile derselben zu geniessen.

Es ist platterdings unausstehlich, alle die Vorwürfe zu hören und zu lesen, die man jezt der Statthalterschaft macht, und die bloß auf Argwohn und falschen, von Demagogen geflissentlich ausgestreuten Gerüchten beruhn. Nicht nur die jetzigen persönlichen Eigenschaften des Statthalters, sondern auch physische und moralische Unmöglichkeiten müßten die Leute beruhigen, wenn sie kaltblütig genug wären, die Gegenstände in ihrem rechten Licht zu sehn. Bald dichtet man ihm ein geheimes Verständnis mit dem Hof von St. James, bald Anschläge auf eine Oberherrschaft über die Republik an. Zuverläßig wünscht der Prinz, mit England in gutem Vernehmen zu stehn; allein er ist weit davon entfernt, ein Verräther des Landes zu werden, von welchem er den größten Theil seines Unterhalts zieht. Sein Wunsch stimmte mit dem Interesse der Republik vollkommen überein, und hatte den Zwek, die Republik möchte sich in den Stand setzen, die Neutralität behaupten zu können. Allein man war taub gegen seine Vorstellungen, und nun muß er die Sünden büssen, die andre aus Geiz und verschiedenen Nebenabsichten begangen haben, und denen er zuvorkommen wollte. Schon lange vor dem Bruch machte er den Generalstaaten die dringendsten Vorstellungen, sie sollten, um das drohende Ungewitter abzuhalten, ihre See-

und Landmacht auf einen bessern Fuß setzen. Sie waren umsonst. Nun rächte man sich an ihm und an dem Herzog von Braunschweig, welcher der undankbaren Republik sehr wichtige Dienste geleistet, daß sie beyde es mit dem Staat zu gut gemeint haben. Sie sind Märterer der Wahrheit — und wie sollte der Prinz nach der Oberherrschaft über die Republik streben können? Mit 28000 der elendesten Soldaten von der Welt, die 9000 Mann Schweitzer und Deutsche ausgenommen, die nicht einmahl zur Einnahme der einzigen Stadt Amsterdam hinreichend wären? Und was hätte er dann, wenn er ganz Holland hätte? Frankreich, England und zum Theil die ostindische Gesellschaft selbst würden dafür sorgen, daß er nichts von den auswärtigen Besitzungen in die Hände bekäme. Die Reichen würden aus dem Lande fliehn, das nach ihren Begriffen keine Freyheit, und also keinen Reitz mehr für sie hat, um sich unter einem andern Himmel, in England oder Amerika anzubauen. Der Kunstfleiß, welcher ganz allein dem Land einigen Werth giebt, würde gehemmt seyn, und dem Prinzen würde nicht so viel übrig bleiben, daß er seine errungene Oberherrschaft gegen das Meer, die Flüsse und Frösche vertheidigen könnte.

Die Eifersucht der Eingebohrnen auf die vielen deutschen Prinzen und Adelichen, welcher der Prinz und seine rechte Hand, der Herzog von Braunschweig, in die Dienste der Republik gezogen, trug viel dazu bey, sein Ansehn zu schwächen. Allein es war unumgänglich nothwendig, diese Fremden zu gebrauchen, um wenigstens den Landdienst einigermaassen zu bilden. Die Faktionen unter den Eingebohrnen standen aller Subordination und Regelmäßigkeit aller militärischen Verfassung im Weg. Jedes Söhn

chen eines Demagogen von Amsterdam, Rotterdam u. s. w. wollte sich als ein Partikelchen der Souveränität geltend machen, und man fände unerschöpflichen Stof zu Satyren, wenn man alle Züge von Unregelmäßigkeit sammeln wollte, die dadurch im Dienst der Republik veranlaßt wurden — Auch auf die Schweitzer, die allem Adel so gram sind, hat dieß Betragen des Prinzen und des Herzogs keinen guten Eindruck gemacht.

Das Uebel, welches die Statthalterschaft allgemach untergräbt, liegt aber noch viel tiefer an der Wurzel. Es ist das nämliche, welches den König Karl in England auf das Blutgerüste und den Kronwell unter dem Titel eines Protektors auf den Thron brachte, die Parthey des Whigs erzeugte, und so lange der Gegenstand von Swifts Geissel war. Man glaubt, das Beyspiel der Amerikaner habe den demokratischen Geist, womit auf einmal die Holländer besessen wurden, in Aufruhr gebracht; allein er lag schon lange in ihnen. Er schlief nur in der Wiege des Geitzes, bis ihn der itzige Krieg aufweckte. Nicht die Reformirten, deren Grundsätze ohnehin der Demokratie so günstig sind, sondern die Mennoniten, die Gleichheit unter allen Menschen öffentlich predigen, aber alle, die sie in die Hände bekommen, ohne alle Barmherzigkeit schinden, sind die Triebfedern der Revolution, womit die Statthalterschaft wirklich bedroht wird. Diese Schwärmer sind ohne Vergleich die reichsten Leute in der Republik. Von einigen der wichtigsten Städte, z. B. von Harlem machen sie auch die gröste Zahl der Einwohner aus. In Betracht des Geldes, welches diese Eiferer für die Gleichheit unter den Menschen zu 6, 8 bis 10 Prozent ausleihn, ist ein grosser Theil des inländischen Adels, der sich wie in allen andern europäischen

Ländern seit einiger Zeit in schreckliche Schulden gestürzt hat, von ihnen abhängig geworden. Wenn sie gleich nach ihren Religionsgrundsätzen äusserlich keinen Theil an der Regierung haben wollen, so ist doch ihr heimlicher Einfluß unbeschreiblich stark. Sie sind in allen Handlungsgesellschaften, in allen Unternehmungen wegen ihrem Geld am meisten interessirt, und, nebstdem, daß die Schwärmerey an sich schon so ansteckend ist, so sind ihre Vorschüsse an klingender Münze die überzeugendsten Gründe gegen die Statthalterschaft, die sich mit ihrem Katechismus so wenig verträgt. Diese Heuchler, die es für eine Sünde halten, Schnallen und Knöpfe von Zinn zu tragen, aber sich durch alle niederträchtigste Schliche auf Kosten jedes ehrlichen Mannes die Börsen mit Dukaten füllen, und eben so sehr auf den Wegen der Finsterniß nach der Herrschaft über die Gemüther ihrer Mitbürger streben, als sie öffentlich alle obrigkeitliche Gewalt verabscheuen, haben es wirklich schon so weit gebracht, daß die Statthalterschaft, das wesentlichste und einzige Band der Republik, nah an ihrem Untergang ist. Aller Unsinn, den nur die unbändigste Schwärmerey ausbrüten kann, hat sich durch die Inspiration dieser Heuchler der Köpfe des Janhagels von Holland bemeistert — Man wußte, daß der Statthalter zu harmlos, zu nachgiebig, zu gutherzig und zum Theil auch zu unerfahren wäre, als daß er allein seiner Gegenparthey die Spitze biethen könnte. Man hatte also nichts angelegeners, als den schlauen, entschlossenen und hartnäckigen Herzog von Braunschweig von ihm zu entfernen, welches auch gelang. Sein Sturz war das Präludium zum Sturz des Statthalters. Nichts kann ihn retten, als ein baldiger Friede, der diese Republikaner in ihre vorige Unthätigkeit

setzt, und den sogenannten Patriotismus durch den Wucher wieder erstickt, der alsdann wieder in seinen alten Gang kömmt, woraus ihn der Krieg auf einige Zeit sprengte.

Genug, dieser Krieg hat die Republik vor den Augen Europens in ihrer Blösse dargestellt. Man sah offenbar, daß sie keine veste Verfassung hat, und nach dem itzigen Verhältniß der andern Mächte nicht stark genug ist, um als Freundin geehrt, oder als Feindin gefürchtet zu werden. Seit den vierziger Jahren war sie gänzlich vergessen. Die Gewinnsucht der Einzeln hatte alles Gefühl ihres ehemaligen Gewichtes und des gemeinen Wohls erstickt. Ihre Nachbarn gewannen unterdessen einen gewaltigen Vorsprung. Die Engländer peitschten sie aus ihrem Schlaf auf. Sie rieben sich die Augen, und sahen nun wie weit sie zurück waren. Sie wollten ihre Nachläßigkeit verbessern; ihre Bemühungen waren aber nur Grimassen, die sie in den Augen der Welt lächerlich machten.

Ostende —

Seitdem diese Stadt zu einem Freyhaven erklärt ist, hat die Handlung beträchtlich zugenommen. Allein, es ist zu befürchten, daß sie nach dem Krieg wieder in ihr voriges Nichts verfallen wird. Alle Engländer, die hier sind, klagen über die schlimme Rhede, über die gefährliche Einfahrt in den Haven, besonders bey stürmischen Nord- Nordwest- und Westwinden, über das enge Baßin und den Mangel an verschiedenen andern Gemächlichkeiten.

Antwerpens Lage wäre viel vortheilhafter zur Be-

förderung der Handlung in den östreichischen Niederlanden. Allein die Holländer haben die Mündung der Rhede gesperrt. Ihre Forts beherrschen nicht nur diesen Fluß, den Friedensschlüssen gemäß, sondern sie haben die Mündung desselben im wahren Verstand des Wortes verstopft. Versenkte und mit Steinen angefüllte Schiffe, ungeheure Steindämme, Pallisaden u. dgl. m. lassen kaum für Boote Raum genug zur Einfahrt offen. Mit 20 Millionen Gulden und in 50 Jahren Zeit kann der Kaiser die Steine des Anstosses nicht aus dem Weg räumen, welche die Holländer der Handlung von Antwerpen in den Weg gelegt haben.

An Geld fehlt es den Brabantern und Flandrern nicht. Antwerpen, Brüssel, Gent und Brügge sind noch mit Schätzen angefüllt, die zur Zeit gesammelt wurden, als diese Länder waren, was itzt Holland oder England ist. Die Bürger dieser Städte sind fast bey allen grossen Unternehmungen der benachbarten Nationen, und bey allen Anleihn interessirt. Ihr Wechselhandel ist ungemein beträchtlich, und vielleicht wird von den Holländern selbst nicht so viel assekurirt, als von ihnen; wie denn Antwerpen einer der wichtigsten Assekurationsplätze ist. — Im letzten bayrischen Krieg nahm der Hof von Wien ein Anleihn von einigen Millionen Gulden in diesen Ländern auf. Er konnte sein Staunen über die promten Darschüsse des anverlangten Geldes nicht bergen. Die von Antwerpen und Gent liessen die Regierung wissen, „wenn sie noch drey oder viermal so viel nöthig hätte, so würde es eben so promt dargeschossen werden.„ Erst seit dieser Zeit scheint der kaiserliche Hof das Gewicht seiner Niederlande zu kennen.

Allein, die Industrie dieser Länder hat im gan-

gen sehr abgenommen. Die Erben der Schätze, die vom 12ten bis ins 16te Jahrhundert gesammelt wurden, suchen die Interessen auf die gemächlichste Art davon zu ziehn. Ihre Lebensart ist auch nicht dazu angelegt, die Schätze wachsen zu machen.

Sie sind das seltsamste Gemische von Trägheit und Fleiß, Dummheit und Feinheit, Entschlossenheit und Feigheit, Gutherzigkeit und Betrügerey. Ein Engländer sagt von ihnen: Sie haben das Verschlagne der Franzosen, aber nicht ihre Gefälligkeit; den Stolz und die Bigotterie der Spanier, aber nicht ihr Gefühl von Ehre; die Grobheit und Schwerfälligkeit der Holländer, aber nicht ihre Pünktlichkeit; die Liederlichkeit der Deutschen, aber nicht ihre Redlichkeit; und von Körper sind sie Klötze von Britten, denen der Meissel des ausbildenden Künstlers fehlt. — Das Gemählde ist ungemein treffend, wie denn auch diese Niederländer aus allen benannten Nationen zusammengesetzt sind. — Im Punkt der Ehrlichkeit sind sie am auffallendsten. Zu allen Geschäften des alltäglichen Lebens hat man hier Unterschriften nöthig. Man läuft Gefahr; von jedem Handwerker, bey dem man ein Stück Arbeit auch noch so deutlich bedungen hat, übersetzt und dann gerichtlich zur Zahlung angehalten zu werden, wenn man nicht Schwarz auf Weiß aufzuzeigen hat.

Im Ganzen kommen sie in der Gestalt des Leibes nebst den Sachsen den Deutschen des Tacitus am nächsten. Ihre Körper sind wirklich ungeheuer, und ad impetum Valida. Allein eben das, was Tacitus von den alten Deutschen sagt, daß sie weder Hunger noch Durst, weder Hitze nach Kälte und besonders auch keine langwierige Arbeit aushalten können, gilt auch bey ihnen. Sie sind bey

der kayserlichen Armee als brave Reiter bekannt; allein sie sind nur mit der äussersten Noth zum regelmäßigen Dienst zu bringen. Sie haben einen unbeschreiblichen Abscheu gegen die Disciplin, und jeder hält es für eine schwere Strafe, wenn er zum Dienst gezogen wird. Wenn man ihren Schlägereyen und Räubereyen nicht durch die Finger sieht, so halten sie keinen Feldzug aus. Nur beym Einhauen in den Feind sind sie Soldaten.

Auser Italien, Spanien und Portugall ist gewiß kein Land in Europa so sehr mit Mönchen überladen, als das östreichische Belgien. In mancher Stadt zählt man 40 bis 50 Klöster. Es giebt sehr viele Prälaturen hier, die bis 200000 Gulden Einkünfte haben. Man kann das Land sicher so eintheilen, daß die Geistlichkeit, der Adel, der Souverän und das Volk, jedes ein Viertheil hat. — Die Bigotterie und Intoleranz der Einwohner ist platterdings über alle Beschreibung, und sticht mit der Ausgelassenheit der Sitten zum Erstaunen ab.

Der Adel dieses Landes ist ausserordentlich reich und lebt im größten Ton. Brüssel ist eine der schönsten und glänzendsten Städte in Europa, ob sie schon an dem Prinzen Karl viel verloren hat, der jährlich gegen 700000 Kaisergulden in der Stadt verzehrte, und dessen Aufwand von dem sparsamen Herzog von Sachsenteschen nicht ersetzt wird. Einen schönern Platz, als der hiesige grosse Marktplatz ist, hab ich nirgends gesehn. Alle Häuser auf demselben sind weit über das Bürgerliche, und in einem Stil und mit einer Pracht gebaut, die man auser Italien nicht zu sehen gewohnt ist. Man findet hier die vortreflichsten Gesellschaften, deren Zutritt für einen Fremden nicht schwer ist. Viele derselben bilden englische Klubs, wo die äusserste Popularis-

tät, die größte Freyheit und Mittheilung herrscht. Eine der vorzüglichsten besteht aus dem Herzog von Aremberg, einem ganz ausgebildeten Mann, dem Herrn von Hopp, holländischen Gesandten, der von jedermann wegen seinen Kenntnissen und seinem guten Betragen ungemein hochgeschätzt wird, aus unserm Gesandten, einigen vom hiesigen Adel und einigen Engländern. Es kann niemand, ausser durchs Ballotieren aller Glieder in dieselbe aufgenommen werden. Die übrigen Grundsätze derselben sind eben so populär. Ihr Gesellschaftssaal beherrscht eine der schönsten Aussichten auf die öffentliche Promenade. Sie versammelt sich die Woche zweymal, und Fremde können von Mitgliedern fast ohne allen Unterschied eingeführt werden: Linguet war auch Mitglied derselben. Für 5 Monathe wurden von jedem Mitglied, ohne allen Nachschuß, vier Louisdor bezahlt, wofür bey jeder Versammlung eine kostbare Tafel gegeben wird. Den Wein zahlt jeder besonders. Es giebt noch viele geringere Gesellschaften von der Art in Brüssel, und nirgends gefiel mirs in Rükficht dieses wesentlichen Punkts des menschlichen Lebens besser als hier. Seitdem sich die Engländer so häufig zu Ostende niedergelassen, und ihnen der kaiserliche Hof mit der Hofnung schmeichelt, sich bey einer Friedensvermittelung für sie zu verwenden, ist man zu Brüssel ganz englisch geworden. Man reitet, spielt, jagt und speißt englisch, und alle Gesellschaften sind Klubs geworden. Die Stadt hat wenigstens nichts dabey verloren.

Der Herzog Statthalter lebt mit seiner Gemahlin äusserst still. Ueberhaupt scheint er kein Liebhaber von grossen und lärmenden Gesellschaften und vom Aufwand zu seyn, obschon seine sämmtlichen Revenuen sich über 400000 Kaisergulden belaufen sollen.

Die Erzherzogin zeigt sich manchmal, aber doch selten, in wirklich kaiserlichem Pracht. Ihre Wirthschaftsgrundsätze stimmen mit jenen ihres Gemahls vollkommen überein. Ihre Lieblingsbelustigung ist die Jagd, und schwerlich ist einer ihrer Jäger geschikter als sie, einen Vogel in freyer Luft zu schiessen. Uebrigens hat sie mit allen ihren Geschwistern eine vortrefliche Erziehung gemein, und auch ihr Gemahl macht dem kaiserlichen Hof durch seine Verwaltungsgrundsätze Ehre.

In keiner Provinz des östreichischen Erbreiches haben sich die Landesstände in dem Ansehn erhalten, worin jene der Niederlande wirklich noch sind. Ich glaube, bloß der Wohlstand der Bürger in den Städten ist die Ursache, daß sie ein Gefühl für Freyheit erhalten haben, welches man in Hungarn umsonst sucht. Der Adel und die Geistlichkeit schmiegen sich, ihres Interesses halber, leicht an den Hof, und der Mangel an blühenden Städten hat gewiß dem Hof von Wien die Arbeit sehr erleichtert, als er es nöthig fand, die Macht der Landstände von Hungarn zu untergraben. Auch in der Lombardey war die Macht des Adels nur ein schwacher Damm gegen die Gewalt des Hofes. Der Bürger ist allzeit am meisten dabey interessirt. Er hat weniger von dem Hof zu erwarten, und doch mehr zu geben, als die Glieder der andern Stände des Landes. Die Entlegenheit von der Residenz des Hofes, besonders aber das Beyspiel von Holland, welches die Einwohner so nahe vor Augen haben, hat ohne Zweifel nicht wenig zur Aufrechthaltung ihrer alten Verfassung beygetragen.

Das Schikfal spielt seltsam genug mit den Staaten dieser Erde. Hier in den östreichischen Niederlanden brach die Revolution aus, wodurch Holland

eine freye Republik ward. Während daß hier schon alles in Gährung war, dachten die Holländer noch nicht daran, sich frey zu machen. Sie wären es auch durch eigne Betriebsamkeit nie geworden. Schon damals, in der Geburth der Republik, äusserten sie die Trägheit, die man noch an ihnen bewundert. Nur ein Prinz von Oranien, ein seltenes Genie, konnte für sie die Freyheit erringen, für welche sie gar kein Gefühl zu haben scheinen. Die Religion trennte die jetzigen östreichischen Provinzen von einer Unternehmung, an die sie zuerst Hand angelegt hatten, und endlich liessen sie sich sogar noch zur Unterdrückung der Holländer gebrauchen. Welche Widersprüche!!! —

Ostende —

Morgen, Bruder, geh ich an Bord nach England. Ehe ich Deutschland verlasse, muß ich noch einige Blicke über das Ganze werfen.

Deutschland, Slesien mitbegriffen, ist ohngefähr um den fünften Theil gröſſer als Frankreich. Sein Umfang beträgt gegen 12000 deutsche Quadratmeilen.

Der Boden des Landes ist sehr verschieden; doch ist ein grosser Theil desselben von einem Ertrag, den ausser dem südlichen Europa und Frankreich kein Erdreich irgend eines andern Staates unsers Welttheils hat. Die ungeheuern Felsenmassen in den südlichen Gegenden des bayrischen und östreichischen Kreises, und die Sandländer in Norden, nämlich fast der ganze niedersächsische Kreis, Brandenburg, Pommern, die Lausitz und der Theil von Westpha-

len, welcher der Lippe gegen Norden liegt, sind freylich nicht eines solchen Anbaues fähig, als die übrigen deutschen Länder; allein ihre Verschiedenheit selbst würde grosse Vortheile für das Ganze haben, wenn das Interesse desselben konzentrirt wäre. Die Bergmassen in Süden liefern fast alle Arten der Metalle in der ersten Güte und in ungeheurer Menge, und die sandigten Ebenen in Norden liefern das beßte Holz zum Schiffbau, Theer, Hanf, Flachs und Wolle in Ueberfluß.

Böhmen, Mähren, Slesien, das Erzherzogthum Oestreich, Bayern, Schwaben, Franken, die Rheinländer, jene des westphälischen Kreises mitgerechnet, die östreichischen Niederlande und die Bezirke des obersächsischen Kreises, welche nicht zu den Besitzungen des Königs von Preussen gehören, zeugen so viel Getreide, Vieh, Wein und alle Arten der ersten Bedürfnisse des Lebens, daß sie nicht nur die Gegenden von Deutschland, welche Mangel daran haben, hinlänglich damit versehen, sondern auch noch eine beträchtliche Menge ins Ausland führen könnten. — Kurz, Deutschland ist das einzige europäische Reich, welches in allen Bedürfnissen, die ein kultivirtes und reiches Volk zu seiner Verzehrung, und der mächtigste Staat zu seiner Vertheidigung nöthig hat, von der ganzen übrigen Welt unabhängig seyn könnte. Frankreich hat Mangel an Holz, an Vieh, besonders Pferden, an den nöthigsten Metallen und an Linnen, und Rußland muß Wein, Wolle, schwere Pferde, und noch einige andre Artikel aus dem Ausland ziehen. Deutschland hat alle Bedürfnisse, welche beyde so verschiedne und an mancherley Produkten so reiche Länder tragen, und auch die, welche denselben mangeln, in Ueberfluß.

Die leztbenannten und bessern Provinzen Deutschlands

lands betragen in ihrem Umfang ohngefähr 6400 deutsche Quadratmeilen. Man kann auf jede Quadratmeile derselben sicher 2500 Menschen rechnen, um ihre Bevölkerung zu bestimmen. Verschiedene Zählungen stimmen damit überein. Wenn Bayern, Hessen und einige andre Bezirke unter diesem Anschlag sind, so übersteigen ihn andre Gegenden, z. B. Oestreich, Würtemberg, die Niederlande, verschiedne Länder des obersächsischen Krieges u. s. w. In diesem Theil Deutschlands wohnten also gegen 16 Millionen Menschen. Der andre Theil beträgt ohngefähr 5600 Quadratmeilen. Für diesen ist eine Mittelzahl zur Bestimmung seiner Bevölkerung schwerer zu finden, als für den erstern, weil er zu verschieden ist. Einige Gegenden, z. B. Inneröstreich zählt auf jeder Quadratmeile ohngefähr 2000 Seelen. Magdeburg, Halberstadt, Minden, Braunschweig, Hildesheim u. a. m. zählen gegen 2500. Dagegen zählen die hannövrischen Länder, Brandenburg, Pommern, Meklenburg u. a. m. nicht viel über 1000 Menschen auf einer Quadratmeile. Ich glaube, man muß wenigstens doch 1700 Menschen auf jede Quadratmeile dieses Theils von Deutschland rechnen, um seine Volksmenge zu bestimmen, und so hätte er über 9 1/2 Million, und Deutschland überhaupt, gegen 25 1/2 Million Menschen. Der König von Preussen rechnet in seiner Abhandlung de la Litterature Allemande 26 Millionen Seelen für Deutschland, und diese Angabe scheint mir unter allen die zuverläßigste zu seyn.

Die Kaiserin von Rußland sagte in ihrem Manifest an den Hof zu Wien in Betreff der letztern bayerschen Streitigkeit: „Alle Mächte Europens müßten darauf sehn, daß das Gleichgewicht in Deutschland nicht gehoben werde, indem wegen der Stärke die-

ses Reiches und seiner Lage zugleich auch das Gleichgewicht von ganz Europa dadurch gehoben würde.„ Gewiß eine unwidersprechliche Wahrheit. Nur Frankreich und Italien können sich im Verhältnis der Bevölkerung zur Grösse des Landes mit Deutschland messen.

Dieses weite Reich hat noch lange nicht den Grad von Anbau erreicht, dessen es fähig ist; nicht einmal jenen, den unser Vaterland schon erreicht hat. Der Hubertsburger Friede war die Epoche seiner Kultur. Erst seit dieser Zeit ward der Ackerbau und Kunstfleiß allgemein.

Deutschland macht ungleich schnellere und grössere Schritte zu seinem Anbau, als irgend ein andres europäisches Reich. Auf einmal strengte es alle seine Kräfte an, um die Lücken auszufüllen, welche die verheerenden Kriege seit Gustav Adolph in seinem Busen gemacht haben. Selbst die Zertheilung, die ihm im äussern Gebrauch seiner Kräfte so nachtheilig, beförderte den innern Anbau. Nun wetteifern die Fürsten Deutschlands in Verbesserung des Justizwesens, der Polizey, Erziehung, in Aufmunterung zur Industrie und Handlung, wie sie ehedem in Pracht und leerem Gepränge mit einander wetteiferten. Nirgends ist man über den Werth der Menschen und ihrer verschiedenen Beschäftigungen so aufgeklärt, und nirgends bestrebt man sich mehr, diesen Werth geltend zu machen, als in Deutschland. Ueber die Gesetzgebung und das Interesse eines Staats hat man in den meisten Theilen dieses Reiches ein wohlthätiges Licht verbreitet, welches nicht nur, wie in vielen Ländern, besonders in Frankreich, die Lücken sehen läßt, sondern auch die Fürsten und ihre Bedienten zur Verbesserung der Mängel erwärmt. Ohne Widerrede hat Deutschland, so wie ganz Eu-

ropa, dem jetzigen König von Preussen ungemein viel zu verdanken. Er war in neuern Zeiten der erste praktische Philosoph auf dem Thron. Er gab die Losung zu der glücklichen Revolution, die Deutschland seit 20 Jahren umgeschaffen hat. Er war es, der seine Nachbarn lehrte, daß das Interesse des Regenten mit jenem seiner Unterthanen parallel läuft. Er fieng an die Hülle abzustreifen, womit Religion, Gerechtigkeit und Politik bedekt waren. Er stürzte die kleinen Tyrannen, die Geistlichen und Adelichen, die sich auf Kosten des Bürgers und Bauers mästeten, und so militärisch auch die Verfassung seines Staaates dem Anschein nach ist, so hat doch Deutschland dieser so förchterlichen Verfassung und den Kopieen derselben eine Friedensepoche von 20 Jahren zu verdanken, worinn es sich zu fühlen begann, und die es seit Jahrhunderten nicht genoß.

Die Gesetzgebung ist jetzt Deutschlands größter Stolz. Sie ist auch ohne Widerrede der Gipfel der Philosophie und alles menschlichen Wissens. Sie allein kann uns glücklich machen. Religion, Erziehung, ja sogar das Klima stehn ihr zu Gebott. Sie allein schaft den gesellschaftlichen Menschen, und bestimmt seinen Werth. Und wie stolz muß nicht Deutschland auf Friedrich, Joseph und Katharina seyn, drey gleichzeitige gesetzgeberische Genieen, wie sonst Jahrtausende kaum Eines zeugen konnten! Nebst diesen grossen Regenten, die Millionen ihrer Landsleute und Ausländer glücklich machen, hat Deutschland noch mehrere Genieen dieser Art, die nur durch Eingeschränktheit ihres Wirkungskreises von jenen verschieden sind.

Die Philosophie scheint überhaupt die Sache der Deutschen zu seyn. Kalte und richtige Beurtheilung verbunden mit unermüdetem Fleiß zeichnet sie von

allen andern Europäern aus. Erst warfen sie Licht über die Mathematik und Physik, worin wir ihnen so viel zu danken haben; dann beleuchteten sie die Theologie, dann die Geschichte und endlich die Gesetzgebung mit dem nämlichen philosophischen Geist.— Sie thun wohl daran, wenn sie andern Nationen die Spiele des Witzes überlassen, worin sie es denselben doch schwerlich gleich thun können.

Wenn sich Deutschland ganz geltend machen könnte; wenn es unter einem Regenten vereint wäre; wenn nicht das gegenseitige Interesse der einzeln Fürsten gar oft dem Wohl des Ganzen widerspräche, wenn alle Theile genau in einen Körper verbunden wären, daß die überflüßigen Säfte eines Theiles leicht in die andern Glieder geleitet werden könnten, so würde das Reich noch viel schnellere Schritte zu seiner Kultur machen können. Aber dann könnte Deutschland auch ganz Europa Gesetze vorschreiben. Wie mächtig sind nicht schon die Häuser Oestreich und Brandenburg, deren größte Stärke auf ihren deutschen Staaten beruht, und die doch bey weitem nicht die Hälfte, und auch nicht den beßten Theil von Deutschland besitzen! Man denke sich dieses Reich in der Lage, wo keine Akzise den innern Handel der verschiedenen Provinzen erschwerten, keine Zölle die Ausfuhr in die übrige Welt hemmten, wo so ungeheure Summen für ausländische Waaren, die Deutschland selbst liefert, erspart würden, wo es eine Seemacht bilden könnte, wozu es die günstigste Lage und alle Bedürfnisse in Ueberfluß hat, wo es die Kolonisten, die es so häufig für fremde Staaten liefert, für sich selbst benutzte — welches europäische Reich könnte sich mit den Deutschen messen?

Der Karakter der Menschen ist größtentheils das Resultat ihrer Regierung. Der Karakter der Deut-

schen ist im Ganzen so wenig glänzend, als die Verfassung ihres Reiches. Sie haben nichts von dem Nationalstolz und der Vaterlandsliebe, wodurch sich die Britten, Spanier und unsre Landsleute auszeichnen, so sehr auch ihre Dichter seit einiger Zeit diese Karakterzüge besingen. Ihr Stolz und ihr vaterländisches Gefühl bezieht sich bloß auf den Theil von Deutschland, worinn sie gebohren sind. Gegen ihre übrigen Landsleute sind sie so fremd, als gegen jede Ausländer. Im Gegentheil, in vielen Gegenden Deutschlands ist man ungleich mehr für einige fremde Nationen eingenommen, als für seine eignen Landsleute. Das Gefühl der Schwäche der kleinern Völkerschaften Deutschlands dämpft den Nationalstolz. Auch bloß deßwegen, weil Deutschland seine Kräfte nicht vereint gebrauchen, und seine Stärke andre Nationen fühlen lassen kann, werden seine Einwohner von andern Völkern verachtet die nichts voraus haben, als eine vestere Verbindung unter sich, oder eine lächerliche Eitelkeit. Wir beurtheilen die Menschen selten nach ihrem innern Werth, sondern bloß nach ihrem äussern Bezug. Wir schätzen den Russen, Britten u. s. w. nach dem Gewicht der ganzen Nation; aber nicht nach seinen Eigenschaften, und wenn er auch zehnmal mehr Barbar ist, als der Deutsche, so macht ihn die Stärke seiner vereinten Landsleute in Bezug auf andre Völker doch schätzbarer in unsern Augen.

Wenn der Karakter der Deutschen nicht das Glänzende andrer Völker hat, so hat er doch seinen guten innern Gehalt. Der Deutsche ist der Mann für die Welt. Er baut sich unter jedem Himmel an, und besiegt alle Hinderniße der Natur. Sein Fleiß ist unüberwindlich. Polen, Ungarn, Rußland, die englischen und holländischen Kolonien haben den Deut-

schen viel zu verdanken. Auch sind die erstern europäischen Staaten einen Theil ihrer Aufklärung den Deutschen schuldig. Nebst dem Fleiß ist die Redlichkeit immer noch ein allgemeiner Karakterzug der Deutschen. Die Sitten der Landleute und Bürger in den kleinern Städten sind auch noch lange nicht so verdorben, als in Frankreich und andern Ländern. Sie sind auch eine Ursache, warum Deutschland bey der starken Auswanderung noch so bevölkert ist. Uebrigens ist Nüchternheit auf Seiten der protestantischen, und Freymüthigkeit und Gutherzigkeit auf Seiten der katholischen Deutschen ein schöner Karakterzug.

Berichtigung

des XV. und XVI. Briefes.

Mit Vergnügen ergreiffe ich die Gelegenheit, welche mir die zwote Auflage dieser Briefe darbietet, einen wichtigen Fehler der erstern zu verbessern, und einem Fürsten, der Deutschland so viel Ehre macht, für einige im fünfzehnten und sechszehnten Brief von ihm gesagte Unwahrheiten, die Genugthuung zu geben, die in meinen Kräften steht.

Während meines Aufenthalts in Salzburg hatte das dasige Dohmkapitel gegen den H. Erzbischof beym Reichshofrath eine Klage anhängig gemacht. Dieß veranlaßte natürlicher weise Partheyen unter dem salzburgischen Publikum, und gab zu mancherley Gerede Anlaß. Ich wurde durch dieses Geschwätze verleitet zu sagen: „Der H. Erzbischof habe Geld aus der „landschaftlichen Kasse gegen Scheine genommen, und die „Landstände könnten nicht absehen, wie die Scheine wieder „gegen Geld verwechselt werden könnten“. In diesem Punkt

ward ich mit Unwahrheit berichtet; denn nie war in der Klage des Dohmkapitels die Rede von entlehntem Geld aus der Landschaftskasse, sondern das hohe Kapitel foderte nur das Recht, die Schuldscheine (nämlich des zu verschiedenen Staatsbedürfnissen aufzunehmenden Geldes) mit ausfertigen zu dörfen, worüber es aber unter dem 31. August 1779. ein ungünstiges Reichshofrathsreskript bekam. Eben so wenig konnte etwas von der Volkssage bewiesen werden: „Der H. Erzbischof schicke jährlich eine grosse Summe Geldes an seine Familie nach Wien.“ Ich wurde ferner irrig berichtet, daß von den 100000 Gulden, welche der H. Fürst den Augustinern abgenommen, die Hälfte in seine Privatkasse geflossen. Die ganze Summe ist, wie man urkundlich darthun kann, theils zum Besten eines Hospitals, theils für das Waysenhaus verwendet worden. Ueberhaupt ist der ganze Prozeß des Dohmkapitels gegen den H. Erzbischof zum Vortheil des letztern ausgefallen, und er geniesst nun, wie er es verdient, nach der vorübergegangenen Unruhe, die Liebe und das Zutrauen aller seiner Unterthanen, welches man mit den zuverläßigsten Thatsachen und Berichten bewähren kann.

Jedem unbefangnen Leser wird es von selbst auffallen, daß ich in diesen Briefen die Regierung von Salzburg für eine der vorzüglichsten in Deutschland halte. Daß ich in den oben berichtigten Punkten, so wie auch zum Theil in dem, was ich von den Bedrückungen des salzburgischen Jagdrechts sage, mit Unwahrheit berichtet worden bin. Ein fataler Zufall, dem alle, die sich in politische Gegenstände einlassen, ausgesetzt sind. Durch diese Erklärung und Berichtigung glaub' ich mich von dem unbilligen Vorwurf gereinigt zu haben, als wenn ich mir ein besonders Geschäfte daraus machte, nachtheilige Gerüchte von Grossen zu verbreiten. Als ich meine Reisen durch Deutschland machte, war der Gedanke, je etwas von meinen Bemerkungen und Erkundigungen ins Publikum kommen zu lassen, noch sehr ferne von mir. Wahre Vaterlandsliebe trug nicht wenig dazu bey, daß ich vieles sagte, was ich nicht würde gesagt haben, wenn ich bloß mein Interesse zu Rath gezogen hätte. Wer kann aber einen politischen, geographischen, oder historischen Gegenstand von dem Umfang des meinigen bloß urkundlich behandeln, und was würde aus allen unsern Zei-

tungen und Journalen werden, wenn man ihnen verböte, sich nicht auch zum Theil mit Volkssagen zu nähren? Man kann irre geführet werden, wie mein Fall auch war: allein durch eine Erklärung, wie die meinige hier ist, beweist man, daß man kein Verläumder aus Vorsatz ist; so wie der Fürst, welcher den Verkauf dieser Briefe in seinem Lande, ungeachtet der ihm nachtheiligen Unwahrheiten, die in denselben enthalten sind, nicht hindert, dadurch beweiset, daß er über alle Verläumdung erhaben und einer zweydeutigen Handlung unfähig ist, welches der Fall des Fürsten von Salzburg war.

Bey diesem Anlaß muß ich noch anmerken, daß der salzburgische Geistliche, der den Teufel neben sich auf der Kanzel erscheinen ließ, kein Pfarrer war, und der unkatholische Bauer auf der Vestung Werfen, von dem im 14ten Brief die Rede ist, seit einem Jahr todt ist.

Der Verfasser.

Ladenpreiß 1 Rthlr. 8 ggr. oder 2 fl. 8 kr.

Erinnerungen

über

einige Briefe

eines

vorgeblichen Franzosen,

der

sehr sonderbar von Sachsen aus bis über die Eider hinüber gereiset seyn will;

von einem

Veteran aus Thüringen,

der ehemals auch reisete, aber bedächtlicher.

Mit Churfürstl. Sächsischer Freiheit.

Altona,

auf Kosten des Herausgebers, und in Commission bei J. H. S. Hellmann, 1784.

Einige

Berichtigungen

des

zweiten Bandes

der

Briefe eines reisenden Franzosen über Teutschland.

1783. (Zürich,) 8.

Der angebliche **Marquis St. A. . .**, der im Anfange des Teutschen Museum, seinem schwarzen Bluthe Luft zu verschaffen suchte, aber damals noch durch weisern Rath seines Arzts daran verhindert ward, hat nun auf einmal soviel von seinen verdorbnen Säften ausströmen lassen, daß man von mehrern Oertern Gegengifte dagegen verschreiben wird; wozu schon von Salzburg her der Anfang gemacht ist. Da dieser lichtscheu namenlose Lästerer, nicht nur Teutschlands Fürsten, sondern auch ganzen Völkern Hohn spricht: so sollte ihm freilich, da wo er lästert, kein einziges Wort geglaubt werden, so lange man

nicht aus eignen Erfarungen weiß, daß Einiges wenigstens nicht Lästerung ist: denn bekanntlich sind zum Beweise solcher Thatsachen, woran die Ehre einzelner Menschen und ganzer Gesellschaften hängt, **mehrere unverwerfliche Zeugen** nöthig. Aber wir bösen Menschen glauben gar zu leicht jedes Böse; und so hat bei dem grossen Haufen immer der Lästerer Vortheile vor dem Vertheidiger. Soll aber darum niemand Wahrheit und Unschuld vertheidigen, wenn Eifer für beide im Busem lodert? So müßte das ganze menschliche Geschlecht gegen Wahrheit und Unschuld gleichgültig; und jeder Mensch müßte selbst Lästerer oder Bösewicht seyn! Eine so schwarze Vorstellung kann sich wol kaum dieser reisende Lästerer, selbst von jedem einzelnen Mitgliede derjenigen Völkerschaften machen, die er für Abschaum des Menschengeschlechts achtet. — Es wird also **würdigern Menschen** angenem, und Gleichgültigen, die von jedem Winde sich wiegen lassen, wenigstens lehrreich seyn; wenn alle liebloſe und ungegründete Urtheile jenes

unvaterländischen Reisenden durch Andere berichtiget werden, die **auch reiseten** und Länder und Menschen beobachteten, aber ohne von schwarzer Galle geängstet zu werden.

Da der Urheber so vieler Lästerungen sich wahrscheinlich niemals dazu bekennen wird, es müßte denn einmal der betäubte Richter in seiner Brust erwachen: so wird kein weltlicher Richter diesen namenlosen Menschen wie einen Zeugen abhören können; sondern man kann bloß den Lästerer in seiner Schwärze darstellen, ohne den Menschen zu kennen. Indessen wollen scharfsichtige Personen versichern, der Reisende sey ein **unvaterländischer Teutscher**; weil der Drukk-Ort die Haubtstadt der **freien** Leuthe ist, die gegen Rathsherren-Kazzen sich des Verbrechers beleidigter Majestät schuldig machen können. Ist aber die Urschrift dieser Briefe **teutsch**, so ist sie gewiß von einem Amphibion, das die Ehre hat, seine Muttersprache nicht gründlich gelernet zu haben; so wie Franzosen die Ehre haben, in ihrer Vater-

lands-Sprache sich nicht den geringsten Fehler zu verzeihn. Und wie Franzosen alle Germanismen, ihrer Sprache unwürdig achten, so scheint hingegen unser Unteutscher in die Französische Sprache so verliebt zu seyn, daß er die Teutsche durch Französische Constructionen, und durch unrichtig verstandne Französische Wörter, verunreiniget. Gleich auf dem ersten Blatte der vorläufigen Nachricht sagt er, „Jahrhundert von Ludwig" anstatt Ludwigs. Ferner, „der wirklich (en effet) in England ist" anstatt jezt. (actuellement.) S. VIII. wie ebenso viele Alexanders, (comme *autant* d'Alexandres,) anstatt, wie ein andrer Alexander; oder auch bloß, wie Alexander. — Wie ein galanter Franzos, hat er auch die Ehre, weder lateinische noch griechische Rechtschreibung zu verstehn: denn er schreibt Sistem, partheilich; (da doch Franzosen richtig partial schreiben;) und sogar Author, wie ein unwissender Engländer, da doch Franzosen sonst noch Auteur schrieben. In diesen Wörtern versteht er also

auch

auch nicht einmal Französische Rechtschreibung. Ja was noch ärger ist, er verwandelt das c der Franzosen in ein teutsches k, und schreibt deklamire; und da, wo Franzosen es, (wie alle übrigen Nationen, denen die Natur ein zarteres Ohr gab,) wie ße und ßi aussprechen, da verwandelt er es gar in ein slavisches z, und schreibt Zensur, Zeremonien, Simplizität, so wie sein ehemaliger Patron, Herr Boje nebst Konsorten. Diese neumodische Verunstaltung der Aussprache zeigt allein schon hinlänglich den **modernen Teutschen**, der alle Mundarten durch einander mengen will. Denn, so sehr auch Franzosen fremde Sprachen verunstalten: so suchen sie doch wenigstens deren Aussprache nicht **rauher**, sondern sanfter zu machen.

Andre wollen gar versichern, der Reisende sey **Domherr**, und geniesse zwo oder drei Pfründen; weil Eine für seinen lekkern Gaumen, und für seine hündischen Bedürfnisse, deren Drang er wenigstens in Baiern sehr stark

fühlte, (II. Th. S. 21.) nicht hinreichen würde. Aus seinen öftern Herzens-Ergiessungen über Wollüste der Tafel, und seinen Klagen über die Mässigkeit der Kur-Sachsen (II. Th. S. 15.) entsteht freilich hohe Wahrscheinlichkeit für seinen Domherren-Stand: denn welche andre Beschäfftigungen hat die Kirche für stiftsmässige Herren, welche diese affenliebige Mutter lebenslang mästet, damit sie zuweilen bloß ein Paar Trillerchen schlagen sollen? und welche andre Erszezzungen, als Speisen und Getränke, kann die neidische Alte jungen Männern dafür geben, daß sie keinen rechten Erben haben dürfen? Zudem liesse es sich auch bloß aus diesem Stande leichter erklären, warum der Reisende keine Liebe gegen das Land heget, das ihn so reichlich näret; denn, so lange Teutschland Domherren mästet, die nicht als Väter an dem gemeinen Wol Antheil nemen können, so lange wird es soviel wenigere Patrioten haben.

Genug über einen ungenannten Verfasser, der wahrscheinlich das Herz nicht haben wird,

sich

sich zu dieser Lästerschrift, so wenig als zum **Faustin**, zu bekennen. Ist er derjenige, der sich einigermassen verrathen haben soll, so hat er zuviel dabei zu verlieren, und zu wenig Teutsches Herz, oder Gewissen, um lauth rufen zu wollen, Me, me en adsum qui feci; in *me* convertite ferrum. Einige Recensenten (wie diese Herren oft sehr schief urtheilen,) haben ihm die Ehre erwiesen, ihn **freimüthig** zu heissen: aber ist diese Freimüthigkeit oder Frechheit von ädlerer Art, als diejenige mancher Recensenten, die hinter dem undurchdringlichen Vorhange ihres verschwiegnen Patrons **Grobheiten** drukken lassen, die keiner von ihnen in öffentlicher Gesellschaft einem Schriftsteller in die Augen sagen würde? Gehört Teutsches Herz dazu, freche Spöttereien und Lästerungen gegen Fürsten drukken zu lassen; indem man sich verkriecht, um von dem weltlichen Arme nicht erreicht zu werden? Nur der ist Teutscher Mann, der, wann er **Fürsten** sich nähern darf, **unter vier Augen** ihnen Wahrheit sagt, und sie so sagt, daß sie

nicht

nicht erbittern. Für jeden andern Menschen, der nicht dazu berufen ist, Fürsten **rathen** zu dürfen, ist jeder öffentliche Fürsten-Tadel Verbrechen; und **unehrerbietige Ausdrükke** von Regenten gränzen zunächst an Gotteslästerung. Denn Regenten sind irdische Götter! So lehrt uns die heiligste Offenbarung, gegen welche einige neuere Fürsten sich durch selbstsüchtige Rathgeber einnemen liessen; weil sie selbst nicht wußten, wie unerschütterlich durch einen einzigen göttlichen Ausspruch die Thronen gegründet sind, so lange Räthe und Volk jener Offenbarung gehorchen. Kein Regent muß, ausser dem Richter in seiner Brust, und den **stummen Urtheilen seiner Unterthanen**, einen irdischen Richter oder Tadler zu fürchten haben. Aber nur von **Monarchen** bitt ich dieses zu verstehn; nicht von **Aristokraten** oder **Ministern**. Nur Einer in jedem State darf über alle erhaben und unverletzlich seyn: jede andre Obrigkeit bleibt Mitbürgerinn ihrer Unterthanen; und gegen **Einige** solcher Unterdrükker der Menschheit muß

das

das Volk bei Monarchen klagen dürfen, weil es bei den Rotten und Familien seiner Tyrannen, (wo nämlich erbliche Aristokratie herrscht, oder bloß geborene Adliche im Ministerium sind,) kein Recht zu hoffen hat. Ausser solcher Klage bei einem mächtigern Richter, ist jede andre Selbst-Hülfe, sie sey Empörung, oder öffentliches Murren, Verbrechen; weil sie grösseres Uebel wirkt. Wehe dem verblendeten Volke, das unter Erb-Aristokraten Freiheit träumet: aber auch Wehe dem, welches gegen seine Tyrannen, bloß Schriftsteller-Geschrei aufbeuth, und jene nur häftiger erbittert! — Und wähneten auch einheimische Schriftsteller, zum Sprecher-Amte für ihre Mitbürger Beruf zu haben; wer hat doch wol weniger Beruf hiezu, als flüchtige Reisende, die in keinem Lande zu Hause sind, bloß in Gasthöfen, und unter Adlichen, Kaufleuten und Gelehrten Bekanntschaften machen, und dann schon ganze Völker und Landes-Verfassungen durch und durch zu kennen sich einbilden? Noch rasender und abscheulicher muß

jedem

jedem Kundigen das Schriftsteller-Geschrei tönen, wenn **Unterthanen** selbst ihren Fürsten und dessen Regirung lieben und damit zufrieden sind; und ein **Reisender**, der kaum in einem fremden Lande warm ward, über drükkende Auflagen schreiet, weil er etwa irgend einen Zoll bezalen mußte; oder auch nur, weil die **Speisen** für seinen verwöhnten Gaumen nicht lekker genug waren, und ihm deswegen zu kostbar dünkten. Ebenso widersinnig ist es, wenn Schriftsteller, die von **Weltbürger-Liebe** zu glühen vorgeben, und als Welt-Erlöser die unterdrükte Menschheit jedes Landes retten wollen, doch selbst ihre Wahrheitliebe dem meistbiethenden Fürsten aufopfern, und nicht das glüklichste Land zum Vaterlande erkiesen, sondern das, wo ihnen am meisten gebothen wird. Daß solche dann gegen eine Regirung, die sie selbst für drükkend im Herzen erkennen müssen, nicht öffentlich schreien, das ist pflichtmässig, und ist eben der erschlichene Vortheil drükkender Regirungen, die wenigen Gelehrten ansehnliche Besol-

dun-

dungen geben, um deren Schrei-Mäuler zu stopfen, oder ihre Mägen gegen Anfoderungen des Hungers zu verwahren: aber daß solche besoldete **Patrioten** flüchtigen Reisenden, die alles auf Sagenhören hinschreiben, patriotisch aufhäften; die Regierung, die so reichliche Besoldungen gibt, sey die glükklichste für den Bauer und Bürger, das ist ärgerer Betrug, als blosse Verhelung gewisser Mängel, die der Patriot Fremden zu verbergen verpflichtet ist. Der bittre Haß solcher gesättigter Patrioten gegen fremde Fürsten, die ihnen nicht nach ihrer Katheder-Politik zu regiren scheinen, hat meistens seinen Quell in dikkem Bluthe; und ebendieses erzeuget bei ihnen, sofern sie noch einiger Liebe und Dankbarkeit fähig sind, stärkere Anhänglichkeit an Landes-Regirungen, die allermildest gestatten, **von fremden Fürsten und Regirungen Lästerungen zu verbreiten,** und gar von jenen **verächtlich zu schreiben** oder auf Kathedern zu declamiren, wenn man nur von dem Landesherrn und dessen Regierung ehrerbietigst zu reden nicht vergesse. Hät-

ten

ten Fürsten Muße genug, jede Lästerschrift gegen andre Fürsten, die unter ihrem Schuzze gedrükkt und verbreitet wird, Höchstselbst zu lesen: so wäre das freilich nicht freundvetterlich gehandelt, wenn Sie zugleich beherzigten, solche Lästerungen könnten wenigstens bei Unterthanen gelästeter Fürsten schädliche Folgen haben. Aber man weiß ja wol, daß erhabne Fürsten von Einflüssen des Schriftsteller-Geschnatters so groß nicht denken; sondern, wenn ihnen einmal dergleichen Sprudeleien zu höchsten Ohren gelangen, meistens ungefähr ebenso antworten werden, wie jener grosse Dänische König: „Beissen uns nicht die Gänse, so fürchten Wir auch nicht die grossen Hänse," oder mit Horazen, Mene moveat *Cimex* Pantilius? Höchstens fürchten sie die widrige Folge einiger Minuten, die es haben könnte, wenn sie das Ungeziefer erdrükken wollten, das von der Natur zu keiner ädleren Wehre bestimmet ist, als ein Andenken à la Beelzebul zu hinterlassen.

Da der vorgebliche Franzos gewiß von mehrern Orten her beleuchtet werden wird; und ein Wahrheit-Freund über keine andre Länder und Völker etwas sagen darf, als die er **wirklich**, nicht bloß vom Sagenhören, kennet: so will ich ihn jezt nur auf seiner Reise durch **Sächsische** Länder (diesen Volks-Namen im weitsten Verstande genommen) begleiten; und durch **Erinnerungen** von aller Art unbefangnen Lesern zu zeigen suchen, wie wenig dieser Unteutsche **dachte**, eh er schrieb; wie oft er **sich selbst widersprach**; (weil er nämlich das nicht hatte, was Lügner in stätiger Bereitschaft haben müssen, — ein nie verirrendes **Gedächtniß**;) und wie höchst zweifelhaft also seine Zeugnisse selbst da sind, wo er vielleicht noch richtig gesehn und gehört haben mögte. Da seine Haubt-Absicht **Lästern** ist, so hintergeht die Wahrheit ihn zuweilen so sehr, daß er das herrlichste Lob niederschreibt, indem er zu lästern glaubt. So S. 15. im **zweiten Theile**; mit dem ich hier allein zu thun habe. Ihm, sind die **Brühen** der Kur-Sachsen **zu dünn**; (oder

nicht stärkend genug für einen abgematteten Domherrn;) gerade so wie in den industrieusen Niederlanden, oder bei den fröhlichen **Franzosen**, die ebenfalls nicht des Lebens höchste Säligkeit im Essen suchen, es müssen denn auch nur etwa die Domherren dort andre Leidenschaften haben. Die **kalte Küche** ist ihm gar ein Gräuel; und er hat es äuserst übel empfunden, daß die ädlen Sachsen gerade **an Küche und Keller**, als den grossen Endzwekken domherrlichen Daseyns, **kargen**; und dafür mehr auf **Puzz** verwenden, wovon man doch nicht **essen** kann. — In Teutsche Herzens-Sprache übersezt, würde dieses herrliche Lob ungefähr so lauten: **Kur-Sachsen** sind unter allen Teutschen Völkerschaften die einzigen Menschen, die es ganz zu empfinden scheinen, daß sie **mehr als Körper** sind; und daß nicht **Essen und Trinken** der höchste Endzwekk seyn konnte, warum das weiseste Wesen Geschöpfe mit Vernunft begabte. Sie wissen es, daß sie das erste **verfeinerte** Teutsche Volk waren; daß alle Fremden gern unter ihnen

leben;

leben; und daß der **Geist ihrer Gespräche**, bei kalter Küche oder bei ledigem Tische, jeder Seele, die nicht ganz verkörpert ist, mehr Vergnügen macht, als die lekkerste Tafel in ungezogner oder gähnender Gesellschaft, in einigen Reichsstädten oder in Klöstern. Sie glauben, daß jeder **Gast**, der für nichts, als Essen und Trinken, Gefühl hat, der geistigen Unterhaltung unwerth sey, und daß man ihn nach Wien und Baiern, oder in Clöster verweisen müsse. Bei allem dem glauben sie aber auch, daß, so lange wir in bürgerlichen Verhältnissen mit Menschen stehn, die nicht auf den ersten Blikk Seelen durchschauen, **standesmässige Kleidung** unentbehrlich sey; und sogar einiger kostbarerer **Puzz**, so lange wir ohne dieselben unfreundliche Begegnung oder verächtliche Blikke von gewissen Menschen, deren Gesellschaft wir uns nicht entziehen wollen, zu fürchten haben. In dieser Rükksicht ist jeden feinen Frauenzimmer, das nicht für Magd angesehn seyn will, die **Coeffüre** und Garnirung der Kleider wigtiger, als einem geistlichen

Herrn Kraftbrühen, Braten und Wein. — So viel zur Antwort auf die erste Klage gegen magre Küche und kostbaren Puzz der Kur-Sachsen von geringern Ständen.

Auch gegen den Adel zu Dresden klagt der Unteutsche S. 16. sehr bitter. Kaum drei Häuser haben 20 (müßige) Pferde im Stalle; Portiers, Kammerdiener u. d. gl. sind ziemlich selten; und diese (theils unnützen) Leuthe bekommen kaum halb soviel Gehalt, als zu Wien, (oder als die meisten Gelehrten.) Welcher Abstand von Paris! la seule ville de l'Univers, ou il y ait le plus de Fainéans! — Dieses wieder teutsch übersezt, wird ungefähr so lauthen. Der Sächsische Adel ist zu sehr aufgeklärt, um seine ganze Würde in Pferden und Laquais zu suchen. Er glaubt, beide seyen nützlicher zum Akkerbaue; und es sey der Menschheit unwürdig, daß eine einzige Person zu ihrer täglichen Bedienung mehr als eine Person brauchen sollte. Er überläßt den Porvenüs in Ost-Indien den hohen Vorzug,

daß

daß ihre Herrlichkeiten sich von Mitmenschen tragen und bewedeln lassen. — Und eine Sächsische adliche Frau glaubt sogar, der Schöpfer habe ihr den Verstand auch dazu gegeben, daß sie wirthschaften solle; um weder ihr Vermögen zu Grunde zu richten, noch ihre Mitbürger durch uneingeschränktes Schuldenmachen am Ende zu betrügen.

Da der Franzos denn doch endlich S. 17. der Industrie der Sachsen Recht widerfahren läßt, schliesst er mit einem Sazze, der bei aller Erziehung und Polizei-Einrichtung Grundsaz sein sollte. „Mit Gelde, das man durch Arbeit gewinnt, geht man am sparsamsten um." Folglich muß der Stat, so viel möglich, daß solcher Menschen, die ohne mühseelige und tägliche Arbeit Geld gewinnen, nicht zu viele geduldet werden; also weder Domherren und Mönche, noch überflüssige Hof-Cavaliers, Operisten, Zofen und Laquais, auch nicht zuviele Kutsch-Pferde.

Unser Franzos macht zuweilen auch einmal eine **moralische** Miene, um sich seinen Lesern auch in dieser Stellung zu zeigen. S. 19 scheint er recht dagegen eifern zu wollen, daß der grosse Hause zu Wien und München keine andre Wollust kenne, als sich den **Bauch zu völlen**; gerade als wenn er in Dresden etwas Erhabneres gesucht hätte. — Doch S. 21 wird er ganz **offenherzig**, (wenn es anders so heissen darf, so lange Einer Name und Stand verheimlichet,) und gesteht, wenn er länger in Ober-Teutschland geblieben wäre, daß dortige Wald-Nymphen, wie er die Mägdchen der Wollust schilt, seine **Begierden** ganz **hündisch** gemacht haben würden; weil er bei ihnen gar nichts anders hätte thun können, als zu Bette gehn. S. 22. hat er dieses zwar schon wieder vergessen; und preiset seinen ekeln Appetit, der ihn von einer solchen Handlung in einem öffentlichen Wiener Hause abschrekkte: doch sagt er gleich zunächst, er habe die Treue der Wiener Gattinnen öfter schwankend gefunden, als der Dresdnerinnen. Für

frem-

fremde Ehebetten grauete ihn also nicht; sondern nur höchstens für eigne Verunreinigung und Schmerzen, welche freilich das Abschreckendste für einen geistlichen Wollüstling sind, und durch deren Cur Seine Hochwürdige Gnaden bei einfältigen Christen hätte in böses Gerücht kommen können. — Uebrigens behagte das Zusammenschmelzen geistiger und körperlicher Wollust, in dem Genusse der schönen Sachsinnen, ihm am vorzüglichsten; und er bedauert bloß, daß ihr Fleisch nicht so elastisch sey, als der Baierinnen ihres; und daß jene deswegen zu früh für die Wollust welk werden, S. 23. Eben das bedauert er S. 338, nachdem er die schönen, und noch wizzigen Hamburgerinnen (S. 279.) kennen gelernt hat: um sich überall als Kenner der feinsten und reizendsten körperlichen Wollust zu zeigen. Denn, hätte er für diese kein Gefühl, was nüzten ihm dann alle Kraftbrühen, aller Wein; und was hätte er überhaubt für Freuden, da das ganze Leben sich nicht durch Essen und Schlafen ausvöllen läßt?

Nachdem der Briefschreiber sich eine Weile vergessen, und die Sächsische Industrie, besonders im Erzgebirge, auch den **aufgeklärten Land-Adel** S. 55. gelobt hatte; weil er jene doch unmöglich tadeln konnte; und bei diesen, welches ihm immer Haubtsache ist, der **Gastfreiheit** genossen hatte: so fiel ihm doch bald wieder ein, er hätte ja nun einige Seiten lang nicht gelästert; und holte das Versäumte sogleich wieder ein, indem er die **Töchter** eben der Herren, die ihn bewirtheten, gar zu **romantischer Verliebtheit** bezüchtiget, weil einige im siebenjährigen Kriege sich sollen haben verführen lassen, fremde **Officiers** zu heurathen, welches der Franzos, sehr **poli! entlaufen** heißt, S. 58. Gewiß verliebte sich aber doch kein Sächsisches Fräulein bis zu diesem Schritte, in einen Domherrn, den Römische Argliſt zu dem einsamen Leben eines Singvogels verdammete! Erschlichene Umarmungen darf sich jeder Domherr, wie jeder andre Nichtswürdige, rühmen: aber die schuldlosen ehelichen bleiben ihm versagt, so lang er in der

Ma-

Mastung seiner Kirche bleiben will. — Auch zu Leipzig, S. 60, haſcht er gleich wieder eine Gelegenheit zu lästern; indem er **Männchen mit leeren frisirten Köpfen**, die etwa ein Paar Jahre pro forma studirt, auch wol ein Doctor-Diploma gekauft haben, mit eigentlichen **Gelehrten**, die mit Kenntniß und Geschmakk studiren, zusammen stellet; und dann sich wundert, daß so verschiedne Menschen auf Einer hohen Schule zusammenleben. Wußte denn der grosse Geist noch nicht, daß Gelehrsamkeit nicht eingetrichtert wird, und daß ein armseeliger Kopf auch dort leer bleiben kann; oder sich bald wieder des geringen Gedächtniß-Vorraths entledigen kann, wodurch er mit genauer Noth das Examen ausstand? Zudem konnte ja auch seine Allweisheit, der Herr Franzos, nicht **en passant** alle Köpfe erforschen, die er bis auf ihren leeren Grund zu penetriren wähnte. Denn Prüfung der Köpfe ist so mißliche Arbeit, daß nicht nur **Facultisten** hiebei die lächerlichsten Irrungen zu Schulden kommen lassen, und durch ihr Bene bene

respondere manchen Schafskopf, wider sein eignes Bewustseyn überreden, daß er **Lehrer** einer schweren Wissenschaft zu heissen verdiene: sondern auch **Curatores**, die man einsichtsvolle Musageten schilt, erst **Buchhändler** berathfragen müssen, wer wol zu diesem oder jenem Lehramte brauchbar seyn möge, daß seine Erleuchttheit besezzen wollen, und doch nichts davon verstehn, weil Sie nur zu genauester Nothdurft Jura studirt haben. — S. 61. scheint der Franzos, um doch auch auf die neuesten Teutschen Schriftsteller schmähen zu können, die er selbst nicht las, sogar eine Stelle aus jener Recension abgeschrieben zu haben. Denn, den Worten nach, scheint er gegen **verstümmelte Wörter** zu eifern; und doch beißt er selbst den weiblichen Wörtern, z. B. Ursache, und dem **dritten Beugungs-Falle**, das **stumme** e weg, das doch sogar die Academie Françoise allen weiblichen Wörtern noch aus Gnaden gelassen hat, nachdem sie so viele radicale Buchstaben weggebissen hatte, bloß weil man sie in der Aussprache nicht

hör-

hörte; gerade als schriebe man für die Ohren, und nicht vielmehr für das Aug! (wol zu märken! Aug ist nicht weiblich; es braucht also eben so wenig ein weibliches e, ausser dem dritten Beugungs-Falle, als der Leib, der Rab, der Knab.) Der Herr Franzos schreibt auch S. 48, ich hab; da doch haben ein regelmässiges Zeitwort ist, dem man ausser Versen sein e nicht wegbeissen darf: indem nur den unregelmässigen, ich will, ich soll, ich seh, ich geh, das e fehlen darf, oder vielmehr muß. — Mit jener Kritike kam also der Franzos hier auch sehr blind; obgleich der arme Schelm glaubte, hier einmal Teutsche Auctorität für sich zu haben, weil er irgend einem Kunstrichter eine höchst gegründete Klage nachschrieb, die aber gerade auch gegen ihn selbst gilt. — Vielleicht dürfte man aus diesem Falle Vermuthung ziehn, der arme Tropf könnte auch wol die meisten seiner Lästerungen nur so blindlings niedergeschrieben haben, indem das angelegentlichste Verdammungs-Geschäfft ihm zum Nachdenken nicht Zeit ließ. Wäre dieses

ses der Fall, so könnte er freilich einmal leichter Vergebung seiner Lästerungen erlangen; indem er dann bloß zu bekennen brauchte: „Ich „armer Sünder habe, ohne Trug und List, „während der Verdauung, allerlei faules Ge„schwäzz niedergeschrieben, worüber ich jezt „Reue und Leid trage.“

Nach jener unglüklich angebrachten Sprach-Kritike, will unser Genie universel sich auch einmal das Air geben, als wäre er Juge competent en fait de Poésie. Er muß einmal in Leipzig ein Wort von der übermüthigen Pralerei aufgefangen haben, als hätten Kur-Sachsen allein den Geschmakk in der Teutschen Dichtkunst ausgebildet. Das schwazzet er nun S. 64. dreust nach: weil ein Franzos alles verstehn muß, ohne etwas gelernet oder untersucht zu haben. — Was aber noch lächerlicher ist, er leitet die stätige Bücher-Messe zu Leipzig aus eben der Ursache her. Wollte man auch zugeben, Hagedorn und Gellert hätten zuerst den poetischen Geschmakk

in

Ober- und Nieder-Sachsen gebildet: welch ein halsbrechender Sprung ist denn nicht von dieser Epoche bis hinauf zum Anfange der Leipziger Bücher-Messe! War es denn guther Geschmakk in den Zank-Schriften der Kur-Sächsischen Geistlichen, der zuerst Buchhändler nach Leipzig zog? Bildete sich nicht vielmehr der ädlere Geschmakk in der Gottesgelahrtheit durch den **Nieder-Sachsen** Mosheim? und in der Rechtsgelahrtheit durch den **Westfälinger** Pütter? in der Philosophie aber durch den **Preussen** Gotsched? nach dem erst der Leipziger Kästner folgte? und endlich in der Arzneigelahrtheit, wieder durch drei **Nieder-Sachsen**, durch Krügern, Unzern und Henslern? Welches Verdienst hatte denn **Leipzig** um alle diese Archonten des guthen Geschmakks in Prosa; ausser dem einzigen Verdienste um Gotscheden, daß die Universität ihn beförderte? — Zudem war es aber auch wol am wenigsten zu erwarten, daß wegen weniger **Dichter**, wenn **Kur-Sachsen** deren auch selbst mehrere gehabt hätte, der Buchhandel sich

aus-

ausschließlich nach Leipzig sollte gezogen haben, wenn nicht ohnehin der ansehnlichste Waren-Umsazz dort gewesen wäre.

Soviel von dem Anochronismus der nach Leipzig gezognen Bücher-Messe. Nun noch ein paar schiefe Urtheile; so voll Unkunde und Unbescheidenheit, als wenn sie wirklich aus einer französischen Feder geflossen wären, die dem Kopfe gar keine Zeit zum Nachdenken lassen will. „Die Schweiz, (oder eigentlich die Eidgenossenschaft) hat, ausser Geßner's Gedichten, nicht ein einziges vorzügliches litterarisches Kunst-Product geliefert.„ — La Raison? *Nous* n' en connoissons d'autre, que ces Idylles traduits par Mr. Diderot. — Armes Zürich! so sind die Namen deines Lavater, Meister, Hottinger, nicht zu der Allwissenheit des reisenden Franzosen gelanget? — Aber auch wehe dir, Bern! Ueber dich ist gar der Stab gebrochen. Denn Einst de la Nation la plus delicate et la plus frivole de l'Univers läßt in Zürich folgen-

genden Machtspruch drukken. „Hallers Gedichte haben eine barbarische Sprache.„ (O! verständen Sie solche nur! Mr. le François! Aber Sie haben Recht: es ist Kraft-Sprache darin; ganz anders als in den Mittel-Dingern, welche die Académie des Quarante mit dem Oden-Titel beehret; auch nicht so gedankenlos wegzulesen, als La Grandeur de Dieu, Poéme (ou Prose rimée) par Mr. Du-Lard.) Doch weiter! „Seine (Haller's) Schönheiten sind einzelne, abgerissene Gemälde, in philosophische Declamationen eingewebt.„ Antwort: Die Gemälde haben Sie doch wol nur in einer Traduction *libre* einmal angegähnet? Von Declamationen aber sollte billig kein Franzos sprechen, der drei Bände Dergleichen drukken ließ; und der Verfasser des Faustin hätte die höchste Ursache, Hallern schon wegen der einzigen Wahrheit Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. „Was Böses ist geschehn, das nicht ein Priester that?„ — Oder, halten Sie eine andre Stelle für Declamation? „Die Lüge, die gefällt,

ist

ist schöner als die Wahrheit.„ Wenigstens kömmt diese traurige Erfarung von der Verdorbenheit des Menschen-Gefühls, Ihren Declamationen, Herr Franzos, sehr zu Statten. Denn, wie wenig würden diese sonst von verständigen Leuthen Beifall erschlichen haben!

Doch, ein Franzos müßte weit langsamer schreiben, wenn er nicht in öftre **Selbst-Widersprüche** verfallen sollte! Da haben wir also gleich wieder einen dergleichen. „**Kunst** „entwikkelt sich nur durch Anschauen und Ge„fühl der erhabensten und schönsten Natur„Auftritte.“ Wäre diese Theorie so ganz richtig, so müßten ja die **Alpen-Hirten** weit erhabenere Dichter seyn als Klopstok; und überhaupt alle Helvetier, Tiroler, Böhmen und Erzgebirger, weit vorzüglichere Original-Dichter seyn, als die Bewohner des niedrigen Leipziger und Kur-Kreises; und Ramler könnte nicht der nächste nach Klopstokken seyn, weil er auch nicht einmal des herrlichen Anblikkes der Ostsee genieſſe, der vielleicht diesen öfter begeisterte.

Un-

Unſer Franzos iſt ferner S. 65. f. ſo beſcheiden, wie alle Franzoſen, den guten Geſchmakk in Teutſchland von Seinem Hofe (verſteht ſich la prémiere Cour de l'Univers!) herzuleithen: weil viele Teutſche Fürſten (o mögte unſre Nachwelt dieſes auch für Läſterung halten!) Franzöſiſchen oder oft nur Gaſconiſchen, Jargon ſprachen, und Vaudevilles de la prémiere Ville de l'Univers trillerte. — Mögte doch der Franzos nicht, aus lauter Suffiſance, die widerſprechendſten Anachroniſmen machen! Er war noch kein Académie Françoiſe, kein Boileau, da Opiz und Scultetus zu Liegniz und Breslau, alſo gerade am weiteſten vom Pariſer Hofe entlegen, zuerſt zeigten, daß auch Schleſien ihren Geſchmakk ausbilden könnten, wenn ſie einen Dichter vom Römiſchen Hofe (Horazen) zum Muſter wäleten; und da Logau ſogar den feinſten Wizz in Sinngedichten ſpielen ließ, ohne ihn aus Frankreich zu borgen. — Nur Einen Teutſchen Erbfehler hatte Opiz: „Verſtand war, was er ſprach; und was er

schrieb, Gedanken!„ Damit würde er dans les Ruëlles à la Cour wenig Glükk gemacht haben; und unser Francos abominirt gewiß die barbarische Sprache vor 150 Jahren. — Er klagt noch S. 66, daß es dem Helden Eugenius nicht gelang, die entnervte Französische Sprache am Wiener Hofe einzuführen: aber er vergißt hinzuzusezzen, daß eben dieser mißgelungne Anschlag vielleicht ein Vorboth eines ganz Teutschen Kaisers war, der in der Helden-Sprache, von einem Denis, Mastalier, Haschka, und Blumauer, besungen zu werden verdiente. — Wenn aber der leichtgläubige Franzos es irgend jemanden nachschreibt, an verschiednen Teutschen Höfen sey, schon vor der Zeit der neuesten vorzüglichern Schriftsteller, der Geschmakk gebildet gewesen: so muß er sich noch einmal ausführlicher belehren lassen, wie wenig man den Dichter vom Reimer, den Redner vom Schwäzzer, und den Schauspieler vom Lustigmacher zu unterscheiden wußte; oder theils noch jezt es weiß.

Fer-

Ferner hat unser leichtgläubige Franzos S. 67. es sich aufbinden lassen, die Schulen für die kleine Jugend in Kur-Sachsen wären schon lange in dem vorzüglichsten Stande gewesen; und schon daher sollten alle Sachsen einen mehr gebildeten Geschmakk mitgebracht haben. Den vorzüglichern Geistes-Gaben der Kur-Sachsen habe ich schon meine Achtung bezeiget: daß aber in ihren öffentlichen Kinder-Schulen der Geschmakk vorzüglicher gebildet werden sollte, das wird kein Kur-Sachs selbst zu behaupten wagen, so lange er das eingeführte erste Lesebuch nicht wegleugnen kann, welches fast ganz aus geschmaklosen, oder gar unteutschen Reimen besteht. z. B. aus folgenden:

„Der Jüde schindet arme Leuth. Das Jägerhorn bringt gute Beut.
Das Pferd dem Reuter steht wohl an. Das Peil gebraucht der Zimmermann.
Vorm Trachen uns bewahre Gott, und trage uns aus aller Noth.
Der Xgel voller Stachel ist. Nach Xüdenkirschen mich gelüst."

Hätte unser Franzos vollends in dem veralteten **Leipziger Gesangbuche** den niedrigkomischen Karrengaul-Gesang gelesen, der den Allerhöchsten also anschreiet: „**Spann aus**, spann aus, du frommer Gott, spann mich aus deinem Karren:" so würde er hoffentlich überzeugt geworden seyn, daß in Kur-Sachsen so wenig, als in andern Ober-Sächsischen Ländern, **Kirchen- und Schulen-Vorsteher** die Bildung des Geschmakkes bei dem grossen Haufen zu befördern Lust hatten; sondern daß vielmehr die guthen Köpfe sich selbst bildeten, indem vernünftigere Lesebücher in ihren spätern Jahren den Unsinn der Schul- und Kirchen-Bücher aus ihrem Gedächtnisse verdrängten.

Wenn endlich der Franzos sich einbildet, die **Sächsischen Mägdchen** (man sieht nicht, ob er Zofen, oder ausgebildetes Frauenzimmer meinet; dergleichen allerdings in Leipzig mehrere als anderswo sind,) seyen alle **empfindlich gegen Sprachfehler**: so zeigt er

nur,

nur, daß er selbst die reinere Teutsche Sprache nicht kannte. Denn wie manches wohlerzogene Frauenzimmer will in allem Ernste Männer belehren. Man dürfe nur zu einer Zofe sagen, „Ich bitte Sie; zu Damen aber müsse man sagen, „Ich bitte Ihnen," oder, Ich freue mich Ihnen wol zu sehn. „Eben so sagen die artigen Schönen auch, „Lernen Sie mir das," wann sie sagen wollen, „Lehren Sie mich das." Es ist zwar adler Stolz, daß die Leipziger gern Teutsche Attiker seyn wollen; anstatt daß den meisten Nieder-Sachsen Sprach-Richtigkeit ganz gleichgültig ist: aber daß jene, ohne Sprachlehre, vollkommen richtig sprechen sollten, dem widerspricht alle Erfarung; indem sogar ihre vorzüglichsten Schriftsteller eben darum manche Sprachfehler machen, weil sie sorglos glauben, in Sprach-Richtigkeit ganz vest zu seyn. Hätte der Franzos die Sprachlehre vollständiger inne gehabt, so würde er vielmehr öfter einsehn gelernt haben, daß die wenigen adleren Nieder-Sachsen, die sorgfältig Sprach-

lehre studirten, richtiger sprechen und schreiben, als die meisten Ober-Sachsen. — Uebrigens gebüret die Ehre, die Teutsche Sprache sorgfältiger zu lernen und zu schreiben, vielmehr einigen geschmakvollen **Pfälzern** und **Baiern**, als den Ober-Sachsen; und vielleicht wird jene Sorgfalt die guthen Köpfe jener Völkerschaften künftig zu classischen Schriftstellern erheben; wann die Sachsen noch immer sorglos träumen werden, allein im Besizzen der Sprache Richtigkeit und des guten Geschmacks zu seyn.

S. 70. schwazzet der Franzos gar zu gedankenlos daher, die elenden Leipziger **Fabriken-Uebersezzer**, die ihre Mutterspracke so wenig, als diejenige, woraus sie übersezzen zu wollen kekk genug sind, verstehn; diese **Mörder** so manches ausländischen Schriftstellers, und Verderber des Teutschen Geschmakkes, **übertrafen** alle kundigen Uebersezzer des übrigen Teutschlands. — Ja sie übertreffen an Mord-Begierde, an Sprachen- und Sachen-

Un-

Unkunde; worin nur der neueste Auswurf der **Wiener** ihnen gleichkömmt. Kaufmännisches Uebergewicht hat ihre gedrukte Maculatur, und hämmet den Umlauf vorzüglicherer Uebersezzungen: aber wer darin den Vorzug der Leipziger Litteratur sucht, der weiß gewiß diese nicht zu schäzzen. — Jeder würdigere Teutsche sieht vielmehr mitleidig den **Fabrikanten-Geist** zu Leipzig die vorzüglichsten Werke den wolfeilsten, und darum ungeahndet verderbenden, **Correctoro** preis geben. Ein Halbstudirter, der nicht einmal **m** und **n** an gehörigen Stellen zu sezzen weiß, hat Aufsicht über den Drukk der schönsten **Wielandischen** Werke; und für alle Sprachfehler, die ein so unwissender Mensch einem der sprachrichtigsten Schriftsteller unterschiebt, sollen kundige Leser bloß durch saubere Lettern und Papier entschädigt werden; und durch einige **vertheuernde Vignetten**, die solchen verdorbnen Abdrükken Vorzüge vor berichtigten Nachdrükken geben sollen, denen man doch lieber, wegen ihrer höchstbilligen Preise, einige Drukkfehler zu schenken geneigt

ist. — Von eben so vielen Fehlern wimmelt es in der vortrefflichen Bibliothek der schönen Wissenschaften, im Teutschen Museum, und der allgemeinen Teutschen Bibliothek, weil beyde in Kur-Sachsen gedrukkt werden: doch am meisten immer in allem **Weygandschen Fabriken-Verlage**, woran die Correctur-Kosten am ärgsten bekarget werden, und der ebendeswegen am kostbarsten ist; auch in allen Büchern, welche die **Buchhandlung der Gelehrten** besorgt, weil Drukk und Correctur nicht viel, aber solche verdorbne Maculatur-Bögen desto mehr kosten sollen, um es allen Käufern recht handgreiflich zu machen, daß das ganze Bücherwesen nur aus jüdischen Absichten betrieben werde.

Nachdem unser Franzos bisher so unkundig die Kur-Sachsen erhoben hatte, fällt ihm doch endlich wieder ein, daß er lange nicht gelästert habe. Sich dieses Schadens recht wieder zu erholen, nimt er also noch S. 70. ff. **à la Beelzebul**, von Leipzig Abschied; indem

dem er das geistige Zeugungs-Unvermögen der heutigen Leipziger mit dem physischen oder pathologischen paralleliſiret, und zwar mit so feinem Wizze, der wirklich einem Domherrn-Wanste Ehre machen könnte. Er spricht von litterarischen Bordels, worin die Schöngeister sich unvermögend arbeiten sollen: aber er erkläret sich nicht deutlich genug, ob er darunter Musen-Almanache verstanden haben will, oder Buchhandlungen, die nichts als Frivolitäten oder galantgelehrte Unterrichts-Bücher für Ungelehrte und Kinder verlegen wollen. — Am Ende gesteht der offenherzige Franzos denn doch, daß er eigentlich gar nicht über Geschmakk und Sprache hätte schwazzen sollen: weil für ihn der Erfinder der Näh-Nadel (wahrscheinlich meint er die Spikk-Nadel) mehr Verdienst hat, als Homer, der die Unsäligkeit der Zwietracht schilderte; und Klopstok der den Ewighochgelobten besang, und die göttliche Religion in einer Würde darstellete, worin wenige Prädiger sie zu zeigen vermogten.

Einen Eintritt in **Weimar** schändet der Elende sogleich durch Tadel des **erhabensten Herzogs**, der sogar unsre **Dichterlinge** schon mit dem Fürsten-Stande einiger maassen ausgesöhnet hat; so verächtlich auch sonst diese Hohen Geister, von der Höhe ihrer Dachstube herab, auf Fürsten niederblikken, und — schimpfen, wann ein Fürst mehr Behagen an einer Sängerinn, als an einem Barden oder Minnesinger hat. — Herzog Karl August will zu gerne ganz Mensch seyn, als daß menschlicher Tadel Ihn kränken sollte. Weil indessen der winzichte Verstand dieses Französelchens an dem erhabnen Fürsten grade nichts anders zu tadeln finden konnte, als **herablassende Menschlichkeit**, und **hohe Kühnheit**, als Folge des Bewußtseyns, daß ein Held alles kann, wozu er Muth fühlet: so antworte bei dieser Gelegenheit, zur Lehre aller kleinen Seelchen, die erhabne Geister tadeln wollen, das Gellertsche Pferd dem Aesel: „Du bist zu **meinem** Unbedachte, zu **meinen** Fehlern, viel zu klein.“ Wäre Karl August zum Domherrn gebo-

geboren, so würde Er es freilich behaglicher gefunden haben, in Braten-Dampf oder Champagner-Schaum gierig hineinzublikken, als von grausenvoller Felsenhöhe eine grosse Natur-Wirkung anzustaunen: aber dann wäre Er wahrscheinlich kein echter Enkel des Helden Bernhards. Die kleinen Seelchen, die keine eigne Erfahrungen von hohen Wahrheiten haben, belieben nur, sich folgender Horazischen Sprüche zu erinnern: „*Fortes* creantur Fortibus et Bonis," oder der herrlichen Ode, Qualem ministrum fulminis Alitem; wenn sie anders diese selbst lesen können: denn in einer französischen Ueberseszung mögte gar zu viel von dem Geiste der Ode verraucht seyn; da bekanntlich diese Langue mignonne längst zusehr entnervet ist, um wieder Oden-Sprache werden zu können, wie solches die sogenannte Ode sur la Bataville de Fontenoy am einleuchtendsten bewiesen hat, weil sie doch wenigstens einen der vorzüglichsten Dichter zum Urheber hatte, der im Ausdrukke sonst nicht arm oder matt war.

Wei-

Beiläufig macht der Franzos (S. 74.) sich auch einmal über die Evangelische Kirche lustig, und sagt, General-Superintendent heisse so viel, als kleiner Papst. Wie konnte er so muthwillig vergessen, was Intendant Géneral heißt? und wie konnte es ihm, als einem Dritthel-Geistlichen, so befremdlich seyn, daß jede Gesellschaft- und Anstallt-Aufseher haben muß; wenn es gleich deswegen gar nicht nöthig ist, daß man für jeden Ober-Aufseher einen Heiligen Geist erdichte, der ihn wählen solle; oder daß ein Ober-Priester unfehlbar sey; oder daß er zugleich Fürsten Rechte usurpire, und zu Welt-Geschäften sich zudränge. — Ich bin weit entfernet, geistlicher Herrschucht zu schmeicheln: aber da mir dieser Anlaß bei einem Buche willkommen ist, das doch hoffentlich von einigen Priester-Feinden dürfte gelesen werden, die sonst eben keine Apologie eines Geistlichen für seinen Stand lesen mögten; so wird es vielleicht nüzzen, wenn ich hier die Sache zeige, wie sie ist. Ja, in allen Kirchen und Secten waren Gözen,

zen, die unfehlbar zu seyn wähnten, und mit dem Allgüthigen haderten, daß Er nicht alle diejenigen zeitlich und ewig strafen wollte, die von seiner ewigen Liebe gegen alle Menschen kindlicher sprachen, als rächende Priester. Es waren immer **schwache Fürsten** und Regenten, die durch ihre geistlichen Diener sich blenden liessen, deren Rath-Gesezze für göttlich zu achten, und aus ihren Gebiethen treue Unterthanen zu verbannen, oder wenigstens diejenigen zu unterdrükken, die einen andern Glauben bekannten, als den die Priester-Gesezze bestätigten. In solchen Fällen durfte man dann freilich wol sagen, dieser und jener Ober-Priester **will Papst seyn**: aber es ist unbescheiden zu sagen, die ganze Evangelische Kirche dulte, nach ihren Grundsäzzen **Päpste**. Vielmehr ist gerade die **Evangelische Kirchen-Verfassung** unter allen Ober- und Nieder-Teutsch und Dänisch sprechenden, Völkerschaften die **unschädlichste** für den Stat: weil kein Teutscher General-Superintendent, Propst, Antistes und Metropolitan, auch kein Däni-

scher

scher Bischof, in weltlichen Gerichten Stimme geben oder verkaufen darf, wie in Sweden, England und Irland. Noch weniger sind Evangelische Ober-Geistliche, auch die Swedischen mitgerechnet, so unnatürliche Häubter wie die Bischöfe und Rectors der Englischen Hoch-Kirche, die ganz allein sich von den reichen Kirchen-Güthern mästen, und dabei der schimpflichsten Unthätigkeit fröhnen; die wirklich arbeitenden Kirchen-Glieder aber, die das als Miethlinge verrichten müssen, was für jene Herren zu niedrig ist, — den grossen Haufen in der Lehre der Glükfäligkeit zu unterrichten, zu welcher Absicht sie doch ursprünglich so reichlich versorget wurden, — der äussersten Dürftigkeit, und dadurch zugleich jeder Verführung zu Verbrechen, preis geben. Zudem sind ja, unter allen hier genannten Evangelischen Völkern, selbst Engländer nicht ausgenommen, die Regenten Ober-Bischöfe; und verhindern durch ihre Obermacht meistens die fürchterlichsten Wirkungen der Papstsucht ihrer aufrührerischen Götzen, wovon ja der Hr.

Fran-

Franzos selbst unten (S. 300. f.) das neueste Beispiel von dem aufgeklärten Magistrat zu Hamburg erzälet. Wer nur eben so viel gesunden Sinn hat, zwei so sehr verschiedne Dinge zu unterscheiden, der sollte sich schämen, von der ganzen Evangelischen Kirche Abscheulichkeiten zu lästern, die nur von wenigen Gözen wahr sind. So sehr ich die ächte Katholische Kirche verehre, jemehr sie von Hildebranderei wird gereiniget werden: so darf ich es doch sagen, daß bis 1782 der schimpfliche Unterschied der damals noch **Römisch**-Katholischen Kirche in Teutschland von der **Christlich**-Katholischen und Evangelischen Kirche darin bestand, daß in jener **unapostolische Anmaassungen** eines Italiänischen Ober-Bischofs, von Regenten, die Gottes Gewalt ausüben sollen, **geduldet** wurden; anstatt daß sie, nach den Grundsäzzen **Jesu**, der den anmaassenden **Petrus Satan** schalt, als **Hochverrath** gegen das rechtmässige einzige Oberhaupt Teutschlands hätten geahndet werden sollen, und von jedem Evangelischen Regenten, der seine Gottes-Gewalt

walt kennet, nach diesen christlichen Grundsäzzen würden bestrafet worden seyn. — Daß übrigens **Domherren** und **Mönche** aller Farben die Evangelischen Kirchen tödtlich hassen; weil diese nicht so viele **unthätige Halbgeistliche** mästen, als die vormalige Römisch-Katholische Kirche, zur Nachahmung der trübseeligen Aegypter, der betrügerischen Römer, und der niederträchtigen Anbether des Dalaj-Lama, mästete: das läßt sich freilich leichter begreifen, als vor aufgeklärten Lesern beschönigen. Also ferner kein Wort über das nachgeplapperte Geschwäzz des Franzosen (S. 90-111.) gegen die **frühere Kirchen-Reformation** Luther's und Calvin's, oder vielmehr **damaliger aufgeklärter Regenten**, denen jezt mehrere im Wesentlichen nacheifern. (Beiläufig achtet der Alles schief beäugende, Franzos S. 105. es für keine grosse Ehre, daß einsichtvolle Männer gegen **Mißbräuche** der Kirche eifern: es war aber doch gewiß grössere Ehre, als das unverständige Geläster heutiger unkundiger Philosophen gegen

gen Fürsten!) Die **Sitten** der Protestanten muß der scheelsichtige Mensch (S. 111-115.) doch vorzüglich **loben**; obgleich er sein bißchen Lob allemal mit dem bittersten Tadel durchpfeffert. Wenn er aber S. 111. von **Geld-erpressenden Kniffen** armer Protestantischer Land-Pfarrer lästert, die ärger als der **Seel-Messen-Wucher** vor Josefs Reformation seyn sollen: so mögte jeder Biedermann den Lästerer inständigst bitten, nicht bei einer so äusserst wigtigen Sache sich, wider seine Gewohnheit, zurükkhaltend anzustellen. Schleichen irgendwo Geheimnisse der Bosheit unter Protestanten, so müssen sie noch lauther gerüget werden, als die Gräuel betrügerischer Mönche. Aber durch welche Betrügereien könnte wol ein Protestantischer Pfarrer Geld von Christen erpressen, welche wissen, daß sie **ohne Geld-Opfer Sünden-Vergebung erlangen** können? Das **Beicht-Geld** war vormals der ärgste Gräuel der Lutherischen Evangelischen: aber weise Regenten haben dem Uebel doch wenigstens in soweit abgeholfen,

daß Beichtväter **keine Anfoderung** wegen eines so übelberüchtigten Sünden-Zolles wagen dürfen; und in **Dänemark** kennet man kaum den Namen des Beicht-Geldes, indem statt dessen bloß kleine **freiwillige** Geld-Opfer an den drei hohen Festen auf den Altar geleget werden, ohne daß der Pfarrer wisse, von wem jede Gabe komme. Die Gebüren für **Taufen** und **Trauen**, und der unnatürliche Zins für die heilige Kirchhofs- oder Leichen-Akkers-Erde, die in Lutherischen Ländern am unerbittlichsten eingetrieben werden, sind zwar für Arme, besonders für Widwen und Waisen, oft drükkend: doch ist die Taxe, wenigstens in Dänemark und Holstein, so sehr mässig, daß wenige dortige Arme durch deren Bezalung eigentlich gedrükket werden. Die sogenannten **Evangelisch-Reformirten** aber in den Vereinten Niederlanden bezalen nichts für Taufen und Trauen: sondern bloß den Begräbniß-Zins: Beichtgeld aber fällt bei allen Reformirten von selbst weg, weil sie nicht beichten.

Der Franzos erfrechet sich auch, Herder's geistreicher Erläuterung der ältesten Urkunde einen Recensenten-Hieb zu geben: weil er, wie die meisten Tadler grosser Schriftsteller, in dessen Geist nicht einzudringen vermag. Nachdem er aber Wieland's Geist ein wenig gelobt hat, speiet er wider dessen Herz (S. 75 - 80.) alle Lästerungen aus, die jemals aus den Federn und Herzen der gallsüchtigsten Recensenten mögen zusammengeströmet seyn. Göthe's Geist lobt er nur ein wenig; schmählet aber desto häftiger auf das Göthisiren S. 81 - 86. Das seltsamste in seinem Tadel ist, daß G. seine Waden und Backen, wie soviele teutsche Wörter, apostrophirt haben soll; wozu der fleischichte Franzos S. 87. noch hinzusezt, G. geniesse das Leben nur in so weit, als es mit schmalen Lenden sich geniessen lasse. Hier erkennet man wieder in dem bittern Kunstrichter den lechen Wollüstling, für den Fleisch und Bauch nebst Waden alles sind. Wird er einmal die Maden mästen, so wird auf ihn keine Grabschrift natürlicher pas-

sen, als jene eines Italiänischen Epikuräers, Hic Canonicus Capitularis *totus* jacet. — Uebrigens vergaß er zu Weimar, Gotha und Erfurth, **Küchen-Bemärkungen** zu machen; worauf er doch sonst sich am vorzüglichsten versteht. Unverantwortlicher aber ist der Undank, dessen kein Reisender sich schuldig machen sollte; daß er nicht einmal der neuen **Land-Strassen** erwähnet, die bis über Erfurth hinaus Weimarisch sind, bis soweit der Herzog hier Geleith- und Zoll-Recht hat: — doch, der fleischichte Mann mag wol, den ganzen Weg über, verdauet und geschlafen haben; und in solcher Lage kann man freilich nicht sagen, wie man durch die Welt gekommen ist. Ueberhaubt erzälet dieser flüchtige Franzos niemals ordentlich seine Reise: sondern springt meistens von Orte zu Orte, als wäre er durch die Luft fortgebracht worden, oder als hätte er seine Flucht mit der musterhaften Behendigkeit genommen, womit seine Landsleuthe die glorieuse Retraite von Roßbach nach Göttingen bewerkstelligten.

Ohne

Ohne also von einer einzigen Stadt zwischen Gotha und Wittenberg etwas zu sagen, wo er doch auch wieder Beobachtungen nach seiner Weise, — über Essen und Sitten — hätte, machen können; ist unser luftiger Franzos mit Roßbachischer Schnelligkeit in **Berlin**: wo unglüklicherweise ein Paar **lederne Hosen**, die vor einem schönen Hause zum Troknen ausgehängt waren, sein Gehirn sosehr zerrütteten, daß er sogleich vergessen hatte, daß selbst in der **prémiere Ville de l'Univers**, in den prächtigen Königlichen Thuilleries, ebenso gemeine Leuthe ihr Werk treiben; und nun in Berlin lächerlich fand, was ihm in Paris **splendide** würde geschienen haben. In dieser Zerrüttung seiner Sinne erfrechet er sich sogar des niederträchtigsten Spottes gegen einen Königlichen **Officier**, dessen Bedienter ein Hemd zum Troknen hinausgehangen hatte, S. 120. Wäre auch mancher Held nicht so überflüssig mit Wäsche besponnen, als mancher unnüzze Tage-Dieb, der ohne Arbeit reich ist: so sollte doch jeder, der zusehr Weichling ist, um gegen

kalten Stahl und glüende Kugeln zu stehen, einen Mann, der zu beidem kühn genug ist, mit Ehrfurcht anblikken; und wäre der Weichling auch Prince oder Duc derjenigen Nation, deren Sieben bei Roßbach vor Einem von der Preussischen Wach-Parade Meilenweit flüchteten.

Bei Berlin darf ich übrigens keine Berichtigungen machen wollen, weil ich selbst noch nicht dahin gekommen bin. Denn vor 15 Jahren, da ich einmal hin wollte, wurden in Halle noch Taschen visitirt; und ich eilte wieder nach Kur-Sachsen zurükk. Jezt soll diese schimpfliche Behandlung unschuldiger Reisenden den Thorwärtern scharf verbothen seyn: aber ich hatte noch nicht wieder Gelegenheit, auf diese gelindere Bedingung, das herrliche Berlin besuchen zu können. — Ich muß nun mit unserm Franzosen zurükk nach dem Erzgebirge, wovon er S. 269. noch etwas ganz unerhörtes nachholet. Da geht nämlich für ihn das schauerichte unwirthbare Nordland an, wo-

von

von die Franzoſen-Heimchen (oder die niemals über Paris hinausreiſeten,) ſich noch ebenſo abſchrekkende Begriffe machen, als weiland Tacitus ſeinen Römiſchen Schwächlingen von Teutſchland jenſeit der Donau machte. Um alſo ſeinem zärtlichen Herrn Bruder in Paris gleich auf einmal den ſcheuslichſten Begriff von dem ganzen nördlichen Teutſchlande zwiſchen dem Erzgebirge und Hamburg beizubringen; ſchildert unſer Franzos ihm hier zuerſt, (obgleich er vormals zwiſchen Prag und Dresden, oder zwiſchen Leipzig und Weimar, dieſe Klage zurükhielt,) die viehiſche Art, wie durch Sachſen die Poſt-Paſſagiers ſollen fortgebracht werden. „Sie müſſen ſich, ſagt er, auf einen groſſen plumpen Bauer-Wagen ohne Dach und Fach, auf Stroh hinlegen wie die Schweine.“ Und S. 350, da er auf dem Poſtwagen von Göttingen nach Caſſel gefahren war, ſagt er wieder, er habe „ein hübſches weibliches Stükk Fleiſch, (das ihm aber nicht ſo behagte, wie die feiſten Baieriſchen Menſcher,) vor ſich auf dem Strohe lie-

gend gehabt.“ Nun frage man die einfältigste Dienstmagd, die jemals in den Sächsischen Landkutschen und auf den Hannöverischen bedekten Postwägen gefahren ist, ob man sie auf Stroh hinlegte, oder ob Sizze in den Wägen waren: so wird der reisende Franzos, mit allen seinen Lügen, gleich danieder liegen.— Sollte man es bloß für ihn nöthig gefunden haben, ihn unten im Wagen auf Stroh zu legen, damit er nicht vom Sizze herunter stürzen mögte: so müsste sein Kopf, bei jeder Abfahrt von einer Herberge, ganz bestialisch überladen gewesen seyn; und dann dächte ich doch nicht, daß man ein solches Schwein, (womit er ja selbst sich vergleicht,) zwischen menschliche Passagiers würde hingelegt haben. War aber die Post eben nicht so stark besezt, daß für seine bequeme Lage Raum genug war: so sollte er vielmehr dafür danken, daß man ihn noch sanft auf Stroh legte, damit wenigstens seine äusern Gliedmaassen nicht ebenso beschädigt würden, wie sein zerrüttetes Hirn.

Indessen kam der arme Teufel doch, auf dem erbarmenswerth beschriebnen Fuhrwerke, so unbeschädiget nach **Meklenburg** und **Hamburg**, daß er hier sogleich wieder das **Haubtgeschäfft** seines Lebens glüklich verrichten konnte, nämlich — **Essen** und **Trinken**. Und dafür lobt er dann auch, wider seine Gewohnheit, den **Meklenburger Adel**, S. 273. f. und die **Hamburger Kaufleuthe** S. 276 - 79. Denn sie futterten und tränkten ihn **lekker und reichlich**; und das **Frauenzimmer** war so gesprächig gegen ihn, daß er sie deswegen über die Sachsinnen sezt. Doch kann er nicht umhin, lange nachher noch einen Haubtmangel an allen Schönen, von Sachsen bis Hamburg, zu rügen; nämlich daß ihr schöngefärbtes **Fleisch** (S. 338.) ihm nicht vest (oder elastisch genug war: denn mit dem Fleische gewisser Arten von Frauenzimmer hat er überall sich sehr bekannt gemacht. — Die übrige Menschheit aber konnte er, wegen seines Haubtgeschäfftes, niemals recht beobachten. Daher schwazzet er S. 339. von allen Männern

nern zwischen der Elbe und dem Nordpol, so unkundig wie von Lappern und Samojeden: indem er mit Französischer Allweisheit, behaubtet, **kein Mann**, in dem von ihm sogenannten Norden, könne 400 Pfund eine beträchtliche Strekke wegschleppen, wie einige Genovesische und Napoletanische Lastträger. Hätte das Essen und Trinken ihn nicht mit solcher Allgewalt beherrschet, daß er Zeit erübriget hätte, **arbeitende** Menschen an der Elbe genauer kennen zu lernen: so würde er gewiß, unter sogenannten **Krahn-Trekkern**, (deren zwene oder drei, wie die stärksten Pferde, ganze Karren-Lasten bergan fahren,) oder unter Schiffs-Zimmerleuthen und Matrosen, mehrere so starke Lastträger gefunden haben, zumal wenn es um eine ansehnliche Wette gegolten hätte.

Wegen des guthen Futters, ist übrigens der arme Schlukker den Hamburgern so dankbar zugethan, daß er alles nachplaudert, was irgend ein einfältiger Kaufmann (ich vergeß nicht,

daß

daß auch aufgeklärte Handelsherren dort sind,) ihm mag vorgewinselt haben. Z. B. S. 286. „die **Königlich-Dänische Regierung** unterlasse nichts, was der Stadt Hamburg schaden könne.“ Warum nicht lieber **Thatsachen** angeführt, **wie** denn **wirklich** die Königliche Regierung dieser Stadt **schade**? Durch **Begünstigung des Altonaischen Handels** vielleicht? Denn so schwazzen einige einfältige Hamburger. — Aber wie unwürdig würde die Königliche Regierung seyn, daß soviele fleissige und reiche Ausländer unter Ihren Schuzz sich begeben hätten; wenn Sie jemals die Erweiterung des Altonaischen Handels einschränken wollte, wenn etwa der Hamburgische Handel dadurch erweitert werden könnte? Wird auch nur die mindest aufgeklärte Regierung so unväterlich gegen ihre Unterthanen handeln? Nein! die schimpflichen Zeiten der **Hansa** sind vorbei; und wenn jezt noch ein einfältiger Bürger einer Hansa-Stadt träumen könnte, daß ein König ihm **Monopolia**, zum Schaden Seiner eignen Unterthanen, zu-

sichern

sichern sollte, so mögte der wol gerade am wenigsten von Handels-Politik verstehn. — Mir fällt noch ein Fall ein, wo vielleicht einfältige Hamburger glauben dürften, der König von Dänemark könnte wol nachbarlicher gegen sie handeln, als Er thun darf. Sie mögten nämlich gern **unter Dänischer Flagge** in das mittelländische Meer handeln, weil sie selbst keine Bündnisse mit den Raub-Nestern machen dürfen; und diese Vergünstigung denket ein unwissender Kaufmann oder Schiffer sich ebenso, als wenn man etwa einem Nachbar seine Equipage leiht. Aber 1) ist ja der König Selbst durch Tractaten gebunden, daß Er **nur Seinen Unterthanen** Pässe zu solchen Reisen geben darf; und handele Er anders, so würde Er bundbrüchig: welche Treulosigkeit also auch nicht einmal ein nachbarlicher König dem andern zumuthen dürfte. 2) Würde doch auch jedes Hamburgische Schiff, welches unter Dänischer Flagge in das mittelländische Meer fahren dürfte, einem Schiffe Königlicher Unterthanen, an ihrem ansehnlichen

Ge-

Gewinne von Zwischenhandel und Frachtfuhren in diesem Meere, Abbruch thun können: welches also auch der König nach Seinen unverlezlichen Verpflichtungen Seiner Unterthanen Vortheile möglichst zu befördern und deren Nachtheil zu verhüthen, nicht bewilligen dürfte.

Ferner hat der einfältige Franzos sich es aufhäfen lassen, die Königlichen Minister glaubten durch den neuen Ostsee-Canal dem Hamburgischen und Lübekischen Handel unheilbare Wunden zu schlagen. Daß Lübek dadurch sehr verlieren könne, wann künftig Dänische, Swedische und Russische Schiffe, fast in ebenso kurzer Zeit, nach Hamburg und Altona werden fahren können, als nach Lübek; das läßt sich noch denken: doch gewinnt es dagegen auch eine kürzere und weniger gefährliche Fahrt in die Westsee und in den Canal la Manche, als bisher durch das Kattegatt. Aber Hamburg gewinnt ja, bei dieser künftigen Canal-Fahrt vielleicht ebensoviel in Absicht auf den

Ost-

Ost-See-Handel? — Uebrigens hat nichts, was der König zu Seiner Unterthanen Vortheil thut, gerade eine feindseelige Absicht gegen Nachbarn: wenn nur diese nicht jeden Vortheil der Dänen als ihren Nachtheil betrachten. Uebrigens kann vielleicht der unmittelbare Schlesische Leinen-Handel nach Spanien den Hamburgern mehr von ihrem bisherigen Gewinne entziehn, als der Ostsee-Canal.

Am Ende (S. 288. f.) gesteht der Schmarozzer selbst, daß Hamburgs Wolstand bloß auf dem Verderben aller benachbarter Staten beruhe; und billiget das Preussische Accise-System, (welches er Ak-zis schreibt, als wenn er dieses fremde Wort gar nicht kennete, sondern es bloß nach der teutschen Aussprache aufgefangen hätte; wo aber doch wenigstens die zweite Syllbe nicht zis, sondern zies ausgesprochen wird. So geht es, wenn man nach dem Gehöre, ohne gründliche Kenntniß der Wörter schreiben will!) Das Einzige scheint ein kundiger Mann ihm gesagt zu haben, daß

Ham-

Hamburg der dort herrschenden Handels-Freiheit die Grösse seines Handels verdenkt: weil er aber bei keinen geringern Bürgern Belehrungen suchte, als nur bei solchen, die vermögend waren, ihm lekker und reichlich zu speisen und zu tränken; so erfuhr er gerade das Uebel nicht, was Hamburgs arme Bürger drükket, und was noch immer zur Erweiterung der Stadt Altona am meisten beitragen mag. Weil nämlich Hamburg, (das keine selbsthervorgebrachte Ausfuhrwaaren hat, auch keine andre rohe Waaren zu beträchtlicher Ausfuhre verarbeitet, als Zukker und Trahn,) ohne jene uneingeschränkte Handels-Freiheit, nicht so beträchtlichen fremden Handel würde an sich ziehen können; und doch nothwendig zu dem Stats-Aufwande einer so ansehnlichen Republik beträchtliche Einkünfte erfordert werden: so müssen die geringern Bürger weit schwerere Auflagen bezalen, als die in Altona; zumal da die Handels-Politik auch nicht einmal erlaubt, daß reichere Kaufleuthe nach ihrem Vermögen beschäzzet werden dürfen.

Noch

Noch mehr, die **Mähl- und Fleisch-Accise** (oder Zies, wie die Hamburger das Wort aussprechen) drükket am härtsten ärmere und kinderreiche Bürger; und die wolhabenden, die weit mehr als Brod und Fleisch zu ihrer Nothdurft brauchen, fühlen sie fast gar nicht. Der milde Magistrat läßt zwar den ärmsten Bürgern das **Mähl** etwas wolfeiler zukommen: diese fühlen sich aber doch öfter gedrungen, einige Pfunde wolfeileres **Fleisch** aus Altona zu holen, sooft sie es nur, unter dem Schuzze irgend eines fremden Reichsstands-Bedienten, oder eines Werbers, (denn alle diese sind in Hamburg zollfrei,) hereinbringen können.

Alle Hamburger, die **starkes Doppelbier** lieben, laufen besonders Sonntags und Montags nach **Altona**; wenn sie auch nur Ein Stündchen Zeit übrig haben, um ein grosses Paßglas voll auszuleeren: denn auf das Hereinbringen fremden Biers im Magen ist bis jezt noch keine Accise gelegt worden. In diesem beträchtlichen Consumtions-Artikel mögte

wol

wol die Nähe der Stadt Altona den Consumtions-Einkünften der Stadt Hamburg den meisten Abbruch thun: aber gerade hieran dachte wahrscheinlich der Königliche Stifter jener Stadt am wenigsten. Die weise Regierung wollte blos fleissige Reformirte und Mennonisten nach Altona ziehn, indem sie solchen **christliche Freiheit** zum Gottesdienste nach eignem Gewissen gab, welche die **unchristlichen Orthodoxen** oder Oxorthodokaken in Hamburg ihnen verweigerten. Glüklicherweise braueten und brauen noch immer einige **Mennonisten**, (ohne durch ihr Glaubensbekenntniß ein ausschließliches Recht auf den Himmel der Orthodoxen zu behaupten,) ein **geistigeres Doppelbier**, als die Hamburger, ungeachtet ihrer stärkern Ansprüche auf dem Himmel, brauen konnten und noch können; und so kam **Altona**, bei aller Scheelsicht der Hamburger, in ungestörten Besizz eines nicht unbeträchtlichen Consumtions-Handels. — Weil doch nun einmal das **Hamburger Bier** von den meisten Hamburger Männern öffentlich für

schlechter erkläret wird, als das Altonaische Doppelbier; obgleich das Frauenzimmer wol noch immer dem süssen Rummeldeus, und dem Broihan, der selbst wann er im Sommer ein wenig säuerlich wird, einen lieblichen und erquikkenden Erdbeeren-Geschmakk hat, den Preis zuerkennen mögte: so bitt ich alle, die in Ermanglung andern Biers Hamburgisches trinken müssen, um Verzeihung, wenn ihre Delicatesse, durch ein hier gedrukktes Mund-Zeugniß eines ehrlichen Hamburgers, sollte gekränket werden. (Vielleicht kann diese Vorstellung **andre Handelsstädte** desto kräftiger ermuntern, an **reinem Fließwasser** mehrere **Zukker-Raffinereien** anzulegen, als sie bisher zu thun Ursache zu haben glaubten, so lange sie bloß auf Gewinn, und nicht zugleich auf Delicatesse der Käufer, Rükksicht nahmen.) Der ehrliche Hamburger sagte mir nämlich, da ich zum ersten Male in der **Weihnacht-Zeit**, nach Hamburg kam. „Unser **Bier** ist jezt sehr süß von Honigkuchen." Und, da ich den Zusammenhang dieses Sazzes nicht einzusehen

bekannte, gab er mir ganz gefällig folgende deutliche Erklärung. „Alles **Wasser** zum Brauen und zum Zukker-Sieden wird aus den **Stadt-Canälen** geschöpfet, in welche alle **Abtritte** ihren Abfluß haben: wann nun in der Weihnacht-Zeit die meisten Menschen **Honigkuchen** essen, dann wird unser Bier desto süsser, und man kann an Bier-Suppen den Sirup sparen. Man ist aber doch so reinlich, das Wasser aus den Schöpf-Einern durch **Besemreis** zu giessen, damit das Dikke zurükbleibe; oder auch die Ratten und Mäuse, die zuweilen darin ertränket sind." — Der Erzäler dieser widrigen Thatsache bittet nochmals alle Consumenten des Hamburger Zukkers gehorsamst um Verzeihung, wenn er ihnen den Wohlgeschmakk Ihres Cafeh sollte verleidet haben. Es geschah wirklich nicht Ihnen zu Leide: sondern bloß aus aufrichtiger Menschenliebe.

Unser Franzos scheint nicht, das Bier so gierig eingeschlurfet zu haben, als den Wein:

desto mehrere Anzüglichkeit aber hatten für Ihn die **öffentlichen Häuser**, wovon er bei jedem Orte am meisten als Kenner spricht. Doch genoß er derselben so, wie die geschmakvollen Thiere, womit er auf seiner Herfahrt sich so wizzig verglich; das heißt, ohne sich darum zu bekümmern, **auf wessen Grunde und Boden** er war. (In Hamburg braucht man das treffende Sprüchwort gegen **naseweise Fremde**, die so wie der Franzos schwazzen, „**Strekke erst den Finger in die Erde, und riech, wo du bist!** Zu öftrer Wiederholung dieses nöthigen Zurufs hätte der Franzos sich billig einen beständigen Monitor halten sollen; um nicht oft so ganz unsinnig von Dingen zu schwazzen, wovon er nicht das geringste weis oder versteht.) Da ein Mensch wie Er keinen Begriff davon hat, wie man von Majestäten reden müsse, so schmiert er, (S. 281. f.) trozz aller Wahrheit! hin. „Der **König von Dänemark**, der **Altona**, aus Eifersucht auf Hamburg," (in dem Munde eines vernünftigen Menschen würde dieses geheissen

heissen haben, aus schuldiger landesväterlicher Fürsorge für Seine fleissigen Unterthanen,) „auf alle Art" (doch nicht wider Sein Gewissen,) blühend zu machen sucht; scheint, den Bordels und Wirthshäusern Hamburgs ebensoviel Abbruch, als dem Handel derselben, thun zu wollen." — Unkundiger Lästerer! die Bordels, wo Sie Ihre Nächte zubrachten, waren Hamburgisch; und wären Sie bis an die Thore der Stadt Altona gekommen, würde jedes Kind Sie haben belehren können, daß da erst das Königliche Dänische Gebieth anfängt. In Altona duldet die Königliche Polizei keine öffentliche Bordels; und sooft sich heimliche einschleichen wollten, wurden die Mensche durch die Policei-Wache nach Glükstadt in das Spinnhaus gebracht. Aber auf dem sogenannten Hamburger Berge, oder am hohen Elbe-Gestade, wo eine Hamburgische Vorstadt bis an die Altonaischen Thore gebauet ist; und auf dem Heiligengeists-Felde, wo der sogenannte Pesthof oder das Kranken-Haus der Unheilbaren liegt, von

da eine Strasse bis an ein andres Altonaisches Thor läuft, und unbilligerweise nach den stillen Mennonisten, (mit dem diesen vom Pöbel gegebnen Schimpfnamen) **Klütjen-Stieg** genannt wird; da sind **ganze Reihen öffentlicher Bordels**, wo fast jeder Vorbeigehende **angerufen** wird, wann die Menscher aus langer Weile vor den Thüren stehn. In solchen Häusern werden Sie mehrmals gewesen seyn, und Sich immer eingebildet haben, Sie wären in Altona: weil Sie in Ihren statistischen Forschungen nie gründliche Gewißheit suchen.

So öffentlich nun zwar diese Bordels geduldet werden, so mögte ich mich doch nicht erfrechen, den verehrenswerthen Hamburger Magistrat zu lästern, als suchte Er durch so schändliche Mittel Dänisches Geld in Sein Gebieth zu ziehn; wie Sie, Nichtswürdiger! eine Majestät zu lästern Sich erfrechen. Ich glaube vielmehr nach der christlichen Liebe, der weise **Hamburger Magistrat** erkenne diese Häuser, wider Seinen Wunsch, für **nothwendige**

Uebel

Uebel bei grossen Welthandelnden Städten; um das gröſſere Uebel zu verhüthen, daß das **unbändige ausländiſche Seevolk** nicht gegen unſchuldigere Mädchen in der Stadt Gewalt brauchen möge. Denn, ſo ſehr auch dieſem würdigen Magiſtrat Sittlichkeit Seiner Unterthanen am Herzen liegt, ſo iſt Er doch zu weiſe, als daß Er jeden Durchreiſenden, der kein praktiſcher Chriſt ſeyn will, vergebens unter die Geſezze des Chriſtenthums ſollte zwingen wollen. Ein Hamburgiſcher Bürger ſelbſt aber, welcher einer Ausſchweifung in einem ſolchen Hauſe könnte überwieſen werden, der hätte gewiß ſich keiner Nachſicht ſeiner Obrigkeit zu getröſten.

Jezt aber noch ein Wort, Herr Franzos, über das Schimpfwort **Geſindel**, womit Sie einen groſſen Theil Altonaiſcher Bürger verächtlich zu machen hoffen: weil es Ihrer Scheelſicht ſchmerzlich iſt, daß die Milde der Königlich-Däniſchen Regierung in dieſer einzigen Stadt 35000 **arbeitende Menſchen** ſollte

versammelt haben. Ich will Ihnen offenherzig gestehn, (worüber Sie vielleicht Sich noch mehr wundern werden,) daß ich, in gewissen Rükksichten, die Altonaer nicht so sehr liebe, als die Ihnen so verhaßten Dänen: aber die Gerechtigkeit, glaube ich, auch als Fremder, den Altonaern schuldig zu seyn, daß ich bei dieser Gelegenheit bezeuge, bei längerm Aufenthalte in dieser Stadt, als der Ihrige an irgend einem Orte mag gedaurt haben, weder von **Dieben** noch **Straßen-Bettlern** beunruhiget geworden zu seyn. — Wie hämisch war es, noch 1783 eine längst vergessene Lästerung aus dem auch bald glüklich vergessenen **Hübner** wieder drukken zu lassen; die vielleicht kaum ein verständiger Hamburger jezt noch wiederkäuen wird, es müßte denn aus noch unchristlicherer Eifersucht geschehn, als Sie dem Könige von Dänemark gegen die Hamburger aufbürden?— Soviel ich beobachten konnte, herrschte schon längst keine so feindseelige Eifersucht zwischen beiden Städten, als Sie Ihre leichtgläubigen Leser bereden wollen: sondern sehr viele Alto-

naer

naer und Hamburger sind durch Bande der Blutsfreundschaft verbunden; und sogar gegen die Dänischen Monarchen lästerten die Republikaner nie so frech, als Sie, der Sie zu einer Nation gehören wollen, welche die gesittetste auf dem ganzen Erdboden seyn soll.

Weil Sie doch die **Hamburgische Regierungs-Verfassung** (S. 293-97.) so genau aufgeschrieben oder abgeschrieben haben, will ich Ihnen auch dazu eine Berichtigung geben, die vielleicht auch Ihren Lesern willkommen seyn wird. Das Gesezz, daß, wer die **Wahl** zu einer **Raths-Stelle ausschlage**, sogleich die **Stadt räumen** müsse, wird wol nie nach seiner scheinbaren Strenge ausgeübt werden. Denn, wer zu solchen Aemtern kein Belieben hat, der sichert sich zum Voraus dagegen, indem er sich einen **Titel** von einem Könige oder Teutschen Reichs-Stande erbittet oder kauft. Und mit solchem Titel erwirbt er zugleich **Jurisdictions- und Zoll-Freiheit** für seine Hausgenossen und Bedienten;

auch **persönliche Befreiung von Auflagen**, wenn er keine Grundstükke besizt. Sonst ist von dem persönlichen Dienste unter den nächtlichen Bürger-Wachen auch jeder **Graduirte** befreiet; welche Ursache mit dazu hilft, daß die meisten Hamburgischen Studirenden die auch nur pro forma die Rechte studirten, sich den Bononischen Ehren-Titel, **Lehrer beider Rechten** kaufen, nachdem vorher einige Fragen von Universität-Lehrern an sie geschehn sind, und sie eine Disputation für ihr Geld haben drukken lassen, worüber sie, nach lateinischer vorgeschriebenen Formeln mit 2 oder 3 Studirenden auf einem Lehrstule ein Paar Stunden sprechen müssen. Weiß man von einem solchen Doctor, daß er wirklich keine Rechte versteht: so ist er denn ebenso sicher vor einer Raths-Stell, als wenn er einen andern Titel hätte, und darf sein Geld ohne Amt verzehren. Ein wirklich rechtsgelehrter Doctor aber ist davor nicht sicher, wenn er ein Stadtkind ist. Als sonderbare Observanz muß ich noch das auszeichnen. Weil, nach der alten

unnatürlichen Gelehrten-Rang-Ordnung, ein junger Mensch, der 3 Jahre Student hieß, und dann den Doctor-Titel kaufte, mehr seyn soll, als selbst der ehrwürdigste Rathsherr der ansehnlichsten Republik: so sind alle Hamburgische Doctors Juris so bescheiden, sich nur Licentiaten heissen zu lassen, und den Doctor-Titel wenigstens nichts eher zu führen, als wann sie Rathsherren sind.

Als noch eine Hamburgische, aber sehr widersinnige und gemeinschädliche Observanz will ich noch folgende auszeichnen, daß Ammen und Kinder-Wärterinnen hier eine Art von Prämie erhalten, wann sie ein ihnen anvertrautes Kind so verwahrlosen, daß es stirbt, ohne daß sie als schuldige hieran können überwiesen werden. Reiche Säuglinge haben nämlich schon so kostbare Kleidung und Wiegenzeug, daß deren Werth mehr beträgt als der Ammen-Lohn oder das Kostgeld eines ganzen Jahrs; und diese ganze Erbschaft eines, ohne überwiesene Schuld der Amme oder Wärterinn,

ster-

sterbenden Kindes fällt einer solchen unnatürlichen Mutter anheim. Stirbt aber das Kind nicht, so hat sie keine so ansehnliche Prämie zu hoffen. — So viel von dem weltberühmten Hamburg! — Jezt muß ich Teutsche Leser um Verzeihung bitten, daß ich sie in ein **unbekanntes Land** führen werde, wohin unser Franzos zwar nicht kam, aber doch darin gewesen zu seyn träumte; weil er einmal eine Tagereise über Hamburg hinausgefahren war, und sein bißgen Hirn eben damals so widernatürliche Zerrüttungen erlidten hatte, daß er nachmals sich keines Umstandes dieser Tagereise richtig wieder zu erinnern wußte. Er scheint indessen, schon in eben diesem verwirrten Zustande gewesen zu seyn, da er in die Hamburgischen Vordels vor Altona hinein taumelte, und damals schon träumte, auf Dänischen Boden zu liegen.

* * *

Die verwirrte Erzälung dieser seltsamen mondsüchtigen Reise fängt er S. 304. ganz abentheurlich an. „Ich that einen Einfall

rief

tief in das sogenannte Dänische Reich hinein." — Kam er, in diesem verwirrten Zustande tief in Nord-Jütland hinein? oder blieb er auf der Harkes-Heide jenseit Eppendorf sinnlos liegen? davon kann er der Leichtgläubigkeit seines Lesers nichts Bestimmtes sagen: genug, ihn träumte, man nannte das da das Dänische Reich. So versteh ich ihn wenigstens: einer meiner Freunde aber wollte in dem Ausdrukke, „das (nur) so genannte" eine sehr dumme Tükke wittern; als hätte der Franzos sagen wollen: „Alle Menschen nännen dieses das Dänische Reich: aber Ich Franzos erkenne kein Land für ein Reich, das kleiner ist als Frankreich." Ob er wirklich etwas so Unsinniges sagen wollte, das mögte ich doch kaum von einem Menschen denken, der doch nachher wieder, da er in Göttingen gewesen seyn will, halbe Vernunft gehabt zu haben scheint; die Zeit seiner Abreise nach Cassel ausgenommen, da man ihn wieder, so wie in Sachsen, auf Stroh legen mußte, damit er nicht von dem höhern Sizze herunterstürzen mögte.

In-

Indessen will ich den Lesern bey dieser Gelegenheit eine Französische Parallele auftischen, die ich erst auf einer neulichen Reise aufzeichnete.

Auf einem Postwagen, nicht auf Stroh, hatte ich einen Französischen Koch aus Petersburg zum Beisizzer; also doch einen Mann von Geschmakk, der mit unserm Franzosen hätte wetteifern können, wer den feinsten hätte. Wir sprachen (versteht sich in der einzigen Langue die ein Franzos geläufig sprechen lernt,) de la Glorie de la Nation. (versteht sich, der uniqueu Nation, ausser welcher keine Nation glorieuse auf dem Erdballe geht.) Ich räumte ihm ein, le Gros de la Nation hätte öfter Bravour gezeigt: unglücklicherweise aber wäre diese noble Nation sooft von grands Poltrons angeführt worden, daß sie so à la Hâte, wie bey Roßbach, hätte eine glorieuse Retraite suchen müssen. — „Ah, Monsieur pardonnez! sagte der Herr Koch. C'êtoit plutôt *par Politique*, que les François se retiroient. La France ne voulut point, que le Roi de Prusse succombât.

Car

Car *la France a creé le Roi de Prusse*, pour qu'it servît de contrepoids dans la Balance: de l'Europe." Nun haben meine Herren geleſen, wie in Franzöſiſchen Küchen von dem Europäiſchen Staten-Syſtem raiſonnirt wird. Sollte unſer Franzos ſeine Statiſtik in einer ebenſolchen Schule ſtudiret haben, ſo wäre es mir endlich begreiflich, wie er ſich auch hätte einbilden können, que la France eut creé le Roi de Danemarc; und daß es folglich in der Willkühre eines jeden Menſchen de la Nation ſtände, ob er le Danemarc für ein Royaume erkennen wollte, oder nicht. Es könnte alſo in dieſem neuen Staten-Syſtem de la Cuiſine Françoiſe ſehr leicht eine Revolution dans le Nord bewirket werden, ſooft einem Cuiſinier de la Nation der kühne Gedanken in den Kopf führe, de dethroniſer quelque Prince du Nord; zumal wenn ſo ein kühner Koch Champagner getrunken hätte, dann würden alle Thronen der Welt wanken, und alle Kronen demüthig vor die Füſſe Frankreichs hinfallen.

Eh ich unsers verwirrten Franzosen statistische Kunde näher beleuchte, muß ich den Lesern einen Unfall erzälen, der zu seiner Verwirrung noch mehr beitrug; nachdem er im Rausche ein Paar Stationen über die Eider hinübergekommen zu seyn glaubte, ohne die industrieuse Friedrichsstadt, oder die Gränz-Vestung Rendsburg, oder die Haubtstadt Sleswig, gesehn zu haben. Unglüklicher weise war der erste Mann, den zu besuchen ihm einfiel, ein ehrwürdiger **Prädiger**, der seine Augen durch eine **Brille** stärken mußte. Da nun überhaubt der wüthendste Priester-Haß in der Galle dieses Franzosen kocht; und ihm noch dazu einfiel, von Spanischen Priestern gehöret zu haben, die aus Hochmuth Brillen tragen sollen: so träumte ihm gleich, in Spanien zu seyn; er fühlte alle Schrecken des Blutgerichts, weil er halbnüchternsich besann, in der Besoffenheit Lästerungen ausgestossen zu haben, wofür er wol gebraten zu werden verdiente. Er schrieb also gleich seinem Bruder das schrekkliche Abentheur: Er wäre von

einer

einer ganzen Rotte Spanischer Priester geängstet worden; alle hätten hoch über den Nasen Brillen, und die Köpfe steif getragen, und durch Gurgeln und Nasen ihn angeschnarchet. — Nach diesem abentheurlichen Traum ließ er sich sogleich wieder auf Stroh legen, und wieder nach Hamburg zurükfahren, ohne daß er es auch nur gewagt hätte, einmal wieder aufzuguken. Zum Andenken dieser, für sein bißchen Vernunft so gefährlichen Reise, schrieb er nun, da er ein wenig wieder zu Sinnen kam, Mémoires sur le Danemarc, sur l'Etat du Pays & de ses Habitants, leur Industrie, leurs Mœurs, le Gouvernement civil, & l'Etat Militaire. Und die Teutschen erstaunten über die tiefen Einsichten, den scharfen Blikk des Franzosen; der, ohne auch nur das Land gesehen zu haben, so scharfsinnige Beobachtungen über alles gemacht hätte! Wäre ein einziges solches Genie auf der Flucht von Roßbach nach Göttingen mit gewesen, welche unschäzbare statistische Beobachtungen würden wir dann über la Saxe haben!

ben! Aber so ein Genie ward seit der Erschaffung nicht geboren!

Um der Einfältigen willen sey es mir erlaubt, die tiefen Einsichten zu zergliedern, die der Franzos in seinen Beobachtungen über die einzigen Dänischen Menschen zeigt, in deren Gesellschaft er eine halbe Stunde zubrachte. (Der Sprache nach waren es nicht einmal **Dänen**, obgleich sie nach ihren Geburts-Oertern es mögen gewesen seyn. Denn sonst hätte ja ein Mensch, der kein Dänisches Wort versteht, von den Texten, die der würdige Prädiger ihm (S. 307 f.) vorlas, auch kein Wort verstanden. Und weil diese Prädigten teutsch waren, muß die Pfarre in dem Teutschen Strich des Herzogthums Sleswig gelegen seyn.) Zuerst schilt er den Geistlichen, daß er meistens nur die vaterländischen Heidekräuter kannte, S. 305. (Aber, wenn nun diese Kunde gemeinnüziger wäre, als das ganze Linnäische System ohne ökonomische Anwendung?) Dann schimpft er darauf, daß **Prädiger** für die

ein-

einzige Sonntags-Stunde so ernstlich studiren, als giengen sie mit Erlösung des Menschen-Geschlechts schwanger, wie er sich äuserst wizzig ausdrükkt. (Die einfältigen Prädiger! Sie glauben also wirklich noch, der Zwekk jeder Erbauungs-Rede sey, in jedem Zuhörer solche Entschlüsse zu erwekken, wodurch er der göttlichen Erlösung fähiger werde? Mit so einfältigen Leuthen sollte freilich ein Franzos, der nur lebt um zu **geniessen**, kein einziges Wörtchen sprechen, und nie einen Dänischen Geistlichen besucht haben. Denn, hätte er selbst den Ersten dieses Standes, Herrn Bischof Balle, seines Besuches gewürdiget: so würde er doch zu seiner äuersten Befremdung erfahren haben, daß selbst dieser aufgeklärte Mann, so sehr er an den Umgang mit Weltmännern gewöhnet ist, dennoch jede Prädigt unendlich wigtiger achtet, als eine Visite. — Hätte der Herr Franzos auch nur die geringste Erfahrung von ernstlicher **Schriftsteller-Arbeit** gehabt, so würde er schon gewußt haben, daß man im Gedanken-Laufe nicht gerne innehält, sondern eine durch-

dachte Gedanken-Reihe erst vollenden müsse, eh man zu etwas Andrem übergehn dürfe.) Weil also der würdige Alte nicht gleich gesprungen kam, um sich der Ehre eines so hohen Besuches würdig zu zeigen: so rächet der polite Franzos diese Vernachlässigung seiner hohen Person auch an den unschuldigen **Töchtern**. (S. 306.) Denn diese hatten weder Air noch **Ton**; blikketen ihm nicht, mit der **noble Franchise** einer Fille de Chambre, in die Augen: sondern zeigten sich in der natürlichen Einfalt, die keinem unverdorbnen Manne mißfällt; aber freilich keinem Franzosen behagen konnte, der eben von ganz andern Mägdchen vom Hamburger Berge herkam. — Dann trifft die Rache des Franzosen auch die Frau **Pastorinn**; die hatte noch ärgere Mängel als ihre Töchter: sie war nicht mehr — jung, sondern **hohläugicht**; und hatte nicht bedacht, daß sie, um vor einem Franzosen zu erscheinen, erst die **Ressorts de L'Art** brauchen müßte, um ihrem veralteten Gesichte jugendliche **Charmes** zu geben. Sie war auch **dun-**

kel-

Kelgelb: hatte also mehr für des Mannes Wirthschaft gesorgt, als für die Teint; gewiß eine unverzeihliche Vernachlässigung! — Ihr Compliment hatte auch gar keine Grace. Sie sagte ganz aufrichtig, ihr Mann wollte zwischen der Arbeit sich ein Stündchen erholen. (Das nännet der polite Franzos, mit einem feinen Stall-Ausdrukke, verschnaufen.) Diese Unhöflichkeit piquirte den Franzosen äuserst empfindlich. Sie hätte sagen sollen, ihr Mann wäre infiniment ravi de l'honneur, daß ein Franzos ihn besuchen wollte; und schäzte sich unendlich glüklich, alle Arbeit liegen zu lassen, pour jouir de sa conversation.

Die Feder stokket mir bald, eh ich die unwürdige Erzälung zu Ende bringen kann: aber es muß erzälet seyn; weil vernünftige Menschen sonst nicht glauben mögten, daß solche Bübereien wirklich in dem religiösen Zürich sind gedrukt worden. Der Franzos glaubt, in allen seinen Lesern lauter Affen zu erblikken, die über alles, was ihnen vorgegaukelt

wird, unaufhörlich die Zähne blöken werden. Er versuchet also, einen der ehrwürdigsten Geistlichen **lächerlich** zu machen; jeder ernste Leser sammle die einzelnen Züge. — Ein Mann, dem sein Alter die Kraft versagt, so rasch wie ein **Polisson** aufzuspringen! Aus ebendieser Ursache im **Schlafrokk**; weil auf das Ankleiden eines steifen Alten ein Reisender nicht zu lange warten sollte! Eine unmodische **Perüke**! — Und, das Lächerlichste für einen Franzosen! **unzählige Bücher** auf Stülen und Pulten! Solchen Wust hatte der Franzos noch bei keinem Abbé gesehn! aber warum wähnte er, das Dänische Geistliche **Abbés** seyn müßten? (Nach dem klaren Buchstaben dieses Spott-Gemäldes, war also doch dieser alte Geistliche einer der ehrwürdigsten des Königreichs. Denn er **studirte** die heilige Schrift, mit vielen Hülfbüchern zu deren Erklärung und Anwendung. — Wäre ich des Herrn Franzosen Begleiter gewesen, und hätte ich ihm absichtlich **unwürdige** Geistliche zeigen wollen: so hätte er in **Holstein** und im Teutschen Theile

Sles-

Sleswigs einige Prädiger finden sollen, die von ihren Bauern selbst darum verachtet werden, weil man sie niemals bei Büchern antrifft; die aber ebendeswegen destomehr rustique sind, wenn auch gleich ein Franzos es ihnen leichter verzeihen mögte, daß sie ihr wigtiges Amt wie Miethlinge vernachläßigen. Unwissende, deren Faulheit sich hinter heilige Grimassen verlarven, und einem Patriarchen der Unwissenheit das elende Sprüchlein nachkäueten, ein Prädiger brauchte nur den teutschen Katechismus zu verstehn; und biblisch zu prädigen, welches bei ihnen soviel hieß, als, aus übelangebrachten Sprüchen kraftloses Gewäsch zusammenzustükkeln. Aber unter eigentlicheren Dänen herrschte diese träge Unwissenheit nie: alle, die mehr als Küster zu werden wünschten, lernten wenigstens die h. Schrift in den Grund-Sprachen verstehn; und die gelehrten Bischöfe prüften sie scharf, eh sie ihnen Seel-Sorge anvertraueten. — So fand ich die Dänische Geistlichkeit: wer That-Sachen wider mein einseitiges Zeugnis auf-

stellen kann, der widerlege mich öffentlich!) Endlich ließ der ehrwürdige Alte einen kleinen Irrthum zu Schulden kommen, indem er dem Franzosen einige Prädigt-Texte vorlas; weil er ihn für einen Amts-Bruder hielt: aber es war doch sehr verzeihlicher Irrthum, daß er ihn für einen wahren Geistlichen ansah; indem er nicht argwöhnete, daß jenseit der Elbe mehrere Herren so niederträchtig wären, Kirchen-Besoldungen zu verzehren, und doch dabei Abscheu gegen Bibel und Geistliche zu hegen.

Da dieser einzige Prädiger, auf den ersten Blikk des Franzosen, der **ganzen Dänischen Nation** dessen Verachtung und Haß zuzog; obgleich er noch nicht über die Gränze der Teutschen Sprache hinübergekommen war: so hat man sich über keine Lästerung zu wundern, die er gegen alle ohne Unterschied ausstößt; obgleich er weder **unter der Nation sich aufhielt**, noch würdige Mitglieder ihrer **verschiednen Stände** kennen lernte. Gewiß kann jeder reisende Handwerks-Bursch, jeder

ge-

gemeine Soldat oder Matros, von Nationen, unter denen er eine Zeitlang sich aufhielt, zuverlässigere Zeugnisse ablegen, als ein solcher verwirrter Reisender; und es würde schimpfliches Mißtrauen gegen denkende Teutsche Leser voraussezzen, daß ich über das grundlose Geläster eines lichtscheuen Unbekannten soviel sage: wenn nicht einige Stellen seiner Briefe über Teutschland, welche Stralen eines zuweilen helleren Kopfes zu seyn schienen, soviele Teutsche verführet hätten, den Elenden für einen scharfsichtigern Beobachter zu halten, als ich ihn bisher, bei sovielen Thatsachen von Teutschland, darstellete. — Ich erzäle keine Thatsachen, wobei es auf Glaubwürdigkeit meines Zeugnisses ankäme: sondern ich stelle meistens einleuchtende Wahrheiten jenem Mißbrauche der Leichtgläubigkeit gewisser Leser entgegen. Indessen habe ich keine Ursache, mich zu dieser Schrift nicht zu bekennen, sobald ich es nüzlich achten werde. Um jedoch nicht so unbescheiden zu scheinen, als wenn ich ebenso blinden Glauben foderte oder erwartete, als

der Franzos; will ich wenigstens soviel von mir sagen, woraus man einigermaassen beurtheilen könne, ob meine Zeugnisse etwas mehr Glauben verdienen, als des Menschen, der sich nie unter Dänen aufhielt. Ich war viele Jahre unter Holsteinern, Sleswigern, Nord-Friesen, Jüten, Seeländern, ja sogar unter Norwegern und Isländern: denn ich war in Dänischen Kriegs-Diensten; hatte aber auch, weil ich vorher Student gewesen war, Bekanntschaften mit dortigen Geistlichen. Ich lebte mehrmals in Seestädten, und auch unter dem Schiffs-Volke zur See; und von allen Ständen jener Dänischen Völkerschaften, gegen die ich selbst ehemals Teutsche Vorurtheile hatte, bekenne ich vor Gott und Menschen, daß ich unter ihnen **wenigere Träge und Lüderliche** fand, als unter Hannoveranern und Westfälingern; und **wenigere Falsche**, als unter Holsteinern und Sachsen, ja selbst unter Westfälingern. **Mißtrauisch** sind alle Dänen gegen Teutsche, weil sie von diesen unzälige Male hintergangen, oder wenig-

nigstens genäkket und schimpflich behandelt wurden: aber dieses Mißtrauen kann jeder rechtschaffene Teutsche in Vertrauen verwandeln, wenn er schuldigst die Landes-Sprache spricht, und der Nation diejenige Achtung bezeigt, die jeder Ausländer ihr schuldig ist, sobald er in ihr Gebieth eintrit. — Kurz, mit Vorurtheilen, die an Verachtung und Haß gränzeten, kam ich als Jüngling unter die Dänen; und mit Thränen schied ich von dem ädlen Volke, nachdem ich es lieben gelernt hatte; indem eine andre Bestimmung mich nach Teutschland zu gehen zwang. Und noch fand ich kein Volk wieder, unter dem ich lieber leben mögte, wenn ich dessen würdig wäre, als unter Dänen.

Dieses offenherzige Bekenntniß erwirbt mir vielleicht Verzeihung von Dänen, die diese Schrift etwa lesen mögten; daß ich, als Unbekannter, und im Auslande, eine Vertheidigung des würdigen Volkes wage, dessen Schriftsteller zu stolz sind, namenlose Läste-

rungen zu widerlegen. Vielleicht handelte ich selbst so, wenn ich unter ihnen lebete: aber jezt, an einem Orte, wo ich mir Freunde erwerben könnte, wenn ich öffentlicher Feind der Dänen und ihres Königes seyn mögte; und wo jede Schmähschrift gegen jene lautheren Beifall finden würde, als die gründlichste Vertheidigung der Wahrheit; hier mag ich nicht länger stiller Wahrheit Zeuge seyn, da ich wenigstens durch eine auswärts gedrukte Schrift, lauth zeugen kann. Die gegenwärtige Veranlassung ist meinem Gewissen Aufforderung, nicht länger stillschweigend es zu dulten, daß ein Unkundiger die ganze teutschlesende Nation durch grundlose Lästerungen gegen ein würdiges Bruder-Volk äffe. — Es ist zwar der meisten Teutschen Bücher-Leser eigne Schuld, daß sie nicht längst durch Büschings Erdbeschreibung von Dänemark gründlicher unterrichtet sind: aber da nun einmal der grösseste Theil der Leser nichts lesen will, was durch Gründlichkeit Vorzüge verdient; so muß der populäre Schriftsteller ihnen durch-

aus

aus fliegende Blätter liefern; damit sie doch wenigstens nicht ganz der Unwissenheit und Täuschung überlassen bleiben. — Viele Teutsche sind aber auch wirklich so tükkisch gegen alle Dänen, daß sie es nicht einmal dulten wollen, wenn ein redlicher Teutscher würdig von Dänen schreibt: Z. B. der Erzäler, 1781, Berlin, 8. rühmte die Dänen, als treu, höflich, gastfrei und mildthätig; (welches Lob sie wirklich völlig verdienen:) aber das schmerzte den Gothaischen Recensenten 1782, S. 497; (obgleich er vielleicht nie einen Dänen kannte, und sonst diese Zeitung sogar gegen unberühmtere Schriftsteller höflicher ist;) geschwind schrieb er aus seiner dürftigen Völkerkunde hinzu, „benachbarte Nationen wollen sie der Falschheit beschuldigen." (Freilich wollten sie es gerne: denn sonst konnten ja die treulosen Holsteiner und Sweden ihre Feindseeligkeiten gegen die Dänen, und ihre öftren Friedensbrüche, nicht beschönigen.)

Unser Franzos, der auf denkende Leser niemals Rükksicht nam, und dessen Hand auf

dem

dem Papiere allezeit schneller fortarbeitete, als seine Gedanken hätten nachfolgen können, wenn er auch nicht, seit seinen Fahrten auf Stroh, so verwirrt gewesen wäre; widerspricht sooft sich selbst, daß er Leser in gleicher Fassung mit sich selbst vorausfezzen mußte, wenn er für so widersinniges Geschwäzz Glauben erwartete. Die Dänen schienen ihm (S. 305.) zu **finster**, und doch zugleich **lüderlich**. Ich sah keine finstre Minen, ausser bei Traurigen und Zornigen; und so werden die Leidenschaften sich auch wol bei Franzosen äusern: es müßte denn etwa einem Genie belieben, mit einem Eclat de rire zu versichern, daß er eine Douleur mortelle empfände: — **Lüderlich** sind die meisten Dänen ebensowenig, selbst das Seevolk nicht; obgleich es stark **Brandwein trinkt**, aber deswegen sich nicht **betrinkt**: denn ein nordischer Mann bleibt bei einer stärkern Portion, zumal in freier Luft, allemal weit vernünftiger, als unser Reisender nach einer vielleicht kleinern Portion war, da man ihn auf Stroh legen mußte. Denn ich versi-

re

re auf Ehre und Gewissen, daß ich von der Mannschaft eines ganzen Schiffes, oder mehrere Schiffe, keinen im Dienste so berauscht fand, daß er nicht jeden Strikk der Takelage gekannt, und seine Schuldigkeit gethan hätte. Aber wann auch ein Dän berauscht ist, schweift er doch nicht so lüderlich aus, wie ein Teutscher und Engländer, oder wie ein Franzos, der den Hamburger Berg für Altona ansieht. — Nur vor dem Falle will ich jeden, der gern ohne Schmerz schlafen will, gewarnet haben, daß er keinem Dänischen Bauer, Matrosen oder Soldaten, derselbe mag eins oder sechs Gläser getrunken haben, mit solchen Schimpf-Reden gegen die Nation und den König unter Augen trete, dergleichen der namenlose Franzos in Zürich drukken ließ; wo man nur Ehrfurcht gegen Rathsherren-Kazzen bezeiget, aber nicht gegen Majestäten, die nur zur See Krieg führen können.

Meint der Franzos durch Lüderlichkeit Ausschweifungen mit Mägden, so versichre

ich

ich die Leser; daß in Dänemark, selbst in der Haubtstadt, weit strängere **Zucht und Ehrbarkeit** herrschen, als in den meisten Teutschen Ländern und Städten. So lange die Strafbarkeit der Unzucht dem grossen Haufen nicht dadurch geringer scheinend wird, weil **geistliche Personen** solche ungestraft ausüben: so lange wird Hurerei und Ehebruch nicht herrschend werden. Wird aber auch einmal eine Magd durch einen **Bauer** oder **Seemann**, der nicht ihr Bräutigam ist, geschwängert: so sind Männer dieser Stände gewissenhafter, als Halbgeistliche und Soldaten; und sezzen nicht die guthmüthigen Mägdchen der Schande und Brodlosigkeit aus, sondern heurathen sie sie dann. Es giebt aber auch noch Dänische und Holsteinische Dörfer, wo seit Menschen-Altern kein Mägdchen ist geschwächet worden.— Ich weiß wol, daß im Historischen Portefeuille 1783 St. VII. eine furchtbare Mänge sogenannter **unehelich Geborener** wider mich zu zeugen scheint: aber ich weiß auch, daß, (ausser den unehelichen Kindern lüderlicher Teutscher

scher Soldaten, die unmöglich ihre Geschwängerten allemal ehelichen können,) die meisten unehelich Geborenen nachmals, durch Verheurathung ihrer gewissenhaften Aeltern, **eheliche Kinder** werden; und also wenigstens nicht so unglükliche Geschöpfe bleiben, als diejenigen, deren Väter treulos werden; oder deren Mütter ihre erste Pflicht vernachläßigen müssen, wenn sie als Ammen dienen.— Irre ich nicht, so schreiben auch noch die Pfarrer, vermöge eines alten Kirchen-Gesezzes, alle Kinder unter die Unehelichen, die in den ersten 4 oder 6 Monathen nach der zu späth geschehnen Trauung ihrer Aeltern geboren werden; und so bleibt die Anzahl der eigentlich Unehelichen nur sehr gering. Dieses Gesezz sollte zwar abgeschaft seyn, weil öffentliche Kirchen-Busse abgeschaffet ist: da aber überhaubt aller **bürgerliche Unterschied** zwischen den unschuldigen unehelichen Kindern und den ehelichen noch früher in Dänemark aufgehoben ist; so schadet wenigstens die Rubrik, unter welcher jene Kinder im Kirchenbuche stehn, ihrer bür-

gerlichen Ehre nicht, sondern sie kann vielmehr für Aeltern stärkerer Antrieb werden, auch dieser geringen Beschämung zuvorzukommen, indem sie desto früher sich verehelichen.

Weil noch nie ein Schriftsteller seine Leser für leichtgläubiger hielt, als unser Franzos, so zerret er sie immer zwischen seinen Widersprüchen hin und her. Ebendas Volk, das in seinem Rausche ihm so lüderlich dünkte, das soll, nach S. 308, noch tiefere **Achtung gegen Geistliche** hegen, als das fleissige, frugale und redliche Volk der Vereinten Niederlande; (welches wahrscheinlich eben darum so tugendhaft ist, weil es ebendie Ehrfurcht gegen Religion und **unbescholtene** Geistliche heget, die einem berauschtem Menschen, der eben vom Hamburger Berge herkömmt, nothwendig lächerlich dünken muß.) Diese Ehrfurcht äusert sich zwar nicht auf so widernatürliche Art, wie diejenige der Bonzen-Verehrer gegen den **Dalaj-Lama**, mit dem der wizzige Franzos die Dänischen Geistlichen vergleicht; auch nicht

gegen

gegen **Bauch-Pfaffen**, wie der polite Mensch sich ausdrükket, (weil diese Schandbuben einer gewissen Kirche, welche lügt, sie sey von einem gewissen Fürsten-Bischofe Petrus gestiftet worden, ihm in Sauf-Gelagen und in gewissen öffentlichen Häusern am genauesten bekannt geworden waren :) sondern sie äusert sich durch die zärtliche **Empfindung**, die jedem gesitteten Menschen zur Natur wird, und die selbst bei tugendhaften Fürsten lebhaft ist; — **keine Handlung wider das Gewissen oder wider den christlichen Wolstand zu begehn**, wann man von einem Geistlichen, der kein Bauch-Pfaff ist, gesehn wird, oder doch erwarten muß, die Unanständigkeit ihm hinterbracht werden dürfte. Ich weiß wol, daß höhere Christen ihr Gewissen mehr fürchten als irgend einen Geistlichen: aber deren strange Gewissenhaftigkeit ist nicht Maaßstab schwächerer Herzen, und sinnlicherer Menschen, welche allemal sichtbare Zeugen mehr als unsichtbare fürchten. Unsere menschliche Religion ist nicht diejenige der höhern Geister: daher ist den meisten un-

ter uns ein **unbescholtner** Geistlicher, als Erinnerer und Zeuge unsrer Handlungen, nicht gleichgültig. Und **solche** sind die **Dänischen** vor vielen andern der Protestantischen Kirchen: weil sie meistens in **Kathedral-Schulen**, unter den Augen der ehrwürdigsten Bischöfe, und nachmals in der **Hauptstadt**, wo die Lüderlichkeit sogenannter Theologen auf Teutschen Protestantischen hohen Schulen niemals einreissen konnte, zu ihren heiligen Aemtern vorbereitet werden. Ich fürchte nicht, daß einem Dänischen Pfarrer eine einzige solche **Abscheulichkeit** könne bewiesen werden, dergleichen in mehrern Teutschen Protestantischen Ländern, **ausser Kur-Sachsen und Thüringen**, notorisch sind, aber von übelberüchtigten Superintendenten mit der Sündendekke einer vorgeblichen christlichen Liebe bemäntelt werden. Und so wird dann das unverdorbne Dänische Volk solange tugendhaft bleiben, als es **ehrwürdige Lehrer und Sitten-Aufseher** haben wird; und selbst die Lage der glüklichen Halb-Insel und Inseln wird, bei aller übrigen gemeinnüzi-

nüzigen Aufklärung der überströmenden Weisheit der Ausländer sie nicht aussezzen, als wenn Volks-Religion ohne ehrwürdige Lehrer zur Glükſäligkeit des Ganzen wirken könne. Aus christlichen Philosophen aber, oder aus höhern Christen, wird wol kein ganzer Stat zu erwarten seyn, solange wir Menschen bleiben werden. — Suchte aber der Franzos die haubtsächlichste Aufklärung in verächtlicher Behandlung aller Geistlichen, ohne Unterschied, oder vielmehr im Mangel aller äusern Achtung gegen Religion und würdige Geistliche: warum rühmte er denn nicht diese, nach seinem Geschmakke so vorzügliche, Aufklärung an dem Gesindel auf dem Hamburger Berge, das er für Dänisch Volk ansah? Oder warum stellet er nicht überhaubt Englische Matrosen, Freigeister, Spieler, Teutsche Werber, seinen Lesern als Muster hoher Aufklärung vor, mit welchen er die Dänen verglichen, und sie ganz entgegengesezt gefunden habe? Wäre ich sein Begleiter auf der Rükreise gewesen, ich hätte ihm sogar in Göttin-

gen **Gassenbuben** zeigen können, die schon so hohen Grad **seiner** Aufklärung haben, daß sie durch keinen Geistlichen sich in ihren Ungezogenheiten stören lassen, sondern bei dessen Annäherung noch wol grösseren Frevel ausüben, um sich als **Esprits forts** zu zeigen. Denn auf **Teutschen** hohen Schulen wird der Pöbel gar zu einleuchtend überzeugt, daß die Handlungen **vieler** künftigen Volkslehrer noch weniger aus Religion fliessen, als diejenigen vieler **wolerzogenen** Weltleuthe, die sogar auch durch Fleiß sich vor vielen After-Theologen hervorthun.

Der Franzos schwazzet ferner etwas daher, was auf Dänemark am wenigsten, und überhaubt nicht auf Protestantische Verfassungen passet; so gefährlichen Einfluß auch die Bischöfe der Englischen Hof-Kirche auf die Groß-Britannische Stats-Verfassung haben. Er sagt, die **geistliche und weltliche Macht** seyen von Natur eifersüchtig auf einander. Warum vergaß er denn, daß eigentlich nur

Zil-

Hildebranderei der rechtmässigen göttlichen Gewalt der Welt-Obrigkeiten schädlich, und darum auch verhaßt ist? Welcher Landesherr, der seinen göttlichen Beruf erkennet, darf gleichgültig dagegen seyn, wenn ein ausländischer Bischof Geldschneidereien ersinnet, um eine übermüthige Heerde Faullenzer zu mästen, die noch dazu durch zigeunerische Betrügereien die Aufklärung des grossen Haufens verhintern; oder statt der ewig vollgültigen Fürbitte eines göttlichen Erlösers, Geld-Opfer an menschliche Fürbitter und gottesschänderische Halbguldens-Messen anpreisen? Eh man aber solche Hildebranderei oder Zigeunerei, durch den hohen Namen geistlicher Macht, zu einem Pöbel-Gözzen sich erheben ließ, sollte man vorher gefraget haben, wer denn eine solche Macht über die Menschen gesezt hätte. Der allerheiligste Stifter der beglükkenden Religion geboth dem ersten Aufseher der Gläubigen, dem erhabnen Petrus, jeder weltlichen Macht unterthänig zu seyn: wie konnte denn dadurch Eifersucht der weltlichen Obrigkeit gegen

bloſſe **Lehrer und Sitten-Richter** entſtehn? Nur die **Opfer-Händler** des ehemals abgöttiſchen und bald **gottesſchänderiſchen Roms** fühlten ſolche Eiferſucht; erſt gegen die **reine Herzens-Religion**, für deren Ausbreitung der Allerheiligſte von **Opfer-gierigen Phariſäern** ermordet ward; dann gegen die wenigen erhabnen Teutſchen Kaiſer und Fürſten, die keinen Römling als Oberherrn erkennen wollten, und gegen die heiligen Vertheidiger der göttlichen Fürſten-Macht, Huß und Luther und Eybel. — Was geht aber alle dieſe Eiferſucht **Proteſtantiſche** Fürſten und Geiſtliche an? Keiner von dieſen erſann Zigeuner-Betrug, um von ſeinen Mit-Unterthanen, oder gar von Unterthanen Fremder Fürſten, Geld zu ſchneiden; keiner auſſer England (und den jezt oligarchiſchen Niederlanden) machten die göttlichen Monarchen-Rechte ſtreitig: alle erkennen ſich für **Unterthanen** ihrer Landesherren und Obrigkeiten; und ſuchen, ſelbſt gegen offenbare Bedrükkungen, wie in Kur-Pfalz, keinen Schuzz bei **ausländiſchen** Biſchöfen.

Sie

Sie sind bloß **Lehrer und Sitten-Aufseher**, und **Erinnerer** im Namen ihres ewigen göttlichen Ober-Bischofs, dem sie für jede Unterlassung nothwendiger Ermanungen Rechenschaft schuldig sind. Diesen göttlichen Beruf, diese heilige Würde eines Gewissens-Rathes, muß selbst der rechtmässigste unumschränkte **Monarch** der Dänen anerkennen: denn eben das weise Volk, das sich dem Elende der Oligarchie entriß, und seine ganze Majestät der Gewissenhaftigkeit und Weisheit eines Einzigen übertrug; eben das Volk machte seinen Monarchen es zur unwiderruflichen Bedingung, daß sie Christen seyn müßten. Wie dürfte dann ein väterlicher König, der das kindliche Zutrauen Seiner Unterthanen so sehr zu verdienen sucht, als bisher alle Monarchen seit Friedrich dem dritten; Selbst die Lehrer und Erinnerer Seines Volkes verachten; die bei diesem allezeit in Ansehn bleiben müssen, so sehr es auch vor andern Völkern gesittet ist, und vielleicht auch ohne Lehrer weniger verwildern würde, als die gesitteten Menschen in Lon-

don und Paris, die alle Geistlichen ohne Unterschied verachten?

Weiterhin gibt der Franzos sich wieder Airs wie jener Koch, der von hoher Hand — von Laquais — Stats-Geheimnisse erfahren hatte. Er sagt, **Man weiß**, wie viel Einfluß die Dänische Geistlichkeit auf **Struensee's** Sturz gehabt hat? — Nun? woher weiß **man** denn das? Ja, der würdige Vorläufer des wüthenden Franzosen, der Verfasser der Gallerie der Teufel, der Charlatanerien und mehrerer Schandschriften, — hat geheime Nachrichten durch den Herrn Obersten Beelzebul, daß Herr Doctor **Münter** die erste Triebfeder zu Struensee's Sturz gewesen seyn soll. — Wie lächerlich! So wäre ja die **Dänische** Geistlichkeit ganz unschuldig an der gerechten Bestrafung jenes treulosen Teutschen, mit dem dessen Landsleuthe noch immer sosehr sympathisiren, daß sie die Bestrafung des abscheulichsten Hochverraths nicht für die heiligste Gerechtigkeit erkennen wollen; so wie Soldaten, die

selbst

selbst gern desertiren mögten, nicht gern auf einen Deserteur hauen. Denn Herr Doctor **Münter** ist ja nicht nur auch ein Teutscher, sondern auch nicht einmal durch Geburt ein Dänischer Unterthan; obgleich er dieses jezt in soweit ist, weil der König den Teutschen Prädiger der Peters-Gemeine zu Kopenhaven bestätiget. (Für Ausländer muß ich hier die Sonderbarkeit auszeichnen, daß teutschgeborne Dänen, wenn sie gleich mehrere Jahre in der Haubtstadt gelebt haben, doch die wolklingendere Landes-Sprache nicht leiden können; und besonders glauben, daß für sie keine andre Andacht, als im Teutschen, möglich sey. Daher ein Teutscher Gottesdienst in der Haubtstadt Dänemarks, eben wie zu Stokholm, zu London und Amsterdam: als wenn es der Ehre der Teutschen nachtheiliger wäre, in nahe so verwandten Sprachen zu bethen und zu singen; da sie doch ihre Kinder **Französisch** bethen lernen lassen!) Wäre eine andre Triebfeder zur gerechten Bestrafung des Struenseeischen Hochverraths nöthig gewesen, als politische Gerechtig-

tigkeit: so hätte wol die **allerheiligste Religion** selbst diese Triebfeder seyn können, aber nicht beleidigter Stolz oder Rachsucht einzelner Geistlichen; obgleich ich sonst eben nicht alle Geistlichen der ganzen Dänischen Monarchie von Menschlichkeit loszusprechen wage. Denn **Struensee** schändete nicht nur öffentlich das praktische Christenthum, indem er Verbrechen begünstigte, deren Begehung jeder christliche Staats-Bediente wenigstens einschränken muß, wenn er gleich sie bei rohen Menschen nicht ganz verhüthen kann: sondern er konnte auch unmöglich das allergnädigste Zutrauen eines christlichen, oder auch nur natürlich-religiösen, Monarchen verdienen, weil er so unglüklich war, an göttlichen Vergeltungen im künftigen Leben, das heißt, an den vollkommensten Wesen selbst, zu zweifeln. Wäre der Monarch Selbst nicht hellsehend genug gewesen, um vor den entsezlichen Folgen solcher Grundsäzze zu erschrekken, sobald sie Ihm bekannt wurden: so wäre es allerdings unerlaßliche Pflicht der Bischöfe und Hof-Prädiger gewesen, einen König

zu

zu warnen, Dessen allermildestes Herz sosehr in Gefahr war, von gewissenlosen Schleichern zum Nachtheile des Vaterlands gelenket zu werden, daß sogar Struensee selbst sich erfrechete, öffentlich von Canzeln die Unterthanen warnen zu lassen, daß keiner zu sehr die Königliche Milde mißbrauchen mögte. — Aber Der, Dem zuerst Struensee's Bosheit einleuchtete, und Der das allernächste Recht hatte, den Monarchen zu warnen, — der **Erretter des Vaterlands**, den alle treue Dänen segnen, — den ganz Europa kennet, — der war kein Geistlicher! obgleich ich deswegen nicht sagen will, daß die Errettung des Vaterlandes den Dänen darum weniger lieb seyn sollte, wenn ein rechtschaffner Geistlicher, (und wäre er auch einer der wenigen treuen Teutschen gewesen,) die Ehre hätte, erste Triebfeder derselben gewesen zu seyn.

Da die Königliche **Tolerance** so weltkundig ist, daß sie nur von einem der unkundigsten Ausländer hätte geleugnet werden können: so

rech-

rechnet der Franzos (S. 308 f.) es wenigstens den ihm so verhaßten Geistlichen zur äusserſten Intolerance an, daß sie ihre Pfarrkinder nicht belehreten, würdiger von **Katholiken** zu denken, als man in Sachsen von ihnen denkt. Weil in Dänischen **Städten**, (eigentlich doch nur, ausser der Haubtstadt, in Friedericia und Friedrichsstad, und in Garnison-Städten,) ziemlich viele Ausländer, und unter diesen auch Katholiken sind: so wähnet er, alle Dänen sollten es ebensosehr wissen, wie man allenfalls in Berlin und Göttingen es wissen kann, daß es auch **christliche** Katholiken gibt, welche nicht die **teuflische oder Römische** Lehre ausüben, daß sie keinem Menschen Treue und Gerechtigkeit schuldig seyn sollen, der keine Sünden-Vergebung aus Rom erhandeln will. Aber von welcher Gattung sind denn die Katholiken in Dänemark, die ihren Protestantischen Mitbürgern so würdige Begriffe von echten christlichen Katholiken hätten beibringen sollen? — Ausser wenigen Fabrikanten und Handelsleuthen, Handwerks-

Bur-

Burschen und Soldaten, vielleicht einige Officiers, meistens Franzosen; an denen man allenfalls sieht, daß vernünftige Katholiken keine Bilder anbethen: durch die man aber doch nicht kräftiger überzeugt wird, daß sie ebensosehr warmer Freundschaft würdig seyn mögen, als unsre Glaubens-Genossen. Haben wir aber nicht weit mehr Ursache, (ich sprech zugleich auch im Namen aller Protestanten,) die meisten Katholiken, die eifrig Römisch-Katholisch denken, eines Kaltsinnes gegen uns anzuklagen, der wenigstens von Mißtrauen zeuget, wenn er auch nicht Haß ist? Ich selbst zäle mit Stolz einige christliche Katholiken unter meinen Freunden: aber diese fand ich erst in Deutschland, an Oertern, wo schon wieder Morgenröthe des apostolischen Christenthums schimmerte, oder wo man dieses von Papstthum zu unterscheiden anfing; und ich zweifle, ob dieses neue Licht schon bis zu den Teutschen Katholiken in Dänemark hingeleuchtet hat, weil vormals nur Jesuiten als Seelsorger dahin zu kommen pflegten. — Bei

aller

aller meiner ungeheuchelten Ehrfurcht aber, die ich aus Ueberzeugung gegen die echte apostolisch-katholische Kirche hege, muß ich doch die angesehne Frau in Horsins entschuldigen, die behaubtet haben soll, (Römische) Katholiken seyen keine (apostolische) Christen. (Der Franzos sucht; auch diesen heiligen Namen lächerlich zu machen, indem er Kristen schreibt; obgleich seine Landsleuthe doch noch bisher soviel Achtung gegen diesen Namen zeigten, daß sie Christ schrieben, und nur das Wort Chrestien zu Chrêtien alamodisirten, weil sie gegen die allweise Despotie einer Gesellschaft von 40 Grammatikern nicht muchsen durften. Die Teutschen, die den griechischen Namen kennen und verehren, schrieben sonst bisher noch immer Christ; bis auf einige neumodische allweise Schöngeister, die zwischen Recht und Unrecht keinen Unterschied erkennen wollen; zumal wann ihre Haubt-Gottheiten, Unwissenheit und Faulheit, ihnen allmächtig gebiethen, ausländischen Wörtern alle ihre Kennzeichen zu rauben, damit keiner aus jener

Zunft

Zunft in Gefahr gerathe, seine Unwissenheit in der Rechtschreibung zu verrathen. Aus ebendiesem Grundsazze üben solche Schöngeister, wann sie über Sezzer despotisiren dürfen, die wüthendsten Intolerance gegen andre Schriftsteller aus, die zu ihrer Zunft nicht gehören wollen; indem sie jedes von denselben richtig geschriebne ausländische Wort verunrichtigen, sobald solche fremde Aufsäzze unter ihre Hände gerathen. — Soviel hier im Vorbeigehn, weil doch von Intolerance die Rede ist.)

Jezt noch etwas über die in Dänemark längst übliche, und bisher rathsame **Duldung** der Katholiken. Ich gesteh es, das bisherige Kirchen-Gesezz scheint auf den ersten Blikk hart zu seyn, „**Kinder**, die ein Katholik mit einer Evangelischen Frau erzielet, müssen **evangelisch** erzogen werden." Hat ein unwissender oder selbstsüchtiger Pfaff dem einfältigen Katholiken die entsezliche Lehre beigebracht, daß Der, Dem Beschneidung oder Vorhaut gleichgültig ist, alle diejenigen ewig

von Sich verstossen wolle, die bloß auf Jesu Verdienst trauen, und keine Sünden-Vergebung aus Rom erhandeln wollen: so scheint es freilich, der gläubige Katholik werde sich nun ängsten, daß seine evangelisch erzognen Kinder nicht sälig werden sollen: Aber hier zeigt sich doch öfter der Glauben an Jesu unendliches Verdienst stärker, als aller päpstliche Unglauben; und der Vater hoffet doch die künftige Säligkeit seiner Kinder, wenn sie gleich nicht, wie Schafe der Römischen Heerde, von dortigem Oberhirten, durch dessen wollgierige Unterhirten sind geschoren worden. Jeder Landesherr aber, dem der Wolstand seiner Unterthanen unendlich wigtiger seyn muß, als die Bereicherung **ausländischer Pfaffen**; hat unstreitiges Recht, die **Vermehrung** solcher schädlicher Unterthanen einzuschränken, für deren Säligkeit **Geld an Ausländer** muß bezalet werden, die kein brauchbares Gewerb gelernet haben, sondern sich von gottesschänderischem Opfer-Handel mästen; auch nicht einmal dem Lande eheliche Kinder hinterlassen dür-

dürfen, die durch Arbeiten für das schädliche Gewerb ihrer Väter dem Lande genugthun könnten. Aus diesem Gesichts-Puncte ist Vermehrung der **Römischen** Katholiken, von jeder Protestantischen Obrigkeit zu betrachten; solange noch nicht eine so beträchtliche Anzahl derselben in einem Lande lebt, daß es nöthig wird, diesen einen **apostolisch-katholischen Bischof** vorzusezzen, der so aufgeklärt sey, daß er seine apostolischen Rechte selbst ausübe, ohne dafür an einen ausländischen Bruder Lehns-Gebüren zu bezahlen: wird die Zahl solcher aufgeklärten apostolisch-katholischen Christen sich künftig in Teutschland vermehren; und werden dann auch ihre Brüder in Dänemark durch würdigere Geistliche aufgekläret werden: so ist kein Zweifel, daß die väterlichen Könige treuen Unterthanen gern erlauben werden, an jedem Sonntage eine **Messe** zu hören, wenn dabei nur kein gemeinschädlicher Contrebande-Handel mit Abläßen getrieben wird; und zu jenem Gottesdienste **verehelichte Priester** zu nären, wenn solche auch

treue Unterthanen sind, und keinen Römischen Schleich-Handel treiben. Nur unter solchen Bedingungen ist väterlichen Königen jeder treue Unterthan gleich lieb, sein Gottesdienst sey welcher er wolle: sonst aber ist es allerdings ein beträchtlicher Unterschied für den Stat, ob seine Bürger durch eine **praktische Religion** glüklich werden wollen; oder ob sie so verblendet sind, Hildebranderei und Zigeunerei für Religion zu halten, dafür Geld ausser Landes zu schiken, und Faullenzer zu mästen.

Nachdem der Franzos für uneingeschränkte Begünstigung seiner Mönchs-Religion geeifert hat, besinnt er sich wieder auf den höchsten Zwekk seines Daseyns, um dessen willen seine Kirche ihm so am Herzen liegt, — das **Essen!** Dieses behagte ihm, während der kurzen Zeit seines Wachens, in Dänemark durchaus nicht; und verwandelte vollends sein Bluth in lauter schwarze Galle, anstatt daß es gesunden Menschen guthe Säfte gibt. So verschieden ist

die

die Natur der Spinnen und der Bienen! — Er wehklaget, man habe ihn da bloß mit **Speck und Erbsen** gefuttert, und mit **Brandwein** getränket; (doch gewiß nicht bei der angesehnen Frau in Horsens, wo er gewesen seyn will, oder von welcher er ein Wörtchen gehöret haben mag?) und, was er an einem einzigen Mittage gegessen hat, davon glaubt er gleich, daß eben dasselbe die ganze Nation mit ihm zugleich gegessen habe. Länger wollte er auch nicht in Dänemark warten, um seine Küchen-Statistik zu bereichern: sondern er eilte, wieder auf sein Strohlager zu kommen, um wieder in Hamburg sich mästen und zechen zu können. Er bekam daher auch nicht einmal das wolschmäkkende **Jütische Rindfleisch** zu kosten, ausser vielleicht in Hamburg, wo er sich dann, nebst allen unkundigen Statistikern, aufbinden ließ, dieses sey **Holsteinisch**; damit doch ja nichts Guthes in Dänemark sey. (Ein andrer statistischer Flüchtling, dessen Kunde auf **Pferde** eingeschränkt war, sagte sehr höflich! in Dänemark wäre nichts guth als seine Lieblings-

Gesellschafter: dem antwortete Herr Burchardi, „Mein Herr, so können Sie wol nirgends bäs-ser seyn, als wenn Sie Ihre theuren Stunden den Pferden und Bereitern weihn.“) Die fri-schen Fische der Ostsee und der süssen Gewässer bekam der arme Schlukker, wegen seiner Fran-zösischen Eilfärtigkeit, auch nicht zu kosten; und das nahrhafte Roggenbrod mit Dänischer But-ter wollte nicht guth durch seinen Schmarozzer-Hals herdurch gleiten: also reisete er hungrig wieder nach Hamburg, wo seine kochenden Patro-ne seinen Heißhunger an ihren Schüsseln sehr stark werden gespürrt haben. — Für die fehl-geschlagnen Schmäuse bei dem Dänischen Adel, so wie vorher bei dem Kur-Sächsischen und Mek-lenburgischen, rächet sich endlich der hungrige Franzos, nach seiner großmüthigen Art, an der ganzen Dänischen Nation; ohne erst die Gast-freiheit des Adels in der Haubtstadt auf die Pro-be gestellet zu haben. Die ganze Nation heißt ihm tükkisch und betrügerisch, weil er sich in seiner Hoffnung auf lekkere Bankeroutiers-Schmäuse, (wofür er den Hamburgern S. 290. f.

fein

sein dankbares Compliment machte,) in Dänemark getäuscht sah; wenn er anders gar bis Horsens hinauf gekommen ist, da er die Landes-Sprache nicht verstand.

Seine zarte Französische Kehle intonirt hiernächst gegen das **Brandwein-Trinken**, wodurch die ganze Dänische Nation **verwildert** seyn soll; weil der König von Sweden, in Seinem korn-armen Lande dieses Getränk zu widerrathen nöthig fand. — Daß **Uebermaaß** eines jeden Guthen gefährlich ist, das erfuhr der Herr Franzos mehrmals an seiner so übelbehandelten Vernunft; ich will ihm auch nicht ableugnen, daß ein Brandwein-Rausch den Kopf dämischer machen kann, als ein Rausch voll ungeschwefeltem Weine: dagegen aber glaube ich, ihm beweisen zu können, daß **gegen kalte und feuchte Luft**, und **gegen Blähungen**, der **Brandwein** nicht nur stärkere Arzneikraft habe, als leichter Französischer Wein; sondern daß er auch haubtsächlich deswegen dem **gemeinen Manne** in Nordländern unentbehrlich sey, weil die wenigsten

Wein bezalen können; obgleich dieser in Dänemark weit wolfeiler ist, als in Brandenburg, Hannover und Kur-Sachsen. Da der König von Frankreich seine armen Wasser-Trinker als Feinde in die Weser-Gegenden schikte, starben diese Schwächlinge Anfangs bekanntlich wie Fliegen dahin: sobald sie aber Brandwein trinken lernten, ertrugen sie die Naßkälte so guth wie Hannoveraner und Westfälinger; und hätte diese Arznei nicht einen Theil der siegreichen Armee gerettet, so wären alle des Fliegen-Todes gestorben, und hätten nicht einmal die Ehre erlangt, vor den Helden der Preussischen Wach-Parade bei Roßbach, ihre Agilité im Laufen so glorieux zu zeigen. — Uebrigens beliebe der Herr Franzos noch zu lernen, daß gerade der Spekk, der ihm eine so widernatürliche Speise ausser Schiffen zu seyn dünkt; nicht nur die Schärfe des Brandweins mildert, sondern auch die dauerhafteste Speise für arbeitende Menschen, (deren freilich Domherren und Mönche nicht bedürfen) und eines der sichersten Gegenmittel gegen starrmachende Kälte oder erschlaf-

schlaffende Nässe ist. — Endlich muß ich noch erinnern, daß Personen von zärteren Gaumen, denen der Geschmakk des Korn-Brandweins nicht behaget, in Wirthshäusern an der vornehmsten Post-Strasse, wenigstens bis Flensborg, und in Holstein auch an Nebenstrassen, **Franz-Brandwein** finden; und daß die Wirthe diesen von selbst allen Personen anbiethen, die ihnen zum Trinken des Korn-Brandweins zu fein scheinen. Ueberhaupt findt man in allen Holsteinischen und Schleswigschen Wirthshäusern an Poststrassen, weissen und rothen Franz-Wein, Thee und Caffeh, schmakhafte Speisen, und weiche Bette; doch am vorzüglichsten in Wagrien. Wer durch dieses Land, über Kiel oder Heiligenhaven, geradezu auf dem Pakket-Boote, oder auf der neuen Schimmelmannischen Sommer-Post durch Falster und Seeland, nach der Haubtstadt reisen will; der wird denn auch von dem blühenden Wolstande der Landleuthe weit würdigere Begriffe bekommen, als wer durch den elendesten Heide-Strich, über Rendsburg und Flensborg, durch Jütland reiset, wo man

sich weit weniger darauf eingerichtet hat, Französische Schmarozzer lekker zu bewirthen. Doch dieses sey vernünftigern Teutschen zur Nachricht geschrieben: wer mit so schwarzer Galle reiset wie unser Franzos, der will keine gute Seiten eines Landes und Volkes sehn, wogegen bei so lekkern Tafeln, wie in Hamburg, ist erbittert worden; und dafür hat er denn auch von der Gastfreiheit des Holsteinischen und Sleswigschen Adels keinen Nuzzen gezogen.

Am Ende will er noch seinen leichtgläubigen Lesern einen recht einleuchtenden Begriff geben, wie sehr er **Statistiker** und wie geübt er im **blinden Reisen** sey; indem er S. 310. rodomontirt, er hätte leicht die **ganze Tour** durch Jütland, durch alle Dänischen Inseln, und durch alle übrigen Provinzen des Dänischen Reichs, **in acht bis zehn Tagen** gemächlich (o ja! im Schlafe, ohne irgend etwas zu sehn!) vollenden können. — Nun! wer so einem courier-mäßigen Passagier noch ein einziges Wort glaubt, der muß sehr leichtgläubig seyn; oder

nie

nie daran gedacht haben, wie langer Aufenthalt, und wie bedächtliche Forschungen und tiefe Menschenkunde nöthig sind, um auch nur auf einem kleinen Striche **Land und Leuthe** so kennen zu lernen, daß man ohne Dummdreistigkeit davon mitsprechen dürfe. Aber der Franzos wollte seinen leichtgläubigen Lesern gern noch höhere Begriffe von seiner Scharfsicht beibringen; indem er sie zu überreden glaubte, er hätte in 8 Tagen nicht nur das ganze Reich durchstreifen, sondern auch noch **hie und da die Winkel besichtigen** können. Andre, aber **vernünftige**, Reisende brauchten längere Zeit, auch nur die Winkel der einzigen Haubtstadt zu besichtigen: aber damals hatte freilich noch kein Franzos die Erd-Würmer gelehrt, aus Luft-Schiffen Vögel-Perspective zu zeichnen, oder Coelum ipsum petere *Stultitia!* Hätte das *audox* Capeti Genus bei Roßbach ein Luftschiff gehabt: so hätte es sicher die ganze Preussische Wacht-Parade écrasiret, oder aufgehoben und durch die Luft weggeführet. — Weil unser courier-massiger

Rei-

Reisender bei seinen bewundernden Lesern zuviel Indolence voraussezt, als daß sie, aus Mißtrauen gegen ihn, in eine Charte eines so unbekannten Landes hineinguken oder gar Büsching's Erdbeschreibung nachschlagen mögten: so macht er ihnen ohne Umstände weis, Jütland habe nicht mehrere Städte, als Aalborg, Aarhuus, Ringkjöbing, und Horsens; und nur die erste allein habe er, aus Ueberdruß über soviele schon erworbne Kenntniß dieses unwirthbaren Landes, unbesucht gelassen. Indessen erzälet er doch, er habe das Land zwischen Aarhuus und Ringkjöbing einmal vom Wagen herab angesehn; und bedauert, daß diese fruchtbare Steppe nicht mehrere Menschen nähre: daß aber ebendarum soviel mehrere Ochsen hier gemästet werden, das verschweigt er tükkisch; denn sonst hätte er ja einräumen müssen, das Land würde wirklich sosehr benuzt, als es bei geringerer Volks-Mänge möglich ist. (Verarmte oder faule Teutche Bauern und Bürger mit schweren Kosten anzuwerben, und einige Jahre lang zu unterhalten, damit sie aus

ein-

einträglichen Weiden vielleicht weniger einträgliche Korn-Länder machen; das hat **Friedrich** V. zweimal versucht, und dabei keinen Vortheil gefunden. Daß aber auch **Christian VII.** nicht abgeneigt ist, **fleissige Teutsche** in jener Steppe sich anbauen zu lassen, das zeigt das neue **Christians-Feld** der Evangelischen Brüder-Gemeine; von dessen blühendem Wolstande der arme Franzos nichts sagen konnte oder wollte, weil er entweder nicht soweit kam, oder aus Unkunde der Landes-Sprache davon nichts hörte, oder auch fürchtete, davon etwas Guthes sagen zu müssen; welches er aber von keinem Orte thut, wo er nicht frei schmausen durfte. Daß die **Marsch-Länder** so fleissig, wie in den vereinten Nieder-Landen, angebauet sind, das, schämte er sich doch, der Wahrheit in das Angesicht abzuleugnen: doch läßt er in sein zweideutiges Geständniß etwas von seiner Galle fliessen, und sagt nur, **ziemlich** guth. Auch hoffet er, bei **seinen** leichtgläubigen Lesern diese Länder, (weil diese, zu seinem Aerger, dem ihm so verhafften

Kö-

Könige gehören,) dadurch verächtlich zu machen, daß die Frösche solche beständig den Inwonern streitig machen sollen; ein wizziger Einfall, auf dessen ersten Erfinder ich mich nicht sogleich besinnen kann! Daß aber auch selbst die, im Winter überschwemmeten, Niedrigungen, die man Aussen-Deiche (Buten-Dieke) heißt, die fettesten Ochsen-Weiden sind, das konnte er wieder nicht wissen; weil er entweder nicht da war, oder sich nicht umsah; oder auch mit den, sonst gegen Fremde nicht unhöflichen Marsch-Bewonern nicht sprechen konnte, weil sie meistens nur ihre Nieder-Sächsische Landes-Sprache sprechen. (Käme einmal ein aufgeklärter Reisender, der die Nord-Friesische Mundart verstünde, auf die Inseln Sylt und Föhr, Nordstrand und Helgoland: so würde er nicht nur auch hier guthen Anbau und Viehzucht finden; sondern auch eine ganz abgesonderte Alt-Sächsische Volks-Gattung kennen lernen, bis zu welcher zwar nicht soviel Aufklärung hindringen konnte, als zu den reichen Marsch-Leuthen, die aber auch eben darum de-

sto

ſto originaler ſind. — Doch was nützen ſolche Vorſchläge zur Erweiterung der Länder- und Völker-Kunde? Ein junger Nieder-Sachs, der Geld dazu hat, reiſet lieber nach Paris; um zu lernen, wie weit man ſich von der Natur entwönen könne!)

Weil unſer Franzos den **Jütiſchen Adel** nicht ſo beſchmauſen durfte, wie den Meklenburgiſchen und Kur-Sächſiſchen; und weil man dort vielleicht ſeinen illuſtre Famille nicht kannte: ſo ſchimpfet er ihn für dummſtolz aus; und ſpricht ihm, ſo wie allen Däniſchen **Land-Pfarrern**, alle landwirthſchaftlichen Kenntniſſe ab. (S. 311. f.) Daß wenigſtens Kolding-huus einen aufgeklärten Amtmann hat; daß in dieſem Amte und um Fridericia der Landbau vorzüglich blühet; und daß mehrere Land-Eigenthümer und Pfarrer wirkſame Mitglieder der **Landhaushalts-Geſellſchaft** ſind; das konnte unſer ſchmauſender Franzos nicht erfahren, weil man ihm nicht den Haubtweg öffnete, wo er ſeine oberflächlichen Kenntniſſe zu

er-

erwerben pflegt, — nämlich eine lekkere Tafel mit kostbaren Weinen! Wäre sein Magen für gesunde Land-Kost nicht zusehr verdorben gewesen; und hätte er, wie vernünftige Reisende, sich länger an verschiednen Orten aufgehalten, besonders aber mit kundigen Personen aller Stände bescheidnen Umgang ohne Schmarozzerei gesucht: so hätte er von Mitgliedern der Landhaushalts-Gesellschaft weit mehr zu gründlicher Landes- und Volks-Kunde sammeln können, als er jezt in seine beiden Bände zusammengeraffet hat. — Soviel ich weiß, sind noch jezt alle Land-Pfarrer in Jütland und auf den Inseln, an Oertern wo keine ordentliche Wirthshäuser sind, so gefällig, die wenigen Fremden von gesittetern Ständen, die etwa dahin kommen, nach dem Vermögen ihrer Haushaltung zu bewirthen; und dafür bloß einfache Vergüthung ohne Gewinn zu verlangen. Ein bescheidner Reisender von guthem Stande kann also noch immer in Jütland ganz bequem und wolfeil leben; wenn er nur keinen so tödtlichen Priester-Haß im Herzen heget, daß schon bei

dem

dem ersten Anblikke eines Geistlichen ihm die Galle überkochet. Indessen darf man nicht von allen Dänischen Geistlichen soviel Linnaeismus und landwirthschaftliche Kenntnisse fodern, als von den Swedischen: weil erstre mehr zum Lehr- und Sittenrichter-Amte erzogen und berufen werden, als zur Erweiterung der Landwirthschaftkunde; und weil in dem gesegneten Dänemark nicht so ängstliche Sorge für Brod nöthig ist, als in dem Korn-armen Sweden und Finnlande.

Nachdem der Franzos sich des ärgsten Theils seiner Galle gegen die unschuldige Nation und deren Geistliche entladen hat: verlästert er endlich auch noch die **monarchische Regierung**, die er, (nach der Unwissenheit oder Tükke neumodischer Wizlinge, die selbst unter einem Bassa zu stehn verdienen,) **Despotie** schilt. (Im Vorbeigehn darf ich es nicht ungerüget lassen, daß selbst Herr **Lager-Bring** sich nicht entblödet, in seiner Stats-Historie öffentlich drukken zu lassen, die Dänen

hätten sich eine Asiatische Regierung erwälet. Hat denn je ein Dänischer unumschränkter Monarch die Würde der christlichen Menschheit so sehr entehret, wie **Karl XII.** diejenige seiner **freien** Sweden, daß er, in seiner Abwesenheit, ihnen seinen **Stiefel** zum Reichsverweser anboth?) Wie darf aber ein Mensch, der in Frankreich vor einer Lettre de cachet, und in Zürich vor einer Rathsherrlichen Kappe zittern muß, sich erfrechen, die Dänische Regierung die **despotischeste** in Europa zu schelten? Wann ist durch einen Dänischen Monarchen **Eigenthumsrecht und bürgerliche Freiheit** des geringsten Unterthanen gekränket worden? Hat je ein Dänischer Monarch nur den Gedanken geäusert, die **erstenLebens-Bedürfnisse zu Monopol zu machen**, wie Seine Heiligkeit der anmaaßliche Statthalter des Allgütigen? oder mit **Salz** zu wuchern, wie Seine Allerchristlichste Majestät? oder Seine Unterthanen **willkührlicher Beschazzung** einer Hyänen-Rotte preis zu geben? — Dänische Despotie war immer ein Unding, oder

ein

ein blosses Hirngespinst schwarzblüthiger Feder-Fechter, die nie so glüklich oder würdig waren, Unterthanen der allermildesten Monarchie zu seyn. Nächst der Lüge, daß in Kur-Sachsen und Hannover alle Post-Passagiers auf Stroh geleget werden, ist in dieser Schmähschrift keine handgreiflicher, als die von **ungeheuren Auflagen** in Dänemark, S. 314. Denn kein kundiger und gewissenhafter Unterthan kann sich darüber gegen den Franzosen beklaget haben; nur die geringern Hamburger fühlen gewiß schwerern Drukk, als die Altonaer; wenn schon die reichen Kaufleuthe, bei denen er immer schmauste, davon nichts mögen gefühlet haben. Hätte er in Dresden, Berlin und Hannover, nicht immer reiche Adliche beschmauset; und sonst keine andre Menschen von geringerm Stande besuchet, als seine Freuden-Mägdchen: so müste er in diesen Ländern gelernt haben, daß **Abgaben und Licent** daselbst die **geringern Bürger** weit schwerer drükken, als in Dänemark; und daß besonders die **Hannövrischen Bauern** ärmer sind, als selbst die

von Unkundigen sooft bemitleideten Guths-Eigenen in Dänemark. — Weil doch ein guthbesoldeter Göttinger Professor dem Herrn Franzosen, (der nirgends, wegen Schmausereien und Besuchung der Freuden-Mägdchen, Zeit übrig hatte, den Zustand des geringern Volkes zu untersuchen und zu beherzigen,) den glükfäligen Zustand der **Hannoveraner** vor allen andern Unterthanen Teutscher Fürsten sosehr rühmte: (S. 335.) so wird eine kurze Vergleichung der **Abgaben** dieser und der Dänen jedem Unpartheiischen einleuchtend genug zeigen, in welchem Lande der **Bauer** mehr geschonet wird; denn nach dem Zustande der unentbehrlichsten Leuthe sollte man doch wol eher und genauer nachfragen, als nach demjenigen entbehrlicherer Personen, die ohne Bauern nicht würden leben können. — In beiden Ländern beträgt das **Kopf-Geld** jeder erwachsenen Person jährlich Einen Reichsthaler. Der arme Hannövrische Bauer, wenn er mit **Kindern** gesegnet ist, bezalet vielleicht jährlich mehr, als ein reicher **Adlicher**, der nicht soviele Kinder und Bediente hat. Für

den

den Guths-eignen **Dänischen** Bauern, und Kinder und Gesinde, bezalet sein väterlicher **Guthsherr** das Kopfgeld. Ausserdem aber tragen **alle Königliche Bediente**, auch alle **Geistliche**, weil **alle reichlich besoldet** sind, die schwereren Lasten der Staats-Bedürfnisse; indem sie **von ihren Einkünften den Zehnten** entrichten, und je höher sie in der **Rang-Ordnung** stehen, noch eine verhältnißmässig höhere **Rang-Steuer** bezalen. (Diese Steuer ist die billigste unter allen in der Welt; indem sie keinem wider seinen Willen auferleget wird, wenn er keinen höhern Rang zu haben begehret, als den, welchen sein Amt selbst ihm gibt. Die **häufigen Titel** aber, welche Unkundigen so oft sonderbar vorgekommen sind, zeigen sich hier auf Einmal als die weiseste Verfügung, um die Lasten der Stats-Bedürfnisse den Armen abzunemen, und jeden Bemittelten zu willigerer Uebernemung derselben zu ermuntern. Die **Titularen** in Dänemark sind also auch nicht blosse Eitle, die **für Nichts** über ihre Mitbürger erhaben seyn wol-

len: sondern sie **verdienen** jede Achtung derjenigen, welche an Rang und Vermögen unter ihnen sind, durch beträchtlichere Beiträge zu den nothwendigen Abgaben.)— Ferner, in beiden Ländern wird **Licent** bezalet: im Hannövrischen von den **ersten Lebens-Bedürfnissen**, von Brod, Butter und Fleisch, wovon Aermern die Last am schwersten fühlen; in Dänemark aber nur von **ausländischen Waren**: und selbst dieser ist so gering, daß z. B. Franz- Rhein- und andre **Weine**, mit dem Licent, nicht halb soviel kosten, als im Hannövrischen. Das **Bierbrauen** und **Brandwein-Brennen**, weil beides dem geringen Volke Lebens-Bedürfnisse verschaffet, ist in Dänemark freies Gewerb; und darum muß das Getränk immer guth seyn, wenn der Verkäufer Abgang haben will: im Hannöverschen aber ist beides **Monopol**, indem jede Stadt und jedes Amt nur eine einzige privilegirte Brauerei, und ganze Landschaften nur eine einzige verpachtete Brandwein-Brennerei haben; und ebenso ist der **Wein-Handel** in jeder Stadt verpachtet, daher

her man nicht leicht irgendwo elenderes Spülicht ſtatt Wein verkauft, und noch dazu ſehr theurer, als in dieſem Lande, wo doch der Bauer nicht einmal ſoviel Induſtrie hat, Obſt-Moſt oder Möth zu brauen, wie in andern Ländern, wo kein Wein reifen kann. (Von allem dieſem witterte der Mängel-ſpürende Franzos nichts, weil es ihm bei reichen Tafeln guth ſchmäkkte.) Endlich bezalet der Hannövriſche Bauer, für **Erlaubniß zum Heurathen**, ſeinem Guthsherrn ein Gewiſſes; und der Däniſche Guths-Eigener bezalet dafür dem Juſtitiarius eine Kleinigkeit. Dieſes iſt die ſo widernatürliche Abgabe, die der türkiſche Franzos gern dem Könige zur Despotie anrechnen mögte: weil es ihm ganz unmöglich war, ein einziges Beiſpiel einer drukkenden Auflage in Dänemark aufzuſpüren. Da es ihm aber Spaß macht, ſeinen leichtgläubigen Teutſchen Widerſprüche für untrügliche Wahrheiten verkaufen zu können: ſo iſt ihm, wegen einer einzigen Abgabe, die einem Adlichen-Juſtitiarius entrichtet wird, der König von Dänemark der ärg-

ste Despot in Europa; und S. 311. hatte er seinen Lesern eben aufgehäftet, ebendieser Monarch hätte gar keine Gewalt über seine Unterthanen, weil eine allerunterthänigste Vorstellung der Vieh-Händler in Jütland den väterlichen König sogleich bewogen hatte, ihnen nicht alle ihre Ochsen-Weiden zu nemen, und damit kostbare und mißliche Versuche zu machen, ob solche nicht in Aekker verwandelt werden könnten. So stark zeiget sich eines lügenden Franzosen Gedächtniß!

Weil der Küchen-Statistiker schon zu Anfange hautement erklärte, daß Er Dänemark nicht für ein Königreich erkenne; (denn daß es das schon war, eh Teutsche Gallien in Frankreich verwandelten, das hatte ihm kein Französischer Koch gesagt, oder er hatte das auch in einem Abregé de l'Histoire universelle gelesen:) so muste er S. 313. sein höchstes Mißfallen darüber bezeigen, daß ein so kleiner König auch Majestät-Rechte gegen fremde Völker hat. Er wußte also nicht, wie er es anfan-

gen

gen sollte, durch seinen Machtspruch dem Könige ein Recht zu nemen, das die grössesten Potentaten demselben allezeit zugestanden haben: da fiel ihm glükklicherweise die Tükke ein, das unleugbare Majestät-Recht des **Sundzolles** durch eine feine Wendung verächtlich darzustellen, indem er nur sagte, Seefahrende Nationen entrichteten diesen Zoll bloß **aus guthem Willen.** Mit dem Europäischen **Völker-Rechte** zerbrach er sich sein Köpfchen niemals; oder glaubt wenigstens, Seine Allerchristlichste Majestät könnten dieses **tout de fait par une Declaration** aufheben: denn das kann keine weitere Schwierigkeit kosten, als daß nur einmal ein Französischer Koch öffentlich erkläre, **La France a creé le Droit des Gens, et Elle vaudra auſſi l'abolir à Son plaiſir, comme bon Lui ſemblera.** — Uebrigens hat der schmausende Franzos an allen adlichen Tafeln in Kurfürstlichen Residencen, noch nicht soviel gelernet, daß **Teutsche weltliche Kurfürsten,** (welches auch der **Marquis de Brandebourg** war, eh Frankreich Ihn als König

zuerkennen beliebte:) **Königen gleich geachtet** werden: er glaubt also, den König von Dänemark äuserst verächtlich darzustellen, indem er die Anzahl aller Dänischen **Unterthanen**, die er für seine unkundigen Leser nur um Eine Million zu wenig berechnet, mit der Volk-Mänge der grössesten Kurfürstenthümer vergleicht. Und so ist es dann französisch demonstrirt, **cela saute aux yeux!** daß ein so Volkarmes Land nicht Königreich heissen dürfe; obgleich **Sardinien**, daß Er doch für ein solches anerkennet, nur ein Drittheil der Volks-Mänge des eigentlichen Dänemarks, und 200000 Menschen weniger als das Königreich Norwegen, enthält, auch das Königreich **Sicilien** nur 300000 Menschen mehr als das blosse Dänemark hat. Aber welchen Ausschlag für die Würde der Könige gibt denn am Ende die Bevölkerung Ihrer Länder? Dürfen in Ländern, wo **Brenn- und Schiff-Holz** so äuserst unentbehrlich sind, mehrere Wälder ausgerottet werden, um einer grössern Volks-Mänge den eingeschränktesten Raum zu einem so kümmerlichen Daseyn zu verschaf-

schaffen, das die armen **Savoyarden** zum Spotte reicherer Völker wacht? Der **höchste Grad der Bevölkerung** mag für Beherrscher **wärmerer Länder** so vortheilhaft seyn, wie die neuen **Menschenfreunde** behaubten: so bleibt es doch gewiß, daß die **Jüten**, die bei ihrem warmen Heerde sich mit Fleisch und Brod sättigen dürfen; weit glüklicher sind, als die fleissigsten Bauern des grössesten Monarchen, die kaum Brod genug zur Sättigung übrig behalten, wenn sie alle Abgaben entrichtet haben, um den Glanz der einzigen Haubtstadt zu erhöhen, und ihre allergnädigst vorgesezten Hyänen zu mästen. Da es selbst einem Sophisten unmöglich ist, es allen Völkern einleuchtend zu machen, daß der Allgüthige sie nur erschaffen habe, um für die Verschwendung einer Rotte unmenschlicher Mitbürger Hunger zu leiden: so müssen **väterliche Monarchien** doch wol einen höhern Endzwekk haben, als das **kümmerliche Dasein vieler hungernden Menschen** zu befördern, um von deren Schweisse, oder vielmehr von **Menschen-**

Mark

Mark in Thränen aufgelöset, eine glorieuse Heerde müssiger Höflinge zu mästen; oder auch, um eine grössere Anzahl Schlacht-Schafe für ein Stükkchen Land aufopfern, oder gar verkaufen zu können. Die gesegnete väterliche Monarchie der Dänen ist gerade diejenige, die lieber geringeres Gewigt in der Wageschale Europens zu haben begehret, damit der Glanz ihrer heiligen Krone, so wenig durch Mutter-Thränen, als durch Helden-Bluth, getrübet werde. Ja, ich wage, es lauth zu sagen, (Sophisten mögen über ewige Vergeltungen spotten!) wann väterliche Könige und Räthe, in künftigen Welten, durch wiederhallenden Dank ihrer ehemaligen treuen Unterthanen werden beseliget werden: dann werden erst die väterlichen Beherrscher der Dänen den vollen göttlichen Lohn dafür empfangen, daß sie in der Zufriedenheit Ihrer Unterthanen Ihre eigene suchten, und nie die allerhöchste Gewalt mißbrauchten, die das treue Dänische Volk Ihnen zuversichtlich anvertrauete.

Sosehr aber auch die väterlichen Monarchen, durch die herrliche Aegide der Unterthanen-Liebe, gegen jede Empörung gesichert sind; und sosehr selbst der leiseste Wunsch, durch Krieg unter ein ausländisches Scepter zu kommen, jedem ächten Dänischen Herzen fremd ist: so müssen doch die Könige zur Sicherheit Ihrer Unterthanen, und besonders des ausgebreiteten Welt-Handels, auch mitten im Frieden **zum Kriege gerüstet** seyn; und sind es sosehr, als Bevölkerung und Einkünfte Ihrer Länder es erlauben, wenn Bauern und Bürger nicht seufzen sollen. Eine respectable **Flotte** hat ihre vollständige Takelage und alle nöthige Kriegs-Bedürfnisse in den **See-Magazinen**, wo jeder Fremder alles zu sehn bekommen kann, wenn ein See-Officier ihn begleitet. (Der Franzos, der von allem nichts sehn wollte, leugnet dieses S. 323. f. und einem so allwissenden Seher müssen ja die leichtgläubigen Teutschen unendlich mehr Glauben zustellen, als allen die dort waren!) Das **Dänische Seevolk** ist so See-erfahren und muthig, wie das Englische;

sche; und ausser dem eigentlichen See-Etat, der beständig im Solde steht, sind alle dienstfähige Fischer und Schiffs-Knechte beider Königreiche und Herzogthümer enroliret; um im Nothfalle auf der Flotte dienen zu müssen. Die **Land-Armee** ist, mit den enrolirten National-Soldaten, 80,000 Mann stark; und alle werden jährlich einen ganzen Monath lang, in Waffen und Vestungs-Diensten geübet, so wie die Besazzungen täglich alle Morgen vor der Wacht-Parade: die meisten Soldaten aber, besonders die Landeskinder, nüzzen in den übrigen 48 Wochen dem Bauer und Handwerker, als Knechte und Gesellen; und einige Handwerker unter ihnen arbeiten auch selbst als Meister, oder sind gar ansässig. (Dieses ist die äuserst **rohe** und ungebildete Milice, wovon der Franzos, der wahrscheinlich keinen einzigen Mann davon gesehn hat, seinen leichtgläubigen Lesern so verächtliche Begriffe beizubringen sucht S. 318. So allweise er auch hienächst aus der Kriegs-Politik etwas nachschwazzet, was er an irgend einer Tafel mag aufgeschap-

pet

pet haben: so gukt hier doch ein Domherr oder Abbé hervor, der bässer über einen gespikkten Hasen, als über einen disciplinirten Soldaten, zu schwazzen versteht.) Dänemark soll keine hinlängliche **Reiterei** haben, weil Er davon sowenig, als von dem Fuß- und See-Volke, gesehn hat; und dennoch besteht im Viertheil der Land-Armee aus Reiterei, gerade so wie ein Teutscher General ihm das Truppen-Verhältniß ganzer Teutscher Armeen angab. Wäre sie aber auch nicht so stark, so hätte dem allweisen Franzosen doch beifallen müssen, daß man mit Reiterei nicht **auf Schiffen** agiren kann; und daß Dänemark, wenn es in Krieg verwikkelt werden sollte, (denn die allerglüklichste Lage zu Behaubtung der Neutralität zu Lande gesteht ja selbst unser Franzos, oder wer etwa hier (S. 321.) durch seine Feder spricht, der Dänischen Monarchie zu;) nothwendig einen grossen Theil Seiner Land-Armee auf Schiffen agiren lassen müssen. Dieser besondre Gebrauch der Land-Truppen im Kriege kann denn auch dem allweisen Herrn Franzo-

sen

sen, und allen ebenso einsichtvollen Geistern in Küchen, an Kaufmanns-Tafeln in Clöstern und Dom-Capiteln, eine ihnen begreifliche Erklärung geben, wie Dänemark die **Teutschen Mieth-Soldaten** im Kriege werde brauchen können, ohne daß sie entlaufen. (Bey Erwähnung dieser Elenden, deren Einige gewiß der Auswurf der Teutschen Nation sind, sucht der tükkische Franzos wieder Erbitterung gegen den guthen König zu wirken; als wenn es Königlicher Befehl wäre, daß **Werber** durch Kniffe und Pfiffe (S. 318. f.) Soldaten werben sollten. Warum brachte er diese menschenfreundlichen Vorstellungen nicht an dem Hofe zu Potsdam an? oder beschäftigten ihm in Berlin die Freuden-Mädgen sosehr, daß er dort keine Klagen von Soldaten anhören konnte, die auf ähnliche Arten durch Werber waren gekapert worden? Wäre er bis in die Haubtstadt Dänemarks gekommen, so würde er da gesehn haben, daß alle Ausländer, die zu arbeiten Lust und Kräfte haben, ausser ihren Wachen-Diensten reichlich Geld erwerben können

nen

nen, wenn sie auch schon kein Handwerk verstehn. Ich gebe zu, daß die Ausländer der 4 oder 5 Regimenter in Rendsburg weniger erwerben können, wenn sie den armen und groben Bürgern nicht halb umsonst dienen wollen: aber dafür ist auch das Essen und Trinken in dieser Stadt wolfeiler; und das Dänische Tractement (oder Geld und Brod) ist doch noch etwas bässer, als das Preussische. Daß die **Nahrungsmittel** schlechter als in Kur-Sachsen, Brandenburg und Hannover seyn sollen, das darf nur ein Mensch sagen, der in diesen Ländern bloß an reichen Tafeln schmauste, und in Dänemark gerade nichts für seinen Gaumen gekochet fand. Im ganzen Dänemark sind keine **Pflug-Ochsen**, mit deren hartem Fleische man in jenen Ländern sich sooft behilft, wenn man keine Podolische, Dänische, oder Rheinische Ochsen bezalen kann. Die **See-Luft** in Dänemark und Holstein ist sowenig ungesund, als die in England; und die **Sterblichkeit** unter den Soldaten so gering als möglich, wenn sie nur so ordentliche Diäte halten, als ihr

Tractement es ihnen erlaubt. Zu meiner Zeit ward dafür geſorget, daß jeder Soldat täglich wenigſtens eine warme Fleiſchbrühe oder ſonſt ein nahrhaftes Gericht eſſen mußte; und es würde nie geſtattet worden ſeyn, wenn ein unordentlicher Menſch bloß von Waſſer und Brod und Brandwein hätte leben wollen. Und durch ſolche genaue Aufſicht werden alle andere ſchädliche Ausſchweifungen bei Soldaten verhüthet; ſo daß der Herr Franzos, wenn er jemals unter ſo regelmäſſiger Diſcipline gelebt hätte, gewiß weniger ſchwarzes Bluth und verdorbne Galle haben würde. Daß ausländiſche Soldaten ſoviele unglaubliche Verzweiflungs-Mittel ergriffen haben ſollten, um wieder nach Teutſchland zurükzukommen, davon habe ich in 20 Jahren kein einziges Beiſpiel erlebt; und nur von Einem oder Zweyen gehöret, die ſich entleibet haben ſollten, um harter Behandlung unmenſchlicher Officiers ein Ende zu machen. Jezt iſt aber auch ſogar dieſe Quelle des Mißvergnügens durch die allermildeſte Regierung verſtopfet; indem kein junger Lieutenant oder

Un-

Unter-Officier seinen Muthwillen an dem Rükken eines Gemeinen kühlen darf: sondern die Gewalt der Vorgesezten auf Wachen ist dahin eingeschränket, daß sie den sich vergehenden Untergebnen arretiren dürfen, damit die etwa verdiente Strafe ihm nur durch Verhör und Gericht zuerkannt werde. So väterlich handelt die Dänische Regierung auch selbst gegen Verbrecher! Bei dem Exerciren wird fast gar nicht weiter geschlagen, als etwa nur ein einziges Mal zur Erinnerung für Unachtsame; und ich habe ganze Regimenter ohne so scharfe Zucht guth manövriren gesehn. Der Herr Franzos hätte von allen diesen Wahrheiten sich überzeugen gekonnt, wenn er nur Wahrheit gesucht hätte.)

Von dem ehemaligen Zustande der Dänischen Armee unter Friedrich dem Vten hat der leichtgläubige Franzos sich die ärgsten Unwahrheiten aufhäften lassen; weil diese ihm für Dämark nachtheilig genug schienen, um seinen Glauben zu verdienen. Da mir gerade in je-

nem Zeitraume die Armee am bekanntesten war, so schmeichle ich mir, darüber unpartheiischen Lesern soviel sagen zu können, daß sie nicht werde zweifeln dürfen, ob ich ihnen Wahrheit erzälen wolle, oder der unkundige und tükkische Flüchtling, der dieses ganze Geschwäzz nur hinschrieb, um bei dem Könige von Frankreich eine Reue, wegen der bisher an Dänemark bezahlten Subsidien, zu erwekken. (S. 322.) Anstatt bloß die hingeworfnen Lästerungen zu widerlegen, will ich lieber, wie in dem vorigen Abschnitte, die damalige Verfassung der Armee historisch erzälen. 1752 oder 53 kam der Oberste **Reith** nach Dänemark, und führte das **Preussische Manöuvre** dort ein; welches nachmals von Zeit zu Zeit, auch noch 1766, durch kürzere Handgriffe verbässert ward. Damit die ganze Armee beständig in Uebung bliebe, auch die künftigen Abänderungen des Manöuvre von Zeit zu Zeit lernen mögte; ward damals zuerst befolen, alle **Beurlaubte** sollten jährlich den ganzen **Mai** durch, Ungeübtere auch wol den April und Mai durch, mit ihren Regimentern

tern manövriren und den kleinen Garnison-Dienst versehn. Dieses ist seitdem ganz genau beobachtet worden: vorher aber war die Eigennüzzigkeit der Regimenter- und Compagnies-Chefs so weit gegangen, daß die **Beurlaubten**, wenigstens der Regimenter in Holstein und Sleswig, theils seit 10 und mehrern Jahren, nicht waren zum Manövre zusammenberufen worden, damit die Chefs deren ganzes Jahrs-Tractement für nichts behalten könnten. Ob die Compagnies und Regimenter während jener Zeit immer vollzälig erhalten wurden, weiß ich nicht: das aber ist gewiß, daß jeder Haubtmann nur 300 Rthlr. jährliches **Werb-Geld**, zum Ersazze für Gestorbne und Deserteurs erhielt; anstatt daß jezt mancher einzelne Mann von der Werbung im Teutschen Reiche, dem Könige gegen 100 Rthlr. kostet. Erst der **Grav von Saint Germain** gab dem Könige den vortheilhaftern Rath, ganz auf eigne Kosten werben zu lassen; und dafür das ganze Tractement aller Beurlaubten ausser der Manövrir-Zeit zurükk zu behalten. Dieser

Rath war das Einzige, wofür das Land jenem despotischen Franzosen einigen Dank schuldig war, und ihm dafür eine weit grössere Summe schenkte, als ein uneigennüßiger Mann für einen einzigen guthen Rath fodern darf. (Ob der Hamburgische Banqueroutier, der den Graven um dieses Geschenk brachte, mit seinem Vermögen in das Dänische Land geflüchtet sey; und ob er nachmals von diesem gestolenen Gelde wieder in Ansehn gelebt habe, davon weiß ich nichts: hatte er aber wirklich Banqueroute gemacht, und nicht viel aus Hamburg mitgebracht, so ist wenigstens die Dänische Regierung unschuldig daran, daß sie dem Graven sein Geld nicht wieder verschaffen konnte; wenn er anders dort deswegen geklaget hat. Denn die ganze hämische Lästerung S. 317. trägt zu sehr die Farbe des gallsüchtigen Franzosen, als daß viel Wahrheit dahinter zu suchen seyn mögte.) Von den **Beurlaubten** muß ich noch hinzufügen, daß ihrer gewöhnlich doppelt soviele sind, als der Dienst-thuenden; und daß in dieser Rükksicht St. Germain mag gesagt haben, der

Kö-

König oder das Land bezale fast vergebens eine Armee, die 48 Wochen durch **bloß auf dem Papiere** stehe, und nur 4 Wochen Dienste thue. Denn daß er, mit hinzurechneten **Nationalen**, (woraus fast die ganze Norwegische Armee besteht, die sowol zu Pferde als zu Fuß, allemal im Manövre Ehre einlegte,) die 50, bis 60,000 Mann, die enroliret waren, nicht wirklich gefunden hätte, daß dürfte er als ehrlicher Mann nicht sagen; und meine folgende Erzälung wird jeden Wahrheit-Liebenden überzeugen, daß Dänemark, wenigstens seit 1753, eine wol-exercirte und disciplinirte Land-Armee hatte. Ich mußte zwar es der Wahrheit einräumen, daß die Armee vor jener Zeit nicht Preussisch disciplinirt war: aber aus **eigentlichen**, theils auch Teutschen, **Soldaten** bestanden doch auch schon damals, und schon 30 oder mehrere Jahre früher, folgende **geworbene** Infanterie-Regimenter: 1) die Fuß-Garde, 2) das Grenadiers-Corps, 3 - 6) die Leib-Regimenter, des Königes, der Königinn, des Cron-Prinzen und des Erb-Prinzen, 7) das Jütische,

8) das Oldenburgsche, 9) das Holsteinische, 10) das Sleswigsche, 11) das Bornholmische, 12) das Möensche, und 13) das Falsterſche Regiment. Jedes bestand aus 12 **Compagnies**; deren Vollzäligkeit aber zu verschiednen Zeiten verschieden reguliret war, so daß sie von 78 bis 108 Mann, (jezt, wo ich nicht irre, mit den Nationalen, zu 128 Mann,) gestiegen sind: unter St. Germain aber auch wieder kleiner geworden waren, weil er aus den **Grenadiers** aller 12 Compagnies eine 13 und 14te errichtete; auch aus abgegebener Mannschaft von allen Regimentern 3 neue zusammensezte, so daß damals 16 geworbene Dänische und Holsteinische, und 2 geworbene Norwegische Regimenter waren. Die Anzahl der vormaligen **National-Infanterie-Regimenter**, eh sie mit den geworbnen combiniret wurden, weiß ich nicht; und ebensowenig die Anzahl der **Norwegischen** Infanterie- und Cavellerie-Regimenter: nur soviel weiß ich, daß diese alle **stärker** als die Dänischen waren, und wo ich nicht irre, Compagnies von 120 bis 140 Mann hatten.

ten. — Von der Dänischen Reiterei vor St. Germain fürchte ich zu wenige zu zälen; weil unter manchem Namen 2 bis 3 Regimenter waren, ich auch vielleicht einige gar vergessen haben kann. Wenigstens aber waren folgende gewiß: 1 und 2) Leib-Cuirassiers und Dragoner, 3) Seeländische, 4) Fünische, 5-7) drei Jütische, 8) Sleswigsche, 9) Holsteinische, 10) Langelandsche, theils Cuirassiers, theils Dragoner. Wie stark diese waren, kann ich nicht mehr mit Zuverlässigkeit sagen; auch weiß ich nicht, ob 11) die damalige Garde zu Pferde, die nachmals, so wie das Grenadiers-Corps zu Fusse, reduciret ward, so stark wie andre Regimenter war. Soviel bleibt gewiß, daß St. Germain eine vollständige wolberittne Reiterei fand, und sie fast vernichtete, um dem Lande-Fourage zu ersparen. So sah ich das vortreffliche Seeländische Cuirassiers-Regiment reducirt; die geschiktesten Bereiter unter Infanterie gesteket, und die schönsten Pferde zu Karren-Gäulen verkauft. (Das Gerücht sagte auch, St. Germain hätte dem

Könige gerathen, die Flotte an Frankreich zu verkaufen; und darum wäre er so plözlich verabschiedet worden. Hätte er die Infanterie auch vernichten können, so würde vielleicht der Zweck irgend eines Französischen Ministers erreichet worden seyn, daß Frankreich an Dänemark keine Subsidien mehr bezalen sollte.) Wo St. Germain grosse Mänge hungriger Invaliden gefunden haben sollte, wovon unser Franzos S. 315. plaudert, das muß jedem Menschen unbegreiflich seyn, der damals Dänemark und dessen Vestungen gesehn hat. Denn im ganzen Reiche waren keine, ausser zu Fridricia und Helsingör, und in einigen kleinen Schanzen. Das ganze Corps, unter dem Namen Garnisons-Regiment, war wol kaum 1000 Mann stark; und daß das Land diese alten Soldaten bei einem ziemlich bequemen Wachen-Dienste, bis an den Tod verpflegte, (und nicht hungern oder betteln ließ, wie einige Teutsche Fürsten thun,) das wird doch wol kein vernünftiges Wesen für Schande der Dänischen Monarchie achten?

Ich

Ich fahre in meiner historischen Beschreibung der Dänischen Landmacht fort. 1754 manövrirten 6 Infanterie- und 4 Cavallerie-Regimenter, nebst der Artillerie, bei Schuby auf der Kropper Heide bei Sleswig; und 1758 wieder an der Ober-Eider bei Rendsburg. In jenem Lager sah ich zum ersten Male die schöne Dänische Cavallerie; und alle Manövres der Attaque, Eroberung einer Schanze, Bomben- und Granaten-Werfen, und Minen-Sprengen. Ebendas geschah in Seeland; und König Friedrich V. hatte also zwei Male Seine ganze vollzählige Armee in Dänemark und Holstein, mehrere Tage mustern und manövriren gesehn, eh St. Germain gerufen ward: Er konnte es demnach unmöglich glauben, daß diese ganze Armee verschwunden seyn sollte, wie der Französische Spaßmacher schreibt. Noch mehr, die ausländischen Gesandten begleiteten Ihn bei diesen Musterungen; und alle können doch unmöglich geglaubt haben, sie hätten blosse Gespenster gesehn, zumal da Männer und Pferde wol beleibet waren. (Im Vor-

bei-

nun ernstlich darauf gedacht, daß die Officiers mehr Kriegswissenschaft lernen sollten; und der Köng schikkte mehrere zur Französischen Armee, damit sie auf Seine Kosten dort als Volontairs dienen mögten. Dagegen kamen mehrere **Französische Officiers**, die Theils bei ihrer Armee waren cassiret worden, nach Dänemark, und — wurden allergnädigst aufgenommen, weil Franzosen sich überall einzubetteln verstehn: Um für diese Plazz zu machen, verabschiedete **St. Germain** mehrere Landeskinder, die nicht bei der Französischen Armee gedienet hatten, und daher nicht verstanden, wie man bis an die Nase verschanzt im Lager sicher ruhen könne; sondern genug Dänisches Bluth in ihren Adern fühlten, um in offner Schlacht die Brust dem Feinde darzubiethen. Da St. Germain ferner, durch Reductionen der Cavallerie-Regimenter, so viele **Officiers** ausser Dienst gesezt hatte, daß wenigstens 1000 auf halben Solde oder sogenannten Wart-Geldern standen, um künftig in erledigte Plätzze wieder einzurükken: ward er plözlich in allerhöchsten Gnaden ver-

ab-

abschiedet, da er schon wieder eine Mänge Abschiede für Officiers, die als Landeskinder ihm nicht dienst-tüchtig genug schienen, in Bereitschaft hatte. Haß und Fluch der unterdrükkten Landeskinder verfolgten ihn bis an die Gränze. (Dieses ist die wahre Geschichte der plözlichen Entlassung des **despotischen Reformators**, der lauter Revolutionen machen wollte, wie sie in Frankreich Mode sind; und nicht lernen wollte, daß er Unterthan einer väterlichen Monarchie war, wo nur Verbrecher, ohne eignes Gesuch, verabschiedet werden. Es ist möglich, daß er selbst bald in Dänemark lange Weile würde gefühlet haben, wenn keine Landeskinder mehr in der Armee würden übrig geblieben seyn, die er hätte verabschieden können; und weil auch keine so wol berittene Reiterei mehr da war, die er noch einmal hätte vernichten können. Dieses sagt der tükkische Franzos S. 316, nach seiner Art, „es sey nichts mehr zu **reformiren** gewesen, wo nichts war": aber St. Germain war ja nicht zum Reformator berufen, sondern bloß zum Ober-

Feld-

Feldherrn. Abschiede schreiben, und Pferde verkaufen, das kann jeder Fourier und Wachmeister: dazu brauchte ja das Land keinen Franzosen, zumal einen so kostbar zu unterhaltenden. Er war auch gar nicht berufen worden, eine Armee zu erschaffen, die in Norden **Figur machen** sollte, wie der Franzos es so schief ausdrükt; so wenig als der König Willens war, an **gewissen Bewegungen** (ich weiß nicht, von welchen den Franzosen etwas träumte?) Theil zu nemen: sondern die weltkundige Wahrheit ist, daß der König eine **Observations-Armee** an der Gränze zu unterhalten nöthig fand, damit Holstein kein Tummelplaz fremder Kriegsvölker werden mögte, wie andre offene Länder. Das Dänische Ministerium rieth also wenigstens dem Könige und dem Volke unendlich weiser, als das Hannövrische, das bei dem Anmarsche der Franzosen noch nicht einmal Vertheidigungs-Anstalten machen wollte; sondern den Feind gerade durch bis Harburg vorrükken ließ, wo man ihn mit weit grössern Kosten, und nach erlidtnem grössern Schaden, delo-

gi-

giren müssen. — Daß nachmals **Peter III.** wirklich zu Lande in Holstein einrükken wollte, und damals die Dänische Armee nicht an der Gränze stand, um bloß an fremden Bewegungen Theil zu nemen: das wird an einigen Teutschen Höfen doch wol noch nicht vergessen seyn; wenn gleich unser Franzos, an den Tafeln wo er schmauste, nichts Zusammenhängendes und Richtiges von so alten Kriegs-Begebenheiten hörte. Denn die Geschichtkunde an Tafeln geht vielleicht nie über das laufende Jahr zurükk.

Mittlerweile war die Dänische Land-Armee, besonders die **Infanterie**, durch mehrere geschikte Exercier-Officiers, so guth dressiret, und die nicht-Beurlaubten vor jeder Wach-Parade so fleissig geübet worden, daß jeder, der Manöuvre versteht, sie für wol-exercirte Truppen muß gelten lassen. Auf **Sauberkeit** des Anzuges und der Rüstung ist seitdem so sehr gehalten worden, daß sie darin den Preussen nichts nachgeben; und dennoch ist die Zucht

nicht zu scharf, sondern alle Unordnungen werden durch wachsame Ober- und Unter-Officiers verhüthet. Schärfere Aufsicht über Manövre und Sitten der **Ober-Officiers** übernam 1766 der **Prinz von Bevern**, als General-Intendant der Armee in Sleswig und Holstein, und Gouverneur der Vestung Rendsburg. Dieser Herr war in seinen Amts-Pflichten wirksam, ohne die Französische Despotie eines **St. Germain**: Er strafte unachtsame Officiers durch Arrest, aber er machte sie nicht auf mehrere Jahre und auf Lebenslang unglüklich, wie jener wüthende Reformator. — Seitdem hat auch erst die Dänische **Artillerie**, die mit den Ingenieurs combiniret ist, diejenige Vollkommenheit erhalten, wodurch sie in einem See-Kriege der Flotte Ueberlegenheit wird verschaffen können. Sowol durch das Caliber der **neuen Canonen**, die alle erst unter Christian dem VIIten zu **Friedrichswerk** in Seeland gegossen sind, als durch besondre Bereitung des **Pulvers** auf dortigen Pulvermülen, erreichen die Dänischen Artilleristen eine grössere Schuß-

weite,

weite, als man sonst für erreichbar hielt; und machten vor Kurzem die wigtige Probe, ein altes Kriegsschif in weiter Ferne in Grund zu boren. Die **Minirwissenschaft** ist auch durch einen Holsteiner, Herrn Professor **Gnüß** zu höherer Vollkommenheit gebracht worden, als die Franzosen gethan hatten; und nach dessen neuer Theorie ist eine Mitte auf der Insel Amager mit dem glüklichsten Erfolge gesprengt worden. — Uebrigens wird die ganze Kriegs-Wissenschaft von den Officiers nicht mehr als Handwerk getrieben, sondern als gründliche Theorie und Praxis. Niemand wird zum Ober-Officier befördert, ohne sichre Zeugnisse seiner mathematischen Studien: zum **Artillerie- und Ingenieur-Officier** aber noch weniger, ohne ein **scharfes schriftliches Examen**, das er ohne fremde Hülfe und Bücher auf der Stelle beantworten muß; und dieses Examen wird sogar geschärft wiederholet, wenn Einer vom Second- zum Premier-Lieutenant zu avanciren wünschet. Zur Bildung geschikter Artillerie- und Ingenieur-Officiers aber

dienet vornemlich die **Ingenieur-Schule** zu Kopenhaven, wo die Cadets, unter dem Titel Stükk-Junker, und unter Discipline eines ältern Officiers, in allen Gründen ihrer Wissenschaft, und in der Teutschen und Französischen Sprache, unterrichtet werden. Endlich sind, sowol in der Hauptstadt, als zu Christiania in Norwegen, und zu Rendsburg, **vollständige Zeughäuser**, in deren jedem eine respectable Anzahl neuer Canonen und Mörser, nebst Kugeln, Bomben, Kartätschen u. d. gl. auch vollständiger Rüstung für 100,000 Mann Fußvolk und Reiterei, aufgestellet sind. Alle **Canonen** sind montirt, und mit allem Pferde-Geschirre, sogar mit ledernen Eimern versehn, so daß gleich zum Abzuge kann angespannet werden. Ebenso liegen die **Pontons** vollständig in Bereitschaft, und die dazu gehörige Mannschaft ist in ihrem Manouvre vollkommen geübet. — So habe ich den Zustand der Dänischen Landmacht vor wenigen Jahren erst gefunden; und jeder Fremde kann ebendas sehn, wenn er nur den geringsten Begriff von Kriegs-

we-

wesen hat, und Belehrung bei kundigen Officiers suchet.

Ich hoffe, verständige Leser jezt etwas genauer mit dem Dänischen Kriegswesen bekannt gemacht zu haben; und achtete dieses für Gewissens-Pflicht, aus aufrichtiger Dankbarkeit für alles in Dänemark genossene Guthe: obgleich ich nicht mehr so glüklich bin, meinem ehemaligen Monarchen durch einen Eid verpflichtet zu seyn. — Mit Erlaubniß derjenigen Leser, die nicht gern getäuscht seyn wollen, begleite ich jezt noch das weitere Geschwäzz des Franzosen mit einigen kürzern Berichtigungen. Dieser Mensch, der schon sonst zeigte, daß er vor Majestäten keine Ehrfurcht heget, erzälet S. 314, mit aller Frechheit eines Engländers, seinen Lesern die ganz unerhörte Neuigkeit, daß der **König von Dänemark** kein allweises und allmächtiges Wesen ist, sondern den grössesten Theil Seiner Regierung Seinen **Stats-Bedienten** überlassen muß; (gerade so wie der scharfsehende Friedrich in Preussen, und

Josef II, die Beide auch durch andre Menschen wirken müssen; und nach verübten Ungerechtigkeiten Ihrer Unter-Bedienten ebenfalls nichts weiter können, als das Recht wieder herstellen, und Uebertretungen ahnden.) Indessen haben doch die Dänen, durch den Hochverrath des Teutschen Struensee, die Genugthuung erhalten, daß die **Besezzung aller Befehlshaber- und Rathgeber-Stellen mit Landeskindern** jezt wieder Reichs-Grundgesez geworden ist, wie es schon unter Christian dem Ersten war; daß also nun kein Ausländer wieder der Haubt-Nation spotten darf, indem er Königliche Befehle in einer **fremden Sprache** publiciret, oder gar einen Franzosen wieder zum Befehlshaber hereinrufen darf, damit dieser die Königliche Landmacht verringere. — Ebendieses Grundgesez schüzzet die Dänen künftig gegen **Raubsucht ausländischer Projetteurs**, worüber der Franzos klagen will gehöret zu haben; obgleich man aus seinem verwirrten Geschwäzze niemals erfahren kann, ob er von gegenwärtigen, oder längst überwund-

wundnen Uebeln plaudert. Denn so träumet er noch S. 324. **Aventüriers** könnten sich hier leicht in Raths-Collegien, und bis in das Ministerium, schwingen; und seine Patrone in **Hamburg**, die ihn so reichlich futterten und tränkten, hätten ihn noch jezt versichert, wer sonst zu nichts in der Welt nüz wäre, der könnte doch Dänischer **Rath** werden. — Daß ehemals Dänische **Titel** verkauft wurden, unter deren Schuzze einige Hamburger sich von Auflagen ihrer Vaterstadt befreieten; das erinnerte ich selbst oben zu S. 297. dieser Briefe: aber **Titel** machen Einen doch noch nicht zum **wirklichen** Rathe; zudem haben ja auch grössere Könige manche **Räthe**, die nicht zum Rathen taugen, die aber auch eben nicht um Rath gefraget werden. — Uebrigens scheint der Franzos, hienächst einmal etwas Wahres zu sagen, wenn folgender Grundsaz aus seinem Gehirnchen kömmt: „Es kann um den **Patriotismus** nicht guth stehn, wenn nichtsnüzzige Leuthe, (ohne irgend ein andres Verdienst um den Stat, dergleichen doch wenigstens die-

jenigen sich erwerben, die durch Bezalung der Rang-Steuer die Lasten des geringen Volkes erleichtern,) durch Titel und Aemter geehret werden; oder wenn **Aventüriers**, leichter als Landeskinder, zu Stats-Bedienungen gelangen können." Ja! Ebendarum ist das **Indigenat-Gesezz** gegeben worden, damit Landeskinder nicht länger muthlos bleiben sollten, als wenn sie, bei den redlichsten Absichten und allen erworbenen Geschiklichkeiten, doch vor jedem zudringlichen oder schleichenden Aventürier und Ausländer würden zurükkstehn müssen. — Der Beschluß seiner Traum-Reise durch Dänemark, (denn er will über Lübek zurükk gereiset seyn, ohne das blühende Wagrien gesehn zu haben,) krönet der Franzos endlich mit noch einem Selbst-Widerspruche, S. 325. Um nicht der Wahrheit das Opfer bringen zu müssen, daß die **gegenwärtige Dänische Regierung Harmonie wirksamer Glieder unter Einem Haubte** ist, plaudert er hier, wie S. 315, von **Hof-Kabbalen und Intriguen**, die auf den König stärkern Einfluß ha-

haben sollen, als Dessen nächster und würdigster Rathgeber, der **Erbprinz Friedrich**, der mehr für die **guthe Sache** seyn soll. — Nun wer kann aus dem Geplauder klug werden? Der König soll der ärgste **Despot** in Europa seyn, (S. 313.) und doch sollen Seine Befehle keinen **Nachdruck** haben; (S. 311.) weil Er alleruntherthänigste Vorstellungen Seiner **Minister und Räthe** anhöret, und zuweilen ihnen folget; (S. 314. f.) und dann soll noch eine **guthe Sache** seyn, die der König Sich von Seinem Herrn Bruder sich nicht will empfehlen lassen. (S. 325.) Was ist denn aber die **guthe Sache**? Jeder Dänische Patriot wird sagen, „Indigenat-Recht; väterliche Behandlungen der Unterthanen; sparsame Wirthschaft, und Beförderung des Handels; vorzüglich aber auch Gewissens-Freiheit, Beförderung der praktischen Religion; und verhältnißmäßige Aufklärung des Volks in jedem Stande, in Absicht auf dessen wahre Vortheile.“ Wird denn alles dieses wesentliche Guthe durch irgend eine Kabbale gehindert? oder hat der Kö-

nig nicht genug guthen Willen und Einsicht, nach dem Rathe Seines rechtschaffensten Rathgebers zu handeln? Auf alle diese Zweifel antworten **Thatsachen**, die jeder Verständige in dem **Politischen Journal** lesen kann. Unser Franzos wollte nur **lästern**; Wahrheit ist ihm so gleichgültig, als seinen bewundernden Lesern! Ebendarum beklaget er, als Beispiel der unglüklichen Dänischen Regierung, die **Errettung** der Dänen vor der Despotie eines Teutschen, der die väterliche Monarchie, die ursprüngliche Nordische Regierungs-Verfassung, in einer asiatischen zu verwandeln Lust hatte. Diese Errettung des Vaterlandes, die der erhabenste Vertheidiger der guthen Sache fast allein bewirkte, stellet der träumende Franzos seinen unkundigen Lesern als **Katastrophe** vor, wodurch Ruhe und Wolstand des Landes wären gestöret worden. Mögte doch der Allgüthige das würdige Dänische Volk jedesmal durch solche Katastrophen retten, wenn jemals wieder ein Frevler ohne Religion und Tugend sich erfrechen sollte, beide Grundvesten der

Thro-

Thronen untergraben zu wollen; die würdigste Haubt-Nation verächtlich zu behandeln, und das Brod der Landeskinder ausländischen Aventüriers hinzuwerfen!

Nachdem der Franzos, in dem einzigen 58sten Briefe sich seiner Galle auf ein Jahr entladen hatte, blieb ihm für das **Hannöverische Land** nicht viel übrig: sonst müsste er da, (ungeachtet des väterlichen Tones, den alle Verordnungen da, wie in Dänemark, haben,) mehrere Gebrechen **gesehn** haben, als er an den Hamburger Tafeln sich von Dänemark **erzälen** ließ. Aber so geht es allen courirmäßigen Reisenden, die mit eignen Augen nichts als Wirthshäuser und Passagiers oder Gäste sehn, um sich bloß an aufgeschnappte Wirths- und Tafel-Nachrichten halten. Obgleich er wenigstens 40 Meilen durch Hannöverische Fürstenthümer hindurch jagete, so erfuhr er doch nicht einmal soviel, daß diese Länder **dreierlei Verfassung** haben; daß nämlich die Fürstenthümer Bremen und Verden, Celle und

Lü-

Lüneburg **keinen Licent** bezahlen, und daher nicht nur alles daselbst wolfeiler, sondern auch Bauer und Bürger wolhabender sind, als in den Fürstenthümern Kalenberg und Göttingen. Statt solcher statistischen Beobachtungen, spöttelt unser Lustigmacher bloß über die **Weser-Länder**, die ihm zu keinem höhern Endzwekke geschaffen zu seyn dünken, als daß die Menschen da mit **Fröschen** kämpfen sollen. (S. 327.) Seine Reise-Lehrer scheinen auch, sich mit ihm einen Spaß gemacht zu haben, indem sie ihm aufhäfteten, diese Länder ständen jährlich den ganzen Winter durch **unter Wasser**, so daß dann nur Städte und Dörfer aus Einem weiten See hervorrageten. (S. 327. f.) Alle Anwoner der Weser sollen **schnekkenartiges** weiches und **eingeschrumpftes Fleisch** haben, und lauter **kleine runde Figuren** seyn. Hätte er sich doch nur mit einem **Marsch-Bauern** gemessen! oder hätte er die blühenden Mägdchen von Nord-Friesland bis nach Emden und Oldenburg, nüchtern angesehn: so würde nicht so seltsames Zeug von Nordischen

Teut-

Teutschen gedrukt worden seyn, als wenn der reisende Flüchtling bis zu den Lappern und Samojeden hingekommen wäre. — Auf die **Schiffsmässige Kost** schmälet er besonders S. 328. weil die Herren Kaufleuthe zu Emden und Bremen sich nicht so gastfrei gegen ihn gezeiget zu haben scheinen, als seine Hamburgischen Patrone. Er dachte daher auch nicht daran, daß eben der Brandwein, das derbe geräucherte Fleisch, und das nahrhafte schwarze Brod, den **Hannöverischen und Westfälischen Helden**, die sieben Jahre lang ihr Vaterland vertheidigten, die Mannes-Kraft gab, die Wasser-trinkenden und in Suppen schwelgenden **Franzosen** wie Frösche auf ihre Bajonnets zu spiessen, oder von der Schulter bis an den Gürtel zu spalten. Er schilt (S. 329.) auf die **Schwerfälligkeit** jenes Helden-Volkes, ohne dessen schweren Arm gefühlet zu haben: glaubt aber, dieses dadurch wieder guth zu machen, daß sie nicht so **wild**, als die Dänen, seyn sollen. (Oben S. 315. glaubte er, die **Dänischen National-Soldaten** dadurch ver-

ächt-

ächtlich zu machen, daß er sie wild nannte: der Herr Abbé zeigt aber dadurch nichts als seine schimpfliche Unkunde von dem Wesen der Kriegs-Leuthe. Der Soldat soll freilich in Friedens-Zeiten verträglicher Mitbürger; er darf auch gesitteter Gesellschafter, sogar des Frauenzimmers, und würdiger Geistlicher seyn: aber sein Endzwekk ist doch fürwahr nicht, Vaterlands Feinden bloß Wolgeruch entgegen zu duften, und selb sieben vor Einem Helden zu fliehn, wie Gentilshommes bei Roßbach. Sowol der weibische August, als der männliche Cäsar, erkannten die einleuchtende Wahrheit, daß die wilden Teutschen allein noch Männer waren, nachdem die Römlinge (Faex Romuli) nicht einmal mehr taugten, ihre ewige Stadt hinter Mauern zu vertheidigen. Hätte der Herr Franzos nur Einer seiner retirirenden Chevaliers gefraget, so würde er ihn gewiß versichert haben, daß die Cheruska-Helden noch jezt wilde Männer sind, wie unter Herrmann; und daß mehr als Französische Bravour nöthig ist, den blinkenden Stahl eines solchen Helden anzu-

blik-

blikken, wann Einer der erhabnen Welfen einzuhauen gebeuth, und Hieb auf Hieb Männer spaltet.)

Da unser Franzos allemal von einem einzigen Menschen Schlüsse auf Millionen macht, so soll auch das ganze Hannövrische Volk, von der Elbe bis an die Weser, **unreinlich** seyn: weil er ein Paar arme Bauern fand, die **Vieh** in der Wohn-Stube bei sich hatten. Er sagt nie, an welchem Orte, in welcher Gegend er so etwas gesehn habe: sondern immer allgemein von grossen Land-Strichen von 50 Meilen. — Da er aber nun einmal **nichts vergessen kann**, was ihm irgendwo nicht recht gewesen ist: warum ist er dann zugleich so undankbar vergeßlich, wo etwas zu loben war? Warum wollte er, der doch in Holstein, und sogar im östlichen Theile, gewesen seyn will, es nicht loben, daß dort sehr guthe Wirthshäuser mit weichen Betten sind; und daß man Reisende von ordentlichem Ansehn nicht nöthiget, **auf Stroh** zu schlafen, wie in den armen, durch Krieg für

das

das undankbare England ausgesogenen, Hannöverischen Länder? (S. 329.) Er sezzet noch S. 330. hinzu, es sey ihm unbegreiflich, wie Seine Landesleuthe, in dem siebenjährigen Kriege, es dort bei der elenden Kost von Kleien-Brod, Erd-Aepfeln und Spekk (das vorzügliche Hammel-Fleisch vergißt der Undankbare, der immer nur schmählen will!) haben aushalten können. — Kleien-Brod assen die Herren zwar nicht: sondern erpresseten guthen Weizen für ihre Feld-Bekkerei: indessen starben sie doch wie Fliegen, bis sie Cherusкisch leben lerrnten, oder durch Brandwein sich gegen die naßkalte Witterung sicherten. Indessen wird der Herr Abbé wolthun, weil er doch den Rathgeber Seines Monarchen macht, (S. 322.) Seiner Allerchrisilichsten Majestät patriotisch zu rathen, niemals wieder ein so entnervtes Volk, besonders nicht die niedlichen Toilette-Chevaliers, in das furchtbare Nordland zu schikken, wovor jeder Weichling sich schon genug durch die Schilderung eines Tacitus hätten sollen zurükkschrekken lassen. — Uebrigens

hätte

hätte Er, wenn er doch das Ansehn haben wollte, Menschen beobachtet zu haben, auch nicht vergessen sollen, daß sowol **Sitten** als **Mundart** weit **feiner** im **Celliſchen**, Lüneburgiſchen, und Stift-Bremiſchen ſind, als in dem eigentlichen Hannover, und beſonders in den Fürſtenthümern Kalenberg und Göttingen. Aber da hat er zu **Hannover** (S. 332.) wieder bloß den Adel beſchmauſet, und darüber das Volk aus den Augen gelaſſen. Welcher Weltbürger wird aber bloß Perſonen beobachten die zu eſſen geben; und dann ſoviel Unverſchämtheit haben, der ganzen Teutſchen und Helvetiſchen Nation weis machen zu wollen, er habe die **ganze** Teutſche Menſchheit beobachtet? — Daß die Hannöveriſchen **Truppen** (S. 335.) nicht ſo guth **diſciplinirt** ſind, als die Oeſterreichiſchen und Preuſſiſchen, das fiel ihm doch in das Aug: (obgleich dieſes ihrer Würde, als Kriegs-Helden, bisher nicht ſchadete:) daß ſie es aber auch nicht ſoſehr ſind, als die **Däniſchen**, das wollte der türkiſche Franzos nicht geſtehn; weil er mit Däniſchen Officiers nicht geſchmauſet hatte, als bei welcher wigtigen Gelegenheit er allezeit ſeine Urtheils-Sprüche über Nationen und Fürſten abfaſſet. Hätte er bloß

aufgeklärte Officiers-Gesellschaften, ohne Schmauserei, in Rendsburg gesuchet: so würde er sie da so guth, wie in Hannover, (S. 332.) gefunden haben. Aber dann hätte er nicht den unsinnigen Einfall haben müssen, das ganze Königreich in weniger als acht Tagen, genauer kennen zu wollen, als Männer, die viele Jahre darin gelebet haben, und beide Landes-Sprachen verstehn. — S. 336. rühmt er den Einfluß der **Freimaurerei** auf die Sitten; das hätte er aber nicht gethan, wenn er gewußt hätte, daß ein grosser Theil der Dänischen Officiers auch Maurer sind. So rächet sich seine Unkunde an ihm selbst!

Wegen der Brille eines einzigen alten Dänischen Geistlichen, (S. 305.) wegen der Schiffskost, (S. 309 und 328.) wegen des schlaffen Fleisches der Mägdchen, (S. 328 und 338.) und wegen des wilden entseelenden Blikkes der Nordischen Männer, (S. 315.) hat endlich der Wizling allen Völkern, die jemals kältere oder gemäßigte Länder bewoneten, so tödlichen Haß geschworen, daß er sogar allen seinen Lesern zumuthet, der **Geschichte** nicht so viel zu glauben, als ihm; indem er S. 340. behaubtet, alle **Erleuchtung des Menschen-Verstandes** sey

aus

aus Süden gekommen. Die Abregés de l'Histoire universelle wissen zwar auch nichts von ältrer Geschichte der Menschheit im Norden: aber, wer nicht tiefer schöpfete, der durfte auch nicht auf Geschichte sich berufen. Ein Franzos, der nur die unique Nation de l'Univers bewundert, ist freilich so unheilbar, daß es keinem vernünftigen Wesen einfallen darf, einen solchen Schwarzen zu waschen: indessen wird doch bei einigen verständigen Teutschen die Mühe nicht verloren seyn, sie an **ältre Aufklärungen aus Norden** zu erinnern. **Slaven oder Chaldäer** erfanden Feuer, Metall-Schmelzung, Stahl-Härtung und Steinschrift; ja sogar Bewegungs-Gesezze der Himmels-Körper. Othin's **Dannemänner** (jezt Dänen, Normänner, Isländer und Sweden genannt,) hatten immer, und haben noch, den Herz-erhebenden Glauben der Unsterblichkeit; eh wizzige Süd-Seelen es bequemer achteten, mit dem Viehe vernichtet zu werden. Sie hoffeten ewige Glükfäligkeit von der All-umfassenden Menschen-Liebe des einzigen Allvaters; bis **Römische Spizbüberei** ihnen todte Gözzen aufdrang, von denen sie Sünden-Vergebung **kaufen** sollten. Und endlich erschütterte ein einziger Teutscher Mann, (in

eben dem Lande, wo man trunkne Franzosen auf Stroh legt, (S. 269,) und wo die Küche schmäler ist, als in dem geschmakvollen Baiern, S. 15.) die Grundveste des erlogenen Stules des Fürstbischofs Petrus, und lehrte die Fürsten von neuem ihr göttliches Recht über christliche Gemeinen. Warum drang diese Nordische Aufklärung bis jezt nicht in alle Köpfe der penetrirenden Franzosen und der feinen Italiäner? Oder gehöret etwa stärkere Seelen-Kraft dazu, nach dem Glauben des Viehes Sardanapal zu leben, als auch einer heiligen Religion, die im Leben und im Tode uns unsere Bestimmung gewiß machet? O Aufklärung der Weichlinge in Süden! was bist du gegen die Seelen-Stärke Nordischer Männer, die einen gerechten Gott und ewige Vergeltungen glauben, ihren väterlichen Monarchen bis zum Tode treu sind, und mit eben der Freudigkeit den kalten Stahl blizzen sehn, womit ein Franzos seinen Champagner perlen sieht? Sey immer **Krieg** ein grosses Uebel, so entnervet er doch die Seelen nicht so, wie die fortdauernde Pest der **südlichen Mönscherei**, und ihr Nachweh, die niederträchtige **Freigeisterei**! Nur da, wo der Menschen-Verstand durch **Augures** und Mönche und Pontifices

fices gekränket ward; oder wo Unzucht keusche Liebe verdrängte; nur da können niedere Zweifel gegen den erhabnen Glauben ewiger Unsterblichkeit und Vergeltungen entstehn.

Weil unser Franzos so lange **seinen** leichtgläubigen Lesern weisgemacht hat, daß er auch **alte** Geschichte gelesen habe: so will er doch endlich auch (S. 342. f.) seinen gelehrtern Lesern davon eine eclatante Probe geben; und erzälet ihnen, wie ehemals die Teutschen Wilden dem **Varo** (im Genitiv **Varo's**) schlugen; den unvorsichtigen Feldherrn nämlich, dessen abgeschiednen Geist der unsinnige Augustus beschwor, Vare! Vare! redde mihi Legiones! denn **Varus** hatte keinen Vorbedacht auf eine so glorieuse Retraite genommen, wie der Französische Toiletten-Held bei Roßbach. — Uebrigens wundert der geschichtkundige Franzos sich, warum die **Teutschen Miethlinge** in Nord-America nicht ebensoviel gegen wüthende Freiheit-Schwindler ausrichten konnten, als die neuen Cheruscker und Chatten in ihrem **Vaterlande**, unter den Augen eines erhabenen Welfen, gegen retirirende Franzosen. Begriff denn der allweise Wizling nicht den himmelweiten Unterschied, ob ein tapfres Volk für Vaterland

eben dem Lande, wo man trunkne Franzosen auf Stroh legt, (S. 269,) und wo die Küche schmäler ist, als in dem geschmakvollen Baiern, S. 15.) die Grundveste des erlogenen Stules des Fürstbischofs Petrus, und lehrte die Fürsten von neuem ihr göttliches Recht über christliche Gemeinen. Warum drang diese Nordische Aufklärung bis jezt nicht in alle Köpfe der penetrirenden Franzosen und der feinen Italiäner? Oder gehöret etwa stärkere Seelen-Kraft dazu, nach dem Glauben des Viehes Sardanapal zu leben, als auch einer heiligen Religion, die im Leben und im Tode uns unsere Bestimmung gewiß machet? O Aufklärung der Weichlinge in Süden! was bist du gegen die Seelen-Stärke Nordischer Männer, die einen gerechten Gott und ewige Vergeltungen glauben, ihren väterlichen Monarchen bis zum Tode treu sind, und mit eben der Freudigkeit den kalten Stahl blizzen sehn, womit ein Franzos seinen Champagner perlen sieht? Sey immer **Krieg** ein grosses Uebel, so entnervet er doch die Seelen nicht so, wie die fortdauernde Pest der **südlichen Mönscherei**, und ihr Nachwehe, die niederträchtige **Freigeisterei**! Nur da, wo der Menschen-Verstand durch **Augures** und Mönche und Pontifices

fices gekränket ward; oder wo Unzucht keusche Liebe verdrängte; nur da können niedere Zweifel gegen den erhabnen Glauben ewiger Unsterblichkeit und Vergeltungen entstehn.

Weil unser Franzos so lange seinen leichtgläubigen Lesern weisgemacht hat, daß er auch alte Geschichte gelesen habe: so will er doch endlich auch (S. 342. f.) seinen gelehrtern Lesern davon eine eclatante Probe geben; und erzälet ihnen, wie ehemals die Teutschen Wilden dem Varo (im Genitiv Varo's) schlugen; den unvorsichtigen Feldherrn nämlich, dessen abgeschiednen Geist der unsinnige Augustus beschwor, Vare! Vare! redde mihi Legiones! denn Varus hatte keinen Vorbedacht auf eine so glorieuse Retraite genommen, wie der Französische Toiletten-Held bei Roßbach. — Uebrigens wundert der geschichtkundige Franzos sich, warum die Teutschen Miethlinge in Nord-America nicht ebensoviel gegen wüthende Freiheit-Schwindler ausrichten konnten, als die neuen Cheruscker und Chatten in ihrem Vaterlande, unter den Augen eines erhabenen Welfen, gegen retirirende Franzosen. Begriff denn der allweise Wizling nicht den himmelweiten Unterschied, ob ein tapfres Volk für Vaterland

und Freunde, unter Augen eines geliebten National-Fürsten ficht; oder ob es in ein **fremdes Land** geführet wird, wo Sieg oder Verlust ihm gleichgültig seyn darf? Die **Nord-Americaner** mögen sosehr **Pakkvolk** seyn, als der Franzos es einem Göttinger Professor nachplaudert: so waren sie doch gewiß nicht so **feige** wie Französische Chevaliers und Abbés, und **disciplinirt** genug, um nicht schimpflich zu retiriren. Indessen liefen doch auch selbst die Teutschen Miethlinge nicht selb sieben vor Einem Helden; und gewiß würden sie dem Teutschen Namen noch mehr Ehre gemacht haben, wären sie nicht unter Befehle eines Engländers gedemüthiget worden. (Opferte nicht ein tükkischer Engländer auch in Hannover die Sache seines Königs auf; bloß weil er nicht so disciplinirt war, schuldigst gehorchen zu wollen?) S. 345. behaubtet der Franzos, die **Süd-Völker** seyen dauerhafter im Nord-Klima, als die Nord-Völker im Süd-Klima: **seine** Landsleuthe aber waren es doch nie im Ganzen, sooft ihre Armeen sich weiter nordwärts wageten; und die **Römischen Legionen**, (von denen wir ja nicht wissen, wie groß unter ihnen die Sterblichkeit war, wenn sie in Teutschland im Lager stan-

ſtanden,) waren ja keine Römlinge, ſondern abgehärtete Gallier. — Das Geplauder über die Schwächlichkeit der Nordiſchen Körper beſchlieſſt der ſpringerhafte Franzos endlich mit dem entſcheidenden Spruche, daß alle groſſen Körper der Teutſchen, Dänen und Polen (warum vergaß er die ſchlanken Irländer?) bloſſe Klözze von Knochen und Fleiſch ſind, welches oft bis zum Ekel in das Schwammigte falle. (Wie doch der Menſch das Fleiſch aller Völker betaſtet hat; ſo daß man ihm faſt Mezger-Verſtand zutrauen ſollte!) Im Vorbeigehn S. 344. lehrt er ſeine leichtgläubigen Leſer auch noch eine ganz neue Wahrheit aus ſeiner Geſchichtkunde; nämlich, daß die Araber (deren Völker-Recht darin beſteht, jeden wolhabenden Reiſenden zu plündern, wenn er nicht den Bund des Eſſens mit ihnen gemacht hat,) da, wohin ſie als Feinde kamen, Menſchen-Liebe verbreiteten. (Ei? ſo thaten das auch ja wol die menſchenfreundlichen Franzoſen, welche die Unter-Pfalz verheerèten? und die evangeliſch-chriſtlichen Sweden, die in Kur-Sachſen, Brandenburg und Holſtein ſo entſezlich mordbrannten, daß noch ihr Namen dort ſoſehr im verwünſchten Andenken iſt, daß das gemeine Volk ihn für den

Namen des hölliſchen Feindes braucht, und im Zorne ſagt, „Daß du den Sweden kriegſt"!) Wieder auf Araber, Spanier, und Römiſch-Katholiſche orthodoxe Franzoſen zu kommen, wie iſt es möglich zu denken, daß ein Volk Menſchen-Liebe haben, geſchweige denn verbreiten könne, welches orthodox glaubt, der Allgütige wolle alle diejenigen ewiger Quaal übergeben, die nicht Anhänger Eines Chalifen oder Fürſtbiſchofs ſind? Fürwahr! ſobald man glaubt, ein Mitgeſchöpf habe ewige Quaal verdienet, ſo hindert kein Gewiſſen mehr, es auch zeitlich zu quälen: vielmehr verpflichtet ein ſo unſinniger Aberglauben, welcher alle Menſchen zu Anhängern eines einzigen Ober-Biſchofs erſchaffen glaubt, jedes ſchwache Gewiſſen, Anhänger eines andern Biſchofes dragonermäſſig zu jener gröſſern Heerde hinzuhauen, oder alle nicht Folgſame niederzunezzeln.

Unſer Franzos, der lauter Leſer zu finden hoffet, die auf der Welt nichts wiſſen, als was Er ihnen vorſchwazzet; demonſtriret ihnen (S. 348. f.) aus der reinen und troknen Luft Frankreichs, daß dortige Regierung nicht ſo willkührlich ſey, als in Teutſchland und dem Norden, den er den natürlichen Sizz des Despo-

riſmus

tiſmus ſchilt. Aber wie durfte er hoffen, daß alle Köpfe, ſobald die Augen in ſeine Briefe blikken würden, ſo verwirret werden ſollten, Lettres de cachet, und Controle-Pachtung, und Widerruf des unwiderruflichen Edicts von Nantes, und Dragoner-Bekehrungen, und Galeren-Strafen für ein bibliſches Glaubensbekenntniß, alles für **väterliche** Regierung zu erkennen; und dagegen die urſprüngliche, Gottnachahmende, väterliche Monarchie der Nordländer, die mildeſten Auflagen auf den Landbau, und die gewiſſenhafteſte Tolerance, mit dem ententſezlichen Schimpf-Namen **Despotiſmus** zu brandmarken. — S. 350. ſagt der offenherzige Franzos endlich ſeinen bewundernden Leſern, er habe allen dieſen widerſinnigen Gedanken nur auf dem Hannövriſchen **Poſtwagen** ausgeheket, da er in ſo unnatürlichem Zuſtande war, daß er unter andern Schweinen auf **Stroh** lag! Was bedürfen wir weitern Zeugniſſes wider ihn?

Wenn unſer Reiſender ſo ſtark **benebelt** war;
Wer glaubet dem Geſchwäzz', was da ſein Kopf gebar?

In **Göttingen** hatte Ein Profeſſor ihm ſo güthlich gethan, daß er die Univerſität mit ſei-

ner Schmähsucht verschonet: denn Eine guthe Malzeit mit reichlichem Wein ist immer hinlänglich, einen Abbé so lange zum Maul-Freunde zu machen, bis ihn wieder hungert; so wie ein einziges Linsen-Gericht mit Spekk, ohne Wein, ihn gegen ganze Nationen unversöhnlich erbittert. — Er lobet S. 359. sogar die Göttingischen **Compendien**; die denn auch freilich weit tiefer aus den Quellen geschöpfet sind, als Abbrégés, von Bossuet an bis auf Formey hinunter. Hätte unser galanter Franzos nur ein Göttingisches Geschicht-Compendium zum Nachschlagen gehabt, so würde er wenigstens schon soviel gelernet haben, als Schüler in Teutschen Gymnasien wissen, daß der von Cheruskern niedergehauene Römer nicht Mr. Varo hieß. — S. 355. ff. schwazzet er auch etwas zum Lobe **halbjähriger Cursus**: weil Studenten, nach seiner bequemen Art zu denken, nicht selbst **aus Quellen schöpfen**, oder gar alles Gehörte **reiflich durchdenken** sollen. Für blosse gelehrte Handwerker mag das freilich hingehn; und ist ein nothdürftiger Behelf für **arme Protestanten** solcher Länder, wo Luther's Reformation ein unsäliger Vorwand der Raubsucht ward, und keine **Clöster**

für

für Studirende übrig blieben. Wo aber diese noch sind, wie in Dänemark und Wirtemberg; theils auch in Kur-Sachsen und den Braunsweigischen Ländern: da ist es doch gewiß nüzlicher, wenn Studirende langsamer lernen, und das Gehörte oder Gelesene verdauen; als, wenn sie aus Noth gar zu eilfertig einschlingen, und dann gar mit unverdaueter Gelehrsamkeit eines ängen dreissigjährigen Zeitraums, sogleich Aemter verwalten sollen.— Uebrigens kennet unser Franzos gar zu wenig die Triebfedern eines nicht hungrigen Gelehrten, wenn er S. 357. glaubt, bloß die Honoraria verursachten Wett-Eifer oder Neid zwischen Lehrern: nein! bei ädleren Männern thut dieses gewiß ebensosehr die blosse Ehre des Beifalls solcher Jünglinge, die ebensowenig, als unser Franzos, Gründliches und Ungründliches zu unterscheiden wissen.

Das Einzige, was ausser dem Stroh-Lager, unsern Franzosen in Göttingen am meisten schmerzete, das war, wie er es S. 350, nach seiner verbindlichen Art, sehr fein ausdrükket, die Charlatanerie der Göttinger Professoren, womit sie die Allerchristlichste Regierung, (so wie die Allerheiligste zu Rom,) für Quintessence

essence der Despotie, die Französischen **Akademien** für Narren-Spitäler, und die glorieuse **Armee** (doch wol nur die **Filet-strikkenden Chevaliers**?) für Weiber halten sollen. — Ich lese seit vielen Jahren die Göttinger gelehrten Anzeigen; erinnere mich aber nicht, jenes Urtheil über Französische Academien, nicht einmal über die despotische Sprach-entnervende Académie des Quarante, daselbst gelesen zu haben. Solche Franzosen wie unser flüchtiger Passagier, die **avec toute Suffisance possible**, ihre Nation als die einzige der Welt betrachten, Ausländern niemals öffentlich danken wollen, und tausenderlei seichtes Geschwäzz zu Markte bringen, wo die **Teutschen** längst gründlicher untersuchten und schrieben; solche Kleinmeister sind zwar oft in Göttingen persiflirt worden: aber doch nicht die **grössesten Geister**, ausser Voltaire, der in Geschichte und Religion ebensooft Persiflage verdiente, als unser Herr Franzos; obgleich jenes grossen Geistes Verdienst um Tolerance von jedem Menschenfreunde verehret werden muß, wenn man gleich nicht alle Wärme für Religion und Tugend erloschen zu sehn wünschen darf. — Was aber die gründlichsten Göttinger Lehrer, ein Käst-

ner,

ner, Michaelis, Gatterer, Heyne, Feder, Meiners, Hißmann, Gmelin, Beckmann, und Blumenbach, den Franzosen zu danken haben sollten, das müßte wol äuserst wenig seyn. Wer die unsterblichen Schriften jener Männer studiret, der sieht überall Vertraulichkeit mit den Meister-Werken der Morgenländer und Griechen, mit der Natur selbst, und reifes Nachdenken. — Ich wüßte auch nicht, wo die Göttinger ungegründete Parteilichkeit für **Engländer** gezeiget hätten; als wozu kein patriotischer Hannoveraner Ursache hat, sooft er beherziget, daß ein guthmüthiges Volk, das für Groß-Britannien Guth und Bluth aufopferte, von den undankbaren Engländern doch nicht wie ein Brudervolk, sondern wie verächtliches Gesindel, behandelt wird, das nicht einmal werth seyn soll, Einen Monarchen mit den übermüthigen Britten zu haben. Daß einige Englische Philosophen gründlicher sind als die meisten Franzosen; daß ihre Dichter Gedanken statt tändelnden Wizzes haben; das darf kein **gerechter** Teutscher, solang er nicht **Franzosen-trunken** ist, verkennen. — Uebrigens hat unser Herr Franzos das wieder sehr falsch gehöret, daß Göttinger Professoren den **Dänen**

mehr

mehr Menschen-Verstand, Wizz und Aufklärung zutrauen, als den verfeinerten Süd-Völkern. (S. 351.) In Absicht auf Religions-Aufklärung sollten sie jenen freilich mehr zutrauen, als den verzweifelnden Römlingen und Franzosen, die lieber ohne alle Gewißheit leben und sterben, als die echte apostolisch-katholische Religion von Hildebranderei und Zigeunerei unterscheiden lernen wollen. (Eine so entehrende Gleichgültigkeit gegen Wahrheit fand ich nie bei Dänen, daß sie auch nicht einmal das heilige Buch hätten lesen wollen, woraus sie diesen Unterschied wissen, den soviele, sonst denkende, Katholiken nicht lernen wollen; weil sie wähnen, dieses Buch sey blos für Priester geschrieben.) Hätte unser Franzos, seit Erscheinung des Dänischen Indigenat-Gesezzes, das entehrende Mitleiden beobachtet, womit einige Göttinger Professore dieses allergerechteste Gesezz zu verunglimpften suchten; als wenn die Dänen nicht wieder, wie vormals, durch eigne Seelenkraft und Wirksamkeit, werden könnten, was sie waren, eh Sachsen und Franzosen dort das Brod der Landeskinder assen: so würde er ihnen ihre verächtlichen Urtheile über Franzosen gern verziehn haben. Ja, er hätte sogar einen

nen Professor finden können, der alle Teutschen, ausser den Sachsen, tief unter die Franzosen herabwürdiget; und die Dänen den Abschaum des menschlichen Geschlechts nännet, — wann es kein Dän höret, von dem noch etwa ein Honorarium zu verdienen ist. — Unser Herr Franzos hat gerade überall das Wigtigste versäumet, weil er nirgends verweilete: welche Wonne wäre es sonst auch für Ihn gewesen, solche Schmähreden dort an wolbesezten Tafeln aufzufangen; und **niederträchtige Katheder-Späße über Monarchen** wiederkäuen zu hören! Im Jahr 1778, da man in Göttingen glaubte, aus Patriotismus den **erhabensten Kaiser** hassen zu müssen: da versicherte sogar ein Professor, der sich immer mit Stats-Geheimnissen brüstet, ohne mit einem einzigen Hofmann in Briefwechsel zu stehn, eine so entehrende Lüge von Josef den Einzigen, daß ich selbst Majestät-Schänder zu werden fürchten müßte, wenn ich sie ohne Erstarrung meines Bluthes niederschreiben könnte. — Hier darf ich endlich den Herrn Abbé nicht weiter begleiten; weil ich in Cassel niemals war, und darüber also nichts schreiben darf. — Schließlich versichere ich noch, daß ich selbst die Franzo-

sen,

sen, wenn sie so billig sind, keine Aemter in fremden Ländern zu suchen; und fremden Nationen nicht Hohnzusprechen, für eine weit liebenswürdigere Nation achte, als die Engländer; obgleich ich dieser ihre Schriften zuweilen lieber lese, als manche Französische ohne Gründlichkeit oder voll falschen Wizzes. Ich konnte vielleicht sogar diesen scheelsichtigen Abbé lieben, wenn ich noch einmal **bedächtlicher** reisen, und seine **eigenen** Beobachtungen, nicht blosses Tafel-Geschwäzz, **bescheiden** herausgeben wollte.

LIBRARY
MAR 25 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DD
33
R56
1784

Riesbeck, Johann Kaspar
Briefe eines reisenden
Franzosen uber Deutschland
an seinen Bruder zu Paris